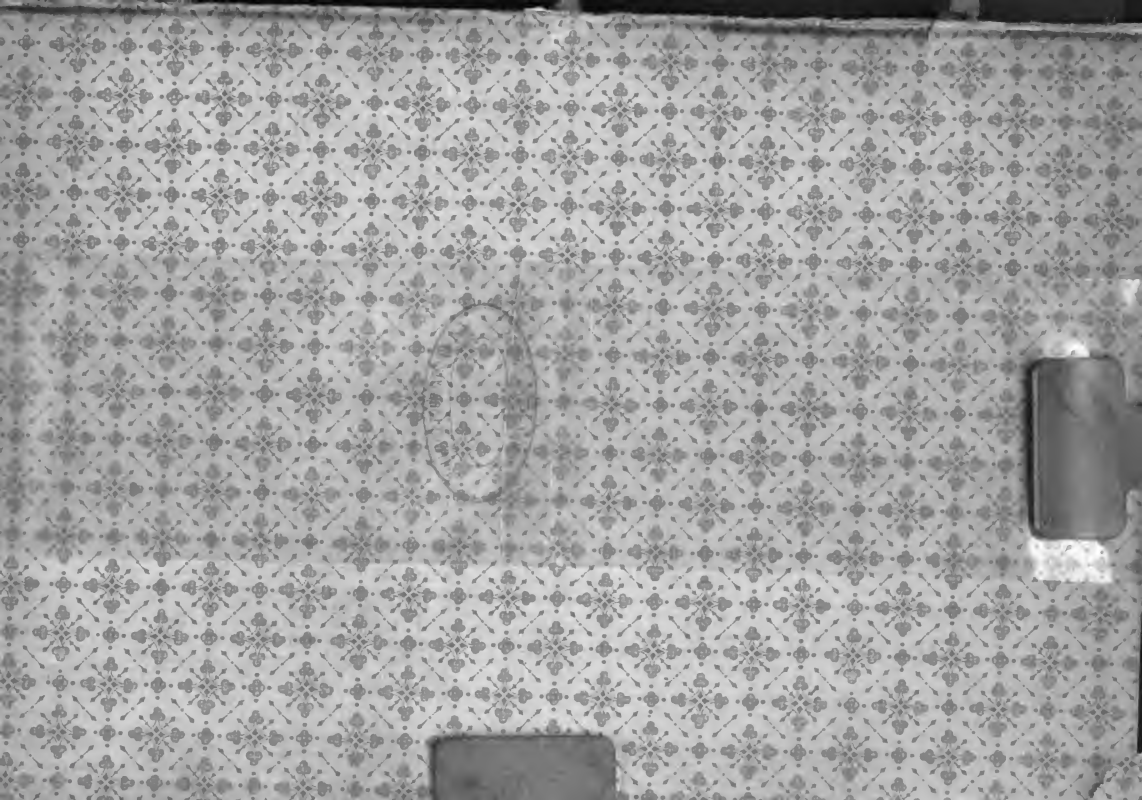
Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

Digitized by Google



Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

2. Jahrgang
April 1897—März 1898.

Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1898.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
95582A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1923 L

Inhaltsverzeichnis zum 2. Jahrgang: S. 396.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 1. April 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

J. W. Jul. Aßmann
Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1880

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Die heilige Passion
in
sieben liturgisch. Andachten
von
Ludwig Schoeberlein.

2. Auflage,

herausgegeben von **M. Herold**, Pfarrer.

1895. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Das dazu gehörige **Passionsbüchlein für die Gemeinde** (7. Aufl., 42.—50. Tausend, Einzelpreis 20 Pf.) wird in Partien von mindestens 50 Exempl. für 10 Pf. geliefert.

Das Bedürfnis nach Gottesdiensten, in denen die freie Rede ganz fehlt oder doch hinter die festen Formen des Gesangs, Gebets und der biblischen Vorlesung zurücktritt, ist in der österlichen Zeit mit ihrer Häufung von kirchlichen Feiern für Geistliche und Gemeinden gleicherweise vorhanden. Am unentbehrlichsten ist die liturgische Andacht in den Nachmittags- und Abendstunden des **Charfreitags**. Beispiele für solche Feiern bietet obiges Werk.

Die
Auferstehung des Herrn
in zwei Andachten
von
Ludwig Schoeberlein.

Preis 1 M.

Das dazugehörige **Osterbüchlein für die Gemeinde** kostet in Partien von mindestens 50 Exemplaren 2 M.

Perlen geistl. Volksgesangs
aus dem skandinavischen Norden.

Eine Anzahl der schönsten Originalmelodien der dänischen Volkskirche für Orgel oder Harmonium, Piano und ein- oder mehrstimmigen Gesang in mäßig hoher Stimmlage.

Mit deutschem Text

herausgegeben von

C. Schumacher.

Preis 1 Mark.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Digitized by Google

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Heinrichstr. 14. ✻ *HANNOVER* ✻ *Heinrichstr. 14.*

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Kirchen-Paramente,

Altar- und Taufgeräthe. Bahrtücher.

J. A. Hietel, Leipzig, gegr. 1849.

Kunststickerei.

Aug. Roth, Hagen i. W.

Königl. Hof-Pianoforte-Fabrikant
empfiehlt seine **Flügel, Pianinos** und

Harmoniums,

welche sich durch Tonschönheit, gediegene Ausstattung und Billigkeit auszeichnen. Ratenzahlungen gestattet. Gebr. Instrum. werden in Zahlung genommen. Frko.-Lief. Katal. gratis.

Ferd. Müller, Hoflieferant,
Quedlinburg,
Glasmalerei
für Kirchen, Kapellen, Palais, Rathhäuser, Villen, Wohn- und Prunkgemächer.
Cataloge und Skizzen zu Diensten.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wiese, L.

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?

Eine Mitgabe an Konfirmierte. 3. Aufl. 2.75. geb. 3.60. Goldschn. 4.20.

— Euphrosyne.

Mancherlei Frucht zur Geistesnahrung weiblicher Jugend. 4 M. geb. 4.90. Goldschn. 5.50.

Den in jeder Beziehung hervorragendsten Kupferstich der

Sixtinischen Madonna

gestochen von **Joseph Keller,**

Höhe 118 cm, Breite 85 cm liefert in vorzüglichen Abdrücken **bei direkter Bestellung statt 75 Mark**

für nur 25 Mark

die Buchhandlung

Friedrich Cohen in Bonn.

Staatsmedaille 1879. ✻ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. n. hervorragenden Kirchenbaumeistern.

Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 1. April 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Sell, Offene Kirchen, tägliche Gottesdienste. — Ein Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Franck, Unsere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen. — Schubart, Alphabet-Glocken. — Bürkner, Konfirmationsscheine. — Nelle, Das Kirchenlied in der Konfirmationsfeier. — Spitta, Praktische Winke für die österliche Zeit. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten. — Notenbeigabe.

Offene Kirchen, tägliche Gottesdienste

von **Karl Sell** in Bonn.

Der Wunsch, daß auch die evangelischen Kirchen, ebenso wie die katholischen, den ganzen Tag geöffnet sein möchten, will nicht verstummen, was man auch von Seiten besonders strenger Protestanten dagegen sagen mag.[1]) Er hat offenbar eine gewisse ideal gerichtete, volksfreundliche Stimmung und Strömung unter den „gebildeten Laien" für sich. Aus dem Munde der Leute, für welche man diese Wohlthat besonders erbittet, habe ich ihn noch nicht vernommen; aber das kann auf mangelhafter Information beruhen. Die vom protestantischen Standpunkte aus nicht unberechtigten Einwendungen, bei denen meines Erachtens aber erst nachträglich prinzipielle und theologische Gründe für einen vorhandenen Usus, der eigentlich ein Abusus ist, aufgesucht werden, verfangen doch nicht mehr recht. Das beweist deutlich die angezogene Erörterung, wobei der Gegner der neu erbetenen Sache die Gründe für dieselbe (Ev. Gemeindeblatt, Seite 184 oben) ganz vortrefflich und schön angegeben hat. Er zeigt damit, daß nur sein dogmatischer Verstand dagegen ist, sein Gemüt dafür.

Allerdings wird dieser Wunsch wohl hauptsächlich von solchen gehegt, die in vorwiegend katholischen Gegenden sich daran gewöhnt haben, die Kirchen immer offen zu finden, und die das katholische Volk um die inneren und äußeren Wohlthaten einer solchen Einrichtung beneiden. Auch diese Freunde von stets offenen Kirchen müssen aber zugeben, daß, wenn man auch unsere Kirchthüren die Woche

[1]) Vergl. das interessante Zwiegespräch zwischen den Herren Herdieckerhoff in Öftrich und Crönert in Halle im Ev. Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen. 1896. Nr. 21 und 23, worauf in Jahrgang I Nr. 4 dieses Blattes hingewiesen wurde. Herr Crönert hat denselben Gegenstand behandelt in der christlichen Welt. 1894. Nr. 5. Im selben Jahrgang kommt in Nr. 17, Sp. 403 Freiherr von Oertzen auf dieselbe Folgerung, die die Überschrift dieses Artikels andeutet.

Digitized by Google

über auf hätte, es doch sehr lange Zeit dauern würde, bis sich viele das zu nutze machen würden.

Die religiösen Bedenken, die man dagegen geltend macht, es sei katholisch, für sein Gebet eines besonderen Ortes zu bedürfen, man könne Gott immer und überall finden und anrufen, es sei doch nur eine verschwommene Andacht, zu der man in einer solchen leeren Kirche gelange, sind, soviel Richtiges sie haben mögen, doch hinfällig zur Bestreitung unseres Wunsches. Denn man kann doch einerseits nicht leugnen, daß sich uns Protestanten wenigstens am Sonntag die Kirche als „Bethaus" öffnet, daß andererseits der Herr Christus ausdrücklich von dem Kämmerlein gesprochen, wo man im Verborgenen beten soll, und daß er selbst die Stille der Bergeshöhe aufgesucht hat, um zu beten; man kann auch wohl nicht bestreiten, daß die äußere Stille geeignet ist, zur inneren Sammlung zu helfen, wenn es auch möglich ist, daß sie bloß zum Träumen verführt. Sobald man nur mit dem Öffnen der protestantischen Kirchen nicht den Zweck verbindet, der den gläubigen Katholiken in die Kirche führt, nämlich die Erfüllung der Pflicht, sich gewissermaßen seinem Gott, der ja leibhaftig gegenwärtig gedacht wird, persönlich verehrungsvoll zu nahen, auch nicht den Zweck, dem allein der öffentliche Gottesdienst der ganzen Gemeinde dient, sondern wenn man damit nur einfach das Bedürfnis der Vielen im Volk befriedigen will, die schlechterdings keinen Raum haben, wo sie einmal in der Stille ernsten und frommen Empfindungen und Gedanken nachhängen können, Einkehr halten können in sich selbst — auch auf die Gefahr hin, daß der eine oder der andere gar nicht zu religiöser Einkehr kommt —, so wird sich doch eigentlich nichts triftiges gegen das Offenhalten der Kirchen zu diesem Zweck sagen lassen. Läßt man an den meisten Orten die Friedhöfe offen, warum nicht auch die Kirchen, die doch rechtlich auch nicht ein Eigentum des Presbyteriums, sondern der ganzen Gemeinde sind?

Woher kommt es denn, daß nicht ganz wenige gebildete Protestanten, die doch in der glücklichen Lage sind, eine stille Stube zu besitzen, gern die Gelegenheit ergreifen, in einer katholischen Kirche eine Andacht zu verrichten? Oder wer, der sich auch nur einmal vor einem Unwetter in einen stillen katholischen Kirchenraum geflüchtet hat, wäre daraus innerlich ärmer herausgetreten?

Man kann doch schlechterdings nichts dagegen aufbringen, wenn uns gesagt wird, die Forderung, daß man den armen Leuten für einige Minuten frommer Selbstbesinnung die Kirchen öffne, sei eine Folge der Wohnungsnot! (Crönert.) Thatsächlich ist ja auch dieses Bedürfnis ganz etwas anderes als das, was den Katholiken in die Kirche treibt. Für ihn ist der Kirchenbesuch, man gestatte den ohne jede Gehässigkeit gebrauchten Ausdruck, die vorgeschriebene Meldung bei seinem himmlischen Herrn; für den der „Sammlung" bedürftigen Protestanten ist das Betreten einer derartigen stillen Stätte einfach eine Zuflucht, bei der sein höheres Ich einmal aufatmen kann. Weder Ort noch Anlaß zwingen ihn dort so gebieterisch wie den Katholiken zum Gebet, und man wird darum auch nicht behaupten können, eine derartige Aufforderung zum Kirchenbesuch leite die Gemüter zur „katholischen" Kirche hinüber. Auch der Grund dürfte hinfällig sein, daß sich noch kein allgemeiner Wunsch in dieser Richtung geltend gemacht habe. Erst wenn die Gelegenheit zur Befriedigung des Bedürfnisses gegeben ist, pflegen sich viele feinere Bedürfnisse einzustellen. So ging's mit den Volksbädern, den Ferienkolonien, den Wärmehallen und ähnlichem.

Digitized by Google

Sagt man aber, es stehe ja jedermann frei, seine Andacht in der Stille des eigenen Herzens zu halten, dann weisen wir hin auf die Großstadtwohnung, wo gleichzeitig mehrere Familien ein einziges Zimmer inne haben. Wessen Leben ausschließlich in diesen Räumen, auf der Straße, im Fabrikraum und etwa noch im Wirtshause verfließt, der weiß gar nicht, was Stille ist. Gewiß ein Apostel Paulus würde auch in solchen Verhältnissen „ohne Unterlaß" gebetet haben, aber er wäre doch ebenso zweifellos in solchen Verhältnissen niemals ein Apostel geworden, noch überhaupt ein Christ. Die „Hausandacht" aber ist ja doch thatsächlich ein, selten genug geübtes, Vorrecht der oberen Zehntausend und noch einiger darum hoch zu verehrender pietistischer „Stillen im Lande" in den unteren Volksschichten.

Scheint aber auch die Forderung, daß man die protestantischen Kirchen den ganzen Tag über offen halte, vollkommen begründet zu sein, so macht ihre Erfüllung doch erhebliche Schwierigkeiten.

Alle diese praktischen Schwierigkeiten haben ihre Wurzel darin, daß nun einmal die evangelische Kirche, wenn man sie außerhalb des Gottesdienstes öffnet, etwas anderes ist als eine katholische Kirche. Man merkt das am besten, wenn man beobachtet, welche Empfindungen dem Katholiken eine protestantische Kirche erweckt, auch die schönste, die er betritt: Sie ist ihm eine leerstehende Aula für treffliche Reden und vielleicht auch für schönen Gesang, die geweihte Wohnung seines Gottes ist sie nicht. Sie ist ihm ein profaner Raum. Und umgekehrt, was grade den überzeugten Protestanten beim Betreten einer katholischen Kirche vielleicht abstößt, das ist der Geist, der darinnen wohnt: er spürt, er hat das Bethaus einer ihm innerlich fremden Religion betreten. Die leere evangelische Kirche ist die Wohnung eines Abwesenden — der Gemeinde, die katholische Kirche ist das Haus eines Anwesenden, besser vielleicht: das Sprechzimmer des großen gegenwärtigen Heilandes für alle äußeren und inneren Leiden der armen Menschheit.

Wer sich seiner eigenen völlig verschiedenen Empfindungen beim Betreten katholischer Kirchen und etwa gleich schöner protestantischer Hauptkirchen norddeutscher Städte wie Lübeck, Hamburg, Soest u. s. w. erinnert, wird dem zustimmen.

Aus dieser nie mehr zu ändernden Thatsache — denn für uns Protestanten ist die lokale Gegenwart der Gottheit nicht mehr vorhanden — ergiebt sich m. E. sofort die praktische Schwierigkeit: Wollte man alle evangelischen Kirchen auch an den Wochentagen offen stehen lassen, so würde sich sehr bald herausstellen, daß man dafür einer Aufsicht bedürfte.

Will man niemand vom Besuch der geöffneten Kirche ausschließen, so würde man nicht verhindern können, daß sich Leute auch zu anderen Zwecken als zum Nachdenken und Beten dort einfinden und zusammenfinden. Das ist natürlich in den katholischen Kirchen auch der Fall; aber mir scheint, daß dort einmal die geweihte Heiligkeit des Ortes die Menschen und zwar die in katholischer Umgebung aufgewachsenen, und wenn sie Banditen wären, im Zaume hält, und sodann übt dort der wohl stetigere, wenn auch nicht zahlreiche Besuch eine gewisse Kontrolle; ein Mesner, der ja täglich in der Kirche beschäftigt wird, ist stets in der Nähe und dergl. Die öftere Benutzung geöffneter evangelischer Kirchen zu unlauteren Zusammenkünften aber würde wahrscheinlich schnell ihren polizeilichen Schluß herbeiführen, während bekanntlich das katholische Kirchenrecht für den Fall schlimmster Entweihung der Kirche durch blutige oder unzüchtige Handlungen eine besondere Entsühnung vorschreibt, aber sich dadurch nicht in dem Prinzip irre machen läßt,

Digitized by Google

daß die Kirchen, wie ehedem die Tempel, Allen zum Gebete täglich offen stehen müssen.

Die Aufsicht würde Kosten verursachen, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sie bei dem militärisch strammen Wesen der meisten unserer „gedienten" Unterbeamten sich durch ein polizeimäßiges Auftreten den Besuchern der Kirche lästig machen und gerade die Ärmsten daraus verscheuchen würde. Will man die Kirchen offen lassen, dann muß man auch geschehen lassen, woran die Katholiken keinen Anstoß nehmen, daß die Leute sich einmal bei einem Platzregen hinein retirieren, ja man müßte in den Städten bald für einen Vorraum sorgen, wo die im Freien beschäftigten Arbeiter der Nachbarschaft im Trockenen ihr von den Frauen gebrachtes Mittagbrot verzehren können, das sie sonst in die Kirche hineintragen, woraus sie zu verweisen man doch nicht wagen dürfte, wenn sie sich anständig und still benähmen.

Natürlich wird das Benehmen der Leute in den Kirchen wesentlich abhängen von deren künstlerischer Gestalt und gottesdienstlicher Ausstattung. Ein leerer Kirchenraum, der dem Besucher nichts zu sehen und nichts zu denken giebt, der nur an die Verrichtungen einer abwesenden Gemeinde erinnert, ist nicht geeignet, dem Respekt einzuflößen, der mit rein profanen Gedanken eintritt, während er dem beladenen und Ruhe suchenden Gemüt schon als Zufluchtsstätte genügt. Man wird immer finden, daß das Benehmen des Volkes, das aus bloßer Neugier eine Kirche betritt, genau der Kunst und Erhabenheit des Baues entspricht. Es macht auch darin die im Stil sich aussprechende größere oder geringere spezifisch religiöse Tendenz des Bauwerks sich geltend. Während so gut die uralten römischen und ravennatischen Basiliken Italiens wie seine wenigen gotischen Dome meistens einen Bann des Schweigens auf die Betretenden legen, veranlaßt die gewaltige aber dabei heitere Renaissance-Halle des weltbeherrschenden Petrus in Rom, die Peterskirche, bald ein gedämpftes Gespräch über alle diese Kunstherrlichkeiten.

Unter unseren protestantischen Kirchen zwingen die monumentalen Bauten, einerlei welchen Stiles, von großartigen Raumverhältnissen, ehrwürdigem Alter, reicher Ausschmückung, die auch die Protestanten deutlich an das erinnern, wovon im Gottesdienst gehandelt wird (durch Hervortreten des Altarraumes, der Kanzel, durch Bilderschmuck und sonstige Symbolik) von selbst auch profane Gemüter zum Respekt. Der Mann aus dem Volk, der nur an enge oder schmutzige oder Fabrikräume gewöhnt ist, wird hier zum mindesten mit der Scheu auftreten, mit der wir etwa einen edel geschmückten Palast eines eben abwesenden Fürsten vorsichtig durchwandeln.

An diesem Vorzug werden auch die reich und behaglich ausgestatteten modernen großräumigen protestantischen Kirchen teil nehmen. Natürlich müssen sie dem Besucher sofort sagen, daß sie Kirchen sind und keine bloßen Hörsäle. Auf die Konsequenzen, die sich hieraus, d. h. aus dem Bedürfnis, die Kirchen auch für die wöchentlichen Besucher als Kirchen erscheinen zu lassen, betreffs des „Kirchenbaues des Protestantismus" ergeben, vermag ich hier nicht einzugehen; ich hebe nur hervor, im bewußten Gegensatz zu neueren Vorschlägen, was mir am geeignetsten scheint, um auch in der leeren protestantischen Kirche zum Gebet oder wenigstens zur Andacht anzuregen: Das ist ein die Kirche feierlich abschließender kleiner Altarraum, wenn es sein kann, mit Glasgemälden, die aber nur den Auferstandenen oder den zum Himmel fahrenden Herrn abbilden sollten — und auf dem Altar

Digitized by Google

ein edles großes Kruzifix. Am wirksamsten habe ich immer gefunden ein großes im Triumphbogen hängendes Kruzifix oder jenes gewaltige Werk, das in der Maulbronner Klosterkirche über dem Altar sich erhebt. Da, wie ich weiß, unseren reformierten Glaubensgenossen das Kruzifix widerstrebt, würde ich für Gegenden mit reformiertem Typus in der Altarnische ein Gemälde des erhöhten Heilandes empfehlen oder Chorfenster in milden, nicht zu leuchtenden Farben, die aber von einer edlen Architektur umgeben sein müßten. Alles scheint mir auf die Reinheit und Schönheit der architektonischen Form anzukommen. Auch die Formen des Renaissancestiles lassen sich dazu verwenden, um dem Zug nach Oben und der Gewißheit der Gewährung, die sich von da herniedersenkt, einen symbolischen Ausdruck zu geben. Man wende nicht ein, daß das nur von Wenigen empfunden werde. Wenn die „geringen" Leute es auch nicht sagen können, was in einem edlen Bauwerk sie anspricht, so empfinden sie doch unbewußt den Geist, der es gebaut.

Eine Kirche, die so in der symbolischen Sprache der Kunst den weltlichen Geist des Eintretenden bannte, könnte man wohl wagen, sich selber bewachen zu lassen.

Aber gesetzt den Fall, es träfe nun ein, was ich vorerst nicht erwarte, daß nämlich viele Leute aus dem protestantischen Volk sich die offenen Kirchen zu Nutz machten, und sich so zu verschiedenen Tageszeiten, etwa früh morgens, um die Mittagsstunde und am Feierabend, eine kleine Gemeinde von Menschen in der Kirche zusammenfände, so würde sofort kraft des nun einmal in uns allen mächtigen protestantischen Prinzips die Frage entstehen: Warum läßt man uns in dieser Kirche ohne ein Wort, ohne einen Ton zusammenkommen? Die wortlose, stille Anbetung genügt uns nicht mehr, sobald wir viele sind.

In Berlin, wo man auf allerhöchsten Wunsch gewisse Kirchen auf ein paar Stunden offen hält, hat man auch, wenn die Zeitungsnachricht richtig ist, in Konsequenz dieses Gedankens, die Anordnung getroffen, daß eine kurze Ansprache gehalten wird. Anderwärts, las man, soll eine halbe Stunde lang die Orgel gespielt werden. Damit hat man zugestanden, daß die offene Kirche allein nicht genügt. Es muß auch etwas darin gefunden werden, was der Protestant nun einmal in der Kirche sucht: ein Gottesdienst.

Hier scheint mir in der That der Punkt zu liegen, auf den die beginnende Bewegung nach Öffnung der Kirchen sich bewußter Maßen richten sollte.

Ich betrachte das Offenhalten der Kirchen, das zunächst zu erstreben ist, nur als eine Abschlagszahlung auf mehr, was ich nun kurz andeuten möchte.

Diese Öffnung der Kirchen am Werktag muß, meine ich, zur Folge haben, daß man solche Kirchen, die ja bei uns noch weitaus die Mehrzahl bilden, die keinerlei religiös-sinnbildlichen Schmuck oder besonders weihevolle Formen und Anordnung haben, zum wenigsten mit einigen gut gewählten Sprüchen in deutlich lesbaren und schönen Buchstaben versieht. Sodann öffne man sie so viele Stunden am Tage, als es möglich ist. Ist es nur während kurzer Zeit möglich, so lasse man sie zur Zeit der beginnenden Tagesarbeit und um die Feierabendstunde im Sommer, um die Mittagsstunde im Winter öffnen, und man frage nicht danach, wie viele Menschen davon Gebrauch machen. Es könnte sein, daß einmal nur ein Mensch durch den Eintritt in die Kirche von einem bösen Entschluß zurückgebracht würde. Das wäre genug „Erfolg". Erwachsende Kosten suche man zu decken durch Beisteuern solcher Gemeindemitglieder, die für diese Maßregel sind.

Digitized by Google

Wenn aber dieser stille Gottesdienst erst Beifall findet, dann sei man gerüstet darauf, daß eines Tages die Frage entsteht: Warum hält man in unseren Kirchen nicht täglichen Gottesdienst?

Sollte aber dieses Bedürfnis nach täglichen Gottesdiensten, das vielleicht in weiteren Kreisen existiert, als man ahnt, sich allgemeiner regen und Befriedigung verlangen, dann würde von da aus eine wesentliche Umgestaltung unseres kultischen Lebens von selbst beginnen. Ihr wesentlich gelten diese Zeilen. Tägliche Gottesdienste!

Wer unter Katholiken gelebt hat, weiß, was für sie die Möglichkeit bedeutet, täglich einen Gottesdienst besuchen zu können. Nicht bloß, daß der Katholik seine Kirche stets offen findet für sein Gebet; er kann auch, wenn er will, täglich mit Gott in Verbindung treten in der geheimnisvollsten aller Handlungen, die, wenn er sie aufmerksam verfolgt, eine wunderbar erhebende Wirkung äußern muß. Für uns dagegen fällt alles, was an das katholische Meßopfer erinnert, weg. Wir können es in keiner Weise ersetzen wollen.

Aber auch an solchen Gottesdiensten, wie sie unseren Begriffen entsprechen: kürzere Andachten mit Ansprache, mit einem Gesang und der Litanei zum Schluß, fehlt es, wenigstens in Gegenden, wo die katholische Kirche mit der protestantischen wetteifernd um die Seele des Volkes wirbt, nicht. Die „Kirche" läßt es nirgends mangeln an Bemühungen, die dem eifrigen Gläubigen die Gewißheit geben, daß sein Gotteshaus stets wie ein allen geöffnetes Vaterhaus ist, wo für jedes fromme Verlangen eine Befriedigung zu finden ist.

Daß das Bedürfnis nach täglichen Gottesdiensten an und für sich nichts katholisches ist, beweisen unsere häuslichen Morgen- und Abendandachten. Man empfiehlt sie uns fortwährend und mahnt auch dazu, das ganze Hausgesinde dabei zu versammeln, das heißt, man hält es für das richtige, daß das Haus sich als eine kleine „Gemeinde" konstituiert. Das vielgebrauchte „Allgemeine Gebetbuch", herausgegeben von der „allgemeinen lutherischen Konferenz", ordnet diese Hausandacht völlig in den Formen und Formeln des öffentlichen Gottesdienstes. Könnte nun eine solche Andacht nicht auch in der Kirche gehalten werden, oder sollte nicht vielmehr das, was man jedem Hause für sich anbefiehlt, in vorbildlicher Weise auch in der Kirche geübt werden?

Wie kommt es doch, daß der Pfarrer, von dem man es als etwas selbstverständliches ansieht, daß er mit seiner Familie in seinem Hause täglichen Gottesdienst hält, den nicht auch der Gemeinde zugänglich macht? Mit der Ausrede, daß die Reformation den Pfarrer nur zum *ersten* Diener der Gemeinde gemacht, jeden *Hausvater* aber zum Hauspriester eingesetzt habe, die ganz richtig ist, darf man hier nicht erwidern. Denn mit dem häuslichen gemeinsamen Gebet, wie Luther es empfiehlt, der häuslichen Schriftlesung u. dergl., wie es in vielen Gegenden lange Volkssitte gewesen ist, hat ja doch die Reformation *mit nichten den täglichen öffentlichen Gottesdienst abschaffen wollen*. Der hat vielmehr, wie in der katholischen Zeit, noch Jahrhunderte lang fortbestanden, nur in entsprechend veränderter Gestalt. An Stelle der täglichen Messe traten Bet- und Bibelstunden, Schriftauslegungen u. dergl. Die letzten Reste dieses täglichen Gottesdienstes sind die in manchen Städten noch üblichen regelmäßigen Wochengottesdienste. Wo sie noch gehalten werden, scheinen sie von großem Segen nicht zu sein, und jedenfalls sind sie vielfach für die Geistlichen ein Kreuz. Wo sie aber in den letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnten verschwunden sind, hat man sie meines Wissens, außer in der Gestalt nur periodischer Bibelstunden, Passionsstunden, Adventsandachten u. dergl., nicht wieder hergestellt.

Es würde auch ihre von oben her verfügte oder angeregte Wiedereinführung auf einen berechtigten Widerstand stoßen. Warum dem so wie so schon mit rednerischen Leistungen überbürdeten Pfarrer eine neue Predigtarbeit zumuten, zudem eine der undankbarsten Art? Denn wer zu diesen Wochenbetstunden kommt oder vielmehr nicht kommt, das weiß man. Die „Gemeinde" ist eben nur vertreten durch ein paar arme Weiblein, die sich damit vielleicht einige Almosengroschen ersitzen wollen.

Ich denke von der Predigt und der Predigtarbeit zu hoch, als daß ich dieses mächtigste Schwert unserer Kirche, das durch zu vielen Gebrauch schon leider schartig genug geworden ist, noch weiter abstumpfen möchte durch Vermehrung der Predigten. Aber andererseits weiß ich auf die Frage aus „Laienmund": „Was thun denn unsere Geistlichen, um uns zu zeigen, wie man sich morgens und abends an Gott wenden soll?" gegenwärtig keine Antwort. Sie thun eben einfach nichts. — Sie sind nur Sonntags „Priester" (in dem Sinne des Wortes, den die Reformation wieder erneuert hat = Vorbeter), in der Woche sind sie Lehrer, Seelsorger, Vereinspräsidenten und Armenpfleger. Das „allgemeine" Priestertum, zu dem sie doch ganz gewiß auch berufen sind, üben sie jedenfalls vor der Gemeinde nicht aus. Mir scheint, daß es ganz unmöglich ist, der Gemeinde den Segen einer täglichen Gebetsübung deutlich zu machen, wenn man ihr dazu keine Anleitung giebt. Diese Anleitung aber — sie könnte ja an jedem Orte stattfinden — gehört doch am meisten in das Gemeindehaus, die Kirche.

Was früher vom Fehlen des Gebetskämmerleins für die Allermeisten unserer Glaubensgenossen gesagt worden ist, das gilt ebenso auch von der täglichen Erbauung in Gottes Wort. Wer giebt uns denn dazu Anleitung? Wer lehrt uns in der Schrift lesen?

Wenn es nun eine Pflicht des geistlichen Amtsträgers ist, selber zur Erbauung die Schrift zu lesen und mit Kindern und Gesinde zu beten, — könnte man nicht dadurch, daß diese Pflichterfüllung, wo es möglich ist, in die Kirche verlegt wird, einen den jetzigen Bedürfnissen entsprechenden täglichen Morgen- und Abendgottesdienst wieder herstellen? Wenn ein in der Nähe der Kirche wohnender Geistlicher dort zur festgesetzten Stunde seine Morgen- und Abendandacht öffentlich hielte, wäre dem ersten Bedürfnisse genügt. Eine solche Andacht dürfte nicht länger als höchstens 20 Minuten dauern. Sie würde gehalten werden müssen unter allen Umständen, d. h. wenn auch nur eine Person außer dem Pfarrer dabei wäre, für die er füglich im Notfall zu sorgen hätte. Sie bestände aus dem Vorsprechen eines Liedverses, aus Gebet, einer oder zwei Lektionen, vielleicht noch einem Vers und einem Friedenswunsch, abends mit dem Segen. Sind genug Leute da, die singen können, so singe man ohne Orgel. Kann man Orgel dabei spielen, noch besser. Man könnte dann auch etwas präludieren und postludieren. Ausgeschlossen wäre jede freie Ansprache. Der Gottesdienst wäre sozusagen unpersönlich. Der Geistliche spräche nur mit Gottes Worten zu der Gemeinde, er spräche im formulierten Gebetsworte im Namen der Gemeinde zu Gott. Responsen der Gemeinde auf alles, in diesem Falle gesprochen, würden ihr das Gefühl der Selbstthätigkeit gewähren.

Digitized by Google

Ein solcher Versuch würde anfangs vermutlich nur geringen Anklang finden, aber beharrlich fortgesetzt, würde er einzelne und schließlich, wenn die Stunde gut gewählt ist, viele Gemeindeglieder ansammeln.

Aber nicht darauf käme es an, sondern darauf, daß man auch in der evangelischen Kirche täglich das finden kann, wovon, wie man uns sagt, unserer Seele Gedeihen abhängt, das Brot des göttlichen Wortes und ein herzliches gemeinsames Gebet.

Die Gebete hierfür müßten mit der größten Sorgfalt und unter entsprechenden Kürzungen aus dem Schatz nicht bloß unserer Erbauungslitteratur gewählt werden, sondern auch aus dem Reichtum der Kirchengebete aller Zeiten.

Man würde auch darauf Bedacht nehmen müssen, daß die Kirche noch einige Zeit nach dem Vormittagsgottesdienst offen ist und einige Zeit vor und nach dem Abendgottesdienst, wodurch es den Leuten gestattet ist, wenn sie wollen, noch still in der Kirche zu verweilen. Es ist nicht schön, wenn man wie mit einer Peitsche aus einem Ort hinausgetrieben wird, wo man vielleicht eine Viertelstunde vorher aufgefordert worden war, sich wie „an der Pforte des Himmels" zu fühlen.

Ich sehe das ungläubige Lächeln, das dieser Vorschlag bei nicht wenigen erregt, die davon hören, und kenne seinen Grund. Ohne ihn zu nennen, antworte ich darauf.

Die Wirksamkeit einer solchen Andacht beruht auf einer Voraussetzung, die keineswegs überall bei unseren Geistlichen zutrifft, nämlich darauf, daß sie der drei großen Künste mächtig sind: die Bibel so vorzulesen, daß man daraus nicht sie selbst, sondern Gottes Wort heraushört: klar, schlicht, verständlich und die Seele im Innersten treffend, Liederverse so zu sprechen, daß auch gesprochen ihre Poesie erklingt, und so vorzubeten, daß der Hörer mitbeten muß.

Ich denke hier nicht an die allerinnerste Grundlage dieser drei Künste, die wahre persönliche Herzensfrömmigkeit. Diese setze ich voraus. Aber sie kann vorhanden sein, und doch, wenn die Gabe jenes Vortrages nicht ausgebildet ist, so wirkt sie nicht, was sie wirken sollte. Die Anforderung an unsere evangelischen Geistlichen, allein mit den genannten Mitteln einen wirklichen kurzen Gottesdienst zu halten, der als ein solcher wirkt, ist mithin indirekt die Anforderung an eine Vorbildung derselben für die darstellende Seite des geistlichen Amtes, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl selten geleistet werden kann. Sie führt also in das Zentrum der technischen Aufgaben der praktischen Theologie hinein mit der Frage: Wie gewinnen wir für den liturgischen Vortrag, wie unsere evangelische Kirche ihn bedarf, einen richtigen Stil? Nämlich den Stil, bei dem die persönliche Freiheit und Ergriffenheit des Vortragenden und die objektive Majestät, Würde und Sachlichkeit der zu lesenden heiligen Worte und frommen Bitten sich zu einem wohlklingenden Ganzen vereinigen? Diese Frage sollte hier gerade nur aufgeworfen werden, um die Tragweite des Vorschlages anzudeuten. Denn natürlich sollte man meines Erachtens mit seiner Verwirklichung nicht warten, bis endlich irgendwo im evangelischen Deutschland einmal der Versuch gemacht wird, für musikalisch, poetisch und rhetorisch begabte Kandidaten des evangelischen Pfarramts ein liturgisches Seminar zu gründen, auf dem Musterliturgen gebildet werden, denen es die anderen dann abhören können, wie es lauten muß, und die ihnen sagen könnten, wie man es

Digitized by Google

lernt.[1]) Sondern man sollte, wenn man die Sache für richtig hält, sofort beginnen.

Ich erinnere mich eines englischen Geistlichen in Bad Ems vor langen Jahren, der jeden Morgen und jeden Abend selber das Glöckchen seiner Kapelle läutete und dann sein morning- oder evening-prayer abhielt, einerlei, ob zwanzig Leute oder ob nur ein einziger hinkniete. Sein Glöckchen klang jeden Tag. Vielleicht war er ein Ritualist. Ich meine, auch wenn man das nicht ist, wenn man auch nur wünscht, keine Gelegenheit zu versäumen, um den Leuten entgegenzukommen, die zu Tausenden schmachten nach einem Laut aus der Ewigkeit und nach Verklärung ihres mühseligen irdischen Tagwerkes, sollte man dem nachdenken, wie es zu machen ist, daß sich auch in unserer evangelischen Christenheit die Kirchen wieder öffnen zu stillem Gebet und zu täglichem gemeinsamen Gottesdienst.

Ein Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Der folgende, unseres Wissens bisher nicht veröffentlichte Brief Mendelssohns ist an seinen Freund, den Legationssekretär Karl Klingemann in London, gerichtet, dessen Sohn ihn uns gütigst zur Verfügung gestellt hat. Unsere Leser werden ihm dafür mit uns dankbar sein. Die ernste Auffassung der Arbeit und der Jahreswende zeigt den damals 22jährigen Meister in einem Lichte, das ihn auch als Menschen und Christen in hohem Maße verehrungswürdig erscheinen läßt. Die Ausführung aber über Luthers Lieder läßt erkennen, in wie hohem Maße er für das kirchliche Gebiet disponiert war, und was wir hier noch von ihm zu erwarten gehabt hätten, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

Rom, d. 26. Dez. 1830.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier bin ich in Rom; es ist ein großes Wort, und ich fühle täglich mehr, was es sagen will; was Natur und Vorzeit vermögen, das zeigt sich hier, und man geht von Genuß zu Genuß, die uns Gott und die Vergangenheit schenken; aber die Menschen, was ich so nenne, die mangeln, und so möchte ich sagen, daß ich niemals so einsam gelebt habe, wie hier. Zwar bin ich fast alle Abend in Gesellschaft, muß viel Musik machen und hören, lerne täglich neue Gestalten kennen, doch an Mitteilung fehlt es, und so bleibt das Beste verschwiegen. Ob mir das gut ist und hilft, wird die Folge zeigen; aber ich wollte, Du wärest hier. Es würde sich mir das ganze Leben verwandeln. Fleißiger mag man wohl sein, denn wirklich habe ich selten so viel und schnell gearbeitet, wie hier; aber die rechte Freude daran hat man doch nur während der Arbeit, und nachher fehlt es einem gar zu sehr. —

2. Januar (1831). Seitdem ist das neue Jahr herangekommen; was es bringt, müssen wir mit Besorgnis abwarten. Der letzte und der erste Tag waren mir wieder, wie immer, traurig und langweilig, ich war den Sylvesterabend in

[1]) Die katholische Kirche hat in ihrem Sprechgesang und in ihrer unpersönlichen Gebetsweise, die eine besondere Ergriffenheit der Gläubigen bereits voraussetzt, die allgemein verbindliche Regel; sie läßt nur bei der Rede und Ansprache dem Geistlichen eine gewisse Freiheit des Vortrages. Die Folge davon scheint mir zu sein — aber ich habe nur eine beschränkte Erfahrung —, daß man katholischerseits im Ganzen weniger „Manzelton" bei den Predigten findet und mehr Natürlichkeit. Bei uns verdirbt die beim Predigen gewonnene Weise des „wirksamen" Vortrages häufig den Vortrag der Gebete und das Vorlesen völlig. Es ist durchaus nötig, daß eine Prophetenstelle anders gelesen wird als eine evangelische Geschichte, ein Psalm anders als eine epistolische Perikope. Wo aber ist das Bewußtsein davon lebendig?

Digitized by Google

ein paar Gesellschaften (zuletzt bei Bendemanns), und mußte den Neujahrstag Visiten machen. Wie da die Leute sich begegnen und gedankenlos oder mit Witzen einander eine glückliche Zukunft, den ernstesten Wunsch, den es giebt, zurufen, wie sie grade an dem Tag aller närrischen Ceremonie Thür und Thor öffnen, einander Karten schicken durch die Bedienten, wie bei alle dem kein einziger dran zu denken scheint, welch' ein Feiertag eigentlich sei, wie sie am Sylvesterabend durch Possen, Trinken, Bleigießen die traurige Idee wegscheuchen wollen und nicht können, das ist mir fatal. Die beiden Tage sind recht wahre Bußtage, und man sollte sie ganz allein mit sich erleben, und sich nicht vor den ernsten Gedanken fürchten und verkriechen. Ich legte mir meine fertigen Kompositionen aus dem letzten Jahre auf den Tisch, die Sinfonie aus d moll und die Hebridenouvertüre waren dabei, auch viele Kirchenmusik; und ich hatte die Freude, daß ich doch auch für das nächste Jahr vollauf zu thun im Kopfe hatte. So daß ich Dir manches neue zeigen werde, wenn wir uns wiederfinden. Warum aber hast Du mir nicht die Romanzennovelle, die Du mir versprochen hast, geschickt? Du glaubst nicht, wie ich mich sehne, etwas von Dir wieder zu komponieren, und schriebst mir doch, daß Du schon alte Volkssagen läsest, um den Stoff zu finden. Ich habe bei Deinen Worten das eigene Gefühl, daß ich keine Musik zu machen brauche, es ist, als läse ich sie heraus, und als stände sie schon vor mir, und wenn bei andern Gedichten, namentlich Goethe, die Worte sich von der Musik abwenden und sich allein behaupten wollen, so rufen Deine Gedichte nach dem Klang, und da kann der wahre nicht fehlen. Dies habe ich seitdem nur noch einmal in eben so hohem Grade gefunden, und zwar sonderbarer Weise, da ich für die Akademie etwas zu komponieren hatte, in den Liedern von Luther, die mir ein Bekannter in Wien schenkte und mit auf die Reise gab; ich bitte Dich, lies sie, oder wenn Du sie nicht gesammelt bekommen kannst, so schlag im Gesangbuch etwa folgende auf: „Mitten wir im Leben sind" oder „Aus tiefer Not" oder „Vom Himmel hoch, da komm ich her", „Ach Gott vom Himmel sieh", „Mit Fried und Freud", kurz alle. Wie da jedes Wort nach Musik ruft, eine jede Strophe ein andres Stück ist, wie überall ein Fortschritt, eine Bewegung, ein Wachsen sich findet, das ist gar zu herrlich, und ich komponiere hier mitten in Rom sehr fleißig daran, und betrachte mir das Kloster, wo er gewohnt hat und sich damals von dem tollen Treiben der Herren überzeugte. Das Ende eines langen Liedes, das Du nicht im Gesangbuch findest, muß ich Dir doch hersetzen; es ist gar zu liebenswürdig und muß grade Dir gefallen; das Lied handelt von zwei Knaben, die damals wegen Religionsstreit verbrannt wurden, am Ende sagt er nun, die Mörder hätten sie sogar noch im Tod verlemmdet und gesagt, sie hätten aus Furcht alles widerrufen, dann heißt die letzte Strophe:

Die laß man lügen immerhin,
Sie habens doch kein Frommen,
Wir sollen danken Gott darin;
Sein Wort ist wiederkommen:
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

F. Mendelssohn-Bartholdy.

Digitized by Google

Unsere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen

von **Gustav Franck** in Keeken bei Cleve.

Die oft erörterte Kirchbaufrage erscheint in dem Schriftchen[1]), dessen Titel dieser Aufsatz trägt, in einer neuen eigenartigen Beleuchtung. Der Verfasser, Baurat O. March, fragt nicht, wie das sonst jetzt gewöhnlich geschieht: Welche unter den verschiedenen Formen und Stilen ist für die evangelische Kirche die passendste? er fragt auch in erster Linie nicht, wie es kommt, daß der Protestantismus in Deutschland seine baulichen Gestaltungen noch nicht zu einem einheitlichen charakteristischen Ausdruck hat bringen können, sondern er fragt, warum „unsere neuen Gotteshäuser, sowohl in kirchlichem, als auch in künstlerischem Sinne einen tiefen und bleibenden Eindruck auf die Bevölkerung zu machen verfehlen," während doch einerseits eine volkstümlichere Aufgabe nicht gestellt werden kann und andererseits es auch an künstlerischer Kraft in unserer Zeit nicht fehlt. Ich verzichte darauf, den Gedankengang des kleinen, nur 24 + 4 Seiten starken, aber gedankenreichen und warm geschriebenen Schriftchens hier in kurzen Worten wiederzugeben. Es greift in kleinen Winken und kurzen Andeutungen viel tiefer in das ganze Gebiet der Kunst ein, als eine solche trockene, hölzerne Inhaltsangabe ahnen lassen könnte.

March hat seine kurz und klar entwickelten Ideen in dankenswerter Weise durch Abbildungen veranschaulicht die auch dem Laien ein klares Bild seiner Anschauungen geben können. Wir sind in der glücklichen Lage, die von ihm ausgeführte reformierte Kirche in Osnabrück hier wiedergeben zu können. In der nächsten Nummer soll dann sein großartiger Entwurf eines „Gemeindehauses auf Eckgrundstück" folgen, der vor drei Jahren auf der Ausstellung des Kirchenbautages bei Pfarrern und Baumeistern berechtigtes Aufsehen machte. Im übrigen muß ich mich begnügen, die Leser auf die Quelle selbst zu verweisen und möchte im folgenden nur die ersterwähnte Frage herausgreifen, um meinerseits einige Bemerkungen daran zu knüpfen, die meine volle Übereinstimmung mit dem Verfasser ergeben werden.

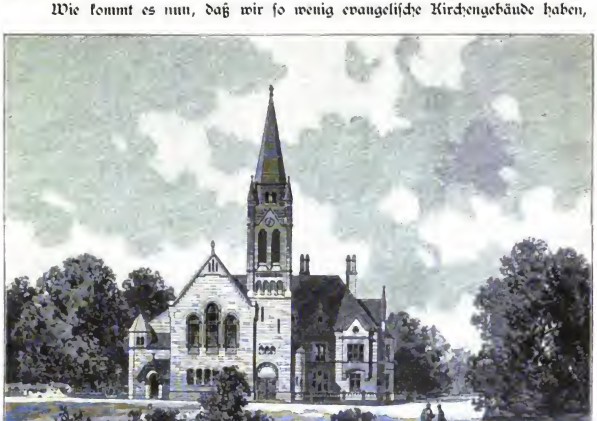
In jedem Werk der Baukunst stoßen zwei Mächte aufeinander, mag man sie heißen, wie man will: Alltag und Feiertag, Prosa und Poesie, Nutzen und Kunst, praktische Anforderung und künstlerische Gestaltung. Geraten sie in Streit und behält die erstere die Oberhand, so entstehen die kunstlosen Nutz- oder Bedürfnisbauten; siegt die letztere, so entstehen nutzlose Monumentalbauten; schließen sie einen Kompromiß, so kommen nutz- oder kunstlose Prunkbauten zum Vorschein; machen sie einen faulen Frieden, so giebt's nützliche Monumental- oder monumentale Nutzbauten, und nur in den wenigen Fällen, wo sie gar nicht in Konflikt miteinander kommen, wo in einer Menschenseele Verstand und schaffende Phantasie zu einer Künstlerindividualität verwachsen sind, da entstehen jene wunderbaren, mit der Unmittelbarkeit einer künstlerischen Offenbarung auf das Gemüt wirkenden Bauwerke, die in ihrer klaren, durchsichtigen Zweckgestaltung überall so einfach wahr und doch „inwendig voller Figur" sind — um das bekannte Dürerwort einmal im übertragenen Sinn anzuwenden —, überall voll Notwendigkeit und doch unge-

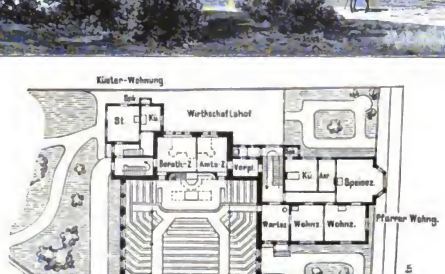
[1]) Separatabdruck aus den „Bayreuther Blättern" 1894 und aus dem „Centralblatt der Bauverwaltung" 1896. Berlin, Wilh. Ernst & Sohn. 1896. 10 Abbildungen. 1,60 M.

Digitized by Google

zwungen, voll Poesie und doch verständig, schlicht und doch groß, anheimelnd und doch würdig.

Wie kommt es nun, daß wir so wenig evangelische Kirchengebäude haben,





die diesem Ideal einigermaßen nahekommen? Der Grund kann ein doppelter sein, er kann entweder darin liegen, daß jenem erstgenannten Gesichtspunkt, den praktischen Anforderungen, nicht entsprochen ist, oder darin, daß die künstlerische Gestaltung etwas oder alles zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

Für beides aber mache ich, so absurd das klingen mag, in erster Linie die Kirche selbst und vor allem die Pfarrer verantwortlich. Denn wenn es auch gelegentlich vorkommt, daß ein großer Kirchenbaumeister einem Pfarrer, der mit einem fertigen, klaren Bauprogramm zu ihm kommt, dasselbe auszureden sucht, um in seinem hergebrachten Formenausdruck nicht gehindert zu sein, und wenn auch ab und an ein Baumeister an einen Kirchbau gerät, der mehr Baufabrikant als Baukünstler ist, so liegt doch die Hauptschuld an den Vertretern der Kirche und Gemeinde, die weder liturgisch und praktisch genug geschult sind, um dem Baumeister seine Aufgabe richtig und präzis zu stellen und die praktischen Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes sowohl als des Gemeindelebens klar zu entwickeln, noch andererseits genug künstlerische Bildung besitzen, um zwischen Künstler und Handwerker, Fabrikat und Kunstwerk scheiden, die wahrhaft künstlerische Lösung einer Aufgabe von dem dekorativ verbrämten Unvermögen und formalen Floskelkram unterscheiden zu können.

Überall regiert das auf Formeln und Paragraphen abgezogene Handbuch oder die Vorschule, ja oft genug ist es in der Liturgik und der Kunst noch nicht einmal zu den Handbüchern gekommen, und vielfach bezieht man, fürchte ich, sein ganzes Wissen über das Kunsthandwerk und seine Anschauungen von kirchlichem Stil und kirchlicher Würde aus den Anleitungen, die die Firmen für kirchliches Kunstgewerbe ihren Preisbüchern vordrucken lassen. Man erlasse mir hier Beispiele; die sogenannten „Erklärungen des evangelischen Gottesdienstes“ könnten horribilia der unglaublichsten Art zu Tage fördern, und das Innere gewisser Kirchen und ihrer Ausstattungen kommt, was Geschmack und Farbensinn angeht, zuweilen nur auf die rote, grüne und blage Mod des Reuterschen Kösters hinaus. Wenn auch manche dieser Geschmacklosigkeiten auf Rechnung von Anstreichern und Dekorateuren, die ihre Kunst an Konzertsälen und Schützenhäusern geübt haben, und von Geschäften, die in Kirchenschmuck „arbeiten“, zu setzen sind, so braucht doch keine Gemeinde und kein Pfarrer sich dergleichen bieten zu lassen, und einem geänderten und geläuterten Geschmack ihrer Abnehmer werden jene sehr bald entgegen kommen.

Was zunächst den ersten oben genannten Punkt angeht, die praktischen Anforderungen des evangelischen Kultus, so ist es mir aufgefallen, daß in allen Verhandlungen über die evangelische Kirchbaufrage die Anordnung der Sitze so wenig Anlaß zur Debatte gegeben hat. Man nimmt, wie es scheint, die geforderte konzentrische Anordnung, die nun schon in so vielen Kirchen mit Erfolg versucht wurde, als ganz erfreulich und selbstverständlich hin und streitet nur über Stellung von Kanzel, Orgel und Taufstein, über Chor und Altar, über Stil und Bauform. Ich weiß nicht recht, ob ich mich darüber freuen soll. Würde diese eigentümliche Erscheinung auf völliger Einsicht in die wesentlichen Interessen und die Eigenart des evangelischen Gottesdienstes beruhen, so wäre sie sehr erfreulich. Ich fürchte aber, daß es entweder mehr Unkenntnis in dieser Grundfrage des ganzen evangelischen Kirchenbaues ist, was die meisten mit solcher Gleichgültigkeit an derselben vorübergehen läßt, oder daß eben von maßgebender Seite noch keine Parole dagegen ausgegeben ist, die das Gefecht auf der ganzen Linie der Parteien in Gang bringen könnte. Man ahnt, scheint es, gar nicht, daß man mit einer konzentrischen Anordnung der Sitze, mag man nun eine mehr oder weniger kreisförmige oder eine gebrochene Linie wählen, und mag man die Grundfläche mehr quadratisch oder

Digitized by Google

kreisförmig, oval oder rechteckig gestalten, eigentlich schon alles Wesentliche entschieden hat: die Anordnung von Altar, Kanzel, Orgel, Taufstein in einer Achse und Sehlinie, die Führung der Gänge, die Lage der Thüren, der Nebenräume, also fast den ganzen Grundriß, ja gewissermaßen sogar den Aufbau. Denn soll das Grundgesetz der Baukunst, die Wahrheit in der äußern Gestaltung des Zwecks gewahrt bleiben, so kann über den so angeordneten Sitzplätzen weder eine katholische Pfarr-, noch eine Kathedral-, noch eine Klosterkirche errichtet werden, sondern eben nur eine evangelische Predigt- oder richtiger noch Gemeindekirche. Denn das Wesentliche an ihr ist eben, daß man hier von der versammelten Gemeinde ausgeht und für sie die Kanzel und den Altar oder Abendmahlstisch u. s. w. so hinstellt, daß sie an den Vorgängen daselbst teilnehmen, die dort gesprochenen Worte hören kann und sich dabei ihrer geschlossenen Einheit bewußt wird, während man in der katholischen Kirche umgekehrt vom Altar und der Priesterschaft, in Deutschland unter Umständen auch von der Kanzel ausgeht und dann versucht, das katholische Volk um diese Punkte zu sammeln, wobei es übrigens bei der Stellung des Altars noch gleichgültig ist, ob sich eine Gemeinde, oder richtiger ein Haufen Menschen darum sammeln kann. Das zu einer Pfarrkirche gehörige „Volk" ist eben keine Gemeinde; es ist in der Messe zwar als Staffage willkommen, aber doch im Grunde vollständig entbehrlich, während in der evangelischen Kirche ein Gottesdienst ohne Gemeinde gar nicht gehalten werden kann. Es handelt sich also thatsächlich nicht darum, in erster Linie eine „Sammlungs-", sondern eine Versammlungsstätte zu schaffen. Denn nicht um eine innere Sammlung der einzelnen ist es zu thun, wie in der katholischen Kirche, wo der einzelne den Vorgängen der Messe an der Hand seines Gebetbuches folgt, — uns genügt hierzu das Kämmerlein, in das der Herr uns gewiesen hat, — vielmehr um Versammlung der Gemeinde. Ihre Andacht und Sammlung soll den Gottesdienst, ja überhaupt die Kirche zustande bringen, nicht umgekehrt der Raum ihre Sammlung und Andacht, so daß es also keineswegs ausgeschlossen ist, daß ihre Versammlungsstätte auch eine würdige, ernste Sammlungsstätte ist.

Es ist sicher ein malerischer Anblick, es mag ein Künstlerauge hell erfreuen und auch auf ein argloses Gemüt berauschend wirken, wenn im hohen Chor der katholische Priester im farbenreichen Meßgewand vom Strahl der Morgensonne umleuchtet die diamantbesetzte, in lichtem Gold wie in einer Glorie strahlende Monstranz erhebt; aber unser Gottesdienst kennt und braucht solche „Theophanieen" nicht, uns ist und bleibt dergleichen Götzendienst. Für uns ist weder Kirche noch Chor noch der Altar im Chor eine Erscheinungsstätte, ja nicht einmal mehr ein Sinnbild der Erscheinung Gottes. Wo Gott nicht im Herzen wohnt, da kann kein noch so erhabener Raum und Ort uns zu ihm erheben; göttliches Leben geht auf Menschen nur aus von Menschen, in denen sein Wort lebendig, von christlichen Persönlichkeiten, in denen es gleichsam von neuem wieder Fleisch geworden ist. Nur wo eine Gemeinde ist, und seien auch nur zwei oder drei versammelt in Jesu Namen, nur da erscheint es, an jedem Ort, nur da kann evangelischer Gottesdienst anheben, und sei es auch in einer Scheune, gerade im Gegensatz zur katholischen Lehre. Der Katholik kann nicht Gottesdienst halten, wenn zwei oder drei in Jesu Namen versammelt sind, er kann nur an einem priesterlichen Gottesdienst teilnehmen, und dazu bedarf es eben eines geweihten Ortes und einer geweihten Hostie und eines geweihten Priesters, und dessen Hantieren dient nicht so sehr zur Erbauung

Digitized by Google

der Menschen als vielmehr zur Ehre Gottes, zur Vollbringung des von ihm geforderten und geordneten Dienstes. Man kann nicht schärfer den Gegensatz zwischen katholischem und evangelischem Gottesdienst herausstellen, und damit den Gegensatz zwischen katholischer und evangelischer Raumgestaltung beim Kirchenbau, als mit den zwei Worten: Priester — Gemeinde.

Mit wohlthuender Klarheit entwickelt March Seite 5 die Grundgesetze der Raumgestaltung einer evangelischen Kirche: „Die Gemeinsamkeit der Versammlung zur sichtbaren Erscheinung zu bringen, wird die Hauptforderung der künstlerischen Aufgabe werden“ ..... „Die deutliche Vernehmbarkeit des Predigers wird oberster Grundsatz der Raumbildung.“ ..... „Folgerichtig wird der Protestant von dem Kirchenraum auch nicht die Kunsterregung einer Ekstase verlangen, die sich aus dem Staub des Erdenlebens hinauszuschwingen sehnt, da für ihn die Ausübung des Christentums kein Grund ist, sich vom wirklichen Leben fern zu halten. Ein hoher Ernst des Raumes muß der innern Einkehr eine würdige Stätte darbieten, eine wohlthuende und erhebende Ruhe der Vornehmheit der Gesinnung Ausdruck verleihen, die dem selbstlosen Gemeindegefühl, der hingebenden Teilnahme für die Gemeindeglieder notwendig zu Grunde liegen muß.“

Die Aufgabe liegt klar vor uns, und sie ist, meine ich, des Schweißes der Edlen wert. Sollen da nicht kunstverständige Laien und Theologen wetteifern in ihrer Lösung? Aber wie schwerfällig sind wir allen neuen Aufgaben gegenüber, statt daß wir uns freuen, wenn uns doch endlich einmal in all der Schablone ein wirkliches Problem aufstößt. Mit welchen Mißverständnissen hat Spitta zu kämpfen, welche Mühe muß er sich geben, um den Theologen und, wenn ich recht sehe, sogar den Baumeistern die einfachsten, natürlichsten Dinge der Welt: die naturgemäße Stellung von Orgel und Chor im Angesicht der Gemeinde, d. h. also, eine Einrichtung annehmbar erscheinen zu lassen, die unsere Vorfahren seit dem 17. Jahrhundert ohne großen wissenschaftlichen Apparat in naiver Schaffensfreude, die namentlich die sangesfrohen lutherischen Gemeinden mit Vorliebe getroffen haben, nicht nur bei Neubauten, sondern oft sogar schon bei Umbauten und Reparaturen. Heute verbessert man freilich diese Einrichtung wieder, ja man bildet sich, wie eine drollige Erscheinung auf dem Kirchenbautag bewies, noch etwas ganz Besonderes auf dies Rückwärtsrestaurieren ein, das bei allem Schwören auf die geschichtliche Stilüberlieferung doch im Grunde ein ganz rohes, pietätloses Verfahren ist gegen die eigene Kirche. Das große, mühsame, verdienstvolle Werk der Berliner Architekten über den Kirchenbau des Protestantismus scheint dazu geschrieben zu sein, daß man es nicht liest und sich nicht kümmert um die Bautradition der evangelischen Kirche; allerdings mancher möchte recht unsanft aus dem Sekundärbahngeleise und -tempo seiner mittelalterlichen Bauideen herausgeworfen werden.

Ich möchte mir aber hier einmal das schwere Geschütz sparen. Also statt wissenschaftlicher Gründe ein kleines Stimmungsbild aus der Weihnachtszeit:

Weihnachten naht. Der Chor hat sich auf die schönsten Sachen eingeübt. Es kommt zu den Kirchenproben, da fängt denn das Elend an. Die Orgel steht natürlich an ihrer einzig berechtigten Stelle, der Kanzel gegenüber, wo sie sich statt der Menschen so wunderschön anpredigen läßt. Das Orgelgehäuse und namentlich das Geländer der Orgel- und Sängerbühne ist, besonders von unten gesehen, wozu man freilich den Kopf arg verdrehen muß, höchst stilgerecht gearbeitet, aber es ist so recht kein Raum dahinter für die Sänger, besonders der Platz für die Damen

Digitized by Google

wird sehr eng; auch die Leute, die je nach der Tonlage Tenor und Baß singen und denen doch ein menschenfreundlicher Dirigent die Ehre eines Chorsängers nicht entziehen möchte, stehen eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge. Bei den Proben in der kalten Kirche geht's noch leidlich. Nun aber kommt der Weihnachtsabend. Schon ist ein- oder zweimal Gottesdienst in der Kirche gehalten, die Heizung ist im Gang, eine etwas dunstige Wärme erfüllt den Raum. Zwar hat man gelüftet, d. h. einige kleine Thürchen in den großen Kirchenfenstern ein wenig aufgeklappt, das lüftet etwa soviel, wie wenn der Knabe in den Deckel seines Raupenglases einige Nadelstiche macht; bei Beginn des Gottesdienstes werden diese Klappen geschlossen und die Lichter oder gar das Gas angesteckt. Nun kommen die Menschen, der letzte Platz wird besetzt, in den Gängen stehen die Stühle. Auf der Orgelbühne wird die Luft immer schwerer, drückender, dunstiger, die Orgel wird verstimmt, der Organist auch, die Damen werden ohnmächtig, die Tenöre immer kribbeliger, den Bässen tanzen bei den Particen unterm Strich die Funken vor den Augen. Ab und an stößt ein eiskalter Lufthauch von der Orgel- oder Turmtreppe herein. Das giebt unfehlbar Katarrhe. Aber was thut's? es erquickt doch, es ist doch frische Luft. — Übertreibe ich? Dann bitte ich um Entschuldigung; aber ich meine, es sei zuweilen doch wohl so ähnlich gewesen.

Welche Wohlthat, wenn Orgel- und Sängerchor herumterrücken dürften an einen etwas erträglicheren Platz, wenn ihre Schallwellen recht tüchtig gegen die Schallwellen des Gemeindegesanges ankämpfen könnten, statt die unten gesungene Luft noch einmal wieder singen zu müssen. Aber so geht's uns guten Leuten, weil wir so ungeheuer viel Respekt vor der Wissenschaft und dem Wissen und so herzlich wenig selbständiges, selbstbewußtes, rücksichtsloses Können haben. Man kann uns nicht stärker imponieren, als wenn man uns nachweist, dies und das sei vor 500 Jahren auch so gewesen, und nun gar erst vor 1000 Jahren!

Vor einem Menschenalter griff man nach der geschichtlichen Überlieferung und den geschichtlichen Stilen, weil man darin die Freiheit zu finden glaubte von trockenen, papierenen Theorieen und Schablonen; und dem heutigen Geschlecht will man aus eben der Geschichte, die einst das Prinzip der Freiheit vertrat, einen Sklavenstrick drehen. (Schluß folgt.)

Alphabet-Glocken.

Ein Beitrag zur Glockenkunde von **F. W. Schubart**, Hofprediger zu Ballenstedt i. A.

Das Alpha und Omega, wie es die Offenbarung des Johannes (1, 8. 2, 8. 21, 6. 22, 13.) dem Herrn beimißt, kommt, wie auf vielen anderen kirchlichen Geräten, so auch auf mittelalterlichen Glocken sehr häufig vor, sei es in der griechischen Buchstabenform am Anfang und Schluß, gleichsam als Einrahmung, der Inschriften oder vereinzelt als alleiniger Schmuck der Glocken, sei es namentlich genannt, so z. B. in der schönen gereimten Inschrift einer Marienglocke zu Sinzig vom Jahre 1299: TV DIGNARE NOS SALVARE O ET ALPHA NOS ADIVVA (Böckeler, Beiträge zur Glockenkunde, 77). In besonderer Auszeichnung sind die beiden Buchstaben zumeist mit übergesetzten Kreuzeszeichen bekrönt und oftmals mit reichen Zierlinien umrahmt. Die Bedeutung, welche das Alpha und Omega als Glockeninschrift haben, wird keine andere sein als eben die, welche sie in der Heiligen Schrift selbst erhalten haben,

Digitized by Google

und welche ihnen die christliche Kunst seit den frühesten Zeiten in häufigem Gebrauch beigemessen hat, nämlich die: Das Majestätszeichen des Herrn, gleichsam sein Siegel zu sein. Als Glockeninschrift könnte man dem Alpha und Omega vielleicht noch die besondere Bedeutung unterlegen, daß der Glockenklang alles, was das Alpha bis zum Omega umschließt, die ganze Welt der Dinge, welche durch das Alphabet, dieses Wunder der Einfachheit und Unerschöpflichkeit zugleich, mit seinen 23 oder 24 Buchstaben umfaßt und benannt wird, — dem Menschenherzen wiedertönen soll mit machtvollem, vielbedeutigem Schalle zur Ehre dessen, der alles in allem ist, und als dessen Posaunen die Glocken gelten, wie es manche Glocke inschriftlich von sich rühmt: CHRISTI SVM TVBA DOMINI.

Die mit dem Alpha und Omega ausgestatteten Glocken, die übrigens fast ausschließlich der Majuskelzeit angehören, d. h. der Zeit, wo die Glockeninschriften in römischen oder gotischen Großbuchstaben aufgegossen zu werden pflegten, also der Zeit bis etwa 1360, — diese Glocken könnte man ja auch mit dem Namen Alphabet-Glocken bezeichnen. Doch sind sie mit unserer Überschrift nicht gemeint, und darum stehen wir auch davon ab, eine weitere Geschichte oder Deutung dieser Art Glocken des Mittelalters hier zu geben. Die Alphabet-Glocken, zu deren besonderer Beachtung wir veranlaßt wurden und veranlassen möchten, sind vielmehr anderer Art.

Mit der Erforschung der Glocken im Herzogtum Anhalt beschäftigt,[1]) begegnete uns im Kirchturm der kleinen, aber alten Stadt Jeßnitz eine altertümliche Glocke, deren Inschrift anfangs überhaupt rätselhaft erschien und auch nach ihrer Entzifferung noch befremdlich blieb. Die um den Hals der Glocke in einem Schriftband laufende, von einem Kreuze eröffnete, aus lauter Großbuchstaben bestehende Inschrift enthüllte sich nämlich endlich dem erstaunten Auge als die Reihenfolge der Buchstaben des Alphabets von A bis T. — Die Schriftzeichen sind mit dem Griffel in derben Strichen freihändig und unmittelbar in den Lehm der Glockenform eingeritzt worden, ein Merkmal frühzeitiger Entstehung der Glocke, etwa in der Endzeit des 13. Jahrhunderts. — Zwischen dem P und dem Q ist eine dahinschreitende Gestalt in plumpen Umrissen eingezeichnet. Die Einzigartigkeit dieser Inschrift unter den auf Anhaltischen Glocken vorkommenden Inschriften veranlaßte uns, auch nach Fertigstellung des erwähnten Werkes über die Glocken im Herzogtum Anhalt, zu besonderer Forschung nach etwaigem anderweiten Vorkommen des Alphabets als Glockeninschrift und nach Sinn und Bedeutung desselben als solcher. Das Ergebnis unserer bisherigen Forschungen möchten wir hiermit zur Kenntnis weiterer Kreise bringen, mit der Bitte um freundliche Ergänzung oder Richtigstellung unserer Mitteilungen.

Der Altmeister der Glockenkunde, DDr. H. Otte, spricht in seiner Glockenkunde (Leipzig, 1884) die ihm nur gerüchtweise bekannt gewordene Thatsache des Vorkommens des Alphabets als Glockeninschrift in einer Anmerkung ab (Seite 135): „Es scheinen im Spätmittelalter Minuskelinschriften vorzukommen, die, weil sie aus willkürlich aneinander gereihten Buchstaben bestehen, wenn es nicht etwa Zauberformeln oder Kryptogramme sein sollten, lediglich nur als Dekoration angebracht sein können. Es sollen selbst die Buchstaben des ABC in alphabetischer Reihenfolge vorkommen."

G. Schönermark dagegen erwähnt in seiner Schrift: „Die Altersbestimmung der Glocken". Berlin, 1889, Seite 18, eine Glocke in Schmilkendorf, im Kreise Wittenberg, auf welcher das ABC in Minuskeln aufgegossen ist. Er giebt in Bezug auf diese Glocke folgende Ausführungen:

„Den Beweis (für sinnlose Inschriften seit Verwendung von Wachsmodellen für Glockeninschriften) mag eine Inschrift bilden, nicht mit einer Reihe beliebiger Buchstaben,

---

[1]) Der Ertrag dieser Forschungen ist niedergelegt in dem vom Schreiber dieses kürzlich veröffentlichten Werke: Die Glocken im Herzogtum Anhalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Altertumskunde Anhalts und zur allgemeinen Glockenkunde von Fr. W. Schubart. Mit 300 Abbildungen, gez. von W. Peters. Dessau, Paul Baumann, 1896. Gr. 8° XVII und 579 Seiten.

Digitized by Google

wie solche Schriften in allen Glockenkunden stehen, sondern eine seltene und in mehrfacher Hinsicht beachtenswerte. Es ist die einer Glocke in Schmilkendorf im Kreise Wittenberg, sie lautet:

hilfgot·johans·von lobda·machte·mich·abcd

efghiklmnopdrstuvxyz-t-z.

Der Grund, daß wir hier anfangs eine kurze Gebetsformel und danach eine geschichtliche Angabe lesen, ist, daß Johan von Lobda allerdings die Aufeinanderfolge der Buchstaben und Wörter zu diesen an fast allen seinen Glocken wiederholten Sätzen endlich behalten hatte. In diesem Falle füllten sie aber das Schriftband noch nicht aus, als seine Weisheit zu Ende war; um nicht beliebige Buchstaben an einander setzen zu müssen, verfiel er auf etwas, das ihm jedenfalls doch noch sinnreicher dünkte, er setzte das Alphabet daran. Als dann das Halsband gefüllt war, blieben wieder Buchstaben übrig; diese nicht auch zur Geltung kommen zu lassen, scheint ihm wohl leid gethan zu haben, und daher setzte er sie ohne Besinnen noch unter die Reihe."

Das in sich selbst Widerspruchsvolle und Unhaltbare dieser Ausführungen liegt auf der Hand. Die ganze Auseinandersetzung, die nur bekundet, daß nicht Johann v. Lobdas, sondern G. Schönermarks „Weisheit hier zu Ende war", wird hinfällig schon durch das ABC der Glocke zu Jeßnitz; denn einerseits sind hier die Schriftzeichen keineswegs über Wachsmodelle gegossen, sondern unzweifelhaft freihändig der Glockenform eingezeichnet, und zwar in Majuskeln, und andererseits ist es dadurch ausgeschlossen, daß der Gebrauch des Alphabets als Glockeninschrift nur und erst ein sinnloser Einfall des Johann von Lobda gewesen sei.

Wir sind in der glücklichen Lage, dafür und überhaupt für die Alphabet-Glocken noch eine ganze Reihe von weiteren Beispielen anführen zu können. Um zunächst in Deutschland zu bleiben, so besitzt die Kirche zu Rödelwitz, Kreis Saalfeld in Sachsen-Meiningen, eine Glocke, aus der Zeit um 1400, auf welcher nur das Alphabet als Inschrift steht und zwar in Mainuskeln:

abcdefghiklmnopqrstx.

vergl. Bergner, zur Glockenkunde Thüringens, Jena, 1896, Seite 75, und Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens VI, 44. — Außerdem führt Dr. Bergner a. a. O. Seite 53—56 und 64 noch zehn andere Glocken an, welche mit einer Reihe von 11 bis 25 Buchstaben in Majuskelschrift versehen sind, zwar nicht in der Reihenfolge des Alphabets, aber doch wohl als Vertretung desselben, wie denn die Glocke zu Nennsdorf thatsächlich den Anfang des Alphabets von A bis E bringt.

Aus der Schweiz berichtet Dr. Rüfcheler-Usteri (Die Glockeninschriften im reformierten Teile des Kantons Bern im Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern X, III, 270.) von der kleinen Glocke der Pfarrkirche zu Biel folgendes:

„Diese kleinste Glocke enthält in gotischen Majuskeln auf drei Linien die vielfach verdrehten Buchstaben des Alphabets, zuerst teilweise (A—K) und hernach ganz, wovon 12 Buchstaben von links nach rechts und 12 von rechts nach links zu lesen, nämlich:

Oben erste Linie:

A B C D E F G H I K (geflügeltes Tier) A B C D

Zweite Linie: E F G H I K L M Z Y X V

T T S R Q P O N. (geflügeltes Tier.)

In der Mitte: die obere Hälfte des gekreuzigten Christus und eine kleine Glocke."

Wenn L. Steiger in seiner sonst so trefflichen Schrift: „Schillers Lied von der Glocke für mittlere und höhere Schulen bearbeitet, Bern, 1894", zu dieser kleinen Glocke gelegentlich (Seite 100) die Bemerkung macht: „Wenn die Glockeninschriften ein Spiegel der Zeit sind in welcher sie verfaßt sind, so deutet die mit dem ABC gezierte neuere Glocke in Biel unzweideutig darauf hin, daß wir im schreibseligen papiernen Zeitalter leben", so ist diese Be-

Digitized by Google

merkung schon deshalb gänzlich verfehlt, weil diese kleine Glocke durchaus nicht aus neuerer, im Gegenteil aus recht alter Zeit stammt.

In der „Sammlung aller thurgauischen Glockeninschriften" verzeichnet Pfarrer H. G. Sulzberger auf Seite 87 unter No. 99 eine Glocke der Schloßkirche zu Oettlishausen mit folgender Inschrift:

†RPNMWAX · TPWDPIBYHCOFWKSEL

Von diesen Buchstaben sind mehrere und zwar nur sich wiederholende als undeutlich oder fraglich bezeichnet, so daß von vornherein deren Richtigkeit zweifelhaft ist. — Der Verfasser bemerkt zu dieser Inschrift: „Den Sinn der Inschrift der Glocke, die mit sehr alten, immer mehrere Zolle von einander stehenden, nur an zwei Stellen nicht ganz deutlichen, großen gotischen Buchstaben geschrieben ist, konnten verschiedene Altertumsforscher, die zu Rate gezogen wurden, nicht herausbringen. Nach dem einen sollen die einzelnen Buchstaben (19 Konsonanten und 5 Vokale) nur Verzierungen, nach anderen (was das wahrscheinlichste ist) die Anfangsbuchstaben von Worten sein." — Schon die richtig angegebenen Zahlen „19 Konsonanten und 5 Vokale", also 24 Buchstaben, hätten zu des Rätsels Lösung führen können. Denn uns ist es kein Zweifel, daß auch die Inschrift dieser Glocke nichts anderes enthält, als die Buchstaben des Alphabets, wenn auch durcheinander gewürfelt. Der Leser wolle sich überzeugen, daß alle Buchstaben vorhanden sind, ausgenommen G, Q, V und Z, welche aber durch die sich wiederholenden und als undeutlich bezeichneten Buchstaben zu ergänzen sein werden, nämlich G durch das zweite P, das Q durch das dritte P, da in der Majuskelschrift oft das umgekehrte Ꝑ für Q steht, das zweite W für V und das dritte W für Z.

Für Frankreich bringt der Abbé Pardiac in „Notice sur les cloches de Bordeaux", Paris 1858, Seite 31, 32, das Beispiel einer Alphabet-Glocke, freilich ohne selbst sie als eine solche erkannt zu haben. Übersetzt lautet sein Bericht: „Die Glocke von St. Médard-en-Jalle, gegossen im Jahre 1605 durch V. M. Landrault, S. M. Piannet und P. Hurt, zeigt ein Kreuz, dessen Arme und dessen Sockel aus Buchstaben gebildet waren, deren Sinn jedoch bisher rätselhaft geblieben ist. Die Buchstaben sind in folgender Ordnung und Weise gestellt": (Siehe nebenbei.)

C B
A D Y
H G F E D
X Y Y X
M N L K I
Z Y Y X V

Die als rätselhaft bezeichnete Inschrift enthält zweifellos das Alphabet und zwar von A bis N in richtiger Reihenfolge, desgleichen von V bis Z in unterster Reihe. Bei den übrigen Schriftzeichen darf man umsomehr annehmen, daß sie nicht richtig gelesen worden sind, als eine Zählung aller Schriftzeichen die Zahl 24, also genau die Zahl der Buchstaben des Alphabets ergiebt.

Aus England führt das ausgezeichnete Werk von Th. North, The church bells of Bedfordshire, London 1883, eine ganze Reihe von Glocken an, welche das Alphabet oder doch Teile desselben als Inschrift tragen, und zwar in prachtvoll verzierten gotischen Großbuchstaben. Insbesondere sind es die fünf Glocken der Pfarrkirche zu Marston Moretaine (a. a. O. 170), welche sämtlich mit dem Alphabet in reich geschmückten gotischen Großbuchstaben verziert sind, alle von demselben ausgezeichneten Gießer Hugh Watts und von demselben Jahre 1610. Auch die in England unter dem Namen „Bunyans bell" bekannte Glocke zu Elstow (a. a. O. 150) hat als Inschrift Teile des Alphabets in folgender Weise:

† A B C D E Ǝ G · V B C D E · W V T S R ·

Es soll dies die Glocke sein, an welcher John Bunyan, der bekannte Verfasser des weitverbreiteten Erbauungsbuches „Die Pilger-Reise", in seinem Geburtsort Elstow als „an enthusiastic ringer" seine Begeisterung für das Glockenspiel gewonnen und geübt hat.

Im ganzen sind es 15 derartige Glocken, welche das genannte Werk nachweist (Seite

Digitized by Google

59, 62, 130, 131, 134, 146, 150, 170, 178, 180. 203, 205, 211) und von denen es heißt: „These excellent bells are, what are termed alphabet bells“. Aus dieser letzteren Bemerkung möchte man faſt ſchließen, daß die Alphabet-Glocken in England allgemein verbreitet und als ſolche bezeichnet und bekannt ſind. Leider giebt das Werk des Verfaſſers keine nähere Auskunft darüber.

Aus Dänemark wird uns durch die Güte des beſten Kenners der Glocken Dänemarks, des Herrn Architekten Ulsdall in Randers, mitgeteilt, daß es auch dort eine Anzahl Glocken giebt, welche als Alphabet-Glocken anzuſehen ſind.

Angeſichts der hiermit wohl genügend erbrachten Belege der Anwendung des Alphabets als Glockeninſchrift, wie in den verſchiedenſten Gegenden, ja Ländern: Deutſchland, Schweiz, Frankreich, England, Dänemark, ſo in weit auseinander liegenden Zeiten — die älteſte der angeführten Glocken, wohl die von Jeßnitz, iſt etwa von 1280, die jüngſte, diejenige zu Riſely (North a. a. O. 180) iſt vom Jahre 1639 —, kann ein Zweifel darüber kaum noch bleiben, daß dieſe Anwendung des Alphabets keineswegs eine bloße Gedankenloſigkeit oder Sinnloſigkeit eines leſeunkundigen Gießers iſt, daß derſelben vielmehr eine klarbewußte beſtimmte Abſicht zu Grunde liegen muß. Aber welche?

Das Ritual für die in der katholiſchen Kirche übliche Glocken- und Kirchweihe iſt, wie wir an anderem Ort, in dem mehrfach erwähnten Werk über die Glocken im Herzogtum Anhalt, nachgewieſen, die Quelle gar mancher mittelalterlichen Glockeninſchrift. Dem Ritual bei der Kirchweihe entnommen ſind z. B. die Inſchriften: „O rex glorie christe veni cum pace“ oder: „Ecce crucem domini fugite partes adversae“ u. a. m. Aus demſelben Ritual wird auch, wie wir uns überzeugt haben, die Anwendung des Alphabets als Glockeninſchrift ihre Erklärung finden. Nach katholiſchem Ritus gehört nämlich zur Weihe einer Kirche unter anderem auch folgende Handlung:[3]) Auf den Fußboden der zu weihenden Kirche wird Aſche in der Form eines ſchrägliegenden Kreuzes oder des griechiſchen Buchſtabens X, als Anfangsbuchſtabens des Amtsnamens Chriſti, geſtreut, eine Linie von der linken unteren Ecke der Kirche nach der rechten oberen, und eine zweite Linie, die erſte kreuzend, von der linken oberen nach der rechten unteren Ecke. Während nun der Lobgeſang des Zacharias, das Benedictus, geſungen wird, nimmt der weihende Biſchof Mitra und Stab und ſchreibt mit dem unteren Ende ſeines Stabes in die Aſche auf der erſten Linie das griechiſche Alphabet, ſodaß die Buchſtaben ſich über die ganze Strecke gleichmäßig verteilen; ſodann ſchreibt er ebenſo auf der anderen Linie das lateiniſche Alphabet. In dem Ritual Gregors des Großen heißt dieſe Zeremonie das ABCtuorium. Die Deutung dieſer Handlung iſt verſchieden; nach den einen ſoll ſie beſagen: „daß ein jeder ſich ins Herz ſchreiben ſoll, was er in der Kirche hört“, nach anderen heißt es: „Auf dieſe Weiſe wird die Kirche für Chriſtus in Beſitz genommen und zugleich angedeutet, daß ſowohl die Völker des Morgenlandes, als die des Abendlandes zur Kirche Chriſti berufen, aber nur Buße und Demut die Grundlage aller Einheit in Chriſto ſind.“

Hergenommen von dieſem Brauch bei der Kircheinweihung, wird das Alphabet auch als Inſchrift für die zu weihenden Glocken Anwendung gefunden haben, und zwar mit derſelben Bedeutung wie dort. Es dürfte damit wenigſtens die Herkunft dieſes bisher unverſtandenen Brauches des Alphabets als Glockeninſchrift erklärt ſein. Von hier aus wird ſich nun auch die auf der kleinen Glocke zu Jeßnitz zwiſchen den Buchſtaben P und Q eingezeichnete dahinſchreitende Geſtalt dahin deuten laſſen, daß ſie eben den das Alphabet ſchreibenden Biſchof darſtellen ſoll. Von hier aus wird es auch verſtändlich, daß auf der erwähnten Glocke von St. Médard-en-Jalle ſo künſtlich aus den Buchſtaben des Alphabets ein Kreuz gebildet worden iſt. Von hier aus bekommt auch das Eröffnungskreuz, welches auf den meiſten der angeführten Glocken dem Alphabet vorangeſtellt iſt, noch ſeine beſondere Bedeutung. Dem Alphabet als erſtes Zeichen das Kreuz voran zu ſtellen, war im Mittelalter allgemein fromme Sitte,

[3]) A. Steffens, Kirchweihe und Glockenſegnung aus dem Römiſchen Pontifikale. Eſſen, 1893, Seite 7 und 59. Erſch & Gruber, Encyklopädie unter: ABCtuorium.

Digitized by Google

sogar in den Fibeln der Kinder; daher schreibt sich auch die in Frankreich gebräuchliche Redensart, von einem Kinde, das eben erst anfängt zu lernen, und bildlich überhaupt von jemandem, der beim ersten Anfang einer Sache ist, zu sagen: „l'enfant est à la croix.“. (Pardiac a. a. O. 22.).

Diese Verwendung des Alphabets als Glockeninschrift wird noch begreiflicher, wenn man sich der Vorliebe erinnert, welche das 14. und 15. Jahrhundert mehrfach für das Alphabet, gleichsam in Vorahnung der Erfindung der Buchdruckerkunst, bekundet. Dem 14. Jahrhundert entstammt jenes Rätsel über das Alphabet, welches sich schon in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts findet und lautet:

„Ein Wunderding, das ist glaublich, hab' ich vernommen,
Es sind achtzehn Gesellen in das Land gekommen.
Zumal schön und säuberlich, doch keiner dem andern glich,
Sie haben allerding kein Gebrechen, als, daß ihr keiner kein Wort sprechen,
Und so man sie dann soll verstahn, müssen sie fünf Dolmetscher han,
Ohn' welche man sie nicht verstehet ein Wort, und sind der Welt zumal ein großer Hort.“

Im 14. und 15. Jahrhundert dichten auch z. B. der Mönch von Salzburg und Heinrich von Laufenberg „Unser leven frouwen Abc“ oder „Das Marien Abc“, das bei Laufenberg schließt: „Amen Du edles Mandelreiß, dis ABC hab Dir zu preiß“, oder „Mutter und Magd hilf im us we, der Dir hatt gedicht diß abc“, siehe: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit II, 310. Wackernagel, Kirchenlied II, 406. 440. 557.

Darf somit die Herkunft der Verwendung des Alphabets als Glockeninschrift und die Thatsache derselben als begründet gelten, so drängt sich doch noch eine Doppelfrage auf: einmal die nach der etwaigen besonderen Bedeutung des Alphabets als Glockeninschrift, und sodann die, ob es etwa bestimmten Zwecken geweihte Glocken gewesen sind, denen man das ABC als Inschrift gab. Die Bedeutung des Alphabets als Glockeninschrift angehend, so ist, wie erwähnt, dieselbe im allgemeinen gewiß die gleiche, wie bei der Weihe einer Kirche. Doch ist man versucht, dem Alphabet als Glockeninschrift noch eine besondere Deutung zu geben, und es ist nicht allzuschwer, eine solche zu finden, ja die Anwendung des Alphabets will uns hier fast noch sinniger erscheinen als bei der Kirchweihe. Der Glocke, einer Königin aller Laute, die selbst eine geweihte Laute der Kirche ist, der Glocke, welche alles im Menschenleben mit ihrem heiligen Schall beläutet, der läutenden Glocke die Summa aller Laute, das Alphabet als Inschrift zu geben, — wem wollte das eine leere Sinnlosigkeit, wem nicht vielmehr voll schönen, tiefen Sinnes erscheinen? Die Glocke läutet alles, was lautet vom Himmel in dem, der das A und O ist, und auf Erden vom A bis zum Z des menschlichen Lebens. Aus dem Alphabet des Glockenläutens hört ein jedes Menschenherz in seiner Sprache die großen Thaten Gottes; in der Glocke, die der ganzen Christenheit auf Erden des Morgens und des Abends, in Freud und Leid, zum Leben und zum Sterben läutet, hat das Sprachenwunder der Pfingsten gleichsam einen Herold mit ehernem Munde gefunden: sie läutet in heiligen Lauten das Alphabet der göttlichen Gnade und Wahrheit, dem Kinde schon „Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß auf mich herab in ernster Sabbathsstille, da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle“, den Weisen und Greisen immer von neuem ein lebensvoller Ostergruß und eine vielsprachige Stimme von oben.

Auf die andere Frage, ob es etwa bestimmte Glocken gewesen sein möchten, denen man das ABC als Inschrift gab, eine bestimmte Antwort zu ermitteln, das hat uns bisher noch nicht gelingen wollen, wenn uns auch eine Bejahung der Frage sehr wahrscheinlich dünken will. Bemerkenswert ist es, daß die meisten der von uns ermittelten Alphabet-Glocken nur kleine Glocken sind, sowie daß nirgends eine Alphabet-Glocke als einzige Glocke einer Kirche, sondern immer neben mehreren anderen vorkommt, also sehr wohl besonderem Dienste vorbehalten gewesen sein könnte. Eine Vermutung aber hat sich uns aufgedrängt, welche, auch wenn sie eben nur Vermutung sein und bleiben kann, dennoch zur Ermittelung einer bisher unseres Wissens noch von keiner Seite beachteten, überraschenden Thatsache auf dem Gebiete der Glockenkunde geführt hat.

Digitized by Google

Die ermittelte Thatsache ist diese: Die mittelalterliche Kirche hat das Geläute ihrer Glocken den mannigfaltigsten Zwecken dienstbar gemacht, ja vielfach sogar den einzelnen Zwecken besondere Glocken zugeordnet oder doch diese Zwecke in den Inschriften der verschiedenen Glocken zum Ausdruck gebracht. Am umfassendsten zeugen davon jene bekannten Hexameter, welche die sogenannten sieben Tugenden der Glocke (virtutes campanae) nennen:

Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro,
Est mea cunctorum terror vox daemoniorum.

Eins aber fehlt dem Mittelalter in der Bestimmung und dem Gebrauch der Glocken merkwürdiger Weise gänzlich, die Beziehung zu den Kindern, der Ruf der Glocke an die Kinder zur Andacht, zur Lehre, zur Taufe. In nachreformatorischer Zeit hat die Kirche Schulglocken, Taufglocken, überhaupt Kinderglocken, — eine kleine Glocke in der Kirche des braunschweigischen Dorfes Beierstedt vom Jahre 1553, jetzt leider eingeschmolzen, hatte die Inschrift: „Dies ist der kleinen Kinder Glocke". In vorreformatorischer Zeit aber haben wir auch nicht eine einzige Glocke ausfindig machen können, welche durch ihre Inschrift oder sonstige Bestimmung eine besondere Beziehung zu den Kindern bekundete. Es würde eine Bereicherung der Glockenkunde sein, wenn jemand mittelalterliche Glocken oder Glockeninschriften nachweisen könnte, welche in irgend einer Weise als den Kindern besonders geltend bezeichnet werden dürften. Es sei wiederholt, wir haben, zu eigener Überraschung, keine einzige derartige mittelalterliche Glocke oder Glockeninschrift finden können, — das ist die ermittelte Thatsache.

Und nun unsere Vermutung! Sollten etwa die Alphabet-Glocken die Kinderglocken des Mittelalters gewesen sein? Es ist doch kaum denkbar, daß die mittelalterliche Kirche, welche für so vieles eine Glocke oder entsprechende Glockeninschrift hatte, weder die eine noch die andere gehabt haben sollte für die Kinder, denen ihr Dienst doch so vielfältig gewidmet war. — Es würde sich eine klaffende Lücke in der Kenntnis vom Glockengebrauch der mittelalterlichen Kirche füllen, wenn wir annehmen dürften: die Alphabet-Glocken waren die Glocken, welche insbesondere dem Dienste der Kinder geweiht waren, welche die Kinder zur Taufe, zum Gebet, zum Unterricht riefen, ihnen zu Grabe läuteten, welche also im Mittelalter das waren, was jetzt unsere Schul- und Taufglocken sind. Das Alphabet aber als Inschrift solcher Kinderglocken, hätte es nicht einen lieblichen, wahrhaft kindlichen Sinn? Knüpft sich doch unwillkürlich zwischen dem Alphabet oder ABC und den Kindern eine nahe Gedankenverbindung, und ruft die Kirche mit ihrem Glockenklang die Kinder doch zu Unterricht und Gottesdienst, „auf daß sie ihnen die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre", wie es Ebräer 5, 12 heißt.

Ein sinniges Gedicht aus den „Liedern einer Verborgenen" lautet also:

Der Hirtenknab' am Alpensee — Da möcht' auch ich den Anteil mein
Inmitten seiner Herde — An all der Andacht haben." —
Spricht auf den Knie'n das ABC — „Doch, Knabe, soll das Beten sein?
Mit betender Gebärde. — Du lallst ja nur Buchstaben."

Ihm naht der Pfarrer ungesehn: — „Ich weiß nicht, was ich beten soll,
„Was, Kind, soll das bedeuten?" — Da bring' ich meine Sachen
„O Herr, ich hör' auf allen Höh'n — Dem lieben Gott, der weiß ja wohl
Zur Abendandacht läuten! — Draus ein Gebet zu machen."

Vielleicht enthält dies Gedicht das, was die Alphabet-Glocken läuten und bedeuten wollten und sollten. Wir freuen uns der Vermutung, mit der wir schließen, die mittelalterliche Kirche könnte auch ihre Glocken für die Kinder gehabt und ihnen zur Inschrift gegeben haben, gleichsam als Lobgesang aus dem Munde der Unmündigen und Kinder, nichts anderes als das Alphabet: „Gott weiß ja wohl draus ein Gebet zu machen".

Digitized by Google

Konfirmationsscheine

von Superintendent **R. Bürkner** in Ostheim v. Rhön.

Es ist fast allgemeine Sitte geworden, den Konfirmanden den Denkspruch, welcher ihnen am Altare als Leit- und Begleitwort für ihr künftiges Christenleben mitgegeben wird, auch in einem Erinnerungsblatt als dauerndes und sichtbares Gedenkzeichen zu überreichen. Und diese Sitte ist gewiß zu billigen und zu pflegen. Das für den Einzelnen besonders gewählte Gotteswort wird so dem Konfirmierten noch nachdrücklichst nahe gebracht, und zudem erhalten unsere Häuser dadurch noch etwas künstlerischen und kirchlichen Wandschmuck; denn nach meiner Erfahrung lassen viele Familien die Gedenkblätter einrahmen und zieren damit ihr Heim. So hat sich denn auch der Kunsthandel, der Holzschnitt, die Lithographie und der Buntdruck dieses Zweiges seiner Bethätigung liebevoll angenommen, und gerade in den letzten Jahren sind überaus viele solcher Blätter erschienen, alle mehr oder weniger wirkliche Kunsterzeugnisse. Ich habe mir eine kleine Sammlung davon anzulegen versucht und in kurzer Frist gegen 100 verschiedene Konfirmationsscheine erhalten, ohne irgendwie zu glauben, daß damit alles Vorhandene vollzählig bei mir zu finden sei.

Freilich unter diesen hundert Blättern sind viele, die recht wenig schön sind, viele, die recht häßlich sind — trotz der gedruckten Anerkennungs- und Anpreisungsschreiben von Amtsbrüdern, die da beigelegt werden. O über die leidige Gewohnheit, immer, auch bei höchst mangelhaft ausgebildetem Kunstsinn, gleich schriftlich sein Entzücken über die erhaltene Kunstware auszusprechen und somit mit dem eigenen vollen Namen Reklame dort machen zu helfen, wo sie für den einigermaßen Kunstverständigen oft genug nur lächerlich wirkt. Ich wenigstens mußte laut lachen, als ich in einem der irgend einer Blätterserie beigelegten gedruckten Anerkennungsschreiben das Lob eines Amtsbruders las, der „von allen Gedenkblättern gerade diesen den Vorzug gab, weil sie die einzigen seien, die ein würdiges Bild des Heilands darböten", und dann mit Schaudern eben dieses gerühmte Zerrbild selbst erblickte. Etwas Vorsicht, bitte, liebe Herren, in solchen Dingen! Und nicht mit der Ausrede kommen, daß der Geschmack doch verschieden und über ihn nicht zu streiten sei. Denn dann kommen wir zur vollendeten ästhetischen Anarchie.

Gewiß ist es aber der ästhetische Standpunkt nicht allein, der bei der Beurteilung solcher Blätter in Frage kommen soll. Auch danach vielmehr sind sie zu prüfen, ob sie der kirchlichen Würde und dem kirchlichen Stil entsprechen, wobei ich annehme, daß diese Scheine unmittelbar nach vollzogener Einsegnung und noch im Gotteshause selbst den Kindern überreicht werden, etwa dann, wenn sich der Konfirmand von den Knieen erhebt, um auf seinen Platz zurückzugehen. So sind es dann eben wirklich amtliche oder doch kirchliche Bescheinigungen, welche als Zeugnis der erfolgten heiligen Handlung den Katechumenen einzuhändigen sind.

Darum werde ich auch den Blättern den Vorzug geben, welche in ihrer bildlichen Ausschmückung das lyrisch-religiöse oder sentimentale Element hinter dem kirchlich-symbolischen oder stilvollen zurückstellen, also nicht nur überhaupt hübsche Blumen und Kreuze bieten, sondern einen direkten Hinweis durch Bild und Wort auf das Evangelium und die heilige Sitte des kirchlichen Gemeindelebens. Und auch diejenigen Scheine würde ich bevorzugen, welche den Raum zum Einschreiben des Denkspruches für den Pfarrer freilassen. Denn gerade diese Sprüche wollen so sorgfältig und individuell ausgesucht werden, daß auch die am liebevollsten zusammengestellte vorhandene Spruchserie nicht immer das bieten wird und kann, was man braucht. Indessen weiß ich wohl, daß gerade in großen Gemeinden dieses Auswählen und Schreiben eine sehr mühevolle Arbeit ist und man darum dort gern zu den Blättern greift, welche selbst schon die Denksprüche bringen.

Als wirklich kleine Kunstwerke, in kirchlichem Stil gehalten und im Buntdruck sehr gelungen, stehen mir von allen Scheinen die beiden (Nr. 1 und 2) am höchsten, welche der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Bayerns nach Wanderers Zeichnungen in Nürnberg (Löhes Kunsthandlung) herausgegeben hat. Leider haben sie aber

Nr. 1.

Digitized by Google

einen großen Nachteil: sie bieten keinen Denkspruch und auch keinen Raum für einen solchen, und sind somit nur Erinnerungsscheine. Auch sind sie der tadellosen Ausstattung wegen etwas teuer (1 Stück 30 Pfg.) In seiner grellen Buntheit höchst mißlungen ist des gleichen Vereins drittes Blatt nach Thiersch, während wiederum seine kleinen schwarzen Blätter in Holzschnitt nach Wanderer wohl sehr hübsch sind, auch selbst gut gewählte Denksprüche bieten, dagegen in ihrem kleinen Format (12 : 18 cm) mehr als Zettel denn als Scheine wirken (1 Sammlung = 50 Blätter 1.50 Mark). Ebenfalls die Nürnberger Kunsthandlung von G. Löhe bietet sechs weitere mittelgroße Blätter in Buntdruck mit Gedenksprüchen und ausreichendem Textvordruck, bei denen alles Ornamentale und Symbolische vortrefflich gelungen, alles Figürliche aber (und das ist leider viel daran) sehr häßlich ist (1 Stück 20 Pfg., 30 St. 4.50 M., 100 St. 10.— M.). Als der Verbreitung am meisten würdig empfehle ich zur Zeit das Konfirmationsgedenkblatt Nr. 5, welches in zartem Bunt- und Golddruck bei Johannes Schrodt in Frankfurt a. Main (einem sehr rührigen Kunstverlag, der auch die hübschesten Tauf- und Trauscheine liefert) erschienen ist. Es ist in vier verschiedenen Serien zu 25 Blättern mit Sprüchen, aber auch ohne Sprüche zu bekommen. Ich finde ihn vor allem kirchlich würdig und ästhetisch schön. Verhältnismäßig ist er auch billig (10 Stück 1.80 M., 25 St. 4.— M., 50 St. 7.50 M., 100 St. 14.— M.). Wohlfeiler, aber auch recht hübsch, ist das gleichfalls dort erschienene, etwas kleinere Konfirmations-Zeugnis Nr. 8 (25 Stück 3.— M., 50 St. 5.50 M., 100 St. 9.— M.). Das ebenfalls von Schrodt herausgegebene Gedenkblatt Nr. 13 zur Erinnerung an die Konfirmation ist als Kunstblatt recht gelungen, aber mit seinem Bilde (Jesus mit Martha und Maria) mehr für Mädchen passend (10 Stück 2.— M., 25 St. 4.50 M., 50 St. 8.— M., 100 St. 15.— M.). Dem oben besonders empfohlenen Blatt aus dem Schrodtschen Verlage am nächsten und wohl eigentlich auch sein Urbild ist der Konfirmationsschein nach Maler Schüz' Entwurf, der im Verlage von Ernst Kaufmann in Lahr (Baden) erschienen ist und nur infolge seiner etwas eintönigen schwer-bräunlichen Farbengebung zu düster wirkt, immerhin auch weiter Verbreitung durchaus würdig. Er ist gleichfalls ohne und mit Denkspruch zu haben (25 Stück 4.— M., 50 St. 7.60 M., 100 St. 14.— M.). Der neue Schein desselben Verlags nach dem Entwurfe von Peter Schnorr ist ja ein sehr stattliches und farbenprächtiges Kunstblatt. Aber einmal ist es mir gar zu groß (Hochformat 31 : 42 cm), und dann stört es mich, daß das Mittelbild nicht, wie es sich gehört, die Gestalt Christi oder doch die Darstellung einer Heilsthatsache bietet, sondern einen Pfarrer in gotischem Chorraume, der soeben drei modern gekleidete Konfirmandinnen einsegnet (25 Stück 6.— M., 50 St. 11.25 M., 100 St. 20.— M.). Von den zahlreichen anderen zum Teil recht mäßigen Scheinen desselben Verlags möchte ich nur noch den kleinen, farbigen aber bildlosen Nr. 11a (21 : 26 cm) hervorheben, der anspruchslos, aber auch ziemlich wohlfeil ist (25 Stück 2.40 M., 50 St. 4.40 M., 100 St. 8.20 M.). Leider kann ich mich für die sowohl von Kaufmann als namentlich auch von der Lithographisch-Artistischen Anstalt München vorm. Gebr. Obpacher gelieferten Blumenscheine aus den oben angeführten Gründen nicht erwärmen, wiewohl ich lebhaft anerkennen muß, daß namentlich die Münchener Blätter so vollendet sind, wie man es nur irgend wünschen kann. Aber sie beschränken sich eben alle auf ein zumeist goldenes Kreuz und ein Blumenbild. Viele finden ja gerade hieran Gefallen, und die Blätter werden darum viel gekauft, aber mir sind sie zu wenig kräftig und kirchlich und zu allgemein sentimental (50 Stück 5.— M. oder 7.50 M.). Einer großen Verbreitung erfreuen sich mit Recht die bei Velhagen & Klasing in Bielefeld erschienenen Konfirmationsscheine mit Bibelsprüchen, Liederversen und Zeichnungen nach Prof. Andreae u. a., Prachtausgabe in dreifachem Farbendruck: ein schönes Blatt, bei dem mich nur die stillose konventionelle Umrandung stört. Drei Hefte zu 20 Blatt sind mit Sprüchen, das vierte ist mit leerem Raum zum Einschreiben selbstgewählter Sprüche herausgekommen. Eigentlich müßten sie wohl billiger sein (20 Stück 2.— M.). Kleiner und einfacher, auch nur in Schwarz- und Rotdruck, aber doch recht hübsch sind die im gleichen Verlage erschienenen vierzig Konfirmationsscheine (mit Sprüchen und Liederversen) mit bildlichen Verzierungen unter Benutzung verschiedener Meister von Otto Speckter (40 Stück nur 1.60 M.). Den Letztgenannten sehr ähnlich aber,

Digitized by Google

doch noch um ein kleines weniger gelungen sind die Scheine aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh, welche auch viel gekauft zu werden pflegen (30 Stück 1.— M., 60 St. 2.— M., 100 St. 3.— M.). Emil Roth in Gießen hat verschiedene Blätter ausgehen lassen, von denen die Steinmetzschen Scheine am ehesten eine ehrenvolle Erwähnung verdienen. Schade, daß die ornamentale Umrahmung in ihren wulstigen Barockformen dem Werte der bildlichen und symbolischen Gestalten nicht recht entspricht (2 Serien zu 30 Blatt, Prachtausgabe in Gold- und Farbendruck zu 3.— M., 3 Serien zu 50 Blatt in zweifarbigem Buchdruck zu 3.— M.). In kräftiger Linienmanier ist bei Hermann Michels in Düsseldorf ein vortreffliches Blatt nach einer Zeichnung des Malers Gehrts erschienen, ein wirkliches Kunstwerk voll sinniger und markiger Anschaulichkeit; auch dadurch eigenartig, daß als Repräsentant der zu ihrem Erlöser im Glauben aufblickenden Gemeinde die Gestalt Luthers dargestellt ist. Dieser Schein sei ebenfalls warm empfohlen. Man kann ihn ohne und mit Denkspruch haben (25 Stück 2.— M., 100 Stück 8.— M.).

Wie gesagt, giebt es außer den angeführten Blättern noch so manche andere. Viele davon wären wohl noch anerkennender Erwähnung wert, viele wollen wir lieber gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt lassen. Jedenfalls ist zu sagen, daß auch auf diesem Gebiete religiöser Kunst ein reges Leben und Vorwärtsstreben zu verzeichnen ist. Die Gefahr dürfte bestehen, daß man in der Sucht, sich gegenseitig zu überbieten, aus den Konfirmationsscheinen Luxusdinge macht, die sehr bunt und stattlich, aber doch da nicht am Platze sind, wo es zunächst wohl auf würdige, auch meinetwegen prächtige Ausstattung, aber doch noch mehr auf schlichte, sinnvolle und erbauliche Darstellung ankommt. Und daß man das auch mit einfachen Linien ohne Gold und Farben erreichen kann, hat gerade das zuletzt genannte Blatt schlagend bewiesen.

Nachwort. Nachdem vorstehende Zeilen vollendet waren, sind mir auf Veranlassung der Herren Verleger der Monatschrift noch eine ganze Menge weiterer Gedenkblätter durch die betreffenden Buch- oder Kunsthandlungen zugegangen. Doch habe ich dadurch mein oben ausgesprochenes Urteil abzuändern keine Veranlassung gefunden. Auch kein besonders hervorragender Konfirmationsschein ist mir dabei in die Hände gekommen. In der Ausstattung sehr ähnlich den oben erwähnten bei Bertelsmann und Velhagen & Klasing erschienenen Blättern sind die durch Bilder von Oskar Pletsch geschmückten recht hübschen Scheine von Alphons Dürr in Leipzig (40 Stück 1.50 M.) und die etwas weniger ansprechenden von Hermann Gesenius in Halle (2 Sammlungen zu 25 Stück, Preis ?). Auch die bei E. Klotz in Magdeburg herausgekommenen Gedenkblätter verdienen lobende Erwähnung (40 Stück, Preis ?). Ein schlichtes, aber ganz empfehlenswertes kleines Blatt ist bei Korn in Breslau erschienen (25 Stück 1.60 M.), dadurch besonders auffallend, daß es der einzige mir zugegangene Schein ist, dessen bildliche Verzierung in Stahlstich künstlerisch ausgeführt ist. Die übrigen weisen zumeist Holzschnitt oder Steindruck auf.

Das Kirchenlied in der Konfirmationsfeier.

Thesen von Superintendent **Nelle** in Hamm i. W.

I.

1. Der gesunde, nüchterne, dabei aber kirchlich-festliche Charakter der Konfirmationshandlung präge sich vor allem in der Wahl der Lieder aus. Denn die Gemeinde kann ihr Mitfeiern und innerliches Miterleben mit den Konfirmanden im Konfirmationsgottesdienste — abgesehen vom Munde des Liturgen — nicht anders aussprechen, als durch das von ihr gesungene Lied.

2. Wenn möglich, lasse man bei der Wahl der Lieder die Kirchenjahreszeit, in welche die Konfirmationshandlung fällt, irgendwie zu ihrem Rechte kommen. Wie schön eignen sich und wie eigentümlich bedeutungsvoll erweisen sich z. B. in der Konfirmationsfeier zur Passionszeit, am rechten Orte verwendet, Strophen wie: Erkenne mich mein Hüter — oder Mein Lebetage will ich dich — oder Ich bin dein, sprich du darauf dein

Digitized by Google

Amen; in der Pfingstzeit Lieder wie: O heiliger Geist, o heiliger Gott — oder Zeuch ein zu meinen Thoren.

3. Aber freilich wird man nicht ausschließlich im Rahmen der Kirchenjahreszeit die Lieder wählen können und dürfen. Der selbständige und hohe Charakter der Konfirmationsfeier gestattet, rechtfertigt, ja bedingt das Hinausgreifen über die Lieder der kirchlichen Zeit, in welche sie fällt.

4. Das Fundamentale evangelischen Glaubenslebens muß bei der Konfirmationshandlung von der Gemeinde und ihren jungen Gliedern, welche den Mittelpunkt der Feier bilden, im Liede zum Ausdrucke gebracht werden.

5. Aber man wähle, um dem Tage sein Charakteristisch-festliches zu sichern, möglichst solche Lieder, welche nicht zu den stereotypen, den cantica firma, oder gar zu den abgesungenen in der Gemeinde gehören. Also z. B. nicht Liebster Jesu, wir sind hier, nicht Herr Jesu Christ, dich zu uns wend, nicht Allein Gott in der Höh sei Ehr, u. a., welche den Eindruck des Kirchlich-alltäglichen machen würden.

6. Man vermeide es auch, der Gemeinde Lieder in den Mund zu legen, welche den Charakter einer anderen Kirchenjahreszeit, als die gegenwärtige ist, fest ausgeprägt an sich tragen. Man singe z. B. in der Passionszeit zur Konfirmation nicht: O heiliger Geist, kehr bei uns ein, oder: Wie soll ich dich empfangen.

7. Hervorragend geeignet, ja von selbst gegeben, namentlich als Eingangslied, auch als Schlußgesang, ist das Loblied, z. B. Nun lob mein Seel den Herren, Man lobt dich in der Stille, Womit soll ich dich wohl loben. These 5 hat hier so solenne Lieder wie: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren und Wunderbarer König nicht ausschließen wollen.

8. Auch das Bekenntnis- und Zeugnislied, das Rechtfertigungs- und Heiligungslied hat in der Konfirmationsfeier seine Stelle. Aber man lasse heute das Lehrhafte schweigen und wähle aus diesen Liedern solche, welche der feiernden Anbetung, der inbrünstigen Fürbitte der Gemeinde Flügel leihen.

9. Durchweg halten die in unseren Gesangbüchern gebotenen „Konfirmationslieder" nicht die heilige Höhe inne, die wir der Feier wünschen müssen. Sie sind meist zu diesem Zweck eigens gemacht und können den Eindruck, den das hervorbringt, nicht verleugnen. Man kann ihrer aber auch um so eher entraten, als unser Liederschatz genug Kleinodien ersten Ranges aufweist, welche dem Dank und der Bitte, dem Bekenntnis und dem Gelübde der Kinder und der Gemeinde liturgisch richtigeren und brünstigeren Ausdruck geben, als jene zumeist schwächeren poetischen Erzeugnisse.

II.

10. Den Höhepunkt des Singens in der Konfirmationsfeier bildet das von den Konfirmanden im Zusammenhange mit der Ablegung ihres Bekenntnisses und Gelübdes gesungene Lied.

11. Weil es der Höhepunkt des Singens ist, muß es ein Kirchenlied sein.

12. Zu verwerfen ist also die Sitte, daß der Konfirmator ein von ihm zu diesem Zweck gedichtetes Lied an dieser Stelle — nach einer wie kirchlichen Melodie es immer sein möge — singen lasse; ebenso zu verwerfen, als wenn das zu sprechende Bekenntnis der Konfirmanden von ihm oder von ihnen eigens in neue Worte gefaßt wäre, wie das in den Tagen des alten Rationalismus wohl geschah.

13. Ein Mißgriff ist es auch, wenn die Kinder hier ein geistliches Volkslied singen. Es widerspricht der Wahrhaftigkeit und dem hohen Ernste des Momentes, hier einseitig gefühlige Lieder den Kindern in den Mund zu legen. Einen goldnen Wanderstab, So nimm denn meine Hände, und wie sie alle heißen, passen hier nicht. Und die Melodien derartiger Lieder passen hier erst recht nicht. Mögen Leute, bei denen dergleichen seither herkömmlich war, oder die kein Verständnis für den Unterschied einer gottesdienstlichen Feier von einer Schaustellung haben, es noch so rührend und entzückend finden: es gehört nicht in diesen Gottesdienst, an dieser Stelle ein geistliches Volkslied zu singen.

14. Aus demselben Grunde ist auch mehrstimmiges Singen der Kinder hier nicht zu empfehlen. An dieser Stelle darf nicht im geringsten etwas stattfinden, was den Eindruck einer Kunstleistung seitens der Kinder machen könnte. Und so natürlich ist den Kindern das zwei- oder dreistimmige Singen nicht, daß sie ein in der Schule geübtes Lied hier so ohne weiteres, ohne besondere Vorbereitung, singen könnten. Und wenn es so wäre: an diese Stelle gehört kein Vortrag. Übrigens deckt sich die Konfirmandenabteilung zumeist nicht mit dem Gesangchor der Schule. Darum lasse man die Kinder ihr Lied einstimmig mit angemessener Orgelbegleitung singen.

15. Das in These 9 von den zu diesem Zweck einst gefertigten, meist recht ephemeren Konfirmationsliedern Gesagte gilt auch für den Gesang der Konfirmanden. Wir haben für diesen Akt bessere Gesänge als diese Konfirmationslieder.

Digitized by Google

16. Nur in wenigen Gemeinden oder Kirchenkreisen wird ein einziges stereotypes Lied für diesen Teil der Feier herkömmlich oder gar obligatorisch sein. (In Hannover ist es das schöne Mein Schöpfer steh mir bei.) Wo nicht etwa ein einziges fest im Gebrauch steht, da sei man bestrebt, zwischen mehreren erprobten im Laufe der Jahre zu wechseln.

17. Wenn möglich, lasse man nicht mehr als zwei Strophen von den Kindern singen; keinenfalls mehr als drei. Denn ein solches längere Singen der Kinder wirkt ermüdend statt erhebend.

18. Strophen, die sich für diesen Gesang der Konfirmanden erprobt haben, sind, außer den in der Monatschrift schon genannten Mein Schöpfer steh mir bei (Str. 1 und 4), Ich will dich lieben, meine Stärke (Str. 1, 5 und die letzte), Mein Gott, das Herz ich bringe dir: Die beide Schlußstrophen des Liedes Warum sollt ich mich denn grämen, von P. Gerhardt: Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden. — Die beiden ersten Strophen von Neumeisters Liede: Herr Jesu Christ, mein höchstes Gut (G.-B. für Rheinland und Westfalen, 320). — Von dem Liede Garves: Stark ist meines Jesu Hand die Strophen 1, 6, 7 (die sechste beginnt: Will mein Herr durch strenge Zucht, die siebente: Seiner Hand entreißt mich nichts). — Als Schlußstrophe eignet sich die letzte des Gotterschen Liedes: Schaffet, schaffet, Menschenkinder, welche beginnt: Amen, es geschehe, Amen. — Besonders geeignet habe ich zwei Strophen des herrlichen Weißelschen Liedes: Such, wer da will ein ander Ziel, gefunden. Weil sie nicht in allen Gesangbüchern stehen, setze ich sie her: (Mel.: Es ist das Heil uns kommen her.)

Such, wer da will, ein ander Ziel
die Seligkeit zu finden:
mein Herz allein bedacht soll sein
auf Christum sich zu gründen.
Sein Wort ist wahr, sein Werk sind klar,
sein heilger Mund hat Kraft und Grund
all Feind zu überwinden.

Meins Herzens Kron, mein Freudensonn
sollst du, Herr Jesu, bleiben:
laß mich doch nicht von deinem Licht
durch Eitelkeit vertreiben;
bleib du mein Preis, dein Wort mich speis,
bleib du mein Ehr, dein Wort mich lehr,
an dich stets fest zu gläuben.

Wo ist sonst in zwei siebenzeiligen Strophen so viel zusammengefaßt? Bekenntnis, Gelübde, Gebet; Klarheit und Wärme, Tiefe, und doch nichts, was über den Gesichtskreis der Kinder hinausläge. — Diese angeführten Beispiele haben nur beweisen sollen, daß unser Liederschatz nicht arm ist an kernigen und herzmäßigen Stücken, welche, umfassend und doch dem individuellen Leben der Konfirmanden entgegenkommend, sich trefflich eignen, in dem feierlichen Momente der Einsegnung von ihnen angestimmt zu werden.

III.

19. Ist der mehrstimmige Gesang der Konfirmanden nicht anzuraten, so ist es doch der hochfestlichen Handlung sehr angemessen, wenn der Kirchenchor im Gottesdienste mitwirkt. Sprüche, wie: Sei getreu bis in den Tod (z. B. in der Komposition von Engel in Lützels Chorgesangbuch) u. v. a. sind da sehr an ihrer Stelle.

20. Man lege Wert darauf, daß, nachdem die Konfirmanden bei der Einsegnung gesungen haben, die Gemeinde das Bekenntnis derselben ihrerseits durch eine am Schlusse der Feier (vor dem Segen) gesungene Strophe bestätige. Das letzte Liedwort muß der Gemeinde gehören. Und das muß ein besonders feierliches, mächtiges sein. Hier am meisten eignet sich die Strophe: Ich bin dein, sprich du darauf dein Amen. Man darf sie, wo sie von altersher als Lied zum Konfirmationstage herkömmlich ist, der Gemeinde nicht wohl vorenthalten. Aber auch eine Strophe wie So laßt uns denn dem lieben Herrn ist hier passend. Vor allen eignen sich die zusammenfassenden Schlußstrophen der Loblieder, z. B. Weil denn weder Ziel noch Ende; auch das Lied Nun danket alle Gott in seinen drei Strophen ist hier von mächtiger Wirkung.

Praktische Winke für die österliche Zeit

von **Friedrich Spitta.**

Anleitung für die künstlerische Ausschmückung der Gottesdienste am Osterfeste hat Nr. 1 des 1. Jahrgangs, S. 30, 32 gebracht, desgleichen das Schema einer liturgischen Osterandacht. Liturgische Feiern für die ganze Osterzeit kann man sich leicht nach dem Modell, das in Nr. 12 für die Passionsandachten gegeben ist, anfertigen. Dabei würde als feststehendes Lied im Anfang „Christ ist erstanden", als feststehender Schlußgesang die letzte Strophe von „Wach auf mein Herz, die Nacht ist hin" zu wählen sein: „Sei hoch gelobt zu dieser Zeit." Für dieses Mal möchte ich auf einen anderen wichtigen Punkt aufmerksam machen. Von welcher Be-

Digitized by Google

deutung das Einhalten gewisser Festzeiten mit scharf ausgeprägtem Charakter im Kirchenjahre ist, wird einem jedem bei der Advents- und Passionszeit klar sein. So sehr man meist befliissen ist, diesen beiden kirchlichen Feiträumen ihr besonderes Kolorit zu erhalten, so wenig ist man im großen und ganzen darauf bedacht bei der 40tägigen Freudenzeit nach Ostern, bezw. den 50 Tagen bis Pfingsten, obwohl der beabsichtigte Gegensatz zur Fastenzeit diese Aufgabe nahe legen sollte, und obwohl in dieser Jahreszeit die Natur in so lebhafter Weise zusammenklingt mit den Empfindungen der österlichen Gemeinde. Ich gebe im folgenden ein paar Andeutungen, wie man diesen Mangel ergänzen kann.

Jeder Gottesdienst, wenigstens jeder Hauptgottesdienst beginne mit dem uralten ökumenischen Ostergesange „Christ ist erstanden", dessen dorische Melodie mächtig braust, wie der Frühlingswind im deutschen Eichenwalde. Die Gemeinde wird dieses Liedes nicht überdrüssig werden, wird es vielmehr von Mal zu Mal besser und mit der Kraft singen, durch die seine Wirkung erst recht zu Tage tritt. Schließlich wird sich die Gemeinde auf dieses reckenmäßige Lied freuen, wie alt und jung auf die Weihnachtsmelodieen, und wird gern noch zu Himmelfahrt und Exaudi die nahverwandte Melodie „Christ fuhr gen Himmel" anstimmen. — Sodann hat man sich zu hüten, daß man bei den übrigen Liedern und bei den Gebeten nicht gleich wieder in den allgemeinen Sonntagscharakter hineinfalle; in keinem dieser Stücke darf der österliche Ton fehlen. — Vor allem aber ist Sorge zu tragen, daß diese Forderung bei der Predigt erfüllt werde. Das hängt nun freilich nicht bloß von dem guten Willen des Predigers, sondern auch von dem Texte ab, und in dieser Beziehung bestehen einige Schwierigkeiten. Was die altkirchlichen Evangelien betrifft, so schaffen die Perikopen für Ostern und Himmelfahrt selbst keine Hindernisse, und die Evangelien von Quasimodogeniti bis Exaudi sprechen fast durchgehends von der Zeit des Abschieds und des Wiedersehens und machen so die Anknüpfung an das Osterereignis leicht. Aber auch das Evangelium auf Misericordias vom guten Hirten bietet gerade in der österlichen Beleuchtung eine reiche Anwendung: Jesu Wort „Ich lasse mein Leben für die Schafe" zeigt eine hohe Selbstbeurteilung Jesu, die von der österlichen Gemeinde im Rückblick auf Kreuz und Tod mit Jubel und Anbetung als berechtigt erkannt wird; das Wort aber „Ich habe noch andere Schafe; dieselbigen muß ich herführen" zeigt einen unerfüllten Wunsch der Liebe Jesu, den die österliche Gemeinde zur Erfüllung zu bringen sich gedrungen fühlen wird. — Die altkirchlichen Episteln machen an den Festtagen auch keine Schwierigkeit; mehr an den Sonntagen. Doch geht es auch hier ohne Künstelei. Ich deute kurz an. 1) 1. Joh. 5, 4—10: Die österliche Gemeinde überwindet im Glauben die Welt; 2) 1. Petr. 2, 21—25: Wie sich die Gemeinde des Auferstandenen für ihren Beruf durch den Blick auf den guten Hirten stärkt; 3) 1. Petr. 2, 11—20; „Fremdlinge und Pilgrime", nachdem der Herr die Erde verlassen; dem entspricht der Wandel auf Erden; 4) Jak. 1, 16—21: Christus, durch die Auferstehung als Sohn Gottes gerechtfertigt, stärkt Glaube und Pflicht, in der Versuchung Stand zu halten: 5) Jak. 1, 22—27: Der Auferstandene, frei geworden vom Gesetz, giebt der österlichen Gemeinde die Richtung auf das Gesetz der Freiheit; 6) 1. Petr. 4, 8—11; Wie durch Treue im Beruf dem Geist eine Stätte bereitet und dem auferstandenen Herrn Ehre und Gewalt gegeben wird. Diese kurzen Predigtskizzen werden es dem Pfarrer ermöglichen, den Gottesdiensten zwischen Ostern und Pfingsten einen durchaus festlichen Charakter zu geben und sie in lebendige und natürliche Beziehung zu den Oster-Gebeten und Liedern zu setzen. — Im übrigen ziere man an diesen Sonntagen, da man das Leben feiert, die Kirche, bezw. den Altar, mit frischem Grün und Frühlingsblumen und gebe dem Chor Halleluja-Gesänge.

Kleine Mitteilungen.

Evang. Kirchenmusik in Rußland. Durch gütige Bemühungen verschiedener Freunde evangelischer Kirchenmusik in Rußland bin ich in den Besitz von 30—40 Programmen gekommen, aus denen man ein vielleicht annähernd richtiges Bild von dem augenblicklichen Stand dieser Angelegenheit gewinnen kann; sie kommen aus den Städten St. Petersburg, Moskau, Goldingen, Jurjew (Dorpat), Libau, Mitau, Reval, Riga, Walk, Odessa. Zunächst ist zu beachten, daß die reformierten Gemeinden hinter den lutherischen nicht zurückstehen. Wie man in Odessa eine reformierte Kirche gebaut hat, deren reiche künstlerische Ausgestaltung an den Puritanismus früherer Zeiten in keiner Weise erinnert, so treffen wir in der reformierten Kirche zu St. Petersburg sogar eine „Geistliche Gesangaufführung", bei der sich die Gemeinde zweimal durch Gesang beteiligt — der einzige Fall dieser Art in den mir vorliegenden Programmen. Was die Verwendung der Kunstmusik im Gottesdienste betrifft, so schreibt man mir aus Riga: „Mit den liturgischen Gottesdiensten scheint es in den evangelischen Kirchen Rußlands noch sehr schwach bestellt zu sein; vielleicht, daß durch den Einfluß der M. Schr. hierin allmählich Wandel geschafft wird." Indes finden sich litnrgische Feiern auch

Digitized by Google

an solchen Orten, wo von besonderer Pflege des Chorgesangs sonst nichts gemeldet wird. So ist in Goldingen vor etwa 20 Jahren durch den Pastor Robert Räder eine sehr mannigfaltig gegliederte Gottesdienstordnung mit Sonntags-Vespern und liturgischen Andachten für die Feste im Schöberleinschen Geiste eingerichtet worden, die bis heute in Brauch ist. Von Riga abgesehen (vgl. Jhrg. I, Nr. 3, S. 87), scheint man am meisten in Libau den Chorgesang in den Gottesdienst hineinzuziehen. Daß in der Universitätsstadt Dorpat das nicht geschehen sollte, scheint mir unwahrscheinlich, obwohl ich von dort nur Konzertprogramme erhalten habe. Im Gottesdienste finden sich folgende Namen von Komponisten: J. S. Bach, Schütz, J. und M. Haydn, Bortniansky, J. Gallus, Palestrina, Hellwig. Bei den beiden ersten handelt es sich nur um Chöre aus ihren Matthäuspassionen; bei den anderen, die mit Hellwigs Ausnahme den katholischen Kirchen angehören, kann man selbstverständlich spezifisch evangelischen Geist nicht erwarten. Stärker noch ist dieser Eindruck bei den Konzertprogrammen. Von den evangelischen Kirchenmusikern der Vergangenheit stoßen mir außer den oft vorkommenden J. S. Bach und F. Mendelssohn vereinzelt Praetorius und Hauptmann auf; von denen, die in der Gegenwart etwa in diese Kategorie gerechnet werden könnten, zeigen sich ebenso vereinzelt die Namen A. Becker, J. Brahms, Schwalm. Statt dessen findet sich reichlich die katholische Kirchenmusik vokaler und instrumentaler Art; besonders häufig begegnet man Guilmant, Gounod, Lizst, Widor, Saint-Saëns u. s. w. Aber auch, wo die Programme mehr evangelische Stücke haben, zeigt sich vielfach eine Anordnung des Stoffes, die von jeder kirchlichen Orientierung absieht. Nach dem Grundsatz Variatio delectat stehen die Nummern bunt durcheinander und erhalten oft nur durch die Leistungen eines ausübenden Künstlers einen gewissen Zusammenhang. Bei aller Bescheidenheit, zu der ich bei meiner unzureichenden Kenntnis der russischen Verhältnisse verpflichtet bin, darf ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, man wolle sich entschiedener den unvergleichlichen Schätzen unserer Kirche aus Vergangenheit und Gegenwart zuwenden und auch bei den geistlichen Musikaufführungen die kirchlichen Anforderungen höher stellen. Kunst und Kirche werden dabei gewinnen. Sp.

Die lutherische Kirche Bayerns hat in 18 Städten eigene Kirchenmusiker. Nach echt deutscher Einigkeit haben diese verschiedene Titulaturen: Stadtkantor, Kirchenmusikdirektor, Chorregent, Kantor. Die meisten von ihnen sind zugleich die Organisten. Das oft sehr verschiedenartige Einkommen aus dem Kirchendienst ist sehr ungleich ausgeteilt. Am wenigsten bezahlt Schweinfurt seinem „Stadtkantor" mit 892 M.; die größte Einnahme sind ca. 3500 M., der Durchschnittsbezug 1600 M. Die Inhaber solcher Stellen sind also auf Nebenverdienst angewiesen. Wenn solcher noch zu finden ist, dann mag die Not gerade nicht täglich zu Gaste sein. Wie aber, wenn der Nebenverdienst gering oder der Kantor zu alt ist? Stellvertretung ist nur bei Einer Stelle geordnet. Eine Pension für einen altgedienten oder kranken Herrn ist nur an drei Plätzen vorgesehen, die anderen Stellen kennen keine Fürsorge für das Alter, auch nicht für Hinterbliebene. Solche Aussichten sollen wohl junge Musiker anspornen, sich dem Dienst der so schlecht sorgenden Kirche zu widmen?

Kirchenmusikdirektor Fiesenig, Windsheim.

Bücherschau.

Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona, Agende für die Feste und Feiern der Innern Mission. 3 Bde. XV, 156. 102. 199 S. Berlin, Reuther und Reichard. 1896. Zusammen M. 8,60.

Diese „Frucht vieljähriger Arbeit" will ein „einstweiliges Auskunftsmittel", nicht Agende im herkömmlichen Sinne sein. So lange es für die meisten Arbeitsgebiete der J. M. noch keine offiziellen liturgischen Anordnungen giebt, möchte Schäfer den mannigfachen Bedürfnissen festfeiernder Vereine und Genossenschaften Rechnung tragen, indem er alles das zum Studium und zur Auswahl darbietet, was er gesammelt und der Aufnahme wert geachtet hat. Von ihm selbst rühren außer der hiermit verbundenen Arbeit die prinzipiellen und geschichtlichen Ausführungen her, die Schäfer jedem der drei Bände — Kommunion, Initiation, Benediktion — vorausschickt. Diese Gedanken bewegen sich wesentlich auf dem Boden Löhescher Anschauungen und erblicken in dem Herausgeber der „Siona" den berufensten Vertreter gesund liturgischer Bestrebungen in der Gegenwart. Auch wir empfehlen das Buch dringend allen denen, welche einen Überblick gewinnen wollen über den Zusammenhang der modernen gottesdienstlichen Unternehmungen mit den Werken der J. M., sowie über einiges von dem, was auf den so mannigfachen Arbeitsfeldern der letzteren, auch im üblen Sinne des Wortes, „geleistet" wird. So wenig wir mit dem Verfasser in Mette und Vesper die allein berechtigten formen kirchlicher Nebengottesdienste erblicken, so verständlich ist uns sein Interesse, dem vielgestaltigen Vereins- und Anstaltsleben unserer Zeit seine liturgische Bewegungsfreiheit gegenüber der Kirche möglichst lange zu erhalten. Die Freude an dem Reichtum der hier vor und nach ent-

Digitized by Google

ſtandenen Gebilde ſoll uns auch weder ein engherzig-proteſtantiſches Unbehagen über weſentlich katholiſche Formen — Schäfer hält mit Löhe die Konſekration des Taufwaſſers für geboten — noch die Beobachtung von einzelnen geradezu monſtröſen Verunſtaltungen — die „Volksoratorien" der Poſaunenvereine bilden in dieſer Art ein von Schäfer enthuſiaſtiſch gefeiertes Non plus ultra! — ganz und gar verderben. Der immer engere Anſchluß an das organiſierte Gemeindeleben wird nach beiden Richtungen hin im Sinne der Geſundung wirken. Schäfers reiche Litteraturangaben erweiſen ſich überall als lückenhaft, was ſich gutenteils aus der erwähnten Vorliebe für eine beſtimmte Spielart auf liturgiſchem Gebiete erklären wird. Katholiſche Leiſtungen von nur entferntem Zuſammenhange mit der Aufgabe des Verfaſſers, wie des Jeſuiten Schüch berüchtigte Paſtoral-Theologie, fehlen nicht. — Das ganze Werk iſt ein neuer Beweis von Schäfers ungemeinem Fleiß, über den wir abermals durch ein ſorgfältiges Verzeichnis ſeiner ſämtlichen Bücher, Schriften und Aufſätze unterrichtet werden. Daß dies Verzeichnis, obwohl unbeziffert, der Rubrik „Benediktion" unterſtellt worden iſt, möge ſich an der „Agende" als ſinngemäß erweiſen. J. Smend.

James Taft Hatfield, John Wesleys translations of German Hymns.

Am Palmſonntag vorigen Jahres ſang ich mit der Gemeinde der Congregational Church in Hampſtead (London) aus dem dargereichten Geſangbuche ein Lied: Thee will I love, my Strength, my Tower. Mit innerſter Bewegung erkannte ich, trotz abweichender Melodie und Strophenform, ſofort unſer herrliches: Ich will dich lieben, meine Stärke, in ſchöner, durchaus würdiger und geiſtverwandter Überſetzung. Im Laufe des Sommers ſandte mir der Verfaſſer, Profeſſor der deutſchen Sprache an der Northweſtern Univerſity, Evanſton, Illinois, die obenerwähnte Abhandlung, und aus ihr erſt erfuhr ich, daß kein geringerer als John Wesley, der fromme Gründer des Methodismus, der Verfaſſer jener Überſetzung ſei. Als er Ende 1735, noch als Miſſionar der Engliſchen Landeskirche, nach Amerika hinüberfuhr, erlernte er von herrenhutiſchen Auswanderern die deutſche Sprache und empfing zugleich einen tiefen Eindruck von der neuen Brüdergemeinde. Bald wandte er ſich mit einem Briefe an den Grafen Zinzendorf, unterhielt regen Verkehr mit den Brüdern in Amerika und machte im Jahre 1738 ſogar eine Reiſe nach Herrnhut. Bald genug löſten ſich zwar dieſe engen Beziehungen, aber ihre Frucht ruht nicht nur verborgen in Art und Leben der wesleyaniſchen Kirche, ſondern tritt auch ſichtbar an den Tag in nicht weniger als 29 deutſchen Kirchenliedern, die John Wesley ins Engliſche überſetzt hat, die noch heute von faſt allen evangeliſchen Kirchen engliſcher Zunge geſungen werden. Natürlich fällt von ihnen der Löwenanteil den Dichtern ſeiner Gegenwart, alſo dem Kirchenliede des Pietismus, zu, darunter allein 7 von Zinzendorf, 2 von Terſteegen (Gott iſt gegenwärtig), 2 von C. F. Richter (Hier legt mein Sinn ſich vor dir nieder), 2 von Freylinghauſen (Wer iſt wohl wie du); aber auch 3 von P. Gerhardt (Befiehl du deine Wege, O Jeſu Chriſt, mein ſchönſtes Licht, O Welt, ſieh hier dein Leben) und 3 von J. Scheffler. Dieſe Überſetzungen werden nun in der vorliegenden Schrift von Prof. Hatfield ſelbſt und ſeinen fortgeſchrittenen Schülern aufs genaueſte mit ihrer Vorlage verglichen und auf das feinſinnigſte Licht und Schatten auf die beiden Seiten verteilt. Es berührt ganz eigentümlich, wie hier jenſeits des Weltmeeres deutſche Gemeindelieder mit deutſcher Gründlichkeit und deutſchem wiſſenſchaftlichen Verfahren unterſucht werden. Man darf Lehrern und Schülern gleicherweiſe zu dieſer wackeren Arbeit am würdigſten Stoff Glück wünſchen. K. Budde.

Edmund Hohmann, Sechs Paſſionsgeſänge für gem. Chor, op. 4. 34 S. Erlangen, H. Metzer. Part. M. 3.—, St. à 30 Pf.

Die Texte dieſer zunächſt zum Gebrauche bei den v. Crailsheimſchen Paſſionsandachten in der St. Gumbertuskirche zu Ansbach komponierten Stücke ſind einer ſtiftungsgemäßen Beſtimmung zufolge nachſtehende: „Sehet, wir gehen hinauf" (Luk. 18, 31. 32), „Ihr wiſſet, daß in zweien Tagen" (Matth. 26, 2. Luk. 22, 8), „Meine Seele iſt betrübt" (Matth. 26, 28. 41), „Ihr ſeid's, die ihr beharret habt" (Luk. 22, 28. 29), die ſieben Worte und „Er iſt um unſrer Miſſethat willen verwundet" (Jeſ. 53, 5). In den beiden letzten Stücken folgt der Komponiſt genau Luthers Überſetzung, die ſonſt, meiſt im Intereſſe der muſikaliſchen Deklamation, verändert iſt. Gelegentlich verleitet eine an ſich berechtigte Überlegung zu einer zu beanſtandenden melodiſchen und deklamatoriſchen Behandlung. Chromatik und Modulation gehen in einigen dieſer a capella-Sätze über das Ratſame hinaus. Dagegen verbindet ſich in Hohmanns Kompoſitionen ein ſehr bemerkenswertes Streben nach charakteriſtiſchem Ausdruck mit einer tüchtigen formellen Fertigkeit im Satz. Von vortrefflicher Erfindungsgabe zeugt z. B. das Mittelſtück in Nr. 22: „Gehet hin, bereitet uns das Oſterlamm." A. Mendelsſohn, Darmſtadt.

Digitized by Google

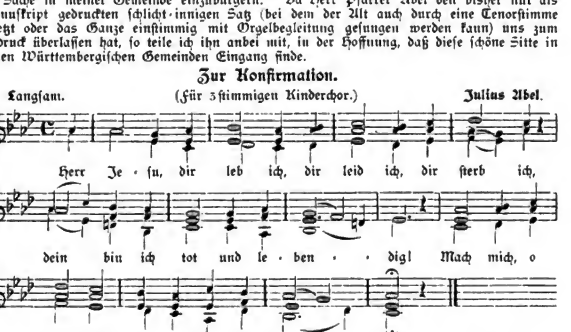
Briefkasten.

Bei Beginn des neuen Jahrgangs empfehlen wir den Lesern, welche die Nummern der M.-Schr. sauber und vollständig erhalten wollen, die ebenso praktischen als geschmackvollen Sammelmappen, die vom Verleger für M. 1.25 (Porto für direkte Zusendung 30 Pf.) zu beziehen sind.

Was das in den letzten Nummern besprochene Konfirmationslied betrifft, so verweise ich vor allem auf die ausgezeichneten Ausführungen Nelles S. 25 ff. Aus Augsburg (Barfüßerkirche) geht uns die Mitteilung zu, daß die Konfirmanden vor Bekenntnis und Gelübde Nr. 210 des bayer. Gesangbuches: „Von des Himmels Thron" von Marot singen und die Gesamtgemeinde nach der Einsegnung Dank sagt mit den zwei ersten Strophen von „Nun danket alle Gott". Nach der Schlußermahnung an die Gemeinde, dem Allgemeinen Gebet, bei dem die Konfirmanden niederknieen, und dem Vaterunser singen alle „Laß mich dein sein und bleiben". — In Württemberg ist für die Kinder unmittelbar vor der Einsegnung das Müntherſche Lied: „Stärk uns, Mittler" (Nr. 245) üblich. Als Eingangslied ist das Knappſche: „Vor dir, Todesüberwinder" (Nr. 244) beliebt, von dem Str. 1 der Gemeinde, Str. 2 und 3 den Kindern, Str. 4 beiden zufällt. — Der Vorstand des Evangelischen Kirchengesang-Vereins für Württemberg, Pfarrer J. Abel, macht mir folgende Mitteilung: „Bekanntlich wird bei uns in Württemberg statt der freien Prüfung das in 73 Fragen und Antworten abgefaßte Bekenntnis unseres Konfirmationsbüchleins von den Konfirmanden auswendig gelernt und bei der Konfirmation abgehört. Den Schluß bilden die Worte: „Herr Jesu, dir leb ich" u. s. w., die meist von allen Konfirmanden zugleich im Chore gesprochen werden. Statt des meist unschönen Zusammensprechens machte ich im vorigen Jahre zum ersten Male den Versuch des Zusammensingens nach dem beigeschlossenen 3stimmigen Satz, und der Versuch gelang zur Freude der Kinder und der Gemeinde. Die Kinder intonierten frischweg ohne Tonangabe durch die Orgel. Jedes Kind bekommt sein Notenblatt und darf es behalten. So hoffe ich die Sache in meiner Gemeinde einzubürgern." Da Herr Pfarrer Abel den bisher nur als Manuskript gedruckten schlicht-innigen Satz (bei dem der Alt auch durch eine Tenorstimme besetzt oder das Ganze einstimmig mit Orgelbegleitung gesungen werden kann) uns zum Abdruck überlassen hat, so teile ich ihn anbei mit, in der Hoffnung, daß diese schöne Sitte in vielen Württembergischen Gemeinden Eingang finde.

Zur Konfirmation.

Langsam. (Für 3stimmigen Kinderchor.) Julius Abel.



Ein 3stimmiger Satz des Liedes: „Mein Schöpfer steh mir bei", findet sich in dem Büchlein: Für Jungfrauenvereine. 3stimmige Lieder. Bethel bei Bielefeld. Sp.

Die mancherlei uns eingesandten Programme, besonders über Melanchthonfeiern, können erst später verwendet werden.

Über die Feiern (Gottesdienste, Kirchenmusiken, Festspiele rc.) der österlichen Zeit bitten wir uns baldigst kurze Mitteilung zu senden.

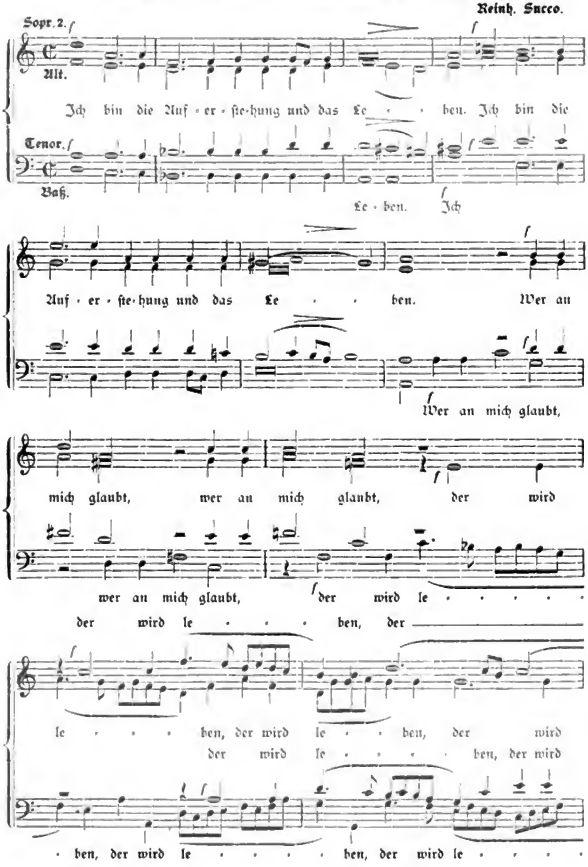
Für Notenbeigabe: Die ausgezeichnete Succofe Motette, welche den Osterklang vorzüglich getroffen hat, wird so zu singen sein, daß man den Choral einem Knabenchor überträgt. Damit dieses Stück schon beim nächsten Feste von unsern Chören gebraucht werden könne, hat der Verleger einen Separatabdruck veranlaßt, der für 12 Pf., bei Partieen von 15 Exemplaren an für je 8 Pf. zu haben ist. Einzelstimmen werden nicht gedruckt.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

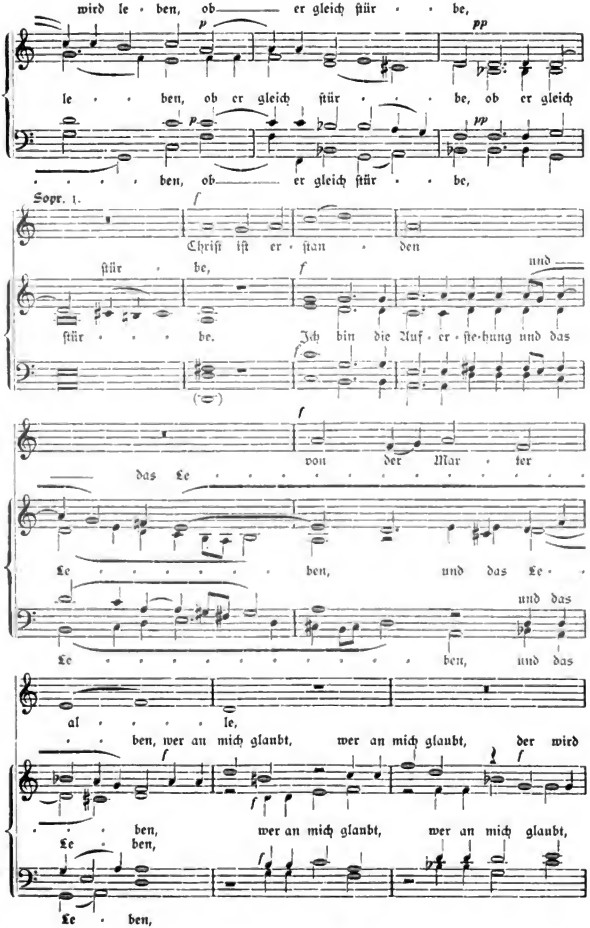
Digitized by Google

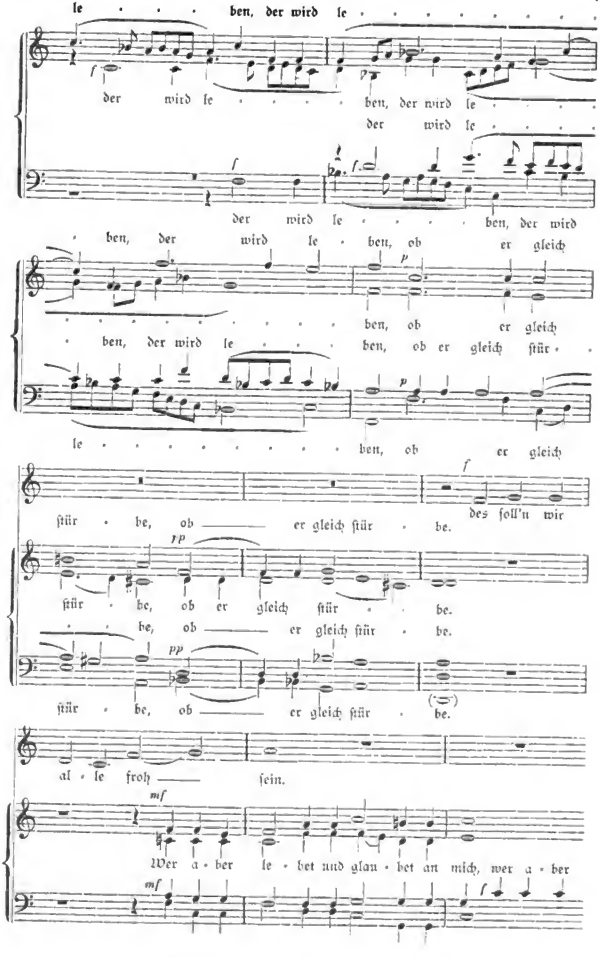
Notenbeigabe.

Motette: Ich bin die Auferstehung.

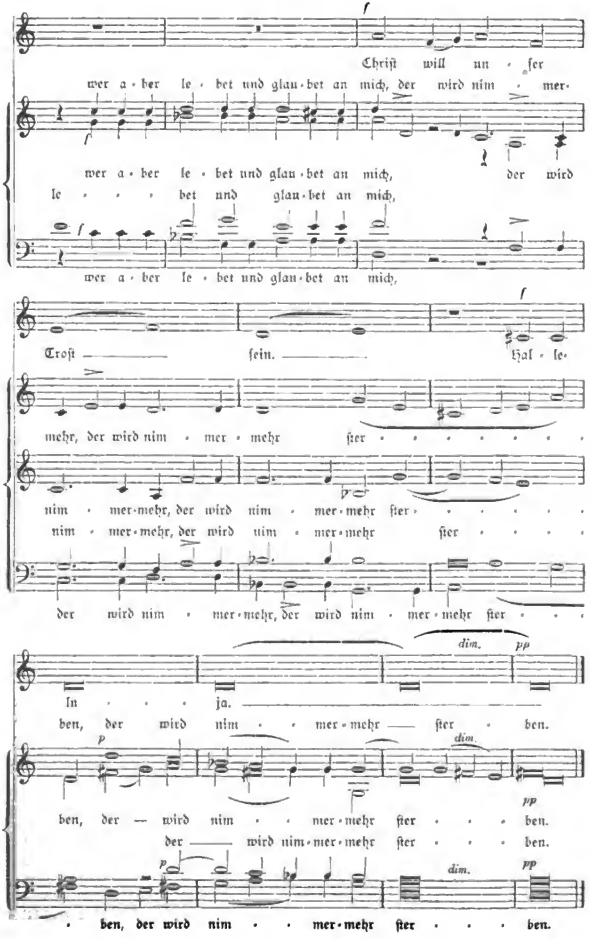


Digitized by Google


wird le · ben, ob er gleich ſtür · · be,
le · · ben, ob er gleich ſtür · · · be, ob er gleich
· · · · · ben, ob er gleich ſtür · · be,
Sopr. 1.
Chriſt iſt er · ſtan · den
ſtür · be,
und
ſtür · · · be. Ich bin die Auf · er · ſte · hung und das
von der Mar · ter
das Le · · · ·



Digitized by Google



Digitized by Google

Glockengiesserei Kaiserslautern

Joh. Gg. Pfeifer

empfiehlt sich zur Lieferung von

Kirchenglocken

Vorzüglicher Ton. — Genaue Stimmung.
Billigste Berechnung. ✻ Lange Garantie.

Konfirmationsgeschenke.

Kunstgeschichte im Grundriß.

Kunstliebenden Laien zum Studium u. Genuß
von **M. v. Broecker.**
2. verb. Aufl. mit vorzüglichen Abbildungen.
Eleg. Ausstattg. In Geschenkbd. 3½ M.

„Abgesehen von Sinnigkeit der Auffassung und der Frische der Darstellung unterscheidet es sich auch durch die **verständnisvolle Würdigung der religiösen Kunst** von der Mehrzahl ähnlicher Werke."
(Theol. Literaturbl.)

„Eine Darstellung, welche jeder Gebildete mit Interesse von Anfang bis zu Ende lesen wird."
(Kirchl. Monatsbl. f. Rheinl.-Westf.)

Die Kernfragen des Christentums.

Ein Wegweiser zum Glauben
von Past. **Ewald Schneider-Lesse.**
In Leinwdbd. M. 3.80.

„In diesen klaren Wintertagen sehe ich zuweilen die mir wohlbekannte Landschaft in ganz eigenartiger Verklärung. Berg und Thal, über die mein Auge sonst achtlos gleitet, treten mir nun in so überraschendem Glanz entgegen, daß ich stehen bleibe, um das strahlende Bild mit wonnigem Bewußtsein in die Seele aufzunehmen. **So erging es mir bei der Lektüre des oben angezeigten Buches ..... Dem Laien selbst, der hin und her von den klaffenden Gegensätzen der Theologie gehört hat, will und kann dieser Wegweiser helfen, daß er durch die Theologie nicht den Glauben verliere.**"
(Kirchenbote f. Els.-L.)

Feldbriefe 1870/71

von **G. H. Rindfleisch,**
weil. preuß. Unterstaatssekretär.
Mit Bild des Verfassers und 5 Karten.
4. Aufl. In Geschenkband 4 M. 60 Pf.

So viel auch über den großen Krieg geschrieben ist, an **charaktervollendem Werth** suchen diese Feldbriefe eines frommen Christen und ferndeutschen Mannes ihres Gleichen.

„Eines der schönsten Erzeugnisse, welches nicht nur die neuere deutsche Literatur, sondern die deutsche Literatur überhaupt hervorgebracht hat."
(Preußische Jahrbücher.)

F. W. Robertson,

Reden über die Korintherbriefe.
Nach der 11. engl. Aufl. übers.
Mit Einleitung von Prof. P. Drews.
Schön gebunden 5 M. 80 Pf.

Ein Buch ohne Gleichen in unserer Literatur. **Nicht im erbaulichen Ton geschrieben,** voll von schärfster **Erfassung** ebenso der urchristlichen, wie der **modernen Lebensprobleme,** packt es jeden Denkenden. — Kaum je ist ein Buch von **allen** theolog. Richtungen so einmütig gepriesen worden.

Feierstunden.

Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres
von **Julius Smend.**
2. Auflage. In schlichtem Einband 4 M., mit Goldschnitt 4½ M.

„Hier entfaltet das alte Evangelium seine volle weltüberwindende Kraft und thun sich überall neue Quellen auf **für die Bedürfnisse unserer Zeit.** ... Es ist ein Buch für ernste Männer, für die große Menge derer, die sich bei dem leisesten Versuche, durch Erregung unklarer Gefühle zu wirken, mißtrauisch abwenden."
(Christliche Welt.)

Charles Kingsley: Römer und Germanen.

Nach d. 9. engl. Aufl. mit Vorrede von **M. Müller.**

Ein geradezu klassisches Buch des begeisterten Deutschenfreundes.

Das Jahrhunderte lange Ringen der germanischen Stämme gegen Rom wird hier in **ungemein ergreifender und allgemein verständlicher** Weise geschildert. Der geniale Engländer will nicht nur Thatsachen lehren, sondern **wie man als Christ Geschichte zu verstehen hat.**

Tägliche Gedanken.

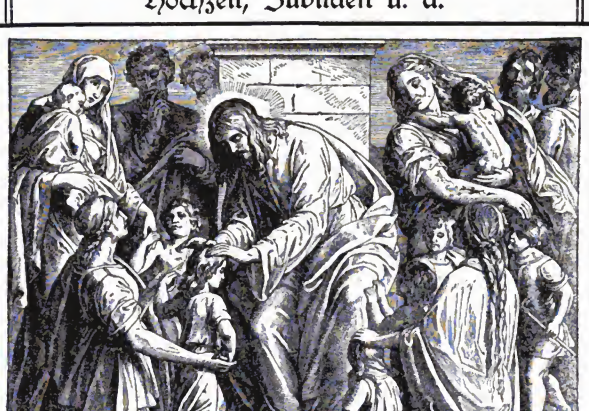
Aus seinen Schriften gewählt von seiner Frau.
Eleg. Ausstattg., geb. m. Goldschn. M. 4.80.

Eine herrliche Auslese von Gedanken über die mannigfachsten Fragen und Dinge des menschlichen Lebens, in tagebuchartiger Anlage mit Sachregister. Raum für eigene Aufzeichnungen, Eintragung von Gedenktagen ꝛc.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Digitized by Google

Schönstes Geschenk zu Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Jubiläen u. a.



(Bedeutende Verkleinerung eines Schnorr'schen Bibelbildes.)

Die Bibel in Bildern

von **Julius Schnorr von Carolsfeld.**

240 Blatt in Holzschnitt mit erklärendem Text.

„Vielleicht besitzt ein Haus zur Vermehrung der Sonntagsfreude **jenes herrliche Werk, das unsere Nation mit Stolz das Ihre nennen darf, die Bilderbibel von Schnorr.** Hier in Dresden, wo dieser unvergeßliche Künstler gewohnt, gewirkt und seinen seligen Heimgang gehalten hat, soll man es nicht versäumen, mit dem deutschen Sonntag den Namen eines Mannes zu verbinden, der, mit Recht zum Doktor der Theologie ernannt — wie Moses auf dem Sinai die Grundrisse und Bilder zur Stiftshütte schaute, uns in seinen Zeichnungen die Schrift erschlossen und verdolmetscht hat. **Mag Gustav Doré mit französischer Romantik uns eine Bilderbibel geben, deren Darstellung an Tausend und eine Nacht erinnert — bei Schnorr ist heiliges Land und in solches soll das Haus am Sonntag seine Glieder führen.“**

(Aus dem „Dresdner Congreß für innere Mission.“)

Die Verlagshandlung erlaubt sich hier das Werk in empfehlende Erinnerung zu bringen und macht besonders darauf aufmerksam, daß die Bibel in folgender Weise zu beziehen ist:

In 50 Lieferungen, in Umschlag, jede zu 1 M. (in beliebigen Zwischenräumen).

Vollständig in schwarzer Leinenmappe mit erklärendem Text (die Blätter lose) zu 50 M.

Desgl. gebunden in schwarz Leinenband mit Goldschnitt zu 42 M.

Ebenso in Lederband zu 48 M.

Die Größe des Bildes beträgt 22 : 26 Centimeter, die des Papiers 29 : 35 Centimeter.

Jede Buchhandlung kann, falls sie nicht komplette Exemplare auf Lager hält, die 1. Lieferung zur Ansicht vorlegen.

Die Prachtausgabe dieses Werkes, 2. Auflage, jedes Bild mit Randeinfassung, kostet in Leinen-Mappe 80 M., geb. in Leder mit Goldschnitt 105 M.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling u. a.

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale
Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.
Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**
Feinste Referenzen. Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Hierzu eine Beilage: „Für die Oster- und Passionszeit!" aus dem Verlage von **Reuther & Reichard in Berlin W. 9,** worauf wir hinweisen.

Ausgegeben am 16. März 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Den neu eingetretenen Abonnenten empfehlen wir die gediegene

Sammel-Mappe

(Preis 1 M. 25 Pf., Porto bei direkter Zusendung 30 Pf.)

zur M.-Schr., welche allseitig viel Anklang gefunden hat.

Die Nummern sind im Rücken einzeln ohne Beschädigung provisorisch **zu befestigen**, so daß sie jederzeit **so bequem wie ein Buch zu benutzen** sind und sich sauber und vollständig erhalten lassen.

Die solide

Einbanddecke zum I. Jahrgang

liefern wir ebenfalls zum Preise von 1 M. 25 Pf.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Glockengiesserei Kaiserslautern
Joh. Gg. Pfeifer
empfiehlt sich zur Lieferung von
Kirchenglocken
Vorzüglicher Ton. — Genaue Stimmung.
Billigste Berechnung. ✻ Lange Garantie.

J. W. Jul. Aßmann
Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate
errichtet 1680
empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**
Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.
Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.
Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Digitized by Google

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn** in **Berlin W.** 8.
Wilhelmstrasse 90.

Unsere Kirchen

und

Gruppirter Bau bei Kirchen.

Von

Otto March,
Königl. Baurath.

Mit 10 Abbildungen.
Gr. 8°. **Preis 1,60 Mark.**

Den in jeder Beziehung hervorragendsten Kupferstich der

Sixtinischen Madonna

gestochen von **Joseph Keller,**

Höhe 118 cm, Breite 85 cm liefert in vorzüglichen Abdrücken **bei direkter Bestellung** statt 75 Mark

für nur 25 Mark

die Buchhandlung

Friedrich Cohen in Bonn.

Aug. Roth, Hagen i. W.

Königl. Hof-Pianoforte-Fabrikant
empfiehlt seine **Flügel, Pianinos** und

Harmoniums,

welche sich durch Tonschönheit, gediegene Ausstattung und Billigkeit auszeichnen. Ratenzahlungen gestattet. Gebr. Instrum. werden in Zahlung genommen. Frko.-Lief. Katal. gratis.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an, von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung,
Giessen.

Soeben ist erschienen:

Zur Geschichte der Konfirmation.

Beiträge aus der hess. Kirchengeschichte

von

Lic. theol. W. Diehl, Dr. phil.

Gr. 8° Format. 9 Bogen Umfang.
Geheftet 2 M. 60 Pf., gebunden 3 M. 50 Pf.

Die Untersuchung ist nicht nur für die Geschichte der Konfirmation, sondern auch vor allem für ihre Beurteilung von Wert, da sie beide unter ganz neue Gesichtspunkte zu rücken geeignet ist.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Staatsmedaille 1879. ✻ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.
von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.
Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.
BERLIN S. W. 12, Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.
Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Pastr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 2. Mai 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Franck, Unsere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen. (Schluß.) — Löw-Burckhardt, Vom rechten Gebrauch und Singen geistlicher Lieder. — Tienken, Pfingstliche Festsitten in der rechtsseitigen Unterweser-Marsch. — Löw-Schäfer, Das neue Gesangbuch der reformierten Kirchen Frankreichs. — Bergner, Die Anfänge der kirchlichen Baukunst in Thüringen. — Schultze, Kyrie eleison. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten.

Unsere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen

von Gustav Franck in Kecken bei Cleve.

(Schluß)

Wenn ich letzthin sagte, daß andererseits auch die künstlerische Gestaltung des Kirchengebäudes mangelhaft sein könne, so wird man einen solchen Vorwurf gerade in unserer Zeit am wenigsten erwarten. Man sehe sich doch einmal die neugebauten, herrlichen Kirchen an! In unsern großen, wohlhabenden Gemeinden erwacht ein wahrer Eifer, schöne Kirchen zu bauen. Es ist in der That Außerordentliches in technischer und ästhetischer Hinsicht geleistet worden. Aber warum doch so wenig Zufriedenheit unter Künstlern und Kunstkennern? Ja, wer auch nur mit etwas Verständnis für das Wesen wahrer Kunst sich im Geist die großen Kirchenbauten vergegenwärtigt, der wird sehr wenige finden, die wirklich dem Ideal einer evangelischen Gemeindekirche entsprechen. Es wird leider mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln versucht, im Innern und Äußern der Kirchen ästhetische Wirkungen zu erzielen, aber mit dem entscheidendsten ästhetischen Moment, der versammelten Gemeinde, wird am wenigsten gerechnet. Wie wenige Kirchen sind vorhanden, die einer bestimmten Gemeinde gleichsam auf den Leib zugeschnitten sind, wie viele, in welche die Gemeinde nachträglich mit mehr oder weniger Geschicklichkeit oder Eleganz hineinkomponiert werden mußte! Wie wenige, wo innere Anordnung und äußerer Aufbau sich klar und knapp entsprechen; wie viele, die etwas aussprechen, was im Innern gar nicht vorhanden ist! Man gruppiert einen Kapellenkranz um die Ostseite einer evangelischen Kirche, aber da stehen keine Altäre in den Kapellen, da lesen keine Domherren oder Klostergeistliche allmorgentlich zu gleicher Zeit ihre Messe, da flimmern keine Kerzen, sondern da hat der Pastor nur seinen Talar hängen oder seine Agende liegen, und der Küster seine Besen; höchstenfalls stehen da einige lehnenlose Bänke für den kirchlichen Unter-

Digitized by Google

richt. Da ragt weiter über dem Kapellenkranz ein mächtiger Chor auf, geheimnisvoll mit bunten Fenstern, aber darin steht kein Hochaltar, darin brennt keine ewige Lampe, darin wohnt nicht Gott im „Allerheiligsten", darin wird nicht an jedem neuen Tage im Morgenglanz der aufgehenden Sonne das unblutige Opfer des Leibes Christi Gott dargebracht; darin steht vielmehr nur ein sogenannter Altar, an dem eben kein Opfer gebracht, sondern nur einmal in der Woche einige Gebete und agendarische Formeln gelesen werden. Ja, zuweilen ist der Chorschluß eine geflissentliche Täuschung, ein kindisches „Spielen mit den Formen der Ekstase"; denn im Chor da machen sich die allerwertesten Rücken eines werten Publikums breit, und man hat nur darum den Zuhörerraum in Form eines Chors geschlossen, weil das doch so kirchlich aussieht und einen so ausnehmend stilvollen Eindruck macht.

Sollen wir denn nun aber auf jede künstlerische Wirkung verzichten? Keineswegs. Aber wahre Kunst ist nicht ein beliebiges oder auch gesetzmäßiges Durcheinanderwürfeln formaler Bauglieder; Kunst ist Gestalten, und ihr oberstes Gesetz heißt Wahrheit und Klarheit!

Mit Recht sagt March S. 5: „Wenn der Kirchenstil des Protestantismus seinem innersten Wesen entsprechend Schlichtheit und Klarheit fordert und willig auf die Formensprache einer ecclesia victrix und auf alles dasjenige verzichtet, was geeignet ist, den kunstkritischen Sinn gefangen zu nehmen, so schließt diese Forderung der Vereinfachung die Würde und Poesie der baukünstlerischen Erscheinung mit nichten aus. Der wahre Ausdruck eines erhabenen Inhalts muß stets seine zwingende Schönheit behalten, und die innere Notwendigkeit sich zu äußern, nicht die Willkür, wird den ergreifendsten Ausdruck finden."

Warum nun steht das große Publikum diesem Grundgesetz der Baukunst so verständnislos gegenüber, warum versagt sein ästhetisches Gefühl gerade vor dieser Kunstart so auffallend stark? Ich glaube, March hat recht, wenn er sagt: „Ihrer wesentlich geistigen Sprache Verständnis entgegenbringen zu können, muß zuvor eine Verfeinerung des allgemeinen ästhetischen Empfindens durch die anderen, das stoffliche Interesse mehr anregenden Künste erworben sein."

Aber woher soll uns diese „Verfeinerung des ästhetischen Empfindens", der Sinn für Einfachheit und Wahrhaftigkeit in der Architektur kommen, wenn unsere ganze künstlerische Bildung so im Argen liegt, wenn man sich in den höheren Schulen mit der Lektüre von Lessings Laokoon begnügt, wenn man glaubt, Kunstverständnis und -Bildung vom „Begriff" des Schönen aus gewinnen zu können, ohne jemals den jungen Leuten auch nur eine Andeutung von kunstgeschichtlicher Entwickelung zu geben, geschweige denn sie mit den Bildwerken selbst bekannt zu machen? Ja solange unsere ganze künstlerische Bildung eine überwiegend litterarische ist, solange wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sich, wie im gebildeten Mittelstand überhaupt, so auch in Pfarrhäusern und Kirchen aus dem Gebiet der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks das Seichteste sammelt, was die Zeit hervorbringt, und wenn auch die evangelische Kirchenbaukunst dermaßen „mit den Formen der Askese spielt", daß sie schließlich den letzten Rest eigenartigen, evangelischen Charakters zu verlieren droht.

Sollte sich nun jemand erstaunen: Was regst du dich so über den Chor auf, über das „Spielen mit den Formen der Askese", wie ihr das nennt? Ich sehe gar nicht ein, warum wir nicht das Schöne nehmen sollen, wo wir es finden,

Digitized by Google

auch aus der katholischen Kirche —, so würde ich das diesem jemand, sollte er Laie sein, gar nicht so sehr übel nehmen dürfen; sollte er aber einmal Theologie, also doch auch Kirchengeschichte und Dogmengeschichte studiert haben, so möchte ich mir doch die Gegenfrage erlauben: Hältst du denn wirklich Formen für so gleichgültig und nichtssagend und wirkungslos? Ist denn auch die Kirchengeschichte, wie die Geschichte überhaupt, dazu da, daß man nichts aus ihr lernt?

Wenn der Katholizismus seit Jahrhunderten ein überwundener Standpunkt wäre, wenn nur noch der Theologe in der Kirchengeschichte und die höhere Tochter im geschichtlichen Roman gelegentlich etwas von diesen wunderbaren Gottesdiensten mit dem lebendigen Gott in der Hostie erführen, dann könnte die evangelische Kirche mit souveränem Recht alle diese Formen in alltäglichem Sinn als reine Zierstücke und Schmuckformen verwenden, und selbst dann noch würde ich in diesem Anleihebedürfnis ein gewisses künstlerisches Unvermögen sehen und auf der Meinung beharren, daß es gerade das Wesen wahrer Kunst ist, daß sie sich ihre Ausdrucksformen selber schafft. Aber heute, wo katholischer Gottesdienst und katholische Kirchen immer noch mit gewissem einfältigem Neide betrachtet und bewundert werden, heute ist dieses Vorgen, dieses „Spielen mit den Formen katholischer Askese“ nicht nur oberflächlich und gedankenlos, nicht nur entschieden unkünstlerisch, sondern auch höchst bedenklich und gefährlich für den evangelischen Charakter. Sichtet man einmal all die vielen Gründe, die man bis heute zusammengebracht hat, um das Recht der Stellung von Kanzel und Orgel mit Sängerbühne im Angesicht der Gemeinde wegzubeweisen, so überkommt mich immer der Verdacht, als sei der letzte, heimliche, unausgesprochene Grund immer doch der: Eine Kirche ohne Chor ist keine „Kirche“ mehr. So zwingt thatsächlich eine aus katholischer Vergangenheit stammende Form immer wieder zu unevangelischer, unpraktischer Anordnung der wichtigsten liturgischen Örter. So sehr ich das Recht verschiedenen Geschmacks, verschiedener kirchlichen Gewohnheit anerkenne, es giebt doch einen Punkt, wo auch die älteste liturgische Gewohnheit jegliches Recht verliert, sobald nämlich irgendwie der evangelische Kern unseres Glaubens in Gefahr gerät, sobald also in diesem Fall der Prediger des Evangeliums hinter dem Priester am Altar zurückzustehen droht.

Ich weiß sehr wohl, welch schwierige Aufgabe wir den Architekten stellen, wenn wir die Chorschlüsse ablehnen. Es ist in der That, wie Fritsch in seinem Werk über den Kirchbau des Protestantismus sagt, die Choranlage wohl das einfachste Mittel, eine Kirchenanlage aus dem Bereich des Bedürfnisbaues herauszuheben und dem Gebäude das sogen. kirchliche Gepräge zu geben. Aber andererseits weist er mit Recht auch darauf hin, wie erst mit dem Aufgeben dieses Mittels eine eigenartige Gestaltung der evangelischen Kirche möglich wird. Und dieser Vorteil, meine ich, überwiegt den ersteren bei weitem. Wir brauchen uns doch schließlich nur zu gewöhnen, unsere evangelischen Kirchen auch „kirchlich“ zu finden! Macht man nur einmal Ernst mit einer der evangelischen Anschauung und Überlieferung wie auch dem ästhetischen Empfinden gleicherweise entsprechenden Stellung von Altar, Kanzel, Orgel und Sängerbühne in der Hauptachse der Kirche und im Angesicht der Gemeinde, dann entfällt sogar die Möglichkeit, einen Chorschluß anzubringen; denn zur Unterbringung von Orgel, Balgkammer, Treppen und Zugängen zu Orgel und Bühne, Sakristei u. s. w. dürfte doch wohl der mittelalterlich gestaltete Chor der ungeeignetste Raum sein, der sich denken läßt.

Digitized by Google

Damit ist nun freilich die große Frage angeschnitten, wie denn nun im Innern diese achsiale Stellung von Altar, Kanzel, Orgel und Sängerbühne gestaltet werden soll.

Nun, ich denke, die Künstler unter den Kirchenbaumeistern werden sich dadurch nicht erschrecken lassen, im Gegenteil: sie werden sich freuen, daß ihnen hier einmal wieder eine neue Aufgabe winkt, soweit man da überhaupt von einer neuen Aufgabe reden kann. Daß der sogen. Kanzelaltar, bei dem letzterer nur eine Art Anrichte unterhalb der Kanzel ist, weder den ästhetischen noch den liturgischen Anforderungen entspricht, wird wohl nicht bestritten werden. Der Altar oder Abendmahlstisch muß jedenfalls seine volle Selbständigkeit auch durch seine Stellung aussprechen. Aber wird dann nicht wieder die Kanzel ganz in den Hintergrund gedrängt, besonders wenn sie sich von der mächtig wirkenden Orgelwand kaum noch abhebt? Da wäre ja allen denen geholfen, die die Kanzel so gern in die zweite Linie rücken und sie hinter den Altar zurücktreten lassen wollen. Aber ich bestreite eben, daß die Kanzel ihre „ästhetische Individualität" notwendig verlieren muß; denn dem Baukünstler stehen Mittel genug zu Gebot, bestimmte Stellen zu heben und aus ihrer Umgebung herausspringen zu lassen, wenn er nur ernstlich mit dem modernen Unfug bricht, alles was Fläche ist und seiner ganzen Natur nach auch Fläche bleiben muß, mit Ornamenten und Architekturformen zu bekleben. Statt die Kanzel wie eine Statuenkonsole an die Orgelwand zu hängen, stelle man sie doch einmal, wie in Osnabrück, breit und fest auf einen Steinpfeiler, zum Zeichen, daß sie kein bewegliches Möbel, sondern ein wesentlicher Teil des Grundrisses ist. Gerade bei der Kanzel ist übrigens die Furcht des Übersehenwerdens am wenigsten am Platze; ist sie doch der Ort, wo die Individualität des Predigers voll zur Geltung kommt. Steht auf ihr der rechte Mann, so tritt sie schon in den Mittelpunkt, so lange es nötig ist; andernfalls aber wird keine bevorzugte Stellung ihr Ansehen heben können. Das Unterkleben der Altarplatte aber unter die Kanzel ist auch nur möglich geworden, weil man die evangelische Idee des im Auftrag der Gemeinde zur Gemeinde sprechenden „Dieners am Wort" und Dieners der Gemeinde nicht über die Vorstellung eines „für" die Gemeinde am Altar opfernden und der Gemeinde den Rücken zuwendenden „Priesters" Herr werden ließ. Nimmt aber der Pfarrer die nach Luther in der evangelischen Kirche eigentlich selbstverständliche Stellung hinter dem Altartisch ein, das Antlitz zur Gemeinde gekehrt, dann rückt der Altar fast von selbst in die Gemeinde hinein; und ist dann der Raum rings um denselben nur genügend freigehalten, wie in der Osnabrücker Kirche, so wird man um Platz für ein zahlreiches Tauf- und Traugefolge nicht zu sorgen haben, und dann mag ferner auch die Gemeinde ihr Abendmahl einmal in altchristlicher und altreformierter Weise um den Abendmahlstisch sitzend feiern. So käme, dächte ich, die „sonnenhelle Klarheit und Tiefe des Evangeliums" am schönsten und reinsten zum Ausdruck, ganz ohne „Dogmatik und Dialektik und mystische Deutelei".

Die so nach rein praktischen Gesichtspunkten gewonnene Anordnung bringt sofort auch einen erheblichen ästhetischen Gewinn mit sich. Der große, freie, für die Abendmahlsfeier vorbehaltene Platz erhebt den Kirchenraum über den alltäglichen Charakter eines Vortragssaales und giebt ihm jenes eigenartige, weihevolle Gepräge, das auch ich für unsere Kirchen durchaus fordere. Unterstützt wird dieser Eindruck durch den für die evangelische Kirche so charakteristischen Aufbau

Digitized by Google

von Kanzel und Orgel im Angesicht der Gemeinde. Wohl ist es schön, das Weben und Flimmern des Lichts im hohen Chor, wenn es in den leichten Weihrauchnebeln mit bunten Strahlen spielt; aber ernster, männlicher, gesammelter wirkt doch die Geschlossenheit der evangelischen Waffenrüstung, die Zusammenfassung der Träger und Symbole für Sakrament, Wort und Lied in einheitlicher Anordnung von Altartisch, Kanzel und Orgel zu einem machtvollen Ganzen, zu einer festen Burg. Es gilt nur, die Empfindung dafür zu wecken und auch den Architekten dafür zu begeistern.

Soviel nur über die künstlerische Gestaltung.

Ich muß aber noch einmal auf den ersten Punkt zurückkommen, auf die praktischen Anforderungen der evangelischen Gemeinde. Wenn ich voriges Mal sagte, die Vertreter der Kirche seien sich selbst über die Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes nicht klar genug, um dem Baumeister seine Aufgabe präzis zu stellen, so ist das eigentlich noch zu wenig gesagt; es fehlt überhaupt die frische Unbefangenheit den Forderungen einer neuen Zeit gegenüber. Es handelt sich gar nicht um die Aufgabe, Kirchen zu bauen, wie man vor 500 Jahren, ja nicht einmal mehr, wie man vor 50 Jahren solche baute. Es handelt sich überhaupt nicht einmal mehr darum, bloß „Kirchen", d. h. Räume für den Gottesdienst, zu bauen. Hat denn niemand die Empfindung, wie sehr das ganze, auch das kirchliche Leben in diesem Zeitraum sich gewandelt hat? Man vergleiche doch einmal das Gemeindeleben unserer Zeit mit dem der verflossenen Perioden! Damals erschöpfte sich die ganze Lebensäußerung der Kirchengemeinde in Gottesdienst, Unterricht und ein wenig Seelsorge, hie und da angenehm unterbrochen durch Kasualien und durch die Verwaltung einiger milden Stiftungen. Wie anders heute, wo nicht nur in einzelnen Großstädten, sondern auch schon in kleinen Verhältnissen, ja, selbst in lebendigen Landgemeinden eine regelrechte Gemeindepflege der Kranken und Kinder durch Diakonen, Diakonissen und Lehrschwestern, unter Umständen neben der Kranken- auch eine Altenpflege, eine regelrechte Sonntagsschule, eine Gemeindebibliothek, ja sogar Wirtschaftsdiakonie von der Ortsgemeinde eingerichtet ist.

Früher, als das Raumbedürfnis noch sehr gering war, konnte es leicht befriedigt werden. Kirchen waren meist in reichlicher Menge vorhanden; der kirchliche Unterricht wurde in Schullokalen, die ja teilweis noch Eigentum der Kirchengemeinden waren, erteilt, oder in der Sakristei, oder es war im Pfarrhaus eine Katechisierstube vorgesehen, die auch zu Sitzungen des Presbyteriums und der Diakonen verwendet werden konnte. Die frommen Stiftungen, die Siechen- und Armen-, die Altefrauen- und Altemänner-Häuser waren vielleicht schon seit Jahrhunderten vorhanden und längst an feste Orte und Plätze gebunden. Und bei der damaligen Seßhaftigkeit der Bevölkerung war nicht nur die Lage der Kirche, des Pfarrhauses, der Katechisationsstube, des Waisenhauses, des Krankenhauses, der X- oder Y-Stiftung, sondern womöglich auch deren Vorstände und die Verwaltung der einzelnen Anstalten männiglich bekannt oder doch leicht zu erfahren; ja, in den meisten Fällen wußte man sogar noch mehr, nämlich daß die Frau Amtsrätin oder die Frau Landrätin oder die Frau Bürgermeisterin einen ganz besonderen Einfluß bei der einen oder anderen Stiftung auszuüben vermöge.

Aber die Zeiten haben sich gewaltig geändert, und die Verhältnisse und Bedürfnisse mit ihnen. Man gesteht es offen zu, daß der Geistliche in einer größeren

Digitized by Google

Gemeinde ohne Vereine kaum noch etwas anfangen könne. Wir brauchen nicht mehr bloß Räume für Gottesdienst und Unterricht, sowie ab und an für eine Presbyter- oder Vorstandssitzung; es müssen Räume vorhanden sein für Kleinkinder- und Sonntagsschulen, für die Vorbereitung der Helfer und Helferinnen, für Jünglings-, Männer-, Frauen-, Jungfrauenvereine, ein Übungsraum für den Kirchenchor, Räume für die Gemeindebibliothek und für die komplizierte Verwaltung, für die Kirchenkasse und den Rendanten; es müssen Wohnungen beschafft werden für die Gemeindediakonissen und -diakonen, und wenn die Gemeinde neu gegründet oder abgezweigt ist, wird meist auch noch eine Wohnung für den Pfarrer und Küster fehlen. Aber an das alles wird nicht gedacht. Wenn nur erst die schöne Kirche fertig ist! Sie kommt natürlich auf den schönsten freien Platz, wenn er auch noch so teuer gekauft werden muß, so recht mitten darauf! — Man vergleiche hier die treffenden Bemerkungen Marchs über die Aufstellung von Denkmälern Seite 19 —. Und nun geht die Not an mit den Räumen, wo das alles untergebracht werden soll. Da wird das eine hierhin verzettelt, das andere dahin; überall unzulängliche, ungeeignete Räume, zu eng oder zu weit, dumpf oder zugig und vor allem unauffindbar für den zugezogenen Fremdling. Knapp, daß man aus einem Anschlag an der Kirchenthür die Wohnung des Pfarrers oder Küsters erfährt. Man muß selbst einmal in einer Großstadt eine solche Küstersuche mitgemacht haben, um die Schwierigkeit und Mühseligkeit zu begreifen, die damit verknüpft sein kann. Was aber einem Großstädter nur schwer gelingt, das soll so ein armes, zugewandertes, schüchternes Landkind fertig bringen, das in der großen, fremden Stadt Schutz und Anhalt bei seiner Kirche sucht. Der Kundige wird wissen, welche Stadt zu dieser Schilderung das Material geliefert hat. Oder sollte es am Ende mehrere solcher großen Städte geben?

Jeder vernünftige Hausvater baut sich sein Haus so, daß er bequem alles beieinander hat; nicht also das Bureau in der Zimmerstraße und das Lager in der Holzstraße und das Eßzimmer am Entenmarkt und die Kasse an der Goldstraße. Wer sein Erbe aus der Zeit schwerer Not so überkommt, nun der muß sich behelfen, so gut er kann; wer aber neu baut und das nachmacht, der wird mit Recht als Narr angesehen. Soll denn die Kirchenbaukunst so ganz anderer Art sein? Ist sie nicht auch künstlerische Gestaltung praktischer Forderungen? Und leistet sie nicht auch hier das Höchste, wenn sie in einfach klarer Weise, schlicht und doch groß, ja gerade durch Schlichtheit groß, das zur Darstellung bringt, was das Bedürfnis der Gemeinde fordert, die nicht bloß eine Kultus-, sondern eine sich selbst verwaltende, sich selbst aufbauende Christengemeinde, ja, im höchsten Sinn eine Gemeinschaft von im Leben einander verpflichteten Brüdern, eine Brüdergemeinde ist.

Nun kommt natürlich gleich wieder das ängstliche Bedenken: wie soll das alles geordnet und gestaltet werden, ohne daß weder die Würde des Kirchenraumes, noch die Brauchbarkeit, Zugänglichkeit und Bequemlichkeit der übrigen Räume leidet? Bisher war ja das Kirchenbauen so bequem, man hatte die Pläne und Beispiele eines ganzen Jahrtausends zur beliebigsten Auswahl. Das möchte jetzt ein Ende haben. Nun, wem die Raumgestaltung zu schwierig ist, wem sie unter den Händen unklar wird, der lasse die Hände vom evangelischen Kirchbau. Der Kirchenbaukunst kann eine solche „natürliche Auslese“ nur zu statten kommen zwischen Formalisten, Schablonisten, Stilisten und — den gottbegnadeten, begeisterten Künstlern,

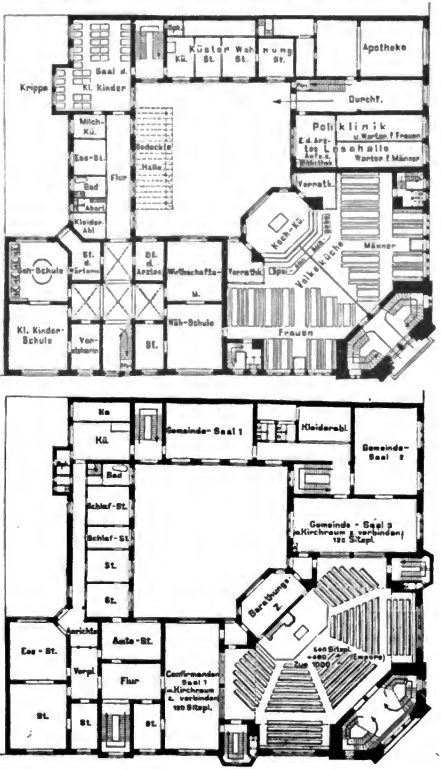
Digitized by Google

denen die neuen Probleme nicht bloß erst im Bureau wieder auftauchen, sondern die sie im Schlafen und Wachen mit sich herumtragen, denen sie auf der Seele brennen, bis ihnen, was sie gesucht, als Offenbarung mit einem Male vor Augen steht und dann in fleißiger, wägender und wagender Arbeit immer zwingender, klarer, reiner, knapper sich ausgestaltet.

Freilich, wo der Blick für die neue Zeit und ihre neuen Bedürfnisse und Probleme den Menschen noch nicht aufgegangen ist, da ist es nicht verwunderlich, wenn sie erklären, wie man das auf dem Kirchenbautag mehrfach hören konnte: wir haben alles, was wir brauchen, und dann über die Neuerer bedenklich die Köpfe schütteln oder, je nach Temperament, auch erhitzen, daß man es wahrhaftig heute fertig bringe, eine Kleinkinderschule an die Kirche zu bauen; man denke, eine Kleinkinderschule! Und nun erst gar, wenn das Gerücht verlautet, die „Jungen" wollten neben der Kirche, ja sogar darunter, eine Volksspeiseanstalt, eine wirkliche Volksküche einrichten. Welche Profanation! Es ist mir immer ergötzlich zu sehen, wie brutal eine irgendwo geschaffene Thatsache mit solchen steifleinenen Ideen aufzuräumen vermag, und wie überraschend es wirkt, wenn man an den Abbildungen des Fritschschen Werkes über den Kirchenbau des Protestantismus nachweisen und klarmachen kann, daß alle diese umstürzlerischen Pläne und Ideen gar nichts, absolut nichts neues sind, sondern schon ein ganzes Menschenalter hindurch hervor-

Digitized by Google

ragende Baukünstler beschäftigt haben, ja geradezu schon eine Geschichte besitzen. Allerdings in Amerika.[1]) Ich schwärme durchaus nicht für amerikanisches Kirchenwesen und amerikanische Kirchensitten; aber was dort Gemeinden und Architekten im Kirchenbau geleistet haben, das steht praktisch und teilweis auch künstlerisch hoch,



daß wir Bewohner der unvereinigten Staaten Europas schwerlich etwas Gleichwertiges dem an die Seite zu setzen haben.

[1]) Man vergleiche im vorigen Jahrg. der M.-Schr. E. von Ammon, Aus dem amerikanischen Kultusleben. No. 3, Seite 83 ff.

Digitized by Google

Auf eine Einzelerklärung des Marchschen Entwurfs eines „Gemeindehauses auf Eckgrundstück", den wir diesem Aufsatz beigeben durften, gehe ich nicht mehr ein. Ich wollte nur gleichsam die zum Verständnis nötige Stimmung wecken und die Gesichtspunkte entwickeln, von denen aus er beurteilt werden will. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieser Idealplan mit den für die betreffende Gemeinde nötigen Abänderungen irgendwo einmal zur Thatsache würde. Sie würde für die Gemeindehausfrage wohl entscheidend sein.

Ist's nicht eigentümlich? Architekten treten mit Begeisterung für die neuen

Ideen ein. Ich verweise dabei auch auf den warm geschriebenen Aufsatz von Prof. A. Tiede im LXX. Bande der Preuß. Jahrbb.: „Wie sollen wir unsere ev. Kirchen bauen?" Und wir Theologen? — —

Zur Erklärung der vorliegenden Schrift kann ich nur eins sagen: March hat seine Jugend in der Brüdergemeine, also in dem Ideal einer Gemeinde zugebracht. Das wird vielen so manche Bemerkung des hiermit noch einmal bestens empfohlenen Schriftchens erst verständlich machen und sie in einem neuen Lichte erscheinen lassen.

Die Breite dieser Anzeige bitte ich mit der Wichtigkeit der Fragen entschuldigen zu wollen, die hier berührt werden mußten. An ihrer Klärung kann nicht stark genug gearbeitet werden, wenn nicht unersetzlicher Schaden entstehen soll.

Vom rechten Gebrauch und Singen geistlicher Lieder.

Aus der Vorrede zu Hieronymus Annonis „Erbaulichem Christenschatz".
Mitgeteilt von **A. Löw-Burckhardt, Basel.**

Hieronymus Annoni wurde 1697 zu Basel geboren, war zuerst Pfarrer zu Wallenburg am obern Hauenstein und später in Muttenz bei Basel, wo er 1770 starb. Annoni war ein frommer und gottseliger Erbauungsprediger und Verfasser vieler geistlichen Lieder, von

Digitized by Google

denen manche in Kirchengesangbücher übergingen, und heute noch sind Lieder wie: „Du guter Hirt auf Zions Auen", „Hilf A und O, Anfang und Ende", „Es saß ein frommes Häuflein dort" und „Nun bittet alle Gott" in vielen unserer Gesangbücher zu finden. Seine Dichtungsart kann mit der von dreien seiner Zeitgenossen verglichen werden, mit Tersteegen, Phil. Friedr. Hiller und Gellert, die auch fast zu gleicher Zeit mit ihm starben. Im Jahre 1739 gab er seinen „Erbaulichen Christenschatz" heraus mit 500 Liedern, der dann im Jahre 1777 seine siebente, auf 400 Nummern vermehrte Auflage erlebte und viele seiner eigenen Lieder enthält. Schon der ersten Auflage war ein originelles Gespräch im Vorwort beigegeben, das auf ein recht gottseliges Singen dringt und das Leben und Lied in Einklang bringen möchte. Der Herausgeber der siebenten Auflage sagt in seiner Vorrede: „Heilsbegieriger Christ. Hier hast du abermal eine neue Ausgabe des schon lang bekannten und mit Erbauung und Segen begleiteten Gesangbuches, so den Namen eines Christen-Schatzes führt, weil der Inhalt dieser Lieder uns den reichen geistlichen Segen in himmlischen Gütern anpreist, mit welchem uns Gott durch Christum gesegnet hat. . . . . Der Herr aber, der allerlei Mittel und Werkzeuge zur Erbauung seiner Kirche hat, lasse es sich in Gnaden gefallen, seinen Segen noch ferner auf den Gebrauch dieses Liederbuches zu legen, damit auch dadurch manche Seele von dem Schlafe der Sicherheit erwecket, zum Suchen und Fragen nach dem Herrn gedrungen und in seiner Erkenntnis und Gnade gestärkt und erhalten werde ins ewige Leben!" — Wer diesen Nutzen davon tragen will, lasse sich die Mühe nicht dauern, nachfolgende Einleitung zu dem rechten Gebrauch der Lieder zu lesen, in deren naiver Form manches Goldkorn gefunder christlicher Erkenntnis enthalten ist.

„So dörfte das Gesang auch desto besser klingen,
Und manche Gnadengab auf Leib und Seele bringen.".

1. Frage. Ists auch recht, und der Heilgen Schrift gemäß, daß man geistliche Lieder singet? — Antwort. Ja, denn sowohl im Alten als Neuen Testament findet man Befehle und bewährte Exempel von der Nothwendigkeit, Nutzbarkeit und Gottgefälligkeit des heiligen Gesanges.

2. Fr. Wo ists denn befohlen, daß man singen soll? — A. Es wäre überflüssig, wenn man viele Sprüche hievon anführen wollte. Wer den heiligen Davids-Psalter kennet, der weiß auch, daß fast in allen Psalmen Befehle, Aufmunterungen, Beispiele und Beweggründe zum Gesang und Lobe Gottes enthalten seien. Im Neuen Testament aber hat es sonderlich der eifrige und fleißige Apostel Paulus eingeschärfet, wie zu sehen: Epheser 5; 19. Colosser 3; 16. Siehe auch Jakobi 5; 13.

3. Fr. Was für merkwürdige Personen haben auch gesungen, und sind uns also mit ihrem guten Exempel vorgegangen? — A. Es habens gethan Moses, der große Mann Gottes, und seine Schwester Mirjam, zusammt dem ganzen Israel; 2. Mose 15; 1 und 20. Die Prophetin Deborah und Barack; Richter 5; 1 etc. Hanna, die Mutter Samuels; 1. Sam. 2; 1 etc. Der fromme König David und andere von ihm hiezu geordnete und hernach auch von seinem Sohn Salomon bestätigte Gottes-Knechte. Der Prophet Jeremia laut seiner Klag-Lieder. Die drei Gesellen Daniels im Feuer-Ofen. Die heilgen Engel; Lucas 2; 14. Unser Herr und Heiland Jesus Christus selbst, sammt seinen Jüngern; Math. 26; 30. Paulus und Silas im Kerker; Apostelgeschichte 16; 25. Die vierundzwanzig Älteste in der Offenbarung Johannis Capitel 7; 8, 9, 10. O wer möchte denn nicht gerne singen, und in solche herrliche Fußstapfen treten?

4. Fr. Wer soll aber auch singen? — A. Der Beschluß des Psalters heißet: Alles was Athem hat, lobe den Herrn. Also sollen und dürfen es alle Menschenkinder thun, wenn sie nur Gott den Herrn einiger Maßen erkennen und fürchten.

5. Fr. Können aber auch gottlose Menschen und Heuchler auf eine Gott gefällige und erhörliche Weise singen? — A. Ja, wann sie sich von Reuem zu Gott bekehren wollen. Ohne dieß ist ihr Gesang sowohl als ihr Gebet Gott dem Herrn ein Greuel; Amos 5; 23. Sprüchwörter 28; 9. Da heißt's recht: Was verkündiget

Digitized by Google

du meine Rechte und nimmst meinen Bund (meine Bundeslieder) in deinen Mund etc. Psalm 50; 16, 17.

6. Fr. Warum können aber solche Leute nicht wohl singen? — A. Sie haben den Heiligen Geist Jesu Christi nicht, und können folglich so wenig einen Gott wohlgefälligen Ton von sich geben, so wenig eine Orgel oder Pfeife tönen kann, in welche niemand blaset. Wer Christi Geist nicht hat, der ist auch nicht sein (spricht Paulus Römer 8). Welche aber der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Die höret der himmlische Vater gern beten und singen. Hingegen ist der bösen Menschen ihr Geschrei vor Gott, wie das Geheul der wilden Thiere, und wie das Gezische der Schlangen und Frösche im Morast, so ekelhaft, daß es besser wäre, sie könnten sich schämen und verstummen.

7. Fr. Ich will gerne zugeben, daß die Satans-Kinder mit ihrem Singen und Beten gleichsam einen Gott mißfälligen Staub und Gestank machen. Die Welt-Kinder aber, die nicht so gar gottlos sind, und bisweilen auch noch ein wenig fromm scheinen, die werden schon etwas gelten? — A. Ach Nein! Solche scheinheilige und laue Pharisäer sind, wie bekannt, dem Herrn sehr zuwider, also gar daß es heißet, Offenb. 3; 16. Er wolle sie ausspeien aus seinem Mund, wie man eine ekelhafte und ungesunde Speise ausspeiet. Ihr Getön unter dem Haufen der Frommen ist wie das Geschrei eines Esels, das mehr verderbt, als gut macht.

8. Fr. Haben aber nicht auch fromme und gläubige Christen-Menschen ihre Fehler, daß sie zuweilen einem verstimmten Instrument gleich sind? — A. Ohne Zweifel, aber sie lassen sich durch die Hand Gottes stimmen und zurecht bringen. Sie erkennen und bereuen ihre Gebrechen, und wenden allen Fleiß an, daß sie je länger je mehr etwas werden mögen zum Preis und Dienst Gottes.

9. Fr. Haben sich aber wohl auch die ersten Christen, von welchen man so viel Gutes erzählet, fleißig und andächtig im Singen geübet? — A. O ja! Die alten Kirchenväter geben das Zeugniß, daß man unter ihnen (anstatt der heidnischen Helden- und Liebes-Lieder) aller Orten geistliche Psalmen und Loblieder angestimmt habe. Man habe die Ackersleute hinter dem Pflug, die Schnitter in der Erndte, die Weingärtner oder Rebleute in den Weinbergen, die Bauern in Wiesen und Wäldern, die Fischer und Schiffleute auf dem Wasser fleißig singen gehört. O selige Zeiten! Da hat ein christliches Lerchlein das andere, eine fromme Nachtigall die andere zum Hallelujah angereizt.

10. Fr. Das reimet sich ja gar nicht mit unseren Tagen. Denn da höret man, leider! selten jemanden andächtig singen und beten, ja solche Leute werden öfters noch verlacht und mißhandelt. Hingegen höret man in den Wirthshäusern, auf den Straßen und im Felde nur gar viel fluchen, schreien, Narrentheyy und Scherzreden, und allerlei schändliche Lieder daher brüllen. Wie hat man sich hier zu verhalten? — A. Ein Christenmensch sondert sich von solchen Höllenbränden ab, so gut als immer möglich. 2. Corinther 6; 17—18. Er bestrafet sie auch wohl, wann er hoffen kann, daß man's annehmen werde. Mithin seufzet, betet und singet er dem Teufel zum Trotz nur desto mehr und spricht:

„Darf die arge Welt so lustig in des Satans Rachen springen?
Vielmehr will ich Hosiannah und auch Hallelujah singen."

11. Fr. Sollte man aber nicht gedenken, es seien vor Zeiten eben so schlimme Leute in der Christenheit gewesen, und mithin beim Beten und Singen immer gleich confus und verwirrt hergegangen? — A. O nein! Die Bischöffe und Ältesten, ja

Digitized by Google

alle Glieder der christlichen Kirche hätten sich eher zu Tode geeifert, ehe sie solche aussätzige Namen-Christen in ihren Versammlungen geduldet, geschweige zur Heiligen Tauf und zum Heiligen Abendmahl gelassen hätten. Da war fast Jedermann darauf bedacht, wie er sich selbst reinigen, und dann auch andern zum rechtschaffenen Wesen behülflich sein möchte mit Liebe und Ernst nach Judä, vers 20—23.

12. Fr. Wann und zu welcher Zeit soll man sich mit Singen erbauen, und Gott den Herrn loben? — A. Man kann es thun zu allen Zeiten und an allen Orten ohne Unterschied. Des Morgens, wenn man aufstehet; des Abends, wenn man niedergehet; vor und nach dem Genuß der Speisen; des Tages über der Arbeit; des Nachts, wenn man nicht schlafen mag. Zu Hause in dem stillen Kämmerlein oder mit den Hausgenossen. Auf Reisen, beim Spazierengehn, in gottseligen Gesellschaften und dergleichen.

13. Fr. Hiermit sollen die Christen nicht nur in der Kirche, sondern auch in allen andern Zusammenkünften, ja sogar auch bei Hochzeiten, Geburts- und Freudenfesten, wie nicht weniger bei ihren häuslichen Mahlzeiten und dergleichen sich eines ehrbaren und frommen Wesens, erbaulicher Gespräche, andächtigen Betens und Singens befleißen? — A. Ja freilich. Das heißet denn: Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre etc. 1. Corinther 10; 31. Und so habens auch die ersten Christen gemacht. Beten und Singen war gleichsam ihr Element, ihre Lust und Freude, und ihre Übung im Leben und Sterben. — Ach! Würde man in ihren Fußstapfen fortgewandelt haben, es würde besser stehn und gehn in allen Ständen. Indessen wer zu den ersten Christen in den Himmel will, der muß ihnen auch auf der Erde nachfolgen.

14. Fr. Wie muß aber derjenige Mensch beschaffen sein, der da singen will? — A. Er muß entweder ein wahrer und rechtschaffener Christ sein; oder, er muß sich wenigstens auf dem Wege befinden, ein solcher zu werden. Er muß entweder ein heiliges Herz haben, oder er muß doch im Werk begriffen sein, nach einem solchen zu streben. Und nachdem er sich sodann in einem Zustand befindet, nach dem muß er auch seinen Gesang einrichten, damit es nicht zu einem bloßen Lippen-Werk oder unvernünftigen Gottesdienst werde.

15. Fr. Also gilt es denn nicht gleichviel, was man singet? — A. O nein. Es können sich auch gutwillige Seelen betrügen, wenn sie meinen, es sei schon genug gesungen, wenn man nur etwas Geistliches singe. Aber nein, man muß sich nach der Beschaffenheit der Zeit, des Orts, der Umstände und des eigenen Herzens richten, sonst kommt es gar zu albern heraus.

16. Fr. Ich möchte gerne hievon einige mehrere Erläuterung haben? — A. Gleich wie es eine Thorheit wäre, wenn ein hungriger Mensch zu trinken, und ein durstiger zu essen forderte. Ebenso ists eine Thorheit, wenn ein christlicher Sänger zur Zeit der innerlichen und äußerlichen Angst und Noth sagen wollte:

Mir ist wohl. Es gehet gut,
Und mein Herz ist wohlgemuth.

Oder, wenn ein träges und eitles Gemüthe spräche:

Ach Himmel thu dich auf!
Ich komm mit schnellem Lauf etc.

Vor solchen Kinder- und Heuchelpossen muß man sich hüten. Darum schicken sich für anfahende Christen die Lehr- und Erweckungs-, die Bitt- und Buß-Lieder; für reife Seelen aber die Glaubens- und Liebes-Lieder; im Wohlstand die Lob- und Dank-

Digitized by Google

Lieder; im Übelstand die Kreuz- und Trost-Lieder, und so fortan. Also daß derjenige, der da erhörlich und klüglich singen will, immer aussuchen muß, was sich für ihn schicket.

17. Fr. Es geschiehet aber zuweilen, daß man andern Leuten zu lieb etwas singen muß; wie hat man sich hier zu verhalten? — A. Man trachte erstlich solche Leute so gut als möglich zu erkennen, und singe ihnen sodann, was für sie dienet. Zum Exempel: Sind es eitele Welt-Kinder, so dienen für sie Unterweisungs- oder Straf-Lieder. Sind's kranke oder kämpfende Seelen, so schicken sich Ermunterungen und Tröstungen. Überhaupt aber muß man sich hüten, daß man geistliche Lieder nicht singe nur für den Zeitvertreib oder im Scherz, sonsten wird ein Mißbrauch des göttlichen Namens daraus, wo nicht gar eine greuliche Gotteslästerung. Es kann und wird aber der treue Menschenhüter Jesus Christus selbst eine jegliche heilsbegierige Seele am besten verwahren und zu recht weisen; wenn man nur auf seines Heiligen Geistes Zucht im Gewissen Acht haben will.

18. Fr. Dürfen auch wohl solche Leute singen, welche die Singkunst nicht gelernet haben, oder welche sonst mit keiner guten Stimme versehen sind? — A. Ja freilich. Sie dürfen und sollen singen. Doch sein sachte und sanfte, damit sie andern nicht hinderlich oder anstößig werden.

Gott sieht auf die Geistes-Brunst,
Nicht auf Stimme, nicht auf Kunst.

Wann aber jemand wegen Krankheit, oder Betrübniß, oder natürlichen Gebrechen zum Singen ganz untüchtig ist, der bete desto mehr mit Mund und Herzen (wobei er sich auch der geistlichen Lieder bedienen mag), so wird ihm nichts abgehen.

19. Fr. Darf man wohl deßwegen Lieder dichten und singen, daß man sich bei den Leuten einschmeichle, oder einen frommen Namen mache? — A. Da würde es von einem solchen Dichter oder Schmeichler heißen: Er hat seinen Lohn dahin, wie es vom Beten, Fasten und Allmosen der Pharisäer lautet; Matth. 6. O, es soll kein andrer Zweck hier gelten, als die redliche Absicht, den großen Gott zu preisen, den Nebenmenschen zu erbauen, und das eigene Heil zu wirken. Hierin soll man immer ernstlicher werden; und das Schelten und Spotten der Welt soll uns nicht abschrecken, sondern vielmehr anspornen, den Eifer zu verdoppeln.

Je ärger Welt und Teufel toben,
Je stärker soll man Christum loben.

20. Fr. Was für Nutzen haben die rechtschaffenen Sänger? — A. Sie ehren Gott, und er wird sie wieder ehren; 1. Samuel 2; 30. Sie bekennen den Herrn Jesum, und er wird sie wieder bekennen; Matth. 10; 32.

Ihr Geist schwingt sich auf Himmel-wärts,
Und Gottes Geist erfüllt ihr Herz.

Sie wachsen in der Erkenntniß, Furcht und Liebe unsers Gottes und Heilandes. Sie betten, und erlangen eine Gnadengabe nach der andern. Sie klopfen an, und es wird ihnen aufgethan. Sie kaufen in der Zeit, daß sie haben in der Noth.

Sie werden hier den Engeln gleich,
Die holen sie ins Himmelreich.

O so bete und singe denn, liebe Seele, daß mans ewig höret! Die Freude am Herrn sei deine Stärke.

Jauchze, daß die Welt erschallet
Und der Himmel widerhallet. Amen!

Digitized by Google

Pfingstliche Festsitten in der rechtsseitigen Unterweser-Marsch

von **Adolf Tienken**, Berlin.

Das liebe Fest der Maien: wie sehnsüchtig wird es erwartet, wie fleißig und emsig zu seinem Einzuge jedes Haus wohl bereitet, damit der liebenswürdige, lichte Gast sich darinnen wohl und behaglich fühlen möge. Tagelang vorher schon setzt die Reinigung des Hauses ein. Freilich ist das auch unbedingt notwendig, soll alles zur rechten Zeit ordentlich und gründlich gemacht sein: so ein großes Bauernhaus ist eben nicht so ganz schnell und leicht von all den winterlichen Überbleibseln gesäubert. Die Ställe, welche jetzt vom Vieh mit der üppig-grünen, vollsaftigen Weide vertauscht sind, werden von den letzten Düngerresten gereinigt, die Wände sauber abgekratzt und mit blendend weißer Kalkmilch, die zuweilen einen leisen Stich ins Hellblaue hat, übertüncht. Das Gleiche geschieht mit den an der großen Dreschdiele befindlichen Wänden, denen hier Staub und Rauch einen gelbgrauen Ton gegeben haben. Alle während des Winters benutzten Maschinen, Geräte u. s. w. werden nunmehr von der Diele entfernt: bis zum nächsten Herbst und Winter werden sie nicht wieder gebraucht. Darum fort mit ihnen in irgend eine dunkle Ecke, dort mögen sie ihren Sommerschlaf halten. Auf der Diele würden sie im Sommer auch zu viel Platz und Raum beanspruchen, der Bauer muß dort freie Hand haben, vor allem wenn es gilt, die Ernte rasch unter Dach und Fach zu bringen, wie es z. B. bei drohendem Regen oft geschehen muß. In solchen Momenten wird dann wohl der Segen des Feldes einfach auf die Dreschdiele geworfen, damit der Wagen nur schnell wieder auf das Feld kommt. Doch wohin bin ich geraten? Ich wollte ja über die pfingstlichen Festsitten schreiben.

Auch in den Wohn- und sonstigen Zimmern wird jetzt große Generalreinigung gehalten. Der Maler und Tapezier ist in dieser Zeit überall persona grata und kaum kann er allen an ihn gelangenden Aufträgen genügen. Eine starke Konkurrenz bereitet ihm die rastlose Bäuerin samt ihren kräftigen Töchtern. Sämtliche Möbel werden in die warme Sonne gestellt, welche die den Winter über von jenen aufgesogene Feuchtigkeit rasch verzehrt. Dann geht es ans Staubausklopfen und Aufpolieren. Ist dies alles gethan und die Möbel in den Zimmern an Ort und Stelle gerückt, so ist die Bäuerin fertig bis auf das Festgebäck. Dieses wird erst wenige Tage vor dem Feste gefertigt, damit es nicht zu sehr trocknet. Die gröberen Arbeiten werden den Mägden überlassen, welche sich ihrer unter meist ungeheurer Verschwendung von Seife, Soda, Lauge u. dgl. entledigen.

Aber auch im Hofe, d. h. der nächsten Umgebung des Hauses, wird alles hübsch in Ordnung gebracht. Die Kieswege erhalten eine neue Decke, die durch rauhe Winterstürme von den Bäumen geschüttelten Reiser werden sorgsam gesammelt, die gepflasterten Auffahrten von neugierig zwischen den Steinen durchlugendem Gras gesäubert und mit scharfem Besen abgekehrt.

So mag denn das liebe Pfingstfest herankommen; es ist alles bereit und das am Abend vor dem Feste vor den Thüren angebrachte Birkenlaub lispelt ihm ein herzliches „Willkommen!“ entgegen.

Am Pfingstmorgen bemüht sich ein jeder, möglichst früh das Bett zu verlassen. Warum? Weil niemand gern der Letzte sein möchte: denn dieser ist „Pingsfoß“ (Pfingstfuchs) und wird das ganze Jahr über als Langschläfer geneckt. Vor allem stehen die Melkerinnen früh und gehen sogleich — manchmal schon um 2 Uhr morgens — auf die Weiden, die Kühe zu melken. Wer dabei die letzte ist, wird bei ihrer Rückkehr ins Dorf mit dem Namen „Pingsfoß“ begrüßt, der ihr das ganze Jahr hindurch bleibt, und auch sonst wegen ihres späten Aufstehens verspottet und gehänselt wird. In manchen Orten verlegt man auch den vom Melken zurückkehrenden Mädchen durch einen Zweig, eine Strohpuppe oder dergleichen

Digitized by Google

ſymboliſch, wo anders durch größere Maſſen von Geſträuch, die auf dem Steg, der von der Weide führt, aufgehäuft werden, thatſächlich den Weg.

Indeſſen treten alle dieſe Scherze weit zurück hinter dem „Maibaum-Setzen", der Quintеſſenz aller weltlichen Freuden, welche das Pfingſtfeſt der ledigen Dorfjugend bietet. Still und heimlich werden die Maibäume, das ſind junge, ſchlanke Birken mit ſilberfarbener Rinde — welche, da ſie in der Marſch nicht vorkommen, aus dem etwa $1^1/_2$ Stunden entfernten Moor oder von der darangrenzenden Geeſt geholt werden müſſen — im Schutze des nächtlichen Dunkels auf den Höfen der damit zu Ehrenden aufgepflanzt.

Nicht jeder wird ſolcher Ehre teilhaftig. Einen Maibaum erhalten nur: Brautpaare zum erſten Pfingſtfeſte nach ihrer Verlobung, und zwar bekommen ſowohl der Bräutigam wie die Braut einen Baum; Ehepaare zum erſten Pfingſtfeſte nach ihrer Verheiratung; der Gemeindevorſteher zum Pfingſtfeſte ſeines erſten Amtsjahres; die Beſitzer von Neubauten zum erſten Pfingſtfeſte nach deren Vollendung; endlich die Melkerinnen, und zwar alljährlich.

Ob dies letztere eine bloße Artigkeit der jungen Burſchen — die Maibaum-Setzer ſind immer Knechte — gegen das ſchöne Geſchlecht iſt, oder ob darin noch der mittelalterliche Glaube, daß eine Birke die Kühe milchreich mache und die Unholde abwehre, nachklingt, wage ich nicht kurzer Hand zu entſcheiden. Ich glaube indes, daß die letztere Annahme der Wirklichkeit näher kommt.

Am Pfingſtnachmittage ziehen die Maibaum-Setzer, denen ſich jetzt meiſtens auch die weibliche Jugend teilweiſe anſchließt, unter den Klängen einer Handharmonika in die durch einen Baum ausgezeichneten Häuſer. Der Hausherr empfängt ſie auf der großen Dreſchdiele; geduldig läßt er den Wortſchwall irgend eines mundfertigen Burſchen über ſich ergehen, der unter allerlei Witzen erklärt, daß ſie hergekommen ſeien, um den Bauer zu begrüßen, damit er fröhlich wachſe und gut gedeihe. Während dieſer „Rede" haben einige andere Burſchen ſchon einen Eimer geſucht, ihn mit Waſſer gefüllt und dieſes von allen Seiten an den Baum, in deſſen Krone ſtolz die ſchwarz-weiß-rote Flagge weht, gegoſſen. Damit haben ſie ihre Pflicht gethan. Nun kommt die Reihe an den Hausherrn. Zunächſt muß er ſeiner Erkenntlichkeit für die widerfahrene Ehre, durch ein Geldgeſchenk, deſſen Höhe ſich nach ſeinen Vermögensverhältniſſen und ſeiner mehr oder minder freigebigen Geſinnung richtet, Ausdruck geben. Bis ſoweit iſt alles gut, aber jetzt muß er — er iſt den Leuten gegenüber moraliſch und auch durch Sitte und Herkommen verpflichtet — auch noch Spirituoſen verabfolgen. Und das iſt nicht gut. Umſoweniger als die Jugend in deren Genuß nur ſelten das richtige Maß weiß und meiſtens nicht eher mit dem Trinken aufhört, als bis ſie bereits zu viel hat. Dieſe Szenen wiederholen ſich in jedem der mit einem Maibaum beehrten Häuſer; in jedem werden nach dem Begießen der Bäume noch allerlei harmloſe Poſſen getrieben oder auch wohl ein Tänzchen riskiert. Dann zieht das luſtige Völkchen, wie es gekommen iſt, wieder davon, nachdem es dem Hauſe zum Schluß noch viel Glück und Segen gewünſcht hat.

Als letzter Akt kommt dann das Begießen des Melkerinnen-Maibaumes an die Reihe. Dieſer ſteht gewöhnlich am Dorfeingange. Bei ihm werden die am Abend vom Melken zurückkehrenden Mädchen erwartet und dann coram publico „gehögt" (eigentlich erhöht). Dieſes „Högen", eine in dieſer Gegend oft angewandte Ehrenerweiſung, beſteht, wie mein Heimatsgenoſſe, der rühmlichſt bekannte Schriftſteller Hermann Allmers in ſeinem Marſchenbuche (S. 257 ff.) ſchreibt — ich gebe ſeine Worte wörtlich wieder, denn wozu etwas anders geben, wenn man es nicht beſſer geben kann? — „darin, daß man ſich mit mehreren die Hände reicht, den Ehrenden nötigt, ſich daraufzuſetzen und ihn nun unter lautem Juchen ſieben bis achtmal in die Höhe hebt. Ältere Leute und Damen högt man auch wohl auf einem Lehnſtuhl und beſonders behutſam und reſpektvoll. Mit jungen Leuten aber oder mit ſeinesgleichen macht man nicht viel Umſtände, man packt ſie, ehe ſie ſich deſſen verſehen, ohne weiteres beim Kragen und wirft ſie, wie man einen Fuchs prellt, mit gellendem, ausgelaſſenem Juchen hoch in die Luft, fängt ſie wieder auf und ſchleudert ſie von neuem in die Höhe, daß ihnen Hören und Sehen vergeht ... Übrigens iſt noch an dieſer Stelle zu bemerken, daß

Digitized by Google

wir sicherlich in diesem „Högen" (Erhöhen) den Rest einer uralten germanischen Sitte zu erblicken haben. Erzählen doch schon römische Schriftsteller, daß die alten Deutschen, wenn sie ihre Fürsten und Häuptlinge erwählt hätten, diese stets auf einen Schild setzten und sie unter Beifallsgeschrei in die Höhe hoben."

Das neue Gesangbuch der reformierten Kirchen Frankreichs

von Dr. **Rud. Löw-Schäfer**, Basel.

Im Jahre 1895 erschien unter dem Titel: „Psaumes et Cantiques, recueil adopté par le synode général officieux des églises réformées de France" ein Gesangbuch für die gesamte reformierte Kirche Frankreichs. Ein solches Buch ist wohl mit Recht als Bild des ganzen französischen Kirchengesanges zu betrachten und verdient deshalb eine eingehende Würdigung. Es will zudem eine Auswahl des Besten aus allen schon bestehenden Sammlungen und aus der ganzen Litteratur geben, ein wohl gesichtetes Material sein aus der Entwickelung des französischen Kirchengesanges seit den Zeiten der Reformation. Wer die Bestrebungen um die musikalische Ausstattung der Gottesdienste, insbesondere die Entwickelung des Gemeindegesanges mit Interesse verfolgt, dem werden einige Notizen an der Hand dieses Werkes über die Art, wie diese Aufgabe in Frankreich in die Hand genommen wird, nicht unerwünscht sein.

Zunächst mögen einige Worte über die Entstehung dieser Sammlung gesagt sein. Es existierten schon verschiedene Sammlungen, teils französischen, teils schweizerischen, teils elsässischen Ursprungs. Eine Enquête hat nun vor allem festzustellen gesucht, welche Lieder am häufigsten gesungen worden, und welche ganz außer Gebrauch gekommen sind. Auf diese Utilitätserfahrung baute man das neue Buch auf, mit Zugrundelegung der Pariser Sammlung vom Jahre 1859. Doch hat die jetzige Ausgabe, den vielen Wünschen der einzelnen Kirchen Rechnung tragend, große Bereicherung erfahren.

Gehen wir nun zur Besprechung des Inhalts. Alle französischen Kirchengesangbücher, so auch das vorliegende, teilen sich in zwei Teile, in Psalmen und geistliche Gesänge oder Lieder, wie schon der Titel anzeigt. Der Psalter, „Psautier", ist der altehrwürdige Grundstock des französischen reformierten Gesanges. Hier finden wir die Schätze klassischer Kirchenmusik der Zeit Calvins. Der erste Verfasser dieser versifizierten Psalmen ist Clément Marot, der im Jahre 1541 30 derselben veröffentlicht hat. Doch diese Veröffentlichung trug ihm in seinem Vaterlande Frankreich eine Anklage auf Häresie ein, und er floh infolge derselben nach Genf zu Calvin. Sein baldiger Tod unterbrach das Werk (er hat im ganzen 49 Psalmen bearbeitet), und Calvin übertrug Theodorus von Beza die Vollendung des Marotschen Psalmbuches. Im Jahre 1562 erschien sodann der vollständige Psalter. Die Entwickelung der französischen Sprache führte aber in weniger als 100 Jahren schon neue Überarbeitungen herbei; dieselben nahmen dem Original manchen Vorteil weg, entfernten sich immer mehr vom hebräischen Wortlaut und opferten dem Reime sehr oft die Treue der Übersetzung und besonders auch den Parallelismus der jüdischen Chorpoesie.

Das neu erschienene Buch will nun diese, zum Teil Jahrhunderte alten Mängel verbessern und geht, wenn immer möglich, auf Marots und Bezas Originale zurück, sei es durch neue Übersetzung, sei es durch Restitution der alten, zudem oft viel knapperen Fassung. Die Schwierigkeit verhehlen sich die Herausgeber allerdings nicht, daß sie mit einer seit langen Jahren im Volke eingebürgerten Fassung brechen müssen. Solche Neuredaktionen, und wenn sie auch nur im Interesse der Wahrheit sind, ernten wenig Dank. Der traditionelle Wortlaut ist im Volke bekannt, demselben lieb und wert geworden, und die kritischen Forschungen nach Original und Urtext werden vom Laien nicht im mindesten verlangt.

Digitized by Google

Und doch hat diese Arbeit nicht nur ihre theoretische, sondern auch ihre praktische Berechtigung. Bei der Vielseitigkeit der Wünsche, bei der Mannigfaltigkeit der bisher bestehenden Textredaktionen bleibt es das beste, auf das Original zurückzugehen. Dieses bietet den Dichter selbst; und wenn er auch manchmal anders denkt und spricht als wir, so muß man ihn als Typus seiner Zeit verstehen, während dagegen alles Herumbessern, Modernisieren und Korrigieren ein subjektives, oft sehr willkürliches Werk ist. So kann man sich auch am besten gegen den Vorwurf der Pietätlosigkeit sicher stellen. Wir möchten wünschen, daß die Gewissenhaftigkeit der Herausgeber in dieser Hinsicht voll anerkannt werde.

Und nun der Melodieenschatz des Psalmbuches. Es waren zum größten Teil Volkslieder, diese wurden von Louis Bourgeois den versifizierten Psalmen angepaßt. Bourgeois kam im Jahre 1541 ebenfalls nach Genf und besorgte die musikalische Redaktion der Psalmen bis auf 62, die nach seiner Abreise ein unbekannter Musikmeister den Bestehenden beifügte. Der Name aber, der unzertrennlich mit diesem Werke zusammenhängt, ist Claude Goudimel. Als Goudimel im Jahre 1560 in Paris der Hugenottenkirche beitrat, begann er die Psalmmelodieen vierstimmig zu setzen und edierte sie im Jahre 1565. Er verschaffte durch seine gediegene Bearbeitung denselben erst den großen Wert, den sie zu allen Zeiten beanspruchen dürfen.

Eine neue Ausgabe der Psalmen Goudimels, wie sie unser Buch sein will, wenn es auch nur eine Auswahl von 52[1]) derselben bietet, hat vor allem unter maßvoller Berücksichtigung der modernen Anforderungen neben dem Originaltext auch die Originalmelodie wieder herzustellen. Hier muß besonders die musikalische Bearbeitung manchen Forderungen unserer Zeit Rechnung tragen. Vor allem sind die alten Kirchentöne so viel wie möglich in unser Dur oder Moll verlegt worden, oft nur durch andere Führung der Mittelstimmen. Die Einteilung in Takte, hier durchgängig 𝐂 oder 𝐂, engt den freien rhythmischen Fluß des Originales ein. Aber die größte, übrigens schon früher eingeführte Veränderung betrifft die Stimmlage. Goudimels Psalmen haben den Tenor zum Träger der Melodie, wenigstens in den meisten Fällen, und das ist ja für den heutigen Gebrauch unmöglich praktisch durchführbar. Doch dies alles vermag den lapidaren Stil dieser Psalmen nicht zu zerstören, wenn es ihn auch hier und da abschwächt, und diese Gesänge bleiben nach wie vor nicht nur der Grundstock, sondern der gediegene, klassische und einzig wertvolle Teil des Gesanges der französischen Kirche.

Leider entspricht die Verwertung nicht mehr dem Werte der Psalmen. Man hat überall konstatieren müssen, daß die Verwendung derselben im Gottesdienste eine äußerst spärliche ist, und bis auf wenige Ausnahmen haben nur historische Rücksichten zur Beibehaltung der Auswahlsammlung gewirkt. Man kann aber nur wünschen, daß die neue Bearbeitung ihnen wieder vermehrten Eingang verschaffe, umsomehr, da ein nur annähernd vollgültiger Ersatz nicht existiert. Darüber belehrt uns der zweite Teil der Sammlung, die Cantiques.

Mit Freuden werden wir Deutsch-Evangelischen unseres reichen Schatzes geistlicher Lieder und Melodieen gewahr, wenn wir das damit vergleichen, was den französisch Redenden zu Gebote steht. Ich glaube nicht, daß es einseitig ist, zu sagen, daß die Lieder, die direkt aus dem deutschen Kirchengesang herübergenommen sind, den rein französischen Teil weit überragen. Die Texte sind meistens von lyrischem Empfindungsreichtum und haben nicht die gewaltige, dem Bibelwort exegetisch beistehende Kraft. Sie atmen einen Ton, ähnlich demjenigen unserer modernen geistlichen Lyrik, den Ton einer Einzelempfindung, aber nicht des Gemeindegesanges. Der weiche Charakter des romanischen Typus prägt sich hier eben sehr stark aus.

Noch vorherrschender als in den Texten ist dieser lyrische Ton in den Melodieen. Neben romanzenhaften französischen Originalen treffen wir da alle möglichen Arrangements, deren Charakter der Kirche absolut fern steht. Mozartsche und Haydnsche Menuette fehlen nicht, Beethovensche Themen sind reichlich vertreten, Mendelssohn z. B. mit der Melodie des Duettes:

[1]) Dazu die Summe des Gesetzes und der Lobgesang Simeons.

Digitized by Google

„Ich harrete des Herrn", Mozart mit: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde", Beethoven mit dem Menuett seines Septetts. Das nur einige Beispiele und nicht einmal die ungeheuerlichsten. Als Anhang figuriert auch Mozarts „Ave verum", der Text eine Apostrophe an Golgatha. Diese Aufnahme ist wohl eine Konzession an Kirchenchöre.

Wohl am vorteilhaftesten nimmt sich der Repräsentant französischen geistlichen Gesanges dieses Jahrhunderts, César Malan, aus; denn er hat wohl den Ton am besten getroffen, der dem französischen Empfinden feierlich klingt, ohne für unsere Begriffe trivial zu werden. Denn wie manche der anderen Melodieen, die, vom weltlichen Chor gesungen oder im Konzertsaal gespielt, ihre volle Wirkung hat, klingt in der Kirche einfach verletzend.

Es ist eine schwere Sache, die modernen Kunsterzeugnisse geistlicher Natur zu sichten auf ihre Brauchbarkeit in der Kirche. Ich kann als Beispiel ein anderes Gesangbuch anführen, dasjenige der deutschen Schweiz, wo diese Sichtung infolge der vielen Sonderinteressen nicht gelungen ist, das in seinen modernen Aquisitionen die Decadence des kirchlichen Choralgesanges deutlich vor Augen führt. Auch in dem besprochenen Buche, an dessen Hand ich den Leser über den französischen Kirchengesang im allgemeinen zu orientieren getrachtet habe, ist dieser Mangel fühlbar.

Zu der Zeit, als die evangelische Kirche zu beiden Seiten des Rheins ihre ersten geistesmächtigen Früchte im gesprochenen Worte getragen hat, da hat auch der Gemeindegesang seine herrlichsten Blüten entsprießen lassen. Unsere heilige Pflicht ist es, diese Perlen immer aufs neue zu suchen, zu heben und zu würdigen zum Segen und Heil unserer Kirche.

Die Anfänge der kirchlichen Baukunst in Thüringen

von Dr. **Heinrich Bergner.**

Seit Puttrich[1]) ist kein Versuch mehr gemacht worden, die Entwickelung der kirchlichen Baukunst in Thüringen im Zusammenhang darzustellen.[2]) In den 45 Jahren ist inzwischen manches Denkmal genauer erforscht, die urkundlichen Quellen fließen klarer und reicher, ohne daß die landläufigen Handbücher sich sehr darum gekümmert hätten. Man hat gelernt, die Baukunst im Zusammenhang mit der Geschichte und Kultur eines Zeitalters anzuschauen. Wenn im folgenden auch nur die Umrisse angedeutet werden können, so sind dieselben doch überall an den jüngsten Einzelforschungen, persönlicher Anschauung und urkundlicher Grundlage, soweit letzteres irgend möglich war, orientiert.

Für die Erkenntnis der ältesten Bauthätigkeit ist ein Blick auf die Missionsbewegung nicht zu umgehen. Verhältnismäßig spät ist Thüringen in den Bannkreis des Christentums eingetreten. Denn was man von einer völlig organisierten huldeischen Kirche unter Kilian zu fabeln beliebt, beruht auf maßlosen Übertreibungen. Haben doch selbst die Grundlagen des Bonifacius nur vereinzelt dem Sturm der Zeiten widerstanden. Schon 724 berichtet uns seine Vita: Die Kirchen wurden eifrig wiederhergestellt und ein Kloster an einem Orthorp (Ohrdruff) genannten Orte gebaut. Aus seinen Briefen wissen wir, daß er mit richtigem

[1]) Systematische Darstellung der Entwickelung der Baukunst in den obersächsischen Ländern vom X. bis XV. Jahrhundert. 1852. Im folgenden ist die Anführung der weitschichtigen Litteratur unterlassen. Die Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens von Lehfeldt sind häufig ganz irreführend und ohne persönliche Nachprüfung nicht zu benutzen. Für das rein Historische dagegen vortrefflich O. Dobeneckers Regesta diplomatica nec non epistolaria historiae Thuringiae, vorläufig bis 1152.

[2]) Diesem Aufsatz werden später ähnliche Einzelschilderungen folgen, die den Gegenstand bis zur Gegenwart untersuchen. Die Zeit nach der Reformation ist für die historische Betrachtung völliges Neuland. Die Fingerzeige für die Gestalt des Gotteshauses nach evangelischen Grundsätzen, um welche der Streit gegenwärtig noch ungeschlichtet wogt, drängten sich daraus von selbst auf. Sie werden durch die vorausgehende Beleuchtung der romanischen und gotischen Kirchenbaukunst ihren besonderen Nachdruck erlangen.

Digitized by Google

Blick Erfurt als Bischofssitz (für sich selbst?) ausersehen. Aber wie dieser Plan gar nicht zur Ausführung gekommen, so sank auch die Cellula Ohrdruff nach kurzer, erstaunlicher Blüte zur Unbedeutendheit herab. Noch 777 soll Lullus eine zweite Kirche gebaut haben. Im Anfang des 9. Jahrhunderts finden wir es jedoch im Besitz von Hersfeld, dessen Abt Gozbert diese Kirche aus dem Verfall wieder herstellte. (Lambert.) Die Sage ist indes geschäftig gewesen, Thüringen mit Kirchen des Bonifacius und seiner Schüler zu füllen. Wenn auch Karl dem Großen so viel Kirchen zugeschrieben werden als Buchstaben im Alphabet sind (Nic. von Siegen), so verrät sich diese Erzählung deutlich als spätere Mönchsunterhaltung. Fast zwei Jahrhunderte hören wir nichts von missionarischer Thätigkeit. Im Gegenteil machte unter den Karolingern die slavische Invasion bald die Saale zur anerkannten Grenze und überschwemmte auch das Land bis an den Thüringer Wald und die Linie Eisenach-Erfurt. Der Mangel einer festen politischen und kirchlichen Zentrale hat dies mit verschuldet. Denn wie das einheimische Herzogtum gegen widerstrebende Gewalten zerfiel, so lagen die herrschenden kirchlichen Mächte außerhalb des Landes. Auf immer noch nicht erklärte Weise ist der Sprengel des geplanten Bistums Erfurt mit Mainz verbunden worden, und den Inhabern dieses Stuhls ist der Bekehrungseifer des großen Thüringerapostels nie wieder erwacht. Mochte sich Erfurt später gern die geliebte und geradezu einzige Tochter des heiligen Mainzer Stuhles nennen und schreiben, so bezog sich diese Liebe doch nur auf Rechte und Einkünfte. Erzbischof Wilhelm, Kaiser Ottos Sohn, widersetzte sich geradezu den Missionsabsichten seines Vaters. Ja es war im 11. Jahrhundert eine Zeit lang die Gefahr, daß die Thüringer mit dem doppelt von Mainz verlangten Zehnt wie einst die Sachsen ihr Christentum abwarfen. Den beherrschenden Einfluß übten die beiden Stifter Hersfeld und Fulda aus, welche nach ihren alten Verzeichnissen außerordentlichen Reichtum an Gütern, Zinsen und Hörigen, darunter viele Slaven besaßen. Hersfeld scheint noch am ehesten Kirchengründungen wenn nicht gemacht, so doch aus früherer Zeit vor dem Verfall bewahrt zu haben. In Fulda gehörig wird uns nicht eine einzige genannt.

So war die Lage, als im 10. Jahrhundert ein Umschwung eintrat, der sich im 11. und 12. zu einer mächtigen Bewegung auswuchs. Der Anstoß kam von den sächsischen Herrschern, namentlich von Otto dem Großen. Offenbar entzündete sich an seinem Eifer der kirchengründende Sinn der kleineren Dynasten. Und schließlich übernahmen die nun entstandenen einheimischen Klöster die Aufgabe, das kirchlich noch unversorgte Gebiet mit einem Netz von Neugründungen zu überziehen.

Zunächst gaben die Siege der Sachsenkönige das Signal zu einem allgemeinen Vordringen des Deutschtums. Hatte sich bis an die Saale deutsche Herrschaft im großen und ganzen mühsam behauptet, so bekam sie jetzt eine Stärkung durch frischen Zuzug aus dem christianisierten Hinterlande. Fränkische Adlige zogen ins Land. Fränkische und flämische Bauern folgten ihnen und brachten ihre Gewohnheit, ihr Recht, ihr Christentum, ja ihren Spezialheiligen mit. Die Berge des Gera-, Ilm- und Saalthales sind mit Burgen dieser Zeit gekrönt, und in keiner wird man vergeblich nach einer Kapelle suchen. Burgkapellen sind die Ahnen unserer Kirchen, und die ersten Pfarrer kamen als Feldprediger ins Land. (Hauck.)

Ein deutliches Beispiel ist die Linie der Saale. Schon 937 wird uns die kaiserliche Pfalz Chirihberg (Kirchberg bei Jena) genannt, welche durch ihren Namen ihre Bedeutung verrät. 976 finden wir hier zwei Kirchen (basilicae), in der Pfalz Dornburg sogar deren drei. Wenn Otto I. 932 in der Pfalz Saalfeld das Weihnachtsfest feiern konnte, so setzt dies bei seinem Charakter notwendig einen kirchlichen Ort voraus. Auf dem Greifenstein und der Lobdeburg sind uns solche Kapellen, wenn auch aus späterer Zeit, erhalten. Die Hauskapelle der Grafen von Weimar zu Orlamünde erscheint 1060 als Parochialkirche eines ausgedehnten Sprengels. Ähnliches läßt sich für die Ilmlinie von den Burgen Kranichfeld, Tannroda, Berka (Blankenhain), Hetschburg und Weimar nachweisen. In dieser von slavischen Einfällen noch oft heimgesuchten Zeit konnte eine Pfarrkirche nur unter dem Schutz der Festungsmauer gedeihen oder mußte sich selbst mit dem Zinnenkranz umwehren. Als typisch mag das Beispiel Merseburgs gelten: Der König Heinrich schmückte ein altes Römerwerk mit einer

Digitized by Google

steinernen Mauer und ließ unterhalb desselben die Kirche, welche jetzt eine Mutter anderer ist, von Steinen erbauen und am 19. Mai 934 weihen. (Thietmar I. 18.) Was der Chronist weiter zu seinem Lob sagt: Er legte zuerst das Fundament der nachfolgenden Kultur in unserer Stadt, das gilt in weit höherem Maße von seinem großen Sohne für das ganze Wendenland.

Ströme von Blut trennten Deutsche und Slaven. Mit Furcht und Verachtung zugleich blickte der Germane auf das wilde, ungezähmte Slavenvolk, das wie ein Stier gehütet und wie ein Esel gepeitscht werden müsse. Und die Slaven knirschten gegen die Eroberer und ihren Gott. Es ist deshalb nur im starken Schutz der kaiserlichen Macht denkbar, wenn sich der Mönch Boso plötzlich mitten im Wendenland in der Gegend von Zeitz findet und dem Herrn Christus ein ungezähltes Volk durch fleißige Predigt und Taufe gewann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser Otto selbst ihn von St. Emmeran in Regensburg gerufen, und daß er seinen ersten Wirkungskreis auf den kaiserlichen Pfalzen Dornburg und Kirchberg fand, um von hier in die Heidenwelt einzudringen. Nahe bei Zeitz gründete er schließlich auf einem Hügel dem Herrn eine Kirche von Steinen, die er selbst baute und nach seinem Namen nannte, später das Kloster Bosau. (Thietmar II. 56.) Auf die Erfolge des kühnen und umsichtigen Mönchs gestützt, konnte der Kaiser 968 die drei wendischen Bischofssitze Zeitz, Merseburg und Meißen ins Leben rufen. Zunächst in den Bischofsstädten, dann weiter im flachen Lande erblühte rasch die kirchliche Baukunst. Thietmar selbst durfte 1015 in Merseburg den Grundstein zur Domkirche legen, welche er kreuzförmig plante (in modum sanctae crucis, VIII. 13.) Sein Vorgänger Wichert hatte schon um 1006 einen heiligen Hain Futibure (Zkeitbar) von Grund aus zerstört und darin dem römischen Märtyrer (Petrus) eine Kirche gebaut. (VI. 32.) Wir finden Kirchen nun zahlreich urkundlich erwähnt.

Wenn von dieser Bauthätigkeit außer einigen Krypten nichts mehr erhalten ist, so ist zu bedenken, daß namentlich in der gotischen Zeit schon viele alte Kirchen als unmodern und unzureichend abgebrochen wurden, vor allem aber, daß die ersten Bauten mit wenig Ausnahmen aus Holz aufgerichtet waren und bald der Zerstörung durch Feuer anheimfielen, ja kaum dem Sturm widerstanden. Denn 965 fiel der kaum 100 Jahre alte Dom in Halberstadt über den Haufen, 1013 zerstörte der Sturm eine aus rotem Holz unter Kaiser Otto I. gebaute Kirche außerhalb Magdeburgs. (Thietmar VII. 30.) Auch Thietmars Gründung in Merseburg brach bald in sich zusammen. Paulina sowohl wie Cunija in Lausnitz begannen mit Holzbauten, deren ersterer mehrmals vom Sturm weggerissen wurde. Die hölzerne St. Peterskirche in Erfurt brannte zwei Mal hintereinander, 1068 und 1079, ab. 1125 wird von Altkirchen berichtet, daß die Kirche früher von Holz gewesen und im Brand unterging, nun aber aus Steinen gebaut sei. Die Zeugnisse ließen sich vermehren. Sie beweisen, daß den Thüringern der Steinbau nicht geläufig war. Sie haben ihn erst an Burgen wie mehr noch an Kirchen von den Franken gelernt. „Die Brüder Maurer und Steinmetzen wurden aus Franken geholt." Boso stammte daher. Gewisse Eigentümlichkeiten des Thüringer Stils scheinen aus der mit Feinheit geübten Holzarchitektur zu stammen. Um so mehr ist der glänzende und schnelle Aufschwung im 12. Jahrhundert zu bewundern.

Man kann im groben Verstand das 11. Jahrhundert die Zeit der Burgkapellen und hölzernen Kirchen, das 12. die der klösterlichen Basiliken, die Zeit 1150—1250 die der romanischen Landkirchen nennen. Seit dem Jahr 1100 beginnt die eigentlich schöpferische Periode in Thüringen, deren Denkmale wir noch heute bewundern, und erst um 1250 weicht der romanische Stil dem gotischen auf der ganzen Linie.

Die erste Blüte der kirchlichen Baukunst ist nur aus dem Bunde zu erklären, den das Laienelement, namentlich das adlige, mit dem Mönchtum einging. Die vornehmsten Geschlechter waren um Gründung eines Hauskloſters besorgt. Wiprecht von Groitzsch legte 1091 den Grund zur Klosterkirche in Pegau, zugleich an 12 Ecken, also in Kreuzform, und er trug selbst Steine herzu, damit das Fundament nicht durch Bauernhände, sondern militari manu, von Ritterhand gelegt würde. (Chron. Pegav.) Die unversorgten Töchter und viele der erprobten Kämpen zogen sich nach Sturm und Kampf in die klösterliche Stille zurück. Ganze

Digitized by Google

Familien zog das Kloster an sich wie ein kräftiger Magnet. Die Edelinge waren freigebig bis zum eigenen Ruin. Das glänzende Haus Weimar hat in der ernüdenden Reihe geistlicher Stiftungen und Begabungen seinen Untergang vorbereitet. Dies Vorbild, sowie der Heiligenschein, welcher bald Frauen wie Paulina, Cunitza und die Landgräfin Elisabeth umgab, wirkten begeisternd auf das gemeine Volk. Die Wunder ihrer Gräber hielten die Andacht wach. Die Mönche von Reinhardtsbrunn mußten gestehen, daß Landgraf Ludwig dem Kloster nach seinem Tode mehr Gutes erwiesen als selbst bei Lebzeiten.

Wir sind in der glücklichen Lage, den Einzug des Mönchtums deutlich verfolgen zu können. Von Hirsau in Schwaben sind die Benediktiner etappenweise ins Land gekommen. Nachdem schon 1060 das verwahrloste St. Peterskloster zu Erfurt von Cluny aus reorganisiert war, wurden in kurzer Zeitfolge Reinhardtsbrunn, Paulinzelle und Bosau von Hirsau aus besetzt. Die kräftigste Propaganda ging von ihnen wiederum aus. Zella St. Blasii, Zscheiplitz und Oldisleben werden geradezu als Gründungen Reinhardtsbrunns genannt. Dem Einfluß Paulinzellas begegnen wir in Hamersleben (Augustiner), Bürgelin und Lausnitz. Die Kraft der jungen Kongregation wurde von den Zeitgenossen deutlich empfunden. So führte Graf Ludwig der Springer um 1084 religiöse Männer von Hirsau nach Reinhardtsbrunn, welche nach Cluny-Hirsauer Regel daselbst Gott um so inniger dienen sollten. (Ann. Reinh. 17.) Die ganze Anerkennung einer überlegenen Kultur spricht sich in den Worten aus, welche man Paulinas Sohn Werner mit auf den Weg gab, daß er einigen Samen Hirsauer Pflanzung zurückbringe, der stamm- und wurzelecht nach seiner Verpflanzung die Gefilde Thüringens befruchte und veredle und nicht Heerlinge hervorgehen, wo Trauben erwartet werden. (Vita Paulina 90.) Man blickte dankbar und verehrungsvoll auf Schwaben, welches zu dem begonnenen mönchischen Bau den Grund gelegt und nicht aufhörte, ihn durch würdige Steine und Arbeiter zu vollenden. (Ebd. 92.) Es ist höchst bezeichnend, daß sich die Schilderung der genannten Vita so gern in architektonischen Bildern bewegt. Die Zeitgenossen waren eben ganz mit Bausorgen und -gedanken erfüllt. Die fremden Gäste brachten nicht nur einen straffen Organismus des mönchischen Lebens, sie brachten auch die Kunst, ihr Ideal baulich darzustellen und in der geistvollen Symbolik ihrer stolzen, einheitlichen und doch wohlgegliederten Basilika ihr Innenleben zu verkörpern. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir in der Mehrzahl der Hirsauer baukundige Männer suchen. Abt Wilhelm hatte mit dem praktischen Blick für die Bedürfnisse der Zeit außerdem zuerst konverse bärtige Brüder, ausgezeichnete Zimmerer, Schmiede, Steinmetzen und Maurer, dem Orden angegliedert. (Chron. Hirs. I. 228.) Man spottete wohl, daß sie mit ihren Bärten die Straßen fegen könnten. Ihr Standesbewußtsein war doch so groß, daß sie mit blutigem Aufstand drohten, als man ihnen diese Manneszierde abschneiden wollte. In ihren Banhütten wurden die Geheimnisse ihres Handwerks sorglich gepflegt und weiter gebildet. Man hat es bisher noch nicht bemerkt, daß schon 1114 in Paulinzelle solche neben der Kirche entstanden (officinas exstruunt). Nur aus dem lebendigen Verkehr der Hütten untereinander ist der gleiche Schnitt und Stil ihrer Basiliken und die stetige Steigerung ihrer Technik zu erklären.

Der interessanteste, weil älteste Bau ihrer Hand würde für uns Reinhardtsbrunn sein, sicher vor 1092 von Ludwig dem Springer zur Sühnung einer Blutschuld gegründet. Das sagenumwobene Familienkloster des aufstrebenden Landgrafenhauses hat seinen Dank für die reichen Wohlthaten durch teils liebenswürdige, teils unverfrorene Fabeln in seinen Annalen und Urkunden abgestattet. Es ist inmitten einer fast unberührten Wildnis ein Brennpunkt der Bildung und Kultur geworden und muß mit seinen verschiedenartigsten Baulichkeiten und Anstalten für damalige Zeit etwa das Bild geboten haben, das uns heute eine lebhafte Fabrikstadt gewährt. Die Landgrafen kehrten dort ein zur Rast, auch zur ewigen. Leider sind alle Reste nach und nach aufgegangen im Lustschloß der jagdliebenden Wettiner, und die Annalen berühren Baulichkeiten nicht als etwas Selbstverständliches. Nur einmal lassen sie der gequälten Seele des Landgrafen Hermann, der uns als freisinniger Mittelpunkt des Minnesangs auf der Wartburg bekannt ist, seinem Sohn beichten, daß er den Mönchen die Steine, die sie zum Turmbau liegen hatten, wegnahm, um damit das Sundhäuser Thor in

Digitized by Google

Gotha zu bauen. (Ann. 165.) Indes gestattet uns die von demselben Ludwig gegründete St. Ulrichskirche in Sangershausen den bestimmten Schluß, daß der Hirsauer Typus, wie wir ihn kennen lernen werden, — Kreuzbasilika mit verlängerten Seitenschiffen und fünf Apsiden — auch in Reinhardsbrunn ausgeführt wurde. Die zugleich stolze und demütige Feststimmung spricht sich in den Versen aus, die der Springer nach seiner Flucht vom Giebichenstein in St. Ulrich „zu latine" habe einhauen lassen:

Entphach du heiliger sente Ulrich
dis hus von mir umbe das du mich
von den vesseln hast entpunden
das ich dir geloubte zu den stunden. (Rothe 269.)

So bleiben noch die drei großen Anlagen der Hirsauer, St. Peter in Erfurt, Paulinzella und Bürgelin, übrig, die wir einer näheren Betrachtung unterziehen können. Sie liegen sämtlich in Ruinen. Doch ist der Grundriß wenigstens überall klar erkennbar. Der Zusammenhang der drei Bauten erweist sich schon durch die äußeren, für jene Zeit großartigen Abmessungen. Es hat nämlich (im Lichten gemessen):

	Länge des Ganzen	Schiff lang	Schiff breit	Querhaus breit	Vorhalle	Mittelschiff hoch
St. Peter	72.15 m	40 m	18.19 m	32 m	6.50 m	16 m
Paulinzella	79 „	36 „	18 „	28 „	25 „	28.25 „
Bürgelin	84.50 „	30.95 „	19.27 „	31.50 „	11.50 „	15.40 „

Die sich steigernde Längsausdehnung fällt in die Augen. Das Schiff ist in Paulinzella zu gunsten der Vorkirche, in Bürgelin zu gunsten des Chors verkürzt. Die außerordentliche Höhe des Mittelschiffs in Paulinzella ist von jeher als Besonderheit bemerkt worden.

Die Übereinstimmung der drei Bauten liegt wesentlich in der Entwickelung des Grundrisses. Derselbe stellt sich als eine Verbindung von eigentlich zwei Kirchen dar, nämlich dem Schiff und der Vorkirche für die Laien, dem Querhaus und Chor für die Priester. Beide waren durch den Lettner von einander getrennt, vor welchem in das Schiff hinein noch eine Art Vorchor mit dem Laienaltar angelegt war. Zur Entfaltung des Gottesdienstes diente aber die östliche Hälfte der Anlage, das Querhaus, das an den überragenden Ostwänden mit zwei Apsiden versehen war, und der eigentliche Chor mit seinen drei Absiden. Denn um mehreren Raum für Stätten gleichzeitigen Messelesens zu gewinnen, wurden die beiden Seitenschiffe über das Querhaus hinaus verlängert und mit Halbkreisschluß versehen. So ist auf dem Boden Thüringens der ältere, einchörige, längsachsige Typus Sachsens, den wir in Ilsenburg, Frose, Gernrode und St. Nicolai zu Eisenach finden, mit dem kreuzförmigen, vielchörigen Typus Süddeutschlands glücklich vereinigt und beherrschte die Grundrißbildung bis tief in die gotische Zeit hinein. Nur bei St. Peter in Erfurt ist das 5-Apsidenschema dadurch gestört, daß später zwei Türme an die Stelle der Nebenapsiden gelegt und dadurch ein gerader Chorschluß nach Cisterzienserart erreicht wurde. Ganz eigen ist den Bauten die rechteckige Umrahmung der Rundbogenarkaden des Hauptschiffes. Man ist geneigt, diese seltene Erscheinung als Erfindung des Paulinzeller Architekten anzusehen. Daß alle Öffnungen rundbogig mit Stich im Scheitel gedeckt sind, versteht sich für die Zeit von selbst. Die Details sind am einfachsten in St. Peter und erreichen in Bürgelin eine reizvolle, sorgsame und phantasiereiche Ausbildung.

St. Peter in Erfurt ist 1103 gegründet. Abt Burchard, der aus Hirsau gekommen war, „begann diesen so feierlichen Bau mit Quadern (cum lapidibus quadratis) in vortrefflicher Weise". (Siegen 281.) Ein Laienbruder Ditmar wird als Architekt vermutet. Die Vollendung fällt 1142, spätestens 1147, wo nach einem Brande von Neueinweihung berichtet wird. Das westliche Turmpaar ist nie zur Ausführung gekommen, die Osttürme erst 1246 vollendet. Die Turmunterbauten wie Teile des südlichen Nebenschiffes waren gewölbt, das

Digitized by Google

übrige mit flacher Felderdecke (laquearium) gedeckt. Um 1500 verkaufte Abt Hottenbach an St. Wigbertum die Steine, mit denen die ganze Kirche gewölbt werden sollte (testudinari). Man begnügte sich mit einem gotischen Holzgewölbe. Die Schiffsarkaden werden von zehn Pfeilern getragen, denen in der Arkadenrichtung Halbsäulen vorgelegt sind, wie später in Bürgelin, während an den Schauseiten nach dem Mittelschiff zu mittelst einer Nische Halbsäulchen herausgearbeitet sind, wie in der Vorkirche zu Paulinzella.

An diesen Pfeilern ist die doppelte attische Eckblattbasis der Säulchen und das Würfelkapitell ohne weitere Skulptur. Auch das Äußere der Kirche ist von denkbar größter Einfachheit. Ein mehrfach gegliedertes Sockelgesims, schmucklose Lisenen, die nur im oberen Teil gefällig als Halbsäulchen gebildet sind und einen Rundbogenfries tragen, machen die Gliederung der Mauermasse aus. Das Westportal ist ganz schmucklos, das südliche Querhausportal durch Eckpilaster und rechteckige Würfelfriesumrahmung etwas ausgezeichnet. Die Fenster haben 1.03 × 2.18 m Weite. Die nördliche Wand ist überhaupt ohne Gliederung und Fenster, weil hier der Kreuzgang anstieß.

Wir vermögen uns von dem Eindruck des Monumentalbaues, der also nur durch die Einfachheit und schlichte Größe seiner Verhältnisse wirken konnte, keine rechte Vorstellung mehr zu machen. Denn nachdem er immer im Schutz seiner Benediktiner allen Stürmen der Zeit widerstanden, ging er bei der Beschießung durch die Preußen 1813 in Flammen auf, und die preußische Verwaltung beeilte sich, die Mauern bis zum Kranz der Nebenschiffe abzutragen und ein Korn- und Mehlmagazin darin einzurichten. Ihr war eine Kirche neben Kasernen damals unangenehm. Wir begreifen die Entrüstung des verständnisvollen Königs Friedrich Wilhelm IV., der unwillig mit dem Fuß stampfte, als er diesen Greuel der Verwüstung sah.

Die Gründung Paulinzellas ist ein lehrreiches Stück Geschichte. Im geräuschvollen Lebensgenuß war die Stifterin Paulina, aus ritterlichem, vielleicht sogar gräflichem Geschlecht, vom mönchischen Ideal erfaßt und, zum zweiten Mal verwitwet, flüchtete sie in die Einsamkeit, vor den Freuden der Welt durch die Wälder geschützt. (Vita 50.) In dem lieblichen Waldthal, das noch heute das Entzücken des Wanderers ist, fand sie ihren Platz: Hier ist meine Ruhe. Hier will ich wohnen und den Tag des Gerichts erwarten. Sie lebte zuerst seit 1108 als Klausnerin und ließ auch an demselben Orte eine Kapelle der heiligen Maria Magdalena zuerst aus bloßem Holz, dann aus Steinen bauen. (50.) Denn der Holzbau zeigte sich der Witterung nicht gewachsen. Der Wind riß ihn mehrmals auseinander oder, wie die Klausnerin es ansah, der alte, böse Feind in Gestalt eines wütenden Sturmes zertrümmerte mitten in der Nacht das ganze Gebäude. Schon hierbei unterstützten sie zwei Hirsauer Mönche.

Indessen reifte in ihr der Plan eines Mönchsklosters. Nach einer dritten Romreise konnte sie 1111 den Grundstein der neuen Kirche legen. Zur Ausführung des großen Werkes bedurfte sie aber geübter Kräfte und so machte sie sich selbst im Winter auf den Weg nach Hirsau. Sie starb unterwegs im Kloster Münsterschwarzach. Ihre Begleiter kehrten aber mit dem ersten Abt Gerung und sechs weiteren Brüdern sowie der verehrten Leiche in den Thüringer Wald zurück. Dieser Gerung hatte dort den neuen Klosterbau mit erlebt. Er war eine völlig geschulte Kraft und betrieb durch Kunst, Wort und Beispiel den äußeren wie inneren Aufbau des Werkes, dort durch Zusammenfügung der Steine, hier durch Zucht der Sitten. Auf dem gelegten Grunde wurden die Mauern aufgerichtet. (80.)

Nach kurzer Unterbrechung durch einen Aufruhr der Mönche, die aus dem weltvergessenen Thal sich nach Rothenschirmbach wandten, aber bald durch Mißerfolg belehrt zurückkehrten, wurde wieder frisch ans Werk gegangen. Mit großem Eifer arbeiteten sie gleichmäßig an der Errichtung der (Kloster-)Gebäude, führten die Wände des Tempels auf, errichteten Bauhütten. (89.) Paulinas Sohn Werner war schon früher in die Zahl der dürftigen Brüder eingetreten. Wie dieser zur weiteren Ausbildung nach Hirsau geschickt wurde, so kamen von dort weitere Hilfskräfte, namentlich der hochgebildete nachmalige zweite Abt Ulrich. Noch beeilte sich ein gewisser Lambert, die Kirche, welche ihrer Vollendung entgegenging, zu berauben, bevor sie geweiht war. Der Biedermann glaubte dadurch — echt mittelalterlich — ein Sakrilegium zu vermeiden. (99.) 1132 konnte der Leichnam der Stifterin übergeführt und die Kirche

Digitized by Google

unter Teilnahme der weltlichen und geistlichen Großen geweiht werden. Daß unter ihnen Ludwig I., inzwischen Landgraf von Thüringen, sich einfand, ist gewiß bedeutungsvoll.

Was bei Betrachtung der Ruine auffällt — wir haben vorläufig nur an Chor und Schiff zu denken — ist der reine Säulenbau in so auffallend schlanken Verhältnissen, derzeit in Thüringen ein Unikum. Die Arkaden des Mittelschiffs werden außer den zwei östlichen Pfeilern, die die Abgrenzung des Kettners bezeichnen, von je sieben eleganten Säulen getragen, die großenteils aus einem Stein gehauen sind. Sie sind leicht verjüngt, ruhen auf eckblattverzierten, attischen Basen und tragen einfache Würfelknäufe (Dicke 0.94, Höhe 6.48 m). Es fehlt dafür nicht an Vorbildern in Süddeutschland. Aber näher liegt noch die Vermutung, daß Paulina die altchristlichen Basiliken Italiens vor Augen hatte. Sie war drei Mal in Rom. Wir dürfen sie nach allem als eine Frau hohen Geistes vorstellen. Wenn es auch müßig ist, unter den Kirchen der ewigen Stadt nach einem direkten Vorbild, womöglich auch für den Grundriß, zu suchen, so mag doch die leichte Säulenstellung der Antike die deutsche Klausnerin zur Nachahmung gereizt haben.

Im übrigen entspricht die Anlage ganz den Hirsauer Traditionen. Schon die ältere Aureliuskirche, mehr vielleicht noch St. Peter und Paul in Hirsau oder St. Veit in Ellwang können als Vorbilder bezeichnet werden. Eigentümlich ist nur die rechteckige Arkadenumrahmung. Ein über den Scheidebogen angeordneter Würfelfries sendet lisenenartige Bänder auf die Säulen herab. Man will darin geradezu eine Erfindung des Paulinzeller Architekten sehen, obwohl die um 10 Jahre ältere St. Peterskirche in Erfurt uns schon dasselbe Muster zeigte. Die Priorität wird sich wohl nicht endgültig feststellen lassen. Darf man die gefällige Zierform als Nachahmung der bei Holzarchitektur vorkommenden Fahnschnittgesimse ansprechen, so würde die Entscheidung für Erfurt ausfallen, wo die bürgerlichen Holzbauten als Muster dienen konnten. Das reiche, von je vier Säulchen eingefaßte Westportal mit vielgliedriger Bogenüberdeckung dürfte den Abschluß der ersten Bauperiode bezeichnen. Hier finden wir an den Kapitellen einen ganz ungewohnten Reichtum an Pflanzen- und Tierornamenten.

Ebenfalls nach dem Vorbild Hirsaus war wohl schon ursprünglich eine Vorkirche, welche im Obergeschoß die Nonnenempore bildete, samt einer Turmanlage als westlicher Abschluß geplant. Das Bedürfnis, bei den sich erhebenden Massenwallfahrten große Volkshaufen unterzubringen, mußte zur Ausführung drängen. Sie ist gleichfalls dreischiffig, zeigt jedoch als Stützen je zwei mit Halbsäulchen versehene Pfeiler, welche sich deutlich als Nachahmung von St. Peter verraten. Ja in dem abschließenden Turmunterbau begegnen uns sogar die eingekehlten Halbsäulchen der Vorderfläche der Pfeiler. Die Empore bot durch sieben dicht nebeneinander stehende Fenster den Einblick in Schiff und Chor. Von dem vermuteten nördlichen Turme sind nicht einmal die Fundamente gefunden. Vollends an weitere Türme, etwa über den östlichen Seitenschiffsjochen des Langhauses oder über der Vierung, zu denken, ist unhaltbar.

Die Kirche ist nach Aufhebung des Klosters, aus dessen Geschichte übrigens der Nonnenkonvent bald verschwindet, langsam bis etwa auf die Hälfte des Mauerwerks verfallen. Hohe Bäume überschatten jetzt die Ruinen, auf denen sich allerlei Kraut und Sträucher angesiedelt haben. Ein liebevoller Forscher konnte nicht nur die Maße und Formen der Architektur, sondern auch die bunten Kinder der Flora beschreiben. Immerhin predigt die weitschichtige Größe noch mächtig von einer Kultur, die Kraft, Geist und Opfersinn genug hatte, um mitten in unberührter Wildnis so unerreichte Denkmale zu schaffen.

Fast ganz in Dunkel gehüllt ist die erste Zeit von Bürgelin (Thalbürgel bei Jena). Um 1133 von einer edlen Frau Bertha, welche dem Haus Schwarzburg zu entstammen scheint, gestiftet, wird es bereits 1136 als prächtig erbaut geschildert in einer fast wörtlich von Paulinzella übernommenen, gefälschten Urkunde, die uns dadurch wenigstens den engen Zusammenhang der beiden Klöster beweist. Nach Analogieen kann die Kirche kaum in diesem Jahr begonnen sein. Jedenfalls war sie 1199 bis auf die Türme und Vorhalle vollendet, wie die Inschrift über dem Prachtportale berichtet:

Digitized by Google

AD · PORTAM · COELI · PRIOR · EST · HAEC · PORTA · FIDELIS · MCIC ·
HAEC · EST · ABLVTIS · BAPTISMATE · PORTA · SALVTIS · [1])

Alle übrigen Vandaten sind durch einen dreisten Fälscher des 17. Jahrhunderts einfach erfunden und werden seitdem mit Zähigkeit festgehalten. Die einzig sichere Nachricht ist noch nicht beachtet, daß nämlich vor 1431 der hohe Chor eingestürzt war. In einer Urkunde vom 15. Dezember gelobte Abt Heinrich von Kauffungen in Krankheitsnot „das wuste gewelb uff den nehst komenden sommer, blibet er an dem lebende, wedir zu vernuwende und uffzubrengen". Und 1433 wird thatsächlich eine neue Messe in demselben (in testudine) gestiftet. Diese testudo ist die Hauptapsis und dem Stil der Zeit entsprechend polygon, in fünf Seiten des Achtecks ausgeführt, wahrscheinlich hierbei auch über den ursprünglichen Schluß hinaus verlängert worden. Jetzt sind nur die Fundamente erhalten.

Der Grundriß ist dadurch vor St. Peter und Paulinzella gekennzeichnet, daß die Türme zwischen Schiff und Querhaus eingelegt sind und durch ihre massiven Unterbauten die Seitenschiffe gänzlich vom Querhaus abschlossen. Vor dem beide verbindenden Zwischenbau diente ein Lettner dem gleichen Zweck, von dem auch bis auf unsere Zeit Reste erhalten waren. Die Stützen des Langhauses bilden je sieben Pfeilerpaare, welche an den Ecken mit Würfelknauffäulchen, in der Arkadenrichtung mit $^3/_4$ Säulen versehen sind. Diese Gliederung setzt sich in den Bögen fort. (Die Maße hieran sind folgende: Sockel 0.50, Säulen mit Basen und Knäufen 3.46, Kämpfer 0.31, Scheitelhöhe 7.07 m.) Die rechteckige Umrahmung der Scheidebögen ist mit wechselndem Band- und Palmettenmuster verziert. Dieselben Formen kehren an den Würfelknäufen der Säulchen an Pfeilern, Portal und Vorhalle, wie an der Umrahmung der Chürlünette wieder. In der ganzen Skulptur finden sich kaum drei Pflanzenformen, aber diese sind mit einer solchen Mannigfaltigkeit verschlungen und variiert, daß man das leichte Spiel der Miniaturen eines Kodex in Stein übersetzt glaubt. Die Eisenen des Obergadens erscheinen als Halbsäulchen mit Schaftring und Kapitellchen von fast korinthischer Reinheit. Der abschließende Rundbogenfries ist mit wunderlichen Tier- und Menschenfratzen behangen.

Während die ganze Choranlage bis auf einen gewaltigen Vierungsbogen von 7.27 m Weite abgebrochen ist, ist uns von der Vorhalle wenigstens die Mittelschiffspartie erhalten. Hier wechselt je eine kurze, gedrungene Säule (Basis 0.57 hoch, Säule 1.66 bei 0.54 bis 0.42 m Dicke, Knauf und Kämpfer 0.94 m) mit einem Pfeiler. Die Fenster der Seitenschiffe (restauriert) wie des noch erhaltenen südlichen Turmes im Obergeschoß waren mit Rundbogen unterteilt, welche auf einer Säule gepaart sind. Diese Anlage wird durch obige Inschrift als Taufhalle genügend gekennzeichnet. Man hat auch hier nach Hirsauer Analogie eine Nonnenempore darüber gesucht, welche aber samt dem Bündel gefälschter Urkunden über das angebliche Doppelkloster aufzugeben ist.

Bürgelin erscheint uns als Krone der Hirsauer Bauten. Die Beherrschung des Materials ist hier vollkommen. Unregelmäßigkeiten der Konstruktion sind fast gesucht. So wechselt der Abstand der Arkadenpfeiler zwischen 4.12 und 4.47 m, welcher Umstand natürlich auch ganz veränderten Steinschnitt bedingte. Ist auch durch die Hirsauer kein neues Prinzip in die Entwickelung der Kirchenbaukunst gekommen, so ist doch das überkommene Schema mit liebevoller Treue durchgebildet und nach manchen Seiten hin erweitert worden. Denn das Verhältnis der drei besprochenen Bauten läßt sich nicht auf die Formel einfacher Nachahmung bringen. Jeder hat seine Besonderheiten. Man beachte nur die Stellung der Türme, welche

[1]) Der Sinn ist zweifelhaft. Mitzschke übersetzt: Zur Himmelspforte ist ein treuer Führer diese frühere Pforte. Urkb. v. Bürgel 66. Ich möchte fidelis für fidelibus nehmen: Zur Himmelspforte dient den Gläubigen zuerst jene Pforte. Dies ist für die Getauften die Pforte des Heils; so daß mit haec prior porta die westliche Thür der Vorhalle, mit haec porta das Prachtportal gemeint wäre, durch das nur die Getauften in die wirkliche Kirche eintreten durften. Diese oder eine ähnliche Spielerei ist anzunehmen, sonst wäre die Fassung zu banal. Daß die Umgegend Bürgelins großenteils heidnisch war, ergiebt sich aus den Urkunden. Die Vorhalle mochte also für Ungetaufte eingerichtet sein.

Digitized by Google

ſich in St. Peter im Oſten, in Paulinzella im Weſten, in Bürgelin in der Mitte befinden. Auch in den Einzelheiten ſehen wir den ſchöpferiſchen Geiſt bald da bald dort neue Formen hervorbringen, die der lebendige Zuſammenhang der Schweſteranſtalten vermittelte, ohne daß wir heute das geiſtige Eigentum ſcheiden können.

Denken wir uns dieſe Monumente in einer Zeit und Gegend, welche den Steinbau vielleicht nur in den primitivſten Anfängen kannten, ſo ſchnell „aus dem grunt erwackt", ſo begreifen wir den zwingenden Eindruck, den ſie auf die Zeitgenoſſen machten. Dieſer tritt ſchon darin hervor, daß die regulierten Auguſtiner in Hamersleben ihre Doppelkloſterkirche gewiſſenhaft nach dem Vorbild Paulinzellas errichteten, welche ſie 1137 weihen konnten. Noch eigentümlicher iſt der Einfluß auf Kloſterlausnitz.

Schon die Stifterin, eine edle Frau Cunizа, erſcheint uns wie eine zweite Auflage Paulinas. Nachdem ſie gleich dieſer verwittwet, „teglich das broth der ſchmertzen hath geſſen vnd iren trangk mit ſueffzende weynen vermiſchet", iſt ſie „von inweniger begier" nach Beſchaulichkeit und Ruhe „in das aller dickeſte holtz gegangen . . . vnd wie ein hirſche begert die boritore de waſſere, ſo dieſe mait durſtigk feuchet erzcemen der ſelen vnd die ſtadt, bequeme gotte zu dinen". Von der Erſcheinung eines Einſiedlers ermuntert, wählte ſie eine nur den wilden Tieren und ungezähmten Beſtien bekannte Stätte an einem Waldbache, wo ſie alsbald „vil wanung alsdo gebewet vnd die vorbranten durren ſtucke angefangen laſſen ansroden, vnd ein haus von holtz dem herren angefangen zcu bawen", nämlich „ein altar, darober eine kirche von holtz geſatz". Bertha von Gleißberg, die Stifterin Bürgelins, beteiligte ſich an dem frommen Unternehmen durch die 1132 vorgenommene Schenkung des anteiligen Waldes. Nachdem Cunizа Auguſtinernonnen von Halle übergeführt, wurde „mitterler zceyth dye kirche gezcimmert, von holtz zcuſammen gebracht, in die hoe auffgericht, geregiret vnd zcu wegen bereit" und am 8. Oktober 1136 vom Biſchof Uto von Naumburg zum erſten Male eingeweiht.

Als man nun zum Steinbau übergehen wollte, mußte eine andere Stelle mit felſigem Grund geſucht werden. Hierbei that ſich ein benachbarter Ritter Bernhard von Hainſpitz durch Rat und Hilfe beſonders hervor. Zuerſt nur von Neugier angezogen, hat er bald „die ſeinen darzcu angeweiſet vnd dy graben geſtochen vnd den ſant geſiebet, den kalk leſchen, ſtein brechen, holtz ſchneiden vnd iczlich zcu ſeiner ſtatt vorhelffen tragen, die zcimmerer, ſteinmetzen, diener vilmals abe verlonet". Nunmehr wurde auch das Fundament der Kirche gelegt um 1150, welche ſchon 1164 teilweis, 1180 nochmals und nach einem Brand 1212, letztlich 1217 geweiht wurde.

Die Kirche erſcheint als kreuzförmige Pfeilerbaſilika (je 5 Pfeiler) mit einer Haupt- und zwei Nebenapſiden vor dem Querhaus. Alle Details entſprechen denen in Bürgel. Türme und Nonnenempore waren weſtlich vorgelegt. Höchſt überraſchend iſt nur, daß auch hier und offenbar nachträglich der einſchiffige Chor mit zwei Nebenſchiffen verſehen wurde, wie es dem Hirſauer Typus eigentümlich iſt. Die Erklärung muß in dem Umſtand geſucht werden, daß 1152 der zweite Propſt Wulffer von Hamersleben gerufen wurde, das wir als Nachahmung Paulinzellas kennen. Wahrſcheinlich hat er auf dieſe Weiſe dem bewunderten Vorbild nahe zu kommen geſucht. Denn obwohl ſelbſt den regulierten Auguſtinern angehörig, brachte er ſeine Schweſter Limburga von Drübeck mit, welche eine kräftige Propaganda im Hirſauer Sinn entfaltete. Unwillig darüber, „das die regularen perſonen obergeben weren dem vorigen leichten orden", ſuchte ſie die Nonnen durch Wort und Beiſpiel zu bewegen, „anzcunemen den orden ſancti Benedicti". Sie richtete freilich nichts aus, und ſo zog auch ihr Bruder Wulffer nach vier Jahren mit ihr fort: „Seyn hertz war von dem cloſter gewanth."

Etwa gleichzeitig mit den erſten Hirſauern betraten Kölner Benediktiner den Boden Thüringens. Erzbiſchof Anno II. von Köln hatte von der Königin Richza von Polen an der oberen Saale den ganzen Orlagau mit dem Mittelpunkt Saalfeld gekauft. Er fand hier völliges Neuland vor, das Volk noch ganz im heidniſchen Greuel verſunken, das Land ſpärlich angebaut, in den Wäldern noch den Bär in ungeſtörter Ruhe. Während ſich der Landesbiſchof in Mainz erbittert mit den Thüringern um den Zehnten ſtritt, übernahm der Kölner

Digitized by Google

in der ihm fremden Diözes eine fruchtbare Kultur- und Missionsarbeit. 1071 hatte er schon drei Pfarrkirchen, 1074 vier neue Dörfer angelegt. Während er die Arbeit mit Chorherren begonnen, zog er diese bald wieder zurück und besetzte den wichtigen Platz mit Benediktinern aus Siegburg und St. Pantaleon bei Köln, welche das Kloster zu St. Peter nach dem Muster von Fruktuaria einrichteten und neben demselben die (ältere?) Marienkirche besorgten. Um Neujahr 1075 war er selbst hier anwesend, überschrieb dem Kloster den ganzen Besitz (28 Dörfer, Wald und Jagdbann) und bezeichnete seine Aufgabe dahin, „das rohe Volk, welches die christliche Religion nicht kennt und vom göttlichen Keim nichts weiß, zum glorreichen und preiswürdigen Namen Gottes zu bekehren, nachdem das Heidentum und der Irrtum der Lüge ausgerottet ist". 1126 war die Frucht dieser Pflanzung bereits bemerkbar. In dem Lande, welches heidnisch war, bevor es der Erzbischof durch das Kloster und die von ihm gebauten Kirchen in Arbeit nahm, sollte nunmehr niemand Kirchen bauen und weihen ohne des Abtes Erlaubnis. Am Ende des Jahrhunderts finden wir das Kloster im Besitz von fast 40 Dörfern, welche mit Kirchen versorgt waren.

Die Benediktinerbauten in Saalfeld selbst waren von großartiger Ausdehnung und Schönheit. Leider sind sie spurlos vom Erdboden verschwunden, „maßen auch die noch übrige starcke Thürne An. 1676 d. 13. Okt. sind unterminiret, gesprenget, und auf den Platz das numehro stehende treffliche Fürstl. Schloß erbauet worden".

Es würde zu weit führen, die Bauthätigkeit der übrigen alten Orden — der Augustiner Chorherren in Ettersburg, Sulza und Altenburg, der Regler und Schotten in Erfurt, der Benediktinernonnen in Heusdorf — zu verfolgen. Es sind uns zu dürftige Nachrichten und Baureste davon erhalten, um mehr als Vermutungen auszusprechen. Als Bahnbrecher einer neuen Zeit treten seit 1140 die Cisterzienser auf den Plan: Sie haben meist ihre älteren romanischen Kirchen gotisch umgebaut und werden uns später als Träger des neuen Stils beschäftigen.

Aber neben den klösterlichen Anstalten wirkte von Anfang an ein zweiter Faktor mit, der bisher wenig beachtet ist. Vielleicht ist der Name „Urpfarrei" mit Beziehung auf Thüringen noch nicht genannt worden. Wir verstehen darunter die ersten, zerstreuten Stellen, welche im Schutz der weltlichen Großen, meist an Burgkapellen oder in festen Plätzen von Weltgeistlichen besetzt wurden, um einen ausgedehnten Sprengel mit Predigt und Seelsorge zu bedienen. Ihre Kirchen werden uns als parochiales ecclesiae im Unterschied von den Kapellen urkundlich bezeichnet, welche bald dichter und dichter das Land besäten und schließlich wohl zu eigenen Pfarrkirchen erhoben wurden. Nur vereinzelt erkennen wir dann an späterem Abhängigkeitsverhältnis noch den geschichtlichen Prozeß.

Ein lehrreiches Beispiel ist Kirchberg, das uns oben als kaiserliche Pfalz schon 976 mit zwei Kirchen begegnete. In den 250 Jahren, daß es unseren Augen entschwindet, hat es sich unter dem Einfluß der Burggrafen zu einem ansehnlichen Sprengel ausgewachsen, und zugleich war die Pfarrkirche von dem unzugänglichen Berge in das Thal, nach Lobeda verlegt worden. 1228 erscheint dies als Urpfarrei mit den Kapellen in Kirchberg, Ammerbach, Jägersdorf, Schlöben und Schöngleinan und nicht viel nachher bilden die drei letzteren eigene Pfarreien. Ähnliches hat Dornburg a. S. erlebt, doch wird es nur allgemein „mit Kapellen" aufgeführt.

Weit klarer noch liegt die Entwickelung in Orlamünde vor uns. Die Grafen von Weimar-Orlamünde waren in dieser Zeit die mächtigsten Dynasten Mittelthüringens. Sie beteiligten sich fast an allen Klostergründungen durch reiche Zuweisungen. Man hat sich gewundert, daß sie nicht frühzeitig ein Hauskloster in ihrem Stammsitz oder in Orlamünde gründeten. Der Grund liegt darin, daß sie durch die hiesige Urpfarrei das Ziel kirchlicher Versorgung ihrer Unterthanen weit schneller erreichten. Neben ihr war kein Raum mehr. Markgraf Otto muß dieselbe vor 1062 gegründet haben. 1085 finden wir auf der Burg eine Marienkirche, welcher von 22 Dörfern (villis) der Umgebung der Zehnt zu reichen ist. Bereits 1140 sind in vier entfernteren Orten Kirchen vorhanden, 1194 sind weitere 14 Kirchen in den Zehntdörfern erbaut. In Orlamünde selbst war eine zweite Marienkirche vor der Stadt (zwischen

Digitized by Google

dieser und der Burg, später die Parochialkirche) und eine Jakobskirche auf dem Markt nötig geworden. Dies läßt uns binnen 100 Jahren in eine geradezu leidenschaftliche Bauthätigkeit hineinblicken. Sie ist nur erklärlich, wenn wir ein eifriges Zusammenwirken des Landesherrn mit den Parochianen annehmen. Bis 1250 sind uns in demselben Amt Kahla noch 12 Kirchen bekannt, welche teilweis noch heute den vollen romanischen Typus haben, ungeachtet derer, die offenbar in spätereu Bauten aufgegangen sind. Es muß in der That als Ideal dieser Zeit gegolten haben, daß jedes Dorf seine eigene Kirche habe, und im Feuer der ersten Liebe war man nahe daran, das Ziel zu erreichen. Unter den 41 gegenwärtigen Kirchen der Diözes Blankenhain, S.-W., sind 14 romanische noch leidlich erhalteu, 5 werden nur urkundlich erwähnt, 20 sind gotisch, ein kleiner Teil modern umgebaut, nur 2 Kirchen lassen sich als nachromanische Neugründungen nachweisen.

Diese Verhältnisse sind in Thüringen bis zur Saale herrschend. Ihre weitere Verfolgung würde aber in ein Handbuch der Kunstgeschichte gehören. Nur mag noch besonders betont werden, daß wir den romanischen Stil zu einer Zeit noch in voller Übung finden, als der gotische längst ausgezeichnete Dom- und Klosterkirchen aufzuweisen hatte. So ist die kleine Dorfkirche in Zwabitz, 1221 geweiht, durchaus noch romanisch. Ja wir können den Stil leicht bis 1250 verfolgen.

Im Gebiet der Volksmischung und des reinen Slaventums, also rechts der Saale bis in das Osterland hinein, ist der kirchenbauende Geist sehr viel schwächer gewesen. In der Ephorie Eisenberg, S.-A., z. B. ist die große Mehrzahl der Kirchen und die Pfarreien mit einer einzigen Ausnahme nur in Dörfern deutscher Herkunft zu finden. Im Altenburger Ostkreis hingegen sind noch heute die alten Urpfarreien mit 10 bis 15, ja 18 eingepfarrten Ortschaften teilweis erhalten. Die träge, dem religiösen Leben sehr lange feindliche Volksstimmung des alten „Swnrbeland" kommt hierdurch deutlich zum Ausdruck.

Es erübrigt, noch einige Worte über Form und Bedeutung der Landkirchen zu verlieren. Das Schema ist längst erkannt und als gemeingültig für einen großen Teil Deutschlands nachgewiesen. Es beherrscht auch Thüringen mit überraschender Einseitigkeit. Ein Rechteck bildet den Gemeinderaum, hieran schließt sich ein Quadrat, welches den Chor bildet und den Turm trägt. Meistenteils ist dann noch östlich ein Halbkreis mit Tonnenwölbung angeschlossen. Der Eingang befindet sich im Westen oder Süden und ist wohl einzeln mit einem Tympanon gedeckt, das rohe Skulpturen zeigt. Der Triumphbogen ruht auf einfachen aus Platte und Schmiege bestehenden Kämpfern. Die Schallöcher der Türme sind vielfach auf Säulchen gepaart, die Fenster der Kirche selbst äußerst schmal mit starker Schrägung nach innen und außen. Der Altarraum ist mit Tonnengewölbe, das Langhaus mit hölzerner Felderdecke gedeckt. Der Wegfall der Apsis scheint erst der letzten Zeit der Periode anzugehören und hängt vielleicht mit dem geraden Chorschluß der Cisterzienser zusammen. In diesem Fall sind drei schmale Fenster in der Ostwand angeordnet, von denen das mittlere etwas höher steigt. In einem ganzen Kreis dieser Kirchen kann man in der Mitte der Südwand des Langhauses das einzige Fensterchen beobachten, welches einfach in einen Stein gehauen oder höchstens aus zwei solchen zusammengesetzt ist. Seltener ist die abgetreppte Giebelwand der Westseite erhalten. Denn da die Abmessungen des Grundrisses äußerst gering sind, so hat man zur Zeit des Predigtgottesdienstes die Kirchen entweder westlich verlängert oder zur Gewinnung von Emporenraum erhöht.

Es liegt auf der Hand, daß alle bisher beschriebenen Bauformen der Gründungszeit nichts mit unseren Missionskirchen in Heidenländern gemein haben, welche von vornherein als Predigträume angelegt sind. Die Basiliken erweisen sich durch ihre Ausdehnung und die Pfeilerstellung als völlig unhörsam für das gesprochene Wort, so schön sich darin der Gesang bricht und verstärkt. Und die Landkirchen konnten schon eine größere Gemeinde nicht fassen. Emporen und Sitzplätze dürfen wir nicht darin suchen. Die Kirche dieser Zeit ist wesentlich Kultusstätte, in welcher die Messe gelesen, die Sakramente gefeiert, Seelämter, Weihungen von Feld- und Gartenfrüchten verrichtet wurden, die Wohnung Gottes und seiner Heiligen, der

Digitized by Google

Ausstellungsort von Reliquien, wunderthätigen Bildern und Idolen, schließlich die Ruhestätte ihrer Patrone und Wohlthäter.

Selbst durchaus weltliche Zwecke sind mit der Kirche verknüpft. Zunächst diente sie in schutzlosen Dörfern als fester Verteidigungspunkt. Wie sich nach Kaiser Ottos I. Befehl nicht nur die Städte, sondern auch die Klöster mit Mauern umgeben sollten, so wurde die Dorfkirche in weit höherem Umfang, als wir jetzt nachweisen können, festungsartig eingerichtet. Es sind uns eine kleine Zahl Türme erhalten (Schaala b. Rudolstadt, Heilingen, S.-A.), welche mit einer regelrechten Mauerzinne und innerem Laufgang gekrönt sind. In Neinstädt ist sogar das Langhaus in dieser Weise kreneliert, außerdem wie der Turm noch mit Schießscharten und Gießschloten (Pechnasen) bewehrt. Doch ist hier wahrscheinlich eine alte Burganlage erst im 15. Jahrhundert zur Kirche eingerichtet. Weit häufiger aber sind die Kirchhofsmauern, welche den von Natur schon erhöhten Kirchplatz umgeben, mit Schießscharten durchbrochen. Die Chronisten berichten uns denn auch von manchem blutigen Treffen, das auf dem Kirchhof ausgefochten wurde. Der häufige Brand der Kirchen mag wohl auch darin einige Erklärung finden.

Andererseits ist es bekannt, daß christliche Kirchen mit Vorliebe an altheidnischen Opferstätten, Hainen, Heiligtümern und Malstätten errichtet wurden. Die zahlreichen Skulpturen drachentötender Männer und unverständlicher Fratzen scheinen darauf zu deuten. In diesem Zusammenhang ist es erklärlich, daß Land- und Gerichtstage in oder vor der Kirche abgehalten wurden, wovon ja dürftige Reste noch im Volksgebrauch bis heute fortleben. An der Kirche in Heilsberg nun befand sich eine Schrifttafel, welche jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar ist und eine ähnliche Deutung erfahren hat. Sie ist mit seltsam verwirrten und verschnörkelten Majuskeln und einzelnen Minuskeln geschrieben und in archaisierender Sprache verfaßt. Sie folge hier, wenn auch nur, um Kenner wieder auf das rätselhafte Denkmal hinzuweisen, in der Auslegung Grotefends:

TOD EWIC + TEM VNOTELE + VN + ER + eH + duer ✠ TOD EWIC +
TEILT EID + VATER + GISELET ON + CVNR + ST + GEILVS +
VARGETE + VIOR ✠ KLIHCHAN + DAS · IM Evr + Sal +
GEDENKE ✠ + ALLE + SVN TAGE + EWICLICk + Dar + VME

Tod ewig dem unedel Unehrethuer, Tod ewig! (Es) teilt Eid (schwört) (ein) Vater-Geschlecht ohn Kinder St. Gallus Pfarrei für Gleichen das ihm eure Schenkung gedenke alle Sühn-(Gerichts-)Tage ewiglich hinwiederum. — Ringsum läuft eine Fortsetzung, welche aber noch viel unsicherer ist (nach Grotefend: Lutter II. Landgr. Doringe geleit und giwaride des Doringe Gerev Loock = Lutz) und auf Ludwig I. um 1123 gedeutet wird. Die rätselhafte Tafel erscheint so als das Zeichen einer alten Gerichtsstätte, welche sich in dieser, durch die Sage dem Bonifacius zugeschriebenen Kirche erhalten hätte. Nach eigner sorgfältigen Prüfung kann ich dem Texte Grotefends indes nicht beipflichten und glaube vielmehr darin eine Seelgerätstiftung der Familie Geilfus um 1300 nachweisen zu können.

Die Summe der bisherigen Untersuchung läßt sich etwa in folgenden Sätzen ziehen:

1. Die Blüteperiode des romanischen Stils (das 12. Jahrhundert) hat ein von außen gebrachtes Schema in klösterlichen Basiliken und zahlreichen Landkirchen schnell und einheitlich zur Durchbildung gebracht.

2. Dieses Schema entspricht vollkommen den Bedürfnissen der Zeit und ist wesentlich nur als Kultusstätte zu verstehen.

3. Die großen Erfolge sind einer starken, religiösen Bewegung zu danken, welche vom Mönchtum eingeführt, von den höheren Ständen begeistert erfaßt und gepflegt, vom gesamten Volke mit Opferfreudigkeit ausgetragen wurde.

Digitized by Google

Κύριε ἐλέησον

von **Victor Schultze** in Greifswald.

In einer geistvollen Untersuchung über das Verhältnis des Stoikers Epiktet (geb. um 50 n. Chr.) zum Christentum, deren Ergebnisse, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch in der Hauptsache meines Erachtens sich nicht bestreiten lassen, ist Theodor Zahn[1]) auch darauf geführt, das einmal von Epiktet gebrauchte *κύριε ἐλέησον* auf eine christliche oder jüdische Quelle zurückzuführen. „Epiktet hat aus christlichem, vielleicht auch aus jüdischem Munde das Kyrie eleison unserer Liturgie und unserer Kirchenlieder gehört." Aber er spreche sich darüber tadelnd aus. Eine solche Anrufung Gottes ersheine ihm als ein unwürdiger Versuch, den göttlichen Richter und Ratgeber zu bestechen und zum Mitleid zu bewegen. (S. 20.) Gegen diese Annahme wendet sich mit großer Entschiedenheit jüngst der Dominikaner Pater Wehofer.[2]) Der Ruf gehe bei Epiktet an den Vogelschauer, der die Götter zu freundlichen Vorzeichen beeinflussen solle. Er sei es, der mit *κύριε* angeredet werde.

Der betreffende Abschnitt bei Epiktet (diss. II, 7, in der Ausgabe von Schenkl, Leipzig 1894, S. 121 ff.) führt die Überschrift: *πῶς μαντευτέον* — „wie man Wahrsager befragen soll". Der Philosoph spricht sich gegen eine Weise der Befragung der Wahrsager aus, welche entweder das eigene Pflichtbewußtsein und Pflichthandeln schädigt oder aus dem feigen Bestreben erwächst, den Wahrsager das sagen zu lassen, was man wünscht. Vielmehr soll man zu dem Gotte wie zu einem Wegweiser hintreten und den Weg gehen, auf den das Orakel weist, ohne sich vorher Gedanken darüber zu machen, ob der rechte oder der linke der glücklichere sein könnte. *Νὺν δὲ τρέμοντες τὸν (τὸν?) ὀρνιθάριον κρατοῦμεν (κραδοκοῦμεν? Schenkl) καὶ τὸν θεὸν ἐπικαλούμενοι δεόμεθα αὐτοῦ· κύριε ἐλέησον· ἐπίτρεψόν μοι ἐξελθεῖν.* Die Stelle ist verderbt überliefert. Zahn umschreibt von *καὶ* an: und Gott anrufend, stehen wir ihn an: Herr, erbarme dich, gestatte mir, daß ich hinausgehe, d. h. aus der Notlage herauskomme (S. 22). Hier ist die Lesung *τὸν θεόν* feste Voraussetzung; sie wird aber aus dem Kontexte heraus von dem neuesten Herausgeber, Schenkl, bestritten und dafür *τὸν θέτην* vorgeschlagen, worin ihm auch Wehofer beitritt. Ist diese Konjektur berechtigt, so verschwindet damit die Hypothese Zahns. Doch dieser selbst lehnt jene Korrektur als „unannehmbar" ab, und so muß man die Entscheidung aus dem Zusammenhange des ganzen Abschnittes wie aus der näheren Umgebung der zweifelhaften Lesung zu gewinnen suchen. Hier scheint mir aber das größere Recht auf Seite Wehofers zu sein, der betont, daß in diesem Kapitel nur von der Befragung des Wahrsagers die Rede ist, nicht etwa auch von einem selbständigen Handeln des orakelbedürftigen Menschen. Eine ungezwungene Auffassung wird aus diesem Zusammenhange heraus das *κύριε ἐλέησον* als eine an den Vogelschauer gerichtete flehentliche Bitte ansehen und demgemäß das *τὸν θεόν* als etwas Fremdartiges empfinden. Der Sinn wäre also: „Den Vogelschauer anflehend, bitten wir ihn: Herr, habe Erbarmen mit mir und verschaffe mir einen günstigen Ausgang." Dem würden genau die Schlußworte des Kapitels entsprechen: „warum also bestichst du nach Kräften den Richter und verleitest den Ratgeber?" Denn Richter und Ratgeber (*σύμβουλος*) ist nicht der Gott, sondern der Wahrsager.

Kleine Mitteilungen.

Wer in Halle a. S. bekannt ist, wird sich mit dankbarer Freude des Stadtsingchores erinnern, der ihm so manche Motette und manches schöne Lied in der Kirche und auf der Straße zu Gehör gebracht hat. Ob ihm dabei der Gedanke gekommen ist, daß hier, wie in so vielen Fällen, die edelste Kunst um ihre Existenz ringen muß? Die pekuniäre Unterstützung, die der Chor — Schüler der Francke'schen Stiftungen, meist der lateinischen Hauptschule — erhält, reicht nicht aus, so daß er immer noch gezwungen ist, wie in Dörfern und kleineren Städten, zweimal im Jahre (Ostern und Michaelis) mit der Büchse von Haus zu Haus zu ziehen und zu singen: eine „Hundearbeit" für die Kehlen, die natürlich immer bald heiser werden. Indes lassen sich diese Umgänge nicht vermeiden, da das Publikum die wackeren Sänger dabei teilweise recht anständig, ja reichlich beschenkt. Außer zu den Begräbnisgesängen auf den Friedhöfen, die man nicht umgehen kann, um es mit dem Publikum nicht zu ver-

[1]) Der Stoiker Epiktet und sein Verhältnis zum Christentum. Rede beim Antritt des Prorektorats. Erlangen 1894, 2. A. 1895.

[2]) Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom, her. von Stephan Ehses. Freiburg i. B. 1897. S. 1 ff.

Digitized by Google

derben, ist der Chor zu Dienstleistungen in 3 Kirchen verpflichtet, in denen er abwechselnd Sonntag für Sonntag je 2 Motetten zu singen hat. Dafür zahlt die Moritzkirche jährlich 12 M. (!) in die Chorkasse, die Ulrichskirche 19, die Marktkirche 168. Diese hat dafür das Vorrecht, an jedem 1. Festtage, am 1. Advent, Neujahrstag, Palmsonntag, Erntefest den Chor zu verwenden. Außerdem zahlt sie zu dem Honorar für die 12 Herren, die in ihren Gottesdiensten den Chor verstärken — in den beiden anderen Kirchen werden die Männerstimmen von den Schülern des Chores gesungen — noch 360 M. zu; das andere deckt die Chorkasse selbst.
Sp.

Professor Eduard v. Gebhardt hat ein neues Bild: „Christus am Kreuz" vollendet. Christus hängt, den Oberkörper weit vornüber gebeugt, verschieden an einem hohen, roh gezimmerten Kreuz, an dessen Fuß Maria Magdalena, eine blonde Mädchengestalt, die wir aus dem vorletzten Bilde des Meisters, der Auferweckung des Lazarus, wiedererkennen, in Ohnmacht, in tiefstem Schmerze niedergesunken ist. Rechts vom Kreuze hält Johannes die Mutter des Heilands, die wie Maria Magdalena ohnmächtig zusammenbricht, liebevoll in den Armen. Die intim behandelte einsame Landschaft ist die stimmungsvolle Umgebung, und was Stärke und Tiefe der Empfindung im Ausdruck und in der Stimmung angeht, ist dieses Bild Eduard v. Gebhardts ein so reifes Meisterstück wie seine Auferweckung des Lazarus. Es ist auf Bestellung der Frau Elisabeth v. Löwenstern-Kokenhusen (Kurland) gemalt worden und hat die Bestimmung, als Geschenk der letzteren der Kokenhusenschen Kirche als Altarbild zu dienen.

Am 3. April ist in Wien Johannes Brahms gestorben. Das nächste Heft wird von der Hand seines Freundes Heinrich v. Herzogenberg eine Darstellung dessen bringen, was Brahms auf dem Gebiet der geistlichen Musik gewollt und geschaffen hat.

Nach längeren Leiden verschied am 18. April der Generalsuperintendent der Rheinprovinz, Dr. Wilhelm Baur, 71 Jahre alt. Der feinsinnige und geistvolle Mann, der auch den liturgischen Bewegungen der Gegenwart mit warmem Interesse folgte, hat auf mannigfaltige Weise und Vielen zum Segen seine reichen Gaben verwendet. Seine herzliche Anteilnahme an der Entstehung und bisherigen Entwickelung unserer „Monatschrift" sei ihm über das Grab hinaus gedankt.
Sm.

Bücherschau.

Auguſt Riedel, Kantor und Muſikdirektor zu Plauen, Auf welche Weiſe iſt durch die kirchliche Muſik erheblicher, als es gegenwärtig geſchieht, auf die Erbauung der Gemeinden einzuwirken? 15 S. Plauen i. V., A. Kell. M. —,20.

Das Thema dieſes anregenden Vortrags verſpricht zwar mehr, als der Verfaſſer bietet, ſofern er ſich damit begnügt, für das Orgelſpiel und mittelbar für den Gemeindegeſang die vier Forderungen angemeſſener Phraſierung, Dynamik und Rhythmiſierung ſowie eines paſſenden Tempos geltend zu machen. Allein es fehlt doch nicht ganz die Beziehung auf den kirchlichen Chorgeſang, den Riedel ſogar „als ſelbſtändigen Faktor des Gemeindegeſangs und der Liturgie" gewürdigt zu ſehen wünſcht, ein Ausdruck, der an Unklarheit leidet. Auch was Riedel über den „Anſchluß der Kirchenmuſik an die Prediatperikope" und über die Erſetzung des reſponſoriſchen Geſanges der Gemeinde durch einen ſolchen des Chores ausſpricht, fordert in dieſer Formulierung den Widerſpruch heraus. Gleichwohl ſeien die Ausführungen des von gediegener allgemeiner und muſikaliſcher Bildung zeugenden Vortrags vor allem unſern Organiſten warm empfohlen.
J. Smend.

Robert Frenzel, Die Orgel und ihre Meiſter. Ein Büchlein zum Preiſe der Königin unter den Inſtrumenten. VIII und 145 S. Dresden, Juſtus Neumann. 1894. Broſch. M. 1,20, geb. M. 2.—.

Das als eine Art Organiſtenſtammbuch und -Vademekum gedachte, reichhaltige kleine Werk bietet, nicht nur für den beſonderen Stand, viel Intereſſantes. Ausſagen berühmter Männer über Kirchenmuſik, Orgel, Orgelkompoſitionen und Orgelmeiſter; Novellen, Gedichte, Sentenzen über Orgelſpiel und Orgelheldentum; Dispoſitionen bedeutender Orgelwerke, eine Überſicht über die gediegene Orgellitteratur, auch ein kritiſches ABC für Orgelſchüler, — und das alles mit gutem Urteil und Geſchmack gewählt, ſo handlich bei einander, wie ſollte es nicht viele Liebhaber finden? Der Geiſt des Büchleins iſt der eines kirchlich frommen, künſtleriſch empfindenden evangeliſchen Chriſtentums.
J. Smend.

Digitized by Google

Karl Becker, Volks- und volkstümliche Lieder, getreu in Wort und Weise, nach dem Anhange zum neuen evangelischen Gesangbuche für Rheinland und Westfalen, für Orgel, Harmonium, Klavier oder gemischten Chor. Neuwied, L. Heuser. M. 1.—.

Der harmonische Satz paßt wohl für Instrumente, nicht aber in allen Fällen für den gemischten Chor, z. B. in „O du fröhliche". Auch gehen in manchen Liedern zwei Stimmen durch mehrere Akkorde im Einklang zusammen, wodurch der vierstimmige Satz zum dreistimmigen wird. Sonst ist der Satz klar und kann, wenn man von einigen falschen Fortschreitungen — Nr. 8, 9, 12 und 33 reine Quinten, Nr. 26 reine Oktave — sowie von Druckfehlern — Nr. 2 Melodiefehler, Nr. 30 vorletzter Takt im Baß — absieht, als korrekt bezeichnet werden. Das Vorwort bildet eine dankenswerte Beigabe.

Karl Stein, op. 50. Geistliche Volkslieder in vierstimmiger Bearbeitung für Gesang, Orgel, Harmonium oder Klavier. Potsdam, Stein. M. 1.50.

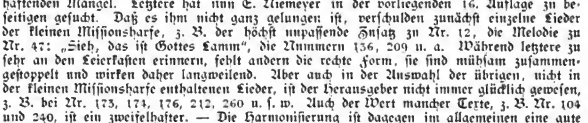
Die Sammlung enthält außer sämtlichen Nummern des geistlichen Volkslieder-Melodienbuches für die Provinz Brandenburg auch noch eine Anzahl von Liedern, die in anderen Provinzen gebräuchlich sind, und außerdem mehrere Choräle, sowie einige liturgische Sätze. Mit geringen Ausnahmen — letzte Zeile von Nr. 4B, Anfang von Nr. 13, Anfang von Nr. 9b, letzte Zeile von Nr. 12 (Oktavenfortschreitung), Übergang von Zeile 3 zu 4 im II. Teil von Nr. 17 (Oktaven), Behandlung der Tonart von Nr. 16, 7mal e im Einklang in der 5. Zeile der Nr. (31) und 1. Zeile von Nr. 38 (Oktaven) — ist die Harmonisierung und Modulation gut und recht interessant. Es ist daher dem Werkchen eine recht weite Verbreitung zu wünschen, zumal für den gemischten Chor die Singstimmen besonders gedruckt und von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen sind.

Große Missionsharfe. Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- und Harmoniumbegleitung. 16. Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. M. 2.—.

Das Buch, aus der kleinen Missionsharfe hervorgegangen, erfreut sich bereits einer großen Verbreitung — es erschien seit 1883 in 15 Auflagen —, trotz der vielfachen ihm anhaftenden Mängel. Letztere hat nun E. Niemeyer in der vorliegenden 16. Auflage zu beseitigen gesucht. Daß es ihm nicht ganz gelungen ist, verschulden zunächst einzelne Lieder der kleinen Missionsharfe, z. B. der höchst unpassende Zusatz zu Nr. 12, die Melodie zu Nr. 47: „Sieh, das ist Gottes Lamm", die Nummern 136, 209 u. a. Während letztere zu sehr an den Leierkasten erinnern, fehlt andern die rechte Form, sie sind mühsam zusammengestoppelt und wirken daher langweilend. Aber auch in der Auswahl der übrigen, nicht in der kleinen Missionsharfe enthaltenen Lieder, ist der Herausgeber nicht immer glücklich gewesen, z. B. bei Nr. 173, 174, 176, 212, 260 u. s. w. Auch der Wert mancher Texte, z. B. Nr. 104 und 240, ist ein zweifelhafter. — Die Harmonisierung ist dagegen im allgemeinen eine gute und sorgfältige. Seminarmusiklehrer A. Knabe-Soest.

Briefkasten.

In Polen ist folgendes Responsorium sehr gebräuchlich:



Wir wären sehr dankbar, wenn uns aus unserm Leserkreise Auskunft darüber erteilt würde, woher diese offenbar moderne Melodie stammt. Sollte man nicht vielleicht in Schlesien darüber orientiert sein. Sp.

Die nahezu unübersehbare Menge von Programmen etc. aus den letzten Monaten wird demnächst in einem zusammenfassenden Aufsatze bearbeitet werden.

Herr Pastor P. J. Hoh in Wheeling, Nordamerika, teilt mir gütigst weitere Kompositionen Gerokscher Lieder mit. In den Illustrierten Jugendblättern, Reading, Pa., findet sich im Jahrgang 1895, S. 46 „Behüt dich Gott, geliebtes Kind", in Jahrgang 1894 „Der Regenbogen", beide von C. Wonnberger in Reading Pa. komponiert. Sp.

Die praktischen Winke mußten aus Mangel an Raum für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

Franz Reinecke's **Kunstwerkstätten,**

Heinrichstr. 14. ✻ **HANNOVER** ✻ Heinrichstr. 14.

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Kirchen-Paramente,

Altar- und Taufgeräthe. Bahrtücher.

J. A. Hietel, Leipzig, gegr. 1849.

Kunststickerei.

Soeben sind erschienen:

Blass, Prof. Dr., **Grammatik des neutestamentlichen Griechisch.** $21^1/_2$ Bog. . . . . Lwbd. M. 6.40.

Winer's Grammatik d. neutestamentl. Spr.

8. Aufl.,

bearb. v. Prof. D. **Schmiedel.** II. Syntax, Lfg. 1 . . . 1 M.

Für Vollendung des Ganzen innerh. dieses Jahres bei 37 Bog. Gesamtumfang besteht begründete Aussicht.

Meyer's Kommentar z. N. T. (über $^1/_5$ des Ganzen!)

V. Abth. I. Korintherbr., 8. Aufl. v. Heinrici . . . 7 M.; geb. M. 8.50.

VIII. Abth. Gefangenschaftsbriefe, 6. u. 7. Aufl. von E. Haupt. 10 M.; geb. M. 11.50.

IX. Abth. (Einzelausg.: Einl. 1.80; Kol. Phm. 3 M.; Eph. 3.60; Philipperbr. 2.60.)

XII. Abth. Petr.-Jud., 6. Aufl. v. E. Kühl . . . . 6 M.; geb. M. 7.50.

XIII. Abth. Hebräerbr., 6. Aufl. v. Bernh. Weiss. . M. 5.40; geb. M. 6.90.

XVI. Abth. Offenb. Joh., 5. Aufl. v. Bousset . . . 8 M.; geb. M. 9.50.

Günstigster Augenblick zur Beschaffung des Gesamtwerkes (16 Bde.) **zum Vorzugspreis** von 75 ℳ (statt 107 ℳ), in Halblederbdn. $97^1/_2$ ℳ (statt $129^1/_2$). **Ratenzahlungen** auch auf diesen Vorzugspreis. Prospekte kostenfrei.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Digitized by Google

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird."

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton."

G. Bachmann.

Hierzu eine Beilage: Kunstwissenschaftliche Werke aus dem Verlage von ***Chr. Herm. Tauchnitz in Leipzig,*** *sowie eine von* ***Wilh. Rudolph in Giessen*** *über Harmoniums etc., worauf wir hinweisen.*

Ausgegeben am 29. April 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gotteshilfe.
II. Band.
Gesammelte Andachten aus dem Jahre 1896
von
Pfarrer **Friedrich Naumann**, Berlin.
Preis kart. 1 Mk. 35 Pfg., fein geb. 1 Mk. 70 Pfg.

Th. Carlyle und Fr. Nietzsche.
Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden.
Von **J. H. Wilhelmi.**
gr. 8°. Preis Mk. 1,60.

Der irdische Besitz im Neuen Testament.
Seine Beurteilung und Wertschätzung durch Christus und die Apostel.
Von **Chr. Rogge**, Kiel.
gr. 8°. Preis M. 1,80.

Der Evangelisch-soziale Kongreß und seine Gegner.
Von Landesökonomierat **Nobbe**, Vorsitzendem des Kongr.
gr. 8°. Preis 60 Pfg.

Die Berichte über die Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kongresses
werden in Zukunft in unserem Verlage erscheinen.

Der Bericht über die 8. Versammlung (9.—11. Juni in Leipzig) wird enthalten: 1) **Das Eigentum** nach christl. Beurteilung von Professor D. **H. H. Wendt**; 2) Über **Deutschland als Industriestaat** von Professor Dr. **Oldenberg**; 3) Was verstehen wir unter dem **Mittelstand.** Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen? Von Professor Dr. **Schmoller.** Dazu 4) die Verhandlungen. Preis etwa 2 Mk.

Die Mitglieder des Kongresses erhalten den Bericht vom Vorstand kostenfrei zugesandt.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,
Heinrichstr. 14. ✻ ***HANNOVER*** ✻ *Heinrichstr. 14.*

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Digitized by Google

F. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1880

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung" Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 60 Pf.

Inhalt: von Herzogenberg, Johannes Brahms in seinem Verhältnis zur evangelischen Kirchenmusik. — Weber, St. Peter zu Obertürkheim. — Klingemann, Geschmacklosigkeiten. — Nelle, G. Tersteegens Andacht bei nächtlichem Wachen. — Hartter, Zur Sache des kirchlichen Vor- und Nachspiels. — Spitta, Feiern im ersten Drittel des Jahres 1897. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten. — Notenbeigabe.

Johannes Brahms in seinem Verhältnis zur evangelischen Kirchenmusik

von Heinrich von Herzogenberg.

Der Tod eines Großen versenkt die mitlebende Welt zunächst in den Zustand tiefster Entmutigung. Sie fühlt in den ersten schmerzlichen Tagen nur, wie die schöpferische Quelle versiegte, die für die Zukunft immer neue Gebiete eröffnet und befruchtet hätte; alle Fäden, die aus der Gegenwart hinüberwiesen, sind wie abgerissen, der Weg in die Zukunft wie durch einen plötzlich sich öffnenden Abgrund versperrt, über den hinwegzuschreiten unmöglich erscheint. Erst später, wenn wir zu gewahren beginnen, wie unerschöpft der reiche Schatz des Vorhandenen geblieben ist, wie dessen Wert und Bedeutung auch für die Zukunft stetig fortwächst, wie viele bis dahin unerkannte Samenkörner aus ihm aufgehen, tritt an Stelle hoffnungsarmer Trauer die Erkenntnis jenes beseligenden Grußes aus dem Jenseits, den wir die Unsterblichkeit nennen; und der Abgrund überbrückt sich, und drüben sprießt aus den Keimen, die der Genius in seinen unvergänglichen Werken niedergelegt hat, neues Leben auf. Vom großen Genius läßt es sich wahrlich sagen, daß „er lebt, ob er gleich stürbe"; und zwar lebt er auch diesseits fort in seiner Seele lebendigster Kraft, Keime treibend wie das Saatkorn aus ägyptischen Königsgräbern, nie auszulöschen, nie zu vergessen!

Es sei mir gestattet, in diesen Blättern die Stellung andeutungsweise zu bezeichnen, die Brahms zur evangelischen Kirchenmusik einnimmt. Er kann nicht zu den Kirchenkomponisten im eigentlichen Sinne gerechnet werden, so stark auch die Sprache seiner religiösen Musik ist. Diese Unterscheidung ist sehr subtil; oft berühren sich die Gegensätze so nahe, daß es nur von persönlicher Entscheidung abzuhängen scheint, in welche der beiden Kategorieen dies oder jenes Stück einzureihen sei. Kirchenmusik muß gewiß auch „religiös" sein, aber religiöse Musik

Digitized by Google

braucht nicht „kirchlich“ zu sein. Ich für meinen Teil sehe mich zur Beantwortung ähnlicher Fragen immer nach einem möglichst sachlichen, nüchternen Standpunkt um, wo ich meinen Hebel einsetzen könne. So ist für mich kirchliche Musik dahin zu definieren, daß das Kunstwerk direkt für einen Gottesdienst in einer durch diesen bedingten Form geschrieben sei, oder wenigstens daß es sich ihm ohne Zwang einfügen lassen könne. Brahms hat sich nie die Aufgabe gestellt, für den Gottesdienst zu schreiben; er hat keinen Ritus, keine Liturgie, keine kirchliche Handlung mit geistigem Auge geschaut, denen er sein Werk angepaßt hätte; nicht einmal eine enger umschriebene Kirchenzeit gab ihm je den Stoff in die Hand. Frei wählte er in der Schrift, im Kirchenliede; aber er wählte mit ungewöhnlicher dichterischer Kraft, und jeder Satz gewann unter seiner Hand eine ganz neue Seite, eine Vertiefung der Stimmung, eine Breite der Auslegung wie vor ihm nur bei Schütz oder Bach. Die Durchdringung des Wortes mit dem Ton ist hier — wie auch bei den hervorragendsten seiner weltlichen Gesangsstücke — eine so tiefe und feste, daß beides ineinander zu wachsen und eine neue höhere Einheit zu bilden scheint, die sich unauslöschlich einprägt. Wer von uns anderen Komponisten — wofern er nicht achtlos oder in feindlicher Abneigung an der Gestalt dieses Künstlers vorübergegangen ist — hat es nicht erlebt, wie schwer es ist, einen von Brahms komponierten Text einer eigenen Arbeit zu Grunde zu legen; fast scheint es, als ob auch der Text sein geistiges Eigentum geworden wäre.

Gute Textwahl ist schon an sich ein Ausfluß großer künstlerischer Begabung. Herrlich ist die Zusammenstellung der patriotischen „Fest- und Gedenksprüche“; jeder einzelne Satz des „Deutschen Requiems“ zeugt von gewaltigstem Formsinn, wenn dies Werk als Ganzes auch keinen rechten Fortgang aufweist, sondern mehr künstlerische als psychologische Forderungen an seiner Struktur beteiligt sind; ganz überwältigend ist die Stoffanordnung im „Triumphlied“. Und so könnte ich die ganze Reihe seiner geistlichen Gesangswerke durchgehen: überall begegnen wir der gleichen Größe, Klarheit und Wärme im Aufsuchen und Gliedern seiner Stoffe. — Gelegentlich konnte er hierin wohl auch allzu subjektiv verfahren, konnte z. B. die Gedankenreihen der Versöhnung für das einschneidende alte Weh des Menschenschicksals, wie die Religion sie bietet, trotz seiner eigenen tiefreligiösen, wenn auch kirchlich-freien Empfindungsweise, von der Hand weisen, um die Stimmung zu verschärfen und ins Menschliche zu vertiefen. Es ist eine männliche Tugend, sich nicht allzurasch trösten lassen zu wollen, sondern dem Leid einmal tief ins Auge zu schauen. Ich erinnere hier an seine letzten „Ernsten Gesänge“ und an die Motette: „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen.“ Dieses Stück ist nach dem Tode von Franz von Holstein geschrieben, der in der Vollkraft seiner Jahre und der schönsten Entfaltung seines Talentes weggerafft wurde. Die Textwahl trägt den Stempel persönlichsten Augenblicks-Empfindens, ist gewissermaßen wie ein Tagebuchblatt; die kirchlich-religiöse Empfindungsweise würde hier nicht dem pessimistischen Vergleich zwischen den überlebenden Mühseligen und dem zu früh Abgeschiedenen in so trostlose Tiefen folgen. Die übrigen Sätze lösen die Disharmonie nicht auf, sind also innerlich mit dem ersten Satze nicht verbunden.

Es frägt sich nun, ob nicht vieles von Brahms' geistlicher Musik für den Gottesdienst zu gewinnen wäre! So leichten Kaufs — nur auf einer Definition fußend — dürfte doch das Werk eines so kern-protestantischen und tiefreligiösen Mannes nicht von Seiten der Kirche abgewiesen werden, nur aus dem Grunde,

Digitized by Google

daß es eben der Absicht nach nicht kirchlich sei. Der evangelische Gottesdienst kann in viel höherem Maße als etwa der katholische die Kunstwerke anderer Konfessionen, anderer Völker, anderer Zeiten, ja sogar aus anderen künstlerischen Kategorieen entlehnen und sich assimilieren, da er in seiner inneren Gestaltung viel freier, viel elastischer ist. Von den beiden größten in jeder Beziehung vollendetsten und eingreifendsten Werken unseres Meisters — dem „Deutschen Requiem" und dem „Triumphlied" — ist zunächst abzusehen, da sie in Formen geschrieben sind, die einer Verbindung mit dem Gottesdienste entgegenstehen. Selbst wenn eine Zeit wiederkäme, wo die Bachsche Kantate dem Gottesdienste einverleibt werden könnte, wären doch Werke wie die beiden angeführten als Ganzes auszuschließen, da ihre künstlerische Form durch den Versuch, sie mit Abschnitten einer gottesdienstlichen Handlung zu durchsetzen, nur leiden müßte. Das geistliche Konzert wird ihre Heimat bleiben; ist dieses auch als ein starker Faktor im religiösen Leben des Volkes anzuerkennen, so hat es doch mit dem kirchlichen Leben der Gemeinde keinen unmittelbaren Zusammenhang.

Anders verhält es sich mit den a capella-Kompositionen des Meisters. Die musikalische Sprache ist in ihnen sehr kräftig und ausdrucksvoll. Die Brahms eigentümliche Verbindung alter und neuer Tonalität und Kompositions-Technik tritt überall hervor und erzeugt ganz charakteristische Beleuchtungseffekte — um mich so auszudrücken. Die Stimmführung ist sowohl in melodischer wie rhythmischer Hinsicht sehr frei, bietet aber in den Augenblicken erhöhten Affektes den Sängern keine zu großen Schwierigkeiten. Es muß zwar zugestanden werden, daß die Wirkung manchen Satzes, der beim Lesen den größten Eindruck macht, in der Ausführung hinter der Erwartung zurückbleibt. Brahms kann den Instrumental-Komponisten nie ganz verleugnen, und wenn auch seine Hauptmotive durch die Tiefe des Ausdrucks, durch die Kraft der Rhetorik den Sängern bald ins Herz wachsen, so ist doch oft das Nebenwerk, die Füllstimme, von größerer Schwierigkeit als für ein sicheres Gelingen des Ganzen zuträglich ist. Dies spricht dafür, daß Brahms nicht von Natur aus zum a capella-Komponisten geschaffen war, daß er vielmehr mit dem ihm eigenen eisernen Willen dieses vornehmste Feld kompositorischer Arbeit sich erst erobert hat. Der innere Wert seiner Chorsätze ist aber ein so großer, daß die technischen Schwierigkeiten dagegen zurückstehen müssen.

Wir besitzen von ihm vier größere mehrsätzige Motetten (op. 29 und 74), drei kleine einsätzige Motetten (op. 110) und die motettenhaften „Fest- und Gedenksprüche" (op. 109). Vieles davon läßt sich im Ganzen oder in einzelnen Teilen einem reicher disponierten liturgischen Gottesdienste einfügen. Zur Verwendung bei besonderen Gelegenheiten sind außerdem der „Begräbnisgesang" (op. 13) für Chor und Blasinstrumente — ein herrliches, stimmungsvolles Stück von leichter Ausführbarkeit — und das geistliche Lied „Laß dich nur nichts nicht dauern" von Paul Flemming (op. 30) für Chor und Orgel zu empfehlen.

Ist dies immerhin keine geringe Zahl von Stücken, die im Gottesdienst Verwendung finden können, so suche ich den bleibenden Wert, den befruchtenden Einfluß, der Brahms für die Entwicklung der Kirchenmusik zuzuschreiben ist, nicht so sehr in seinen Werken selber, als vielmehr in dem neuen Anstoß, den er den schaffenden Künstlern der Gegenwart und Zukunft gegeben hat, sich in tieferer und ernsterer Weise ihrer Aufgabe hinzugeben. Möge von nun an jede oberflächliche Stoffwahl, jede sentimentale Auffassung des Bibelwortes, jede schwächliche,

Digitized by Google

süßliche Harmonik und Melodik ausgeschlossen sein, und das Verhältnis des Komponisten zur Kirche, zur Gemeinde ein männliches, ernstes und warmherziges sein und bleiben! Eine Zeit, die zum Verständnis von Heinrich Schütz mit so viel Erfolg erzogen wird, die die Intensität des Ausdrucks eines Brahms miterlebt hat, kann sich an biedermännischer Frömmelei nicht mehr genügen lassen; sie wird und muß auch aus ihrem Schoße Dinge hervorbringen, die in Ernst und Größe des Ausdrucks auf diese Großen zurückweisen. Dann können wir wahrlich ausrufen: sie sind unsterblich; denn ihre Werke und deren Früchte folgen ihnen nach.

St. Peter zu Obertürkheim

von Dr. **Paul Weber** in Jena.

Etwa zwei Stunden von der württembergischen Landeshauptstadt, eine Stunde von der ehemaligen freien Reichsstadt Eßlingen entfernt, liegt am Fuße der rebenbewachsenen Bergabhänge, welche das Neckarthal nach Osten abschließen, das Dorf Obertürkheim, dem Stuttgarter Sonntagsausflügler wohl bekannt, dem Fremden dagegen wohl kaum dem Namen nach, obwohl es von der großen Bahnlinie Stuttgart-Eßlingen-Ulm berührt wird.

Auf einem Bergvorsprunge nördlich vom Dorfe und etwa 120 Fuß höher als dieses gelegen, erhebt sich die evangelische Pfarrkirche des Ortes, umgeben von einem Friedhofe, der, nach Art vieler alter Friedhöfe in Schwaben und anderwärts, mit Befestigungsmauern aus alter Zeit umgeben ist. Daß der Friedhof, der in diesem Jahrhundert mehrmals erweitert und jetzt durch eine neue Anlage weiter unterhalb ersetzt worden ist, ursprünglich ein Kastell der benachbarten Reichsstadt Eßlingen gewesen sei, wie Paulus (Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar I, 158) annimmt, dürfte wohl nicht so ohne weiteres zu beweisen sein. Sicher dagegen diente er in früheren Jahrhunderten, so oft Kriegsstürme das Land durchtobten, — und an solchen Stürmen hat es gerade hier an der großen Heerstraße durchs Neckarthal in keinem Jahrhundert gemangelt —, den Einwohnen des Dorfes als Zufluchtsort. Das Alter der jetzigen, dem Apostel Petrus geweihten, Kirche reicht nicht allzuweit hinauf. Die Grundmauern des dicken Turmes mögen vielleicht noch aus spätromanischer Zeit stammen, das Netzgewölbe in dem Untergeschoß des Turmes jedenfalls erst aus spätgotischer Zeit, etwa 1480[1]); denn das darin angebrachte Meisterzeichen findet sich um 1484 wieder an der Frauenkirche zu Eßlingen[2]). Das Langhaus der Kirche vollends ist in seiner jetzigen Gestalt im wesentlichen ein Erzeugnis der Um- und Neubauten in den Jahren 1732 und 1738.

Selbstverständlich kann hier schon viel früher, als das Alter des Turmes zu schließen erlaubt, eine Kirche gestanden haben. Der Ort superior Tuerinkain wird zuerst im Jahre 1279 urkundlich genannt, der Name Durenkeim noch früher, wobei nur nicht festgestellt ist, ob damit Obertürkheim oder das benachbarte Untertürkheim gemeint ist (Beschreibung des Oberamts Cannstatt,

[1]) Vergl. Beschreibung des Oberamts Cannstatt, hsgb. vom kgl. statistischen Landesamt, Stuttgart 1895. S. 458.

[2]) Vergl. Klemm, die württemb. Baumeister und Bildhauer bis 1750, Württemb. Vierteljahrshefte 1882, 137 und Paulus a. a. O.

Digitized by Google

S. 591), und die Klöster Zwiefalten und Hirsau suchten schon im 12. Jahrhundert in dieser gesegneten Gegend Weinberge und Höfe zu erwerben, wie nach ihnen noch viele andere Klöster, nachdem sie die Güte des Türkheimer Weines schätzen gelernt hatten. Eine dem Apostel Petrus geweihte Kirche wird zuerst 1285 urkundlich erwähnt (a. a. O. S. 593).

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Stelle, an der sich die jetzige Pfarrkirche erhebt, sogar schon in vorchristlicher Zeit als Kultusstätte für die Anwohner gedient hat, und zwar als Kultusstätte Wodans, des obersten Gottes der Germanen, — weil nämlich die später hier errichtete Kirche dem Apostelfürsten Petrus geweiht ist. Petrus und nächst ihm die ritterlichen Heiligen Michael, Martin und Georg wurden von den christlichen Missionen systematisch und programmmäßig als Ersatzmänner für den kriegerischen Heidengott in den neubekehrten germanischen Gauen eingeführt, und da die neuen Glaubensboten so oft als irgend thunlich den Altar des Christengottes und seiner Heiligen eben auf der Stätte der bisherigen heidnischen Gottesverehrung zu errichten pflegten, wie das immer aufs neue bei Grabungen in den Fundamenten alter Gotteshäuser bewiesen wird, so stehen die meisten alten Bergkirchen, wenn sie, wie das fast durchweg der Fall ist, St. Petrus oder St. Michael, demnächst St. Georg oder St. Martin geweiht sind, auf alten Kultusstätten des Wodan. Gerade auf alamannischem Boden und besonders im Neckargebiet ist dies durchaus die Regel[5]). In diesem Falle spricht die vom Dorfe weit abgesonderte Lage der Kirche auf hohem Bergvorsprung mit weitem Blick über das Thal besonders mit.

Wenn die Obertürkheimer Peterskirche thatsächlich in früherer Zeit eine Wallfahrtskirche gewesen sein sollte, wie der Volksmund noch heute behauptet, so kann dies sehr wohl darin seine Begründung haben, daß die Thalbewohner von altersher gewohnt waren, an dieser Stelle zu ihrem Gotte zu beten. Vielleicht war dies dann für längere Zeit die erste christliche Gründung in der Umgegend, so daß sie sich später leicht zu einem Wallfahrtsort entwickeln konnte. Es müßte dann St. Peter hier oben besondere Wunderkräfte bezeugt haben. Ist es Zufall, daß uns gerade das Bildnis des Kirchenheiligen als einziges altes Ausstattungsstück des jetzt evangelischen Kirchleins erhalten geblieben ist?

Unmittelbar an der Ostwand des Chorraumes neben dem Eingang zur Sakristei erhebt sich die etwas über einen Meter hohe Steinfigur des Apostels. Stylistisch zeigt sie ausgesprochen den Charakter der Spätgotik vom Ausgang des 15. Jahrhunderts. Sie dürfte also wohl gleichzeitig mit dem spätgotischen Neubau der Kirche und dem Ausbau des unteren Turmgeschosses um das Jahr 1480 entstanden sein, jedenfalls als Ersatz für ein älteres, vermutlich hölzernes, Standbild des Kirchenheiligen.

Obwohl diese hohe, buntbemalte Steinfigur, die kein Besucher der Kirche so leicht übersehen wird, ein künstlerisch durchaus nicht uninteressantes und kulturgeschichtlich, wie wir aus dem Vorhergehenden schon ersehen haben, recht wertvolles Denkmal ist, scheint ihm bisher noch wenig Beachtung geschenkt worden zu sein. Nicht einmal das „Inventar der Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg" thut derselben mit einem Worte Erwähnung, obwohl sie doch das

[5]) Vergl. darüber P. Weber, Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb, Darmstadt, Bergsträßer 1896, S. 7—9 und Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie, 5. Aufl. I, 17.

Digitized by Google

einzige bemerkenswerte Stück an und in der Kirche ist und einer Abbildung mindestens ebenso würdig war wie das Steinmetzzeichen aus dem Turmgewölbe, das sich dieser Ehre zu erfreuen hatte. Die erste Aufgabe einer staatlichen Inventarisation ist es doch, den vorhandenen Bestand an Denkmälern aufs Gewissenhafteste zu verzeichnen, damit der Mißachtung, Zerstörung, Verschleuderung dieser alten Reste, die leider immer noch in vielen Teilen Deutschlands und gerade den kirchlichen Kunstschätzen gegenüber noch öfters geübt wird, endlich einmal ein wirksamer Riegel vorgeschoben werde.[4])

Auf einem hohen, mit zierlichen gotischen Ornamenten geschmückten, achteckigen Sockel erhebt sich die recht charaktervolle, wenn auch nicht mit hervorragender Kunstfertigkeit gearbeitete, buntbemalte Gestalt des Apostels. Die Darstellungsweise weicht im allgemeinen nicht von der Auffassung ab, die sich schon sehr früh in der bildenden Kunst für St. Peter herausgebildet hatte und das ganze Mittelalter hindurch in Geltung blieb[5]). Es ist ein graubärtiger Mann mit breitem Antlitz und kahlem Hinterhaupt, das von einem buschigen Kranze grauer Locken umrahmt ist. Bekleidet ist er mit einer dunklen Priesterkutte, die Füße sind unbeschuht. In der Rechten hält er zwei große Schlüssel, sein gewöhnliches Attribut, in der Linken aber, — und das ist das Merkwürdige an diesem Denkmal —, einen großen knorrigen Ast, der sich oben in eine Menge von Zweigen teilt. Auf diesen Zweigen, die ein dichtes Geflecht mit einer nahezu kreisrunden Oberfläche bilden, saß ursprünglich ein Gegenstand auf, der jetzt mit einer festen Kruste von Kalk überzogen ist, so daß es unmöglich war, ihn näher zu bestimmen. Möglicherweise ist dieser Gegenstand auch in der Hauptsache weggeschlagen worden und unter der Kalkhülle birgt sich nur noch ein einförmiger Stummel. Es wäre immerhin dankenswert, wenn gelegentlich einmal eine vorsichtige Untersuchung nach dieser Richtung hin von den berufenen Hütern der Kirche angestellt würde. Zunächst wollen wir fragen: Wie kommt St. Peter zu dem knorrigen Aste? Ich habe mich vergeblich bemüht, in der kunstgeschichtlichen Litteratur über den Apostel die Anführung einer ähnlichen Darstellung, oder in der patristischen und hymnologischen Litteratur eine erklärende Stelle hierfür aufzufinden. Wohl trägt Petrus bisweilen einen Stab, — ob in seiner Eigenschaft als „Moses des neuen Testamentes“ und als Gegenstück zum Stabe Mosis, mit dem derselbe Wasser aus dem Felsen schlug, wie Kraus (Real-Encyklopädie, II, 608) will, oder nur als Hirtenstab, wie Ficker (Darstellung der Apostel, S. 93 fg.) anzunehmen geneigt ist, soll hier unentschieden bleiben —, auch nimmt dieser Stab bisweilen ganz bedeutende Dimensionen an, wird einerseits zum bischöflichen Hirten-(Krumm-)stab und weiterhin zum Szepter, andererseits auch zum Stabkreuz, zuweilen in Verbindung mit dem Stabmonogramm (wie die Abbildung in Kraus' Real-Encyklopädie, S. 609 und in Kraus' Geschichte der christl. Kunst, I, 232

[4]) Erst die neue, 1895 erschienene Beschreibung des Oberamts Cannstatt verzeichnet das Vorhandensein der Heiligenfigur (a. a. O. S. 586), und Herrn Prof. J. Hartmann in Stuttgart, dem Hauptbearbeiter dieses vortrefflichen Werkes, verdanke ich auch den Hinweis auf das interessante Denkmal.

[5]) Vergl. Joh. Ficker, die Darstellung der Apostel in der altchristlichen Kunst. Beiträge zur Kunstgeschichte, Seemann, Leipzig 1887, Neue Folge V; und Eckl, die Apostel in der bildenden Kunst, Organ für christl. Kunst, 1871, Nr. 5; 1872, No. 2. Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Altertümer, II, 607 fg. Kraus, Gesch. d. christl. Kunst I, 192 fg. und 231 fg.

Digitized by Google

zeigt) und wird von Petrus auf der Schulter getragen, wohl zum Zeichen seiner Herrschaft (nach Jesaias IX, 6: cujus imperium super humerum ejus), endlich zeigt auch sein Stabkreuz auf byzantinischen Kunstdenkmälern zuweilen unterhalb des Querbalkens zwei astartige Ansätze, so z. B. auf einem Email des 11. Jahrhunderts in der Sammlung Swenigorodskoi zu Petersburg[6]), denen übrigens Kondakow jede symbolische Bedeutung abspricht, — aber von da bis zu einem großen, knorrigen, vielverzweigten Aste ist es doch noch ein weiter Schritt.

So weit ich durch verschiedene Umfragen in Erfahrung bringen konnte, scheint der Obertürkheimer Petrus vorläufig einzig in seiner Art zu sein. Vielleicht geben diese Zeilen die Veranlassung, daß von anderer Seite Beiträge zur Lösung des Rätsels beigesteuert werden. Bis dahin wäre es zu gewagt, eine bestimmte Erklärung zu geben. Nur als Vermutungen möchte ich folgendes beifügen: Der Gegenstand, welcher sich ursprünglich oben auf dem Gezweig befunden hat, wird vielleicht eines der Abzeichen gewesen sein, welche auch sonst im späteren Mittelalter dem Apostelfürsten beigegeben zu werden pflegen, die dreifache Papstkrone oder ein Kirchenmodell (als Abbild der ihm anvertrauten christlichen Kirche). Man hätte dann etwa zur Zeit der Reformation, als man die kirchlichen Schmuckstücke aus katholischer Zeit, vor allem die Heiligenbilder, bald mehr bald weniger radikal beseitigte, die Gestalt des altehrwürdigen Kirchenpatrons verschont, — vielleicht aus Rücksicht auf seine etwaige frühere wunderthätige Eigenschaft —, das dem protestantischen Empfinden aber besonders anstößige Abzeichen weggeschlagen oder so gut es ging mit Kalk zugetüncht. Den an sich bedeutungslosen Ast ließ man. Das ist nur ein Versuch zur Klärung. Ungelöst bleibt dabei die Frage, warum man dann jenes fragliche Abzeichen nicht lieber dem Apostel direkt in die Hand gegeben hatte, wie es sonst allgemein geschieht, sondern es erst auf einem Aste über seiner Schulter erscheinen ließ.

Sollte sich kein zweites Beispiel für die Ausrüstung Petri mit dem Aste feststellen lasse, so würde man dadurch wohl zu der Annahme gezwungen werden, daß hier eine örtliche Legende maßgebend gewesen ist. Voraussichtlich wird sich dann aus der Feststellung derselben auch ergeben, ob und wodurch St. Peter von Obertürkheim wunderthätig wirkte. Ob das Attribut des Heiligen in solchem Falle etwa mit der Wodanseiche in Zusammenhang zu bringen ist, die sich vermutlich in vorchristlicher Zeit auf dieser weitausschauenden Berghöhe erhoben hat und aus deren Holz die christlichen Glaubensboten vielleicht das erste dem Christengotte und Apostelfürsten geweihte Notkirchlein zusammenzimmerten, wie uns Ähnliches aus dem Leben des Bonifazius und anderer Glaubensboten berichtet wird, das lasse ich dahingestellt. Die örtliche Legende knüpft ja oft an scheinbar nebensächliche Einzelheiten an.

Leichter freilich und sicherer würde sich die Lösung der Frage ergeben, wenn es gelänge, auf Grund einer hymnologischen oder patristischen Stelle das Türkheimer Denkmal auf eine breitere Basis zu stellen. Denn die Grundlage einer örtlichen Sage würde zwar dem alten Heiligenbilde einen ganz individuellen religions- und kulturgeschichtlichen Reiz verleihen, aber doch dasselbe von so viel Willkür und Zufälligkeiten abhängig machen, wie sie selbst bei dem ausgearteten

[6]) Abgebildet in der Prachtpublikation dieser Sammlung, Text von Kondakow. Frankfurt 1892—94, Tafel IV. Vergl. dazu S. 290 des Textes.

Digitized by Google

Heiligenkultus des ausgehenden Mittelalters selten in solcher örtlichen Beschränkung zu finden sein dürften. Möchten diese Zeilen den Anstoß zur Klärung geben. Ob sich St. Peter von Obertürkheim dabei als Erzeugnis heimischer Legende, ob als Denkmal einer weiter verbreiteten religiösen Anschauung ergiebt, in jedem von beiden Fällen darf er hoffen, von der ikonographischen Forschung des Mittelalters als ein interessantes Denkmal einer bisher unbekannten Darstellungsweise des Apostelfürsten begrüßt zu werden.

Geschmacklosigkeiten

von **C. Ulingemann**, Pfarrer in Essen.

Wenn die Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst der Überschrift dieser Zeilen eine ständige Abteilung öffnen wollte, so würde es an nur allzu reichem Stoff nicht fehlen. Heute sei bloß auf eine in unsrer Zeit sich breit machende Gepflogenheit hingewiesen, die Sucht, beliebigen weltlichen Melodieen geistliche Texte unterzulegen, wobei auch das geistige Eigentum von Dichter und Tonsetzer mißachtet wird. „Geistliche Volkslieder“ nach den Melodieen „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ (unter gütiger Weglassung des Tralala), „An der Saale hellem Strande“ hat Unterzeichneter selbst singen hören. Desgleichen in der Kirche einer großen Stadtgemeinde einen Chorgesang nach der Weise des Abendchores aus dem „Nachtlager von Granada“. Das Programm einer musikalischen, geistlichen Unterhaltung am Neujahrstage in Essen überraschte den Schreiber dieser Zeilen u. a. durch zwei Duette von F. Mendelssohn mit Texten von W. Kniepkamp, Lehrer in Elberfeld. Schon aus dem Versmaß und einigen Anklängen ging hervor, daß das eine, „Heilandstreue“, auf die Weise des Eichendorffschen „Wohin ich geh und schaue“, das andre, „Glück in Jesu“, auf die des Burnsschen „O säh ich auf der Haide dort“ gedichtet ist. Da zugleich für eine, von Herrn Kniepkamp herausgegebene Sammlung von Vortragsstücken für eine und zwei Singstimmen unter dem Titel „Geistliche Hausmusik“ Reklame gemacht wurde, lag es nahe, an Heft I dieser Sammlung eine Prüfung anzustellen, ob System in der Sache liegt; und in der That, der Erfolg dieser Prüfung rechtfertigt durchaus dies Urteil, daß es sich um bedenkliche Geschmacklosigkeiten handelt. Ob im gegebenen Falle die Kniepkampschen Verse an F. Mendelssohn, Schubert, Schumann, deren Weisen in Benutzung genommen sind, ihren Tonsetzer gefunden hätten, darf doch wohl bezweifelt werden; ganz zweifellos aber ist es ein Unrecht, eine Versündigung am guten Geschmack und eine Verletzung geistigen Eigentums, wenn den Liedern unsrer deutschen Meister, die fort und fort gesungen werden und dadurch ein fester Besitz weiter Kreise unsres Volkes geworden sind, durchaus fremdartige Texte untergeschoben werden. Ein Mendelssohn zumal hat doch auch die fromme Weise evangelischer Kirchenmusik zu singen verstanden, sollte man da nicht um so mehr seinen so lieblich und rein empfundenen Liebesliedern ihr Recht und ihre Art lassen? Man denke sich zu dem bekannten „Wohin ich geh und schaue“ die Worte „Die Liebe meines Hirten ist immer täglich neu; sie läßt mich voll Huld bewirten, mich freundlich mit Kraft umgürten, groß ist des Heilands Treu“, und zu dem Burnsschen „O säh ich auf der Haide dort“ den Text „Ach, willst du nicht gerettet sein, verlornes Kind? Der Herr möcht' gern dich waschen rein von deiner Sünd'“ u. s. w.

Digitized by Google

Die Frage liegt nahe, ob mit der Unterschiebung eines derartigen Textes über die „weltlichen“ Lieder eines Eichendorff, Burns, Uhland der Stab gebrochen werden soll. Und wirklich scheint die Gegenüberstellung des für einen Zwiegesang nach Schubert-Uhlands herrlichem „Frühlingsglauben“ gewählten, freilich nicht von Herrn Kniepkamp selbst, sondern von einem Gesinnungsgenossen J. Köbner herrührenden Text mit Uhlands Dichtung diese Frage durchaus zu bejahen. Man vergleiche:

Frühlingsglaube.	Es wird noch, glaub' ich, alles gut.
Die linden Lüfte sind erwacht,	Es wird noch, glaub' ich, alles gut.
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,	Nicht ruhet und schlummert Jesu Blut;
Sie schaffen an allen Enden.	Es wirkt noch an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang,	Der Herr hat große Dinge vor,
Nun, armes Herze, sei nicht bang,	Des Heiles Rose kommt in Flor!
Nun muß sich alles, alles wenden.	Es muß sich alles, alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,	Der Frühling naht mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,	Weißt du, was morgen werden mag?
Das Blühen will nicht enden.	Der Liebe Werk nicht endet.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.	Es blüht im tiefen Erdenthal
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,	Der Gnade Ruhm, es stirbt die Qual;
Nun muß sich alles, alles wenden.	Ein Heiland alles, alles wendet.

Man sieht, der Dichter hat es sich bequem gemacht und in der zweiten Strophe dem guten Uhland sogar seine Reime ent—„wendet“. Schreiber dieser Zeilen ist aber der unmaßgeblichen Meinung, daß Uhland nicht nur der größere Dichter ist, sondern daß sein unvergängliches Lied reineres christliches Empfinden atmet als das seines Nachtreters trotz dessen Versicherung: „Des Heiles Rose kommt in Flor!“ In dem 9 Nummern umfassenden 1. Heft des Herrn Kniepkamp finden sich ferner geistliche Verbesserungen für Clara Schumanns „So wahr die Sonne scheinet“: „Ich sing' es immer wieder, das schöne Lied der Lieder, von Jesu Lieb' und Treue“, für Schuberts „Im Felde schleich ich still und wild“: „In Lust und Leid, in Freud' und Schmerz, bin ich stets wohlgemut. Ich ruh' an meines Heilands Herz, bei ihm hab' ich's so gut,“ und für R. Schumanns „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün“ aus dem Liederalbum für die Jugend: „Komm, lieber Herr, erfülle dein Volk mit Einigkeit“. Das letztere, „Wirken für Jesum“ überschriebene Duett ist ein besonders deutliches Beispiel der geschmacklosen Verkennung und Verdrehung der ursprünglichen und beabsichtigten Art eines Liedes. Wenn Schumanns Liedchen mit dem Kindeswunsch schließt:

O komm und bring vor allen
Uns viele Rosen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kuckucks mit.

so nehmen sich die nun untergelegten Schlußworte gar seltsam aus:

O gieb uns Mut und Glauben,
Zu wirken in der Welt.
Nichts kann den Sieg uns rauben,
Du Herr behältst das Feld.

Gegen diese bewußte und beabsichtigte Verdrängung lieblicher Lieder durch gekünstelte fromme Texte verwahren wir uns im Namen jeder echten Kunst und betonen, was jedem Christen, der von der Freiheit des Evangeliums irgendwie berührt ist, selbstverständlich sein sollte, daß wir unser Anrecht an das Gebiet des Schönen nicht aufgeben und unsres Mendelssohn, Schubert, Schumann Lieder auch

Digitized by Google

ferner singen wollen. Dann aber müssen wir im Namen der göttlichen Tonkunst und des Gefühls für kirchliche Würde unsere Stimme gegen jene Umdichterei und Vermengung von Geistlichem und Weltlichem erheben. Wenn jene Lieder, an deren Lieblichkeit wir uns erfreuen, so wie sie sind, unsere Tonsetzer begeistert und von ihnen die Weise empfangen haben, die unzertrennlich mit ihren Worten verbunden bleibt, so hat auf der andern Seite wie im Worte, so in der Tonkunst die geistliche, kirchliche Musik ihr eigenes Gebiet. Man verweise nicht auf die Herkunft so mancher unserer besten Choräle aus Volksliedern der vorreformatorischen Zeit. Damals mußte ein Mangel an wirklich geistlichen Melodieen ausgefüllt werden, und der Unterschied zwischen Geistlichem und Weltlichem war nicht ein so ausgeprägter wie heutzutage. Wer denkt bei „O Haupt voll Blut und Wunden" noch an den Ursprung der Melodie von „Mein G'müt ist mir verwirret", bei „Nun ruhen alle Wälder" an „Insbruck, ich muß dich lassen", bei „Ermuntert euch, ihr Frommen" an „Entlaubet ist der Walde". — Bei Kompositionen solcher Meister aber, die wir noch fast als Zeitgenossen betrachten können, die nach wie vor gesungen werden, bleibt jedem, der sie auch nur einigermaßen kennt, Wort und Weise untrennbar, und die anderweitige Verwendung, die Umdichterei, erscheint als pietätlose Verletzung geistigen Eigentums und zugleich als anmaßende Verurteilung „weltlicher" Lieder. Und ob auch zwischen einem Herausgeber und einem selbständigen Komponisten oder Dichter ein Unterschied bestehen bleibt, so fällt von der beliebten Komposition eines anerkannten Meisters auch etwas „weltlicher" Ruhmesglanz auf die untergelegten Verse, und solcher billig erworbene Ruhm ist nicht fein. — Vom echten, schönen, noch heute gesungenen Volkslied gilt ganz dasselbe; entweder es ist an sich wert, auch in christlichen Vereinen und Kreisen gesungen zu werden, oder man muß auch auf die Melodie verzichten.

Wahrlich, es ist ein zeitgemäßes Unternehmen, gerade in unsrer mit edlem Sang so reich begabten deutschen evangelischen Christenheit mit aller Kraft dem Eindringen der geistlichen Geschmacklosigkeit zu wehren.

G. Tersteegens Andacht bei nächtlichem Wachen

von Superintendent Nelle in Hamm i. W.

Nun schläfet man,
und wer nicht schlafen kann,
der bete mit mir an
den großen Namen,
dem Tag und Nacht
wird von der Himmelswacht
Lob, Preis und Ehr gebracht,
o Jesu, Amen.

Weg, Phantasie!
Mein Herr und Gott ist hie;
Du schläfst, mein Wächter, nie
dir will ich wachen.
Ich liebe dich,
ich geb zum Opfer mich
und lasse ewiglich
dich mit mir machen.

Es leuchte dir
der Himmelslichter Zier;
ich sei dein Sternlein, hier
und dort zu funkeln.
Nun kehr ich ein:
Herr, rede du allein
beim tiefsten Stillesein
zu mir im Dunkeln.

Digitized by Google

Mit diesem Liede möchten wir das Gedächtnis seines Dichters, Gerhard Tersteegen, im Säkularjahr seiner Geburt an unserem Teile auffrischen helfen. Gerhard Tersteegen erblickte das Licht der Welt am 25. November 1697. Das mitgeteilte Lied veröffentlichte er zuerst in der IV. Edition seines Blumengärtleins 1745, und zwar unter obiger Überschrift. Seitdem steht es in allen Ausgaben des Blumengärtleins, seit 1760 in Tersteegens Gesangbuche „Gottgeheiligtes Harfenspiel". In unserem Jahrhundert findet es sich in den „Liedern, gesammelt von einer Freundin", herausgegeben von Ranne 1818, in Raumers Sammlung 1831, im Unverfälschten Liedersegen 1851, im Pfälzischen Gesangbuch 1859, im Berliner Liederschatz 1863, in Fischers Bearbeitung des Bunsenschen Gesangbuches 1881 und im Kaiserswerther Diakonissenliederbuche 1889.

Wir stehen nicht an, das Lied eine der wunderbarsten Blüten lyrischer Betrachtung zu nennen, welche die deutsche Dichtung besitzt. Welche Erhabenheit der Sprache in schlichten Worten! Welche Vollendung der Form! Welche Einheitlichkeit der Stimmung, der Anschauung, der äußeren wie der inneren Anschauung! Poetisch vollendeter ist auch, nachdem Goethe und die anderen großen Dichter unserer Sprache ein neues Gepräge gegeben haben, weniges gesungen worden als dieses kleine Lied. Es ist der Quell geworden für ein anderes schönes Nachtlied. J. W. Berger, Tersteegens Jünger, hat, offenbar durch dieses Lied angeregt, sein Mein Auge wacht noch in der stillen Nacht gedichtet.

In der Gemeinde kann das Lied ja nicht gesungen werden, weder in der Kirchen-, noch auch eigentlich in der Hausgemeinde. Daher ist seine Verbreitung eine beschränktere geblieben, als seine Bedeutung beansprucht. Möchte es fortan in keiner evangelischen Liedersammlung fehlen, welche nicht bloß für die Gemeinschaft des Singens „aus frischer Kehl und voller Brust", sondern auch für die Einsamkeit des Singens „im Herzen" (Kol. 3, 16) Stoff darbieten will.

Für den Weg, den ein Lied von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen macht, ist es fürwahr nicht unwesentlich, was für eine Melodie ihm das Geleit giebt. Zwar scheint dies Lied eines solchen Geleites eher als manche andere entraten zu können. Denn einmal: ist es nicht mehr zum Sinnen als zum Singen geschaffen? Und zum andern: weiset es nicht eine wundervolle Musik der Sprache auf? Ja, eine so vollendete, daß es gut gesprochen des tiefsten Eindrucks nie verfehlt. Wie herrlich ist der Vokal a in der ersten Strophe! Da malt die Sprache den sternenklaren Nachthimmel. Und in der zweiten Strophe überwiegt das i, mehr noch in der ersten Hälfte der dritten Strophe. Es vergegenwärtigt uns die stillen Lichter der zahllosen Gestirne auf der Himmelsflur, „der Himmelslichter Zier". Aber am Schlusse der ersten Hälfte der dritten Strophe, mit den Worten „und dort zu funkeln", werden die Töne, vordem so hell, plötzlich tief dunkel. Der Dichter wendet den Blick von den hohen Gestirnen in den Grund der Seele, dort Gott allein reden zu lassen. Und in schlichten Tönen klingt das Lied aus: schnell wird es still, daß Gott allein rede.

Wo ist ein größeres Meisterwerk der Klangmalerei? Und diese Klangmalerei hat so gar nichts störendes, aufdringliches; sie ist ganz anspruchslos, verborgen. Wenn man bei solcher Klangschönheit der Sprache die Absicht merkt, so ist die Wirkung schon verdorben, wenigstens beeinträchtigt. Es ist mir aber außer allem Zweifel, daß Tersteegen keinerlei Absicht gehabt hat, hier in den Vokalen zu malen, daß er völlig unbewußt für seine Gedanken Worte gewählt hat, deren Klang uns entzückt. Aber diese Absichtslosigkeit, dieses unwillkürliche Treffen der Geheimnisse der Sprachschönheit ist das Kennzeichen des wahren Dichters.

Und doch, wie schön die Sprache immer sei, jedes echte Lied ist dazu da, gesungen zu werden, sehnt sich gleichsam nach einer Melodie, kommt zur Vollendung erst im Bunde mit einer Melodie. Und wer etwa in schlaflosen Nächten sich an dem Tersteegenschen Liede die Seele stillt und erquickt, für den ist es nicht gleichgültig, ob er nur die Worte kennt, oder ob zugleich eine Melodie dazu leise, wie eine süße Erinnerung, durch seine Seele zieht. Dieses Tersteegensche Lied aber hat eine schöne Melodie. Es ist die eines Volksliedes: Sie schläfet schon. Schon im Jahre 1698 wird ein geistliches Lied auf diese, ohne Zweifel einem weltlichen Liede angehörende Weise verwiesen. Dann dichtete G. Arnold auf sie das Jesuslied

Digitized by Google

Brich an mein Licht („Das eheliche und unverehelichte Leben" 1702. Ehmann, Arnolds Lieder 1856 Nr. 96; hiernach ist bei Zahn, Melodien, Nr. 5039 die Quelle des Textes zu berichtigen). Im „Großen Neander", Elberfeld 1721, wird zweimal auf diese Melodie verwiesen, bei dem genannten Arnoldschen und bei dem dem Theodor Undereyk zugeschriebenen Liede: Herr Zebaoth, allein herrlichster Gott. In dem „Großen Neander", Duisburg 1736, wird die Melodie bezeichnet: „Mein Bräutigam" (zu dem genannten Arnoldschen Liede). Handschriftlich findet sie sich in einem bald nach 1735 geschriebenen Choralbuche der Brüdergemeinde und bei Thommen 1745 (Zahn 5041) zu dem Texte: Herr Jesu Christ, der du allmächtig bist. In Schüz' Würzgarten II 1739 wird sie angeführt (zu Nr. 957). Sie war also mannigfach verbreitet, als sie in die Musikbeigabe zu der IV. Edition des Blumengärtleins 1745 aufgenommen wurde (diese älteste Quelle der bei Tersteegen sich findenden Form der Melodie ist Zahn unbekannt geblieben; er kennt nur den fehlerhaften Nachdruck der IV. Edition, welcher 1766 in Biel erschienen ist, und druckt die Melodie unter Nr. 5040a. daraus ab). Etwas umgebildet findet sich die Melodie sodann in einem katholischen Gesangbuche: Geistliche Übungen, Düsseldorf 1759 (s. Bäumker, das katholische Kirchenlied III Nr. 161). Andere Melodieen auf dasselbe Metrum finden sich 1681, 1736, 1744, 1767 (Zahn 5036. 5037. 5038. 5042, wo die Jahreszahl statt 1667 heißen muß: 1767). Die VIII. Ausgabe des Blumengärtleins (Solingen 1778, III. Büchlein 1779) bietet diejenige Umbildung der älteren Melodie, welche, nur einiger überflüssiger Durchgangstöne entkleidet, bis heute vielfach verbreitet ist. Teils um des Tersteegenschen, meist um des Bergerschen Nachtliedes willen findet sie sich z. B. im Gütersloher Hauschoralbuch, im Bayrischen (1853) und im Pfälzischen (1859) Gesangbuch, bei Töpler, Layriz, Kocher, Helfer, Kaiserswerth 1866, Hermannsburg 1876.

Ist die Melodie dem Tersteegenschen Texte auch nicht ebenbürtig an Bedeutung, so schmiegt sie sich ihm doch mit ihrem klaren, herzlichen Tone innig an. Und an Volkstümlichkeit und Leichtbehältlichkeit übertrifft sie die meisten Melodieen, welche wir der Zeit um 1700 verdanken. So wird sie für alle Zeit wie mit dem Bergerschen so mit dem Tersteegenschen Nachtliede verbunden bleiben.

Aber nicht die Musik der Sprache und die Musik der Melodie ist das Beste an diesem Liede. Das ist der heilige, demütige, klare, getroste Sinn, der unsere Seele zur Anbetung sammelt und weckt. Und dazu wird es für und für „bei nächtlichem Wachen" und sonst gesegnet sein.

Es ist eins der kleinen Lieder Tersteegens. In Gott ist gegenwärtig, O Majestät, wir fallen nieder, Nun lobet alle Gottes Sohn und vielen andern rauscht ein mächtigerer Flügelschlag. Über das kleine Lied mag dem geneigten Leser einen Eindruck davon geben, wie viel herzliches Tersteegens Lyrik birgt, was kein Gemeinde-, kein Hausgesangbuch bringen kann. Diese Lyrik nach ihrem vollen Umfange der evangelischen Christenheit zu erschließen, ist die Aufgabe, welche sich eine neue Ausgabe der Lieder Tersteegens gestellt hat, deren Erscheinen in diesem Säkularjahr der Geburt des Dichters unter dem Titel Gerhard Tersteegens Geistliche Lieder. Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung demnächst bevorsteht. Ich erlaube mir auf diese neue Aufgabe hierdurch bescheidentlich hinzuweisen.

Zur Sache des kirchlichen Vor- und Nachspiels,

mit Beziehung auf das Orgelalbum des württemb. Schullehrerunterstützungsvereins

von **R. Hartter.**

Die Erscheinung, die uns heute zum Schreiben veranlaßt, ist (s. Vorr. IV) einer Anregung entsprungen, dem württb. Schullehrerunterstützungsverein einen Beitrag zur Förderung seiner edlen Zwecke zu bieten. Der Gedanke ist nicht bloß schön, sondern auch berechtigt. Unsere Schullehrer sind zugleich unsere Organisten, und die allermeisten haben bis jetzt ihren

Digitized by Google

Dienſt unentgeltlich zu leiſten. Eine beſondere Einnahme für dieſe Funktion könnten ſie wohl brauchen, und es kann auch nicht mehr lange anſtehen, ſo wird ihnen gegeben werden, was recht und billig iſt.

Inzwiſchen hat ſich eine auserwählte Zahl Organiſten zu einem Werk zuſammengethan, deſſen Ertrag nun den Unterſtützungsbedürftigen wenigſtens unter der größeren Kollegenſchaft zu gute kommen wird, und das hat für das natürliche Gefühl etwas recht Anmutendes.

Aber allerdings lehrt auch eine reiche Erfahrung, daß gewiſſe Zwecke, die nicht gerade in einer Sache ſelbſt liegen, ihr nicht immer förderlich ſind. Der gute Zweck verſteht gar zu gut, Schwächen zuzudecken. Öfters iſt er wenigſtens eine Verſuchung, daß man es mit der Sache leichter nimmt, als man ſollte, als man es vielleicht auch thun würde, wenn man ſie rein um ihrer ſelbſt willen, ohne Abſicht auf einen anderen Zweck betriebe. Sollte das aber bei dem uns vorliegenden Werke zu beſorgen ſein? Die Männer, unter deren Händen es entſtanden iſt, ſind ja Fachleute von beſonderer Tüchtigkeit. Wie ſollte da der innere Zweck der Arbeit unter dem Nebenzweck zu leiden gehabt haben? Sie ſind Autoritäten auf ihrem Gebiet: Autoritäten bezüglich der Technik des Organiſtendienſtes, bezüglich der Methodik, die dazu gehört, jedem Organiſten zu der für ſeinen Dienſt erforderlichen Technik zu helfen, und wohl auch Autoritäten bezüglich der Prinzipien des kirchlichen Orgelſpiels. Wird gefragt: welches Orgelſpiel iſt kirchlich? da kann natürlich jeder ſeine Meinung äußern und nach ſeinem Geſchmack reden. Die Menſchheit thut das auf allen denkbaren Gebieten, ſei's Politik oder Heerweſen, ſei's Religion oder Heilkunde. Aber jeder klar und nüchtern denkende Menſch ſagt ſich auch ſtets, daß, was Autoritäten ausſprechen, naturgemäß von unendlich größerem Gewicht ſein muß, als die in der Regel mehr kecken als haltbaren Sprüche der Laien und Dilettanten. So müſſen wir auch in dem neuen Orgelalbum ſicherlich mehr finden, als was das Wort „Album“ eigentlich beſagt, mehr als bloß eine Auswahl oder Niederlage gut und geſchmackvoll ausgewählter Tonſtücke, eine neue Sammlung neben vielen anderen bereits beſtehenden. Wir ſehen vielmehr hier von einer autoritativen Seite feſtgeſtellt: in prinzipieller Hinſicht, was der Charakter unſeres kirchlichen Orgelſpiels ſein ſoll; in techniſcher Hinſicht, was der Organiſt zu leiſten hat, was von ihm im ganzen beanſprucht werden darf; und in methodiſcher Hinſicht, was die einzelnen Stufen ſind, welche er von unten bis oben, vom Leichteren bis zum Schwereren zu überſteigen hat. Und das ſind Sachen, in welchen Fachautoritäten ein ganz beſonderes Recht haben, gehört und beachtet zu werden.

Unſerem Orgelalbum iſt nun auch Anerkennung und Empfehlung nicht ausgeblieben. Zwei Berichterſtatter namentlich ſind ausführlicher auf unſeren Gegenſtand eingegangen und ſprechen ſich im ganzen ſehr anerkennend über das Werk aus. Es fehlt nicht ganz an Kritik; aber wenn auch auf den einen oder anderen Punkt der Finger gelegt wird, ſo hat das doch wenig zu beſagen. Oder wer verſtändig iſt, der läßt ſich gern auch etwas ſagen. Denn man weiß ja, daß in jeder menſchlichen Leiſtung Vollkommenes und minder Vollkommenes neben einander liegt. Das ſpricht die Vorrede unſeres Sammelwerks mit Bezug auf das Album ſelber ganz unbefangen aus. Wir würden es unſerntheils eigentlich nicht für ſehr notwendig halten, nur an einigen Stücken der Sammlung wegen gewiſſer Anſtöße oder Schwächen beſondere Kritik zu üben, womit wir nicht ſagen wollen, daß wir die Bemerkungen eines der Berichterſtatter für nicht begründet halten. Wir werden uns aber kaum täuſchen, wenn wir meinen, daß unſere Berichterſtatter, namentlich der eine von ihnen, noch etwas auf dem Herzen haben, was wie ein Fragezeichen ausſieht. Sei es uns geſtattet, die Bedenken darzulegen, die in uns durch dieſes Album geweckt worden ſind. Sie ſind prinzipieller Art. Sie betreffen den Standpunkt, von dem aus es entſtanden iſt, und den Standpunkt, von dem aus die Kirche es ſich anſehen muß. Zwar die Unternehmer ſind überzeugt (S. V der Vorrede), gerade das kirchliche Bedürfnis im Auge zu haben. Sie haben dem gottesdienſtlichen Gebrauch das Notwendige bieten wollen. Sie haben namentlich auch alles fürs Gotteshaus nicht Paſſende ausgeſchloſſen. Aber ſie machen auch darauf aufmerkſam, daß dieſe Sammlung Übungsmaterial darbieten, ſowie auch den Kompoſitionslehrern mit

Digitized by Google

Illustrationsmitteln über Choralbearbeitungen dienen soll. An dem redlichen Willen, mit diesem Werk auch dem kirchlichen Standpunkt gerecht zu werden, dürfen wir also nicht zweifeln. Aber ob die Unternehmer sich über diesen kirchlichen Standpunkt ganz klar geworden sind, ob sie ganz klar sehen, was hauptsächlich zum kirchlichen Vorspiel gehört, das eben ist erst zu untersuchen. Daß in dieser Sammlung nichts enthalten ist, was fürs Gotteshaus nicht paßt, bestätigen wir gerne. Aber Gotteshaus und Gottesdienst fällt keineswegs zusammen. Das ist's, was sich dem Standpunkt der Schöpfer unseres Albums etwas verborgen hat. Das bringt ihr besonderer Standpunkt mit seiner natürlichen Einseitigkeit mit sich: es ist der Schulstandpunkt.

Wie? hat am Ende das eigenartige Interesse, das den Anstoß zu dem Werk gegeben hat, ihm seinen eigentümlichen Stempel aufgedrückt, und zwar den Stempel eines mehr schulmäßigen als kirchlichen Werkes? Aber wir wollen uns nicht auf den Weg der Spekulation oder Mystik begeben, sondern ganz ehrlich auf realem Boden bleiben. Von da aus wird der Erweis unschwer zu erbringen sein, daß es mit der Einseitigkeit unseres Albums seine Richtigkeit hat.

Es wird nicht bestritten werden wollen, es ist ja von vornherein schon zugegeben, daß diese Orgelsätze in der überwiegenden Mehrzahl schulmäßig gestaltet sind. Nach bestimmten Formgesetzen sind sie gearbeitet; und von wem stammen sie zumeist? Von Meistern, deren besonderer Beruf es ist, ihre Schüler nach diesen Formgesetzen arbeiten und schaffen zu lehren. Eine ganz vernünftige Methodik führt darauf, diese Arbeiten an den Choral anzuschließen. Man verliert sich dann nicht ins Vage, und recht planmäßig kann der Schüler angeleitet werden, wie die verschiedenen Formen gehandhabt und angewendet werden können. Was ist nun aber natürlicher, als daß die Lehrmeister, welche ihren Schülern unausgesetzt Beispiele geben und schaffen müssen, selber ins Schulmäßige hineinkommen, und daß, was sie schaffen, den Typus des Schulmäßigen an sich trägt! Es ist zwar schön gesagt, daß die Figuration des Chorals die Bedeutung und den Stimmungsgehalt der Melodie recht herausheben und der subjektiven Empfindung des Hörers nahe rücke. Ja, das ist die Idee, aber zu ihrer Verwirklichung gehört mehr als bloß äußere Übung und Kunstfertigkeit. Sie fordert einen vollen Künstlergeist, und vielleicht im einzelnen Fall noch eine besondere Inspiration. Der Mensch kann sich auch da nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben. Niemand kann von der Wichtigkeit der Form in musikalischen Dingen höher denken, niemand wird einem Musikerzeugnis das Zeugnis eines Kunstwerks weniger zuerkennen, wenn die Form zu tadeln ist, niemand wird sich weniger gefangen nehmen lassen von einer sogenannten geistreichen Musik, in der sich eine schranken- und zügellose Romantik breit macht, als wir uns dessen bewußt sind. Wir sprechen es auch rückhaltslos aus, nachdem wir genau und wiederholt eine jede Nummer der Sammlung geprüft haben, daß wir eine schöne Zahl Sätze gefunden haben, welche nach Gehalt und Form vollkommen sind, bei denen auch die echte Inspiration unverkennbar ist und jenes Schwingen des Geistes, das auch die Geister in Schwingung versetzen muß. Wir möchten hier keine Nummern und Namen nennen.[1]) Wir hätten sonst nicht nur auf Verstorbene, sondern auch auf manche Lebende hinzuweisen, und, fügen wir hinzu: wir haben jenes Kraftvermögen des Geistes nicht etwa bloß bei Leistungen von Männern mit berühmten Namen verspürt, sondern auch bei etlichen, deren Name uns hier zum ersten Mal begegnet ist. Aber die echten Perlen sind in der Minderzahl. Die Formgebung oder das Ringen nach einer gewissen Form erwies sich bei vielen dieser Figurationen als ihr Verhängnis. Fassen wir das Verhältnis zwischen der Choralmelodie und der ihr gewordenen Figurierung ins Auge, so finden wir eine Klasse Choräle, bei welchen die Melodie im Vordergrunde bleibt. Die Figurierung — der Ausdruck ist sogar bei nicht wenigen Nummern viel zu hoch; denn sie beschränkt sich darauf, der Melodie nur eine etwas andere Begleitung und Harmonisierung, als die gebräuchliche, zu geben — ist recht Nebensache. Sie ist

[1]) Die Redaktion darf sich wohl gestatten, den Mann namhaft zu machen, von dem die am Ende dieses Heftes mitgeteilte, bisher noch nicht veröffentlichte, ergreifende Choralfiguration stammt.

Digitized by Google

ſo, ſie könnte ebenſogut auch anders ſein. Man ſieht nicht, was der Kantus in ſeiner neuen Faſſung Weſentliches gewonnen hat. Im günſtigeren Fall hört ſich die Sache ganz gefällig an, aber etwas Beſonderes kann man nicht daraus machen. Jedoch wir wollen zufrieden ſein, wenn nichts Schlimmeres auszuſtellen iſt. Die andere Klaſſe ſind die Bearbeitungen, in welchen die Figuration das Überwiegende iſt. Bald bant ſie ſich in zwei Oberſtimmen über dem Choral auf, wenn die Melodie im Tenor liegt. Es muß dann für den Kantus Vorſorge getroffen werden, daß er nicht zwiſchen den anderen Stimmen verſchwindet. Zu dem Ende werden jene Stimmen gedämpft, die Stimme des Kantus in der Mitte verſtärkt. Aber es iſt nicht ganz leicht, alles ſo gegeneinander abzuwägen, daß der Kantus weder zu wenig noch zu ſehr zur Geltung kommt, und doch ſo klar hervortritt, daß man über ſein Daſein im klaren iſt. Der Kantus kann auch im Baß ſein. Es iſt eine gewiſſe Kunſtfertigkeit der Muſik, daß ſie ſich auch auf den Kopf ſtellen kann. Daß ſie's für gewöhnlich nicht thut, wird man nur billigen. Weil aber ſomit das Kunſtſtück nicht die Regel bildet, wird es leicht befremdlich wirken, wo es ſich recht bemerklich macht. Wo es aber mit Diskretion auftritt, da merkt man gewöhnlich die Sache gar nicht, ſo daß dann die Kunſt die gewünſchte Anerkennung nicht findet. Ferner kann der Kantus mehrfach auftreten, namentlich in der ſogenannten kanoniſchen Form. Es liegt ganz im Weſen des Kantus, ob er die kanoniſche Bearbeitung zuläßt oder nicht. Im erſten Fall macht ſich die Sache meiſt einfacher als man denken ſollte, namentlich wenn der Bearbeiter einen glücklichen Griff hat. Im anderen Fall ſehen wir öfters nach dem Grundſatz verfahren: „Und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt.“ Und da iſt nicht bloß der Kantus übel dran, ſondern vielleicht noch übler die paſſiven Hörer, deren Empfindungen auch Gewalt angethan wird durch die Gewalt, die der Kantus erleidet. Ferner kommen Figurationen, wo die Choralmelodie die verſchiedenen Stimmen durchwandert, oder einzelne Choralzeilen von dieſen Stimmen in Nachahmungen wiederholt werden. Wie oft muß dem Hörer, namentlich dem, der ſo eine Sache zum erſtenmal hört, der Faden abreißen! Eben hatte er noch die Melodie im Ohr: auf einmal iſt die Sache aus! Nein, die Sache iſt gar nicht aus, ſie iſt noch da in allernächſter Nähe, nur ein bißchen verſteckt, und der Hörer merkt's nicht, der dumme! Man ſollte ihm die Naſe darauf ſtoßen! Nun, warum thut man's nicht? Das Orgelalbum iſt voll von Bemerkungen: Zeile 1, Zeile 2, Thema aus der 5. Zeile des Chorals, Gegenbewegung u. ſ. w. zu Nutz und Frommen der Herren Organiſten. Wäre es nicht faſt noch mehr angezeigt, ſolche Naſen- — um Vergebung! — Fingerzeige den Hörern zu widmen, die ihnen ſagen, wie ſie dieſen neckiſchen Kobold von Kantus haſchen und dingfeſt machen ſollen? Es fällt uns nicht ein, gegen dieſe Form an ſich und gegen ähnliche zu eifern. Wir denken an die großartige Anwendung derſelben z. B. in der letzten Figuration der VI. Orgelſonate von Mendelsſohn. Aber wie klar iſt, was hier der Meiſter mit dieſer Form ſagen wollte! Darf man aber nach ihr, je nach Belieben, greifen?

Genug hiervon. Wir ſagten oben, daß wir es unterlaſſen möchten, ins Einzelne zu gehen. Aber etwas wenigſtens mußten wir doch anfaſſen, um anzudeuten, wo und wie uns das Schulmäßige, ja die Scholaſtik in dem beſprochenen Werke entgegentritt. Und mit dieſer Scholaſtik haben wir's zu thun. Sie iſt auch eine Großmacht, nicht bloß die theologiſche Scholaſtik des Mittelalters mit ihrer formalen Logik und verſchlungenen Dialektik, das Non plus ultra der römiſchen Kathedra, ſondern auch dieſe muſikaliſche Scholaſtik, proklamiert von der Kathedra ſo manch eines doctoris sublimis oder irrefragabilis oder invincibilis, von ſeinem Stabe kultiviert und von ſeiner Jüngerſchaft in alle Welt hinausgetragen.

Unſere Kirche proteſtiert gegen das Joch der Scholaſtik in der Lehre und weiſt die Autorität ab, die ihr mit dieſem Joch kommen will, weil ihr die Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit heiliger iſt als alle Künſtlichkeit und aller Zwang des Denkens. So will uns ſcheinen, unſere Kirche werde recht daran thun, von ihrem Standpunkt aus in Dingen ihrer Muſik gegen die Autorität derjenigen Scholaſtik zu proteſtieren, deren Logik zwar unanfechtbar und deren Dialektik eminent erſcheint; nur daß gerade der Gegenſtand, mit dem auch ſie ſich befaßt, von vornherein vergewaltigt und verrenkt, das Thema ins unkenntliche rhythmiſch oder melodiſch alteriert wird, ſtatt ſeinem urſprünglichen Weſen gemäß behandelt zu werden;

Digitized by Google

und daß dann auch das schlichte und natürliche Denken und Empfinden des Hörers in jener Kunst statt Klarheit nichts als Verworrenheit und Dunkel, und statt Kräftigung nichts als Langeweile, Öde und Erschlaffung findet.

Wird bei diesem Stand der Dinge dem Bedürfnis der Kirche, dem kirchlichen Brauch und insbesondere dem Brauch unserer württembergischen evang. Kirche ausreichend gedient sein? Mit Wohlbedacht machen wir auf die gottesdienstlichen Verhältnisse der württemberg. Kirche besonders aufmerksam. Wir haben in unserem Gottesdienst ja keinen liturgischen Teil, in welchem die Musik sich ausbreiten kann. Einen gewissen Ersatz haben bloß diejenigen Kirchen bei uns, in denen ein Kirchenchor regelmäßig thätig ist. Wo das nun nicht der Fall ist, da kommt es um so mehr auf das Vorspiel an. Es muß auch eine etwas ansehnliche Länge haben. Es giebt aber in der Sammlung eine Zahl sehr kleiner Sätze, meist von außerwürttembergischen Autoren herrührend, die wir nur als Zwischenspiel zwischen Liturgie und Gemeindegesang verstehen, die also auch zwischen dem Vortrag eines Kirchenchors und dem Gemeindegesang einen Zweck haben, und bei denen man das Verfolgen eines den Choral andeutenden Motivs nur billigen kann. Was aber Durchgangsmusik ist, ist nicht Eingangsmusik; dazu müßte es mehr sein. Und manche recht schöne Sätzchen von der Länge nur einer einzigen Zeile haben offenbar den Charakter einer Einleitung zum Gesang des Schlußverses nach der Predigt. Wir sehen also von diesen Sätzen und ihren kleineren Zwecken ab und denken an das Präludium, das allein zwischen dem Kirchengeläute und dem Gemeindegesang dasteht. Ihm gehört eine wesentliche Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit, und wir glauben nicht, daß ihm diese gewahrt ist, wenn es von vornherein in eine scharf ausgesprochene Abhängigkeit zum Choralkantus versetzt wird. Natürlich ist der Choralgesang selbst erst recht ein selbständiger Akt des Gottesdienstes, eine wahrhaftige Kraftäußerung der Gemeinde; drum muß er in frischer Ursprünglichkeit einsetzen. Wie wird's nun gehen, wenn man zum Vorspiel eine Figuration des von der Gemeinde zu singenden Chorales giebt? Man denkt, man habe so die richtige Verbindung zwischen Vorspiel und Gemeindegesang hergestellt, der Gedanke ist so natürlich und naheliegend; aber in Wirklichkeit hat man die Sache so gemacht, daß eins dem andern in sein Recht und Gebiet eingreift, daß das Präludium durch den Gemeindegesang, der Gemeindegesang durchs Präludium eine ästhetische Verkürzung erleidet. Davon hat offenbar einer der Besprecher unseres Gegenstandes eine richtige Ahnung. Er nennt die Choralfiguration als Präludium eine Antizipation des Chorals und macht sich seine Gedanken, ob nicht die Choralfiguration, wenn sie im Gottesdienst ihre Stelle haben soll, dieselbe passender an einem andern Ort finden könnte. Ja, die Antizipation einer Sache wird in der Regel ihre Wirksamkeit bei ihrem Eintritt mehr oder weniger beeinträchtigen; so fürchten wir, möchte der figuriert vorgetragene Choral, und zwar je mehr er geeignet ist, Eindruck zu machen, dem nachfolgenden Choralgesang etwas wegnehmen. Aber ebenso nimmt auf der andern Seite der Choral dem Präludium etwas weg, wenn er ihm aufgeladen wird; wir meinen: eben seine Freiheit. Soll nicht das Vorspiel die Gemeinde erst richtig stimmen? Sollen nicht die Gemütssaiten erst in die rechte Spannung versetzt werden? Bevor nun dieses Anziehen der inneren Besaitung vollzogen ist, soll mit dem Spiel des Kantus auch noch nicht begonnen werden. „Aber durch die Choralfiguration führen wir ja gerade die rechte Stimmung des Subjekts herbei!" Nein, meine Verehrtesten! Ihr übersehet hier die elementarsten Vorbedingungen, auf die es doch überall ankommt, wo gestimmt werden soll. Ihr kommt gleich mit zu viel, mit einem Doppelwesen; und was mutet ihr dem Hörer zu! Eure kunstreich verschlungene Arbeit soll er in sich aufnehmen und den Kantus soll er heraus hören, und das Verhältnis zwischen beidem soll er erfassen. Das ist eine Zumutung, und zu solcher Arbeit nehmen unsere Mitchristen nicht in ihren Kirchenstühlen Platz. Im Fall eure Sache in jeder Beziehung recht gemacht ist, geschieht ja allerdings kein Unglück, nur daß eure Leistung schwerlich gewürdigt wird. Ist die Sache aber formal und trocken, so wird sie den Hörern öd und langweilig. Ist eure Sache fremdartig, tritt euer Thema in lauter Rätselformen auf, so ist's dem Hörer widerwärtig. Versündigt ihr euch an dem Original des Kantus, rhythmisch oder melodisch, so wird der Hörer ungehalten. Zerpflücket ihr die Melodie,

Digitized by Google

wie ein Botaniker ein Blumengebilde, ſo ſchmerzt es uns in allen Gliedern. Jaget ihr ihn, und zwar bei der ſchlichteſten Melodie, nach 4 Takten Haupttonart in einem ganzen Dutzend fremder Tonarten herum, ſtoßet ihr in dem Augenblick, wo, nach dem Text, die Seele in ein Meer von Wonne untertaucht, den Kantus in die ſchaurige Tiefe eines Cis-moll hinunter, ſo macht das Kopf- und Herzweh. Wenn aber endlich die Sachen noch mangelhaft vorgetragen werden, dann hat alle Luſt ein Ende. Und wir fürchten, daß viele Sachen dieſer Sammlung nicht gut vorgetragen werden können, und beſorgen das hauptſächlich von denjenigen Stücken, bei denen ſo überaus reichlich für Applikatur und Vortragszeichen geſorgt iſt. Was für eine Laſt von Ziffern und Bogen und Buchſtaben und ſonſtigem Beiwerk tragen verſchiedene Stücke auf ſich! Aber es iſt freilich nicht überflüſſiger Ballaſt. Denn wie weit müſſen oft die Finger ſich ſpreizen! wie müſſen fort und fort die Finger der Rechten und Linken ſich ablöſen, daß dieſe heilloſen Sextenbewegungen ordentlich überwunden werden! Wie viel da nur ein Blick zu erfaſſen hat! Es heißt ja wohl: die Sachen müſſen eben eingeübt werden. Aber das Einüben mutet uns zu, daß wir uns die Weiſe des Vortrags und die äußeren Mittel hierzu alle merken. Wer wird aber hier alle dieſe Applikaturziffern und Phraſierungszeichen in ſeinen Kopf hineinbringen? Wenn's zum Vortrag kommt, ſo muß man doch wieder das große Notenſyſtem mit dem ganzen ſchwarzen Gewuſel darauf mit einem Blick zuſammenfaſſen. Man muß unverhältnismäßig viel leſen, dabei vortragen, die Finger richtig wählen und die Füße richtig ſetzen! Die Mehrzahl der Stücke iſt für die Mehrzahl der Organiſten zu ſchwer. Ja, fügen wir noch bei: die Sachen von dem alten Bach erſcheinen uns im ganzen ſpielbarer, angenehmer zum Ausführen, als vieles von den Neueren. Man ſitzt bei Bach ſo ſicher und ruhig auf der Bank.

Wir ſind ſo vom Standpunkt der Kirche auf einmal auf den des Organiſten gekommen, d. h. auf den ſchweren Stand, den er haben wird, wenn er mit dem Album Ernſt machen ſoll. Indeſſen die Kirche muß ſich auch ihre Organiſten von ihrem Standpunkt aus betrachten, und es liegt im Intereſſe der Kirche ebenſogut wie in dem des Organiſten, dem letzteren ſeine Freiheit ſicher zu ſtellen, wo die Schulſtrenge oder das Schuljoch meint, ihn überladen zu müſſen. Wir bleiben dabei: nicht zu viel der Laſt auf das Vorſpiel! Seine Aufgabe haben wir bereits feſtgeſtellt und ihre Löſung denken wir uns ungefähr nach demſelben Grundſatz, nach welchem der Lehrer, der ſeine Herbartſchen Stufen kennt, die Einleitung zu ſeinem Unterricht macht. Er beginnt mit der „Analyſe", erſt dann ſchreitet er zur „Syntheſe". Erſt wird der „Apperzeptions"-Apparat des Schülers reguliert, das geiſtige Aufnahmewerkzeug recht eingeſtellt, dann geht man an die Hauptſache, und das Neue kommt auf den Plan. Auch das richtige Präludium ſtellt bei den ſich ſammelnden Chriſten erſt die rechte innere Verfaſſung her, und am geeignetſten erweiſt ſich hierzu etwas Ruhiges, Geſammeltes oder Sammelndes, vielleicht wohl etwas Suchendes, nur nicht jenes Geſuch ohne Ziel und Plan, wo man ſeufzt: „Könnt ich doch den Ausgang finden, ach, wie fühl ich mich bedrückt!" ſondern es ſei ein Suchen mit ſicherer Orientierung, mit feſten Punkten als Rückhalt, und wie trefflich paſſen hierzu die Orgelpunkte, von denen aus man ſeine Fühler ausſtrecken kann, nur nicht weiter als bis zu einer beſtimmt gegebenen Peripherie, um ſie dann wieder zurückzuziehen und ſich dem inneren Zentrum zuzukehren. Freilich wieder Worte, kaum förderlich für den, der die Sache nicht praktiſch kennt. Indeſſen ſind wir von jedem guten Organiſten, insbeſondere aber von den Herren Organiſten, denen man dieſes Album zu verdanken hat, vollſtändig überzeugt, daß ſie die Sache kennen und in ihrer Praxis die Sache auch ſo machen. Sie ſpielen ſicher in ihrer gottesdienſtlichen Praxis gar nicht ſo, wie man nach dieſen ihren Arbeiten annehmen ſollte. Sie ſpielen viel einfacher, mit viel weniger Umſtändlichkeiten. Hingegen ihre Figurationen haben eine ganz ſonderliche Veranlaſſung; die tauchen auf, wenn ſie höheren Unterricht zu geben haben, oder etwa bei feſtlichen Gelegenheiten, wo man mehr kritiſche Ohren um den Weg weiß, denen man eine verbeſſerte Koſt ſchuldig zu ſein glaubt, oder etwa dann, wenn — ein Album gemacht wird. Manches mag nun als Ausnahme ſein Recht haben aber man braucht es deshalb nicht zur Regel zu machen oder gar zur regula fidei und zum Kanon für unſere Kirche und unſeren Gottesdienſt zu erheben.

Digitized by Google

„Aber wenn der kirchliche Standpunkt demnach dieses Album und seinen Inhalt scheint's gar nichts gelten läßt, so soll er doch sagen, wozu Choralfigurationen überhaupt in der Welt sind? Soll man sie dann ganz abschaffen?“

Nein, wir sind gewiß keine solche Heidenmenschen, die das Geschrei erheben: „Non licet esse vos!“ Die Choralfigurationen sind da, und das Wirkliche muß wohl auch vernünftig sein und ein Existenzrecht haben. — Und diese Figurationen haben ein ganz selbständiges Existenzrecht. Sie sind aber nicht um eines gewissen praktischen Zweckes willen in der Welt. Sie sollen rein durch sich selber und nicht nur etwa durch ihre Verflechtung in einen anderen Zusammenhang wirken. Mit einem Wort: sie sind dazu da, daß man sie, so wie sie sind, genieße, und das kann geschehen, sowohl in der Einsamkeit, als zusammen mit Anderen; und es ist hier nicht anders als bei anderen Erzeugnissen der poetischen und musikalischen Kunst, die man entweder auch ganz allein, oder selb zwei oder drei, oder in großer Gesellschaft genießt. Der rechte Kunstgenuß, den man sich auch zur rechten Gewohnheit machen kann, bereichert einen nicht nur, indem er die edelsten Anschauungen und Vorstellungen in unserem Inneren niederlegt, sondern er regt auch an, so daß, wes das Herz voll ist, auch der Mund übergeht. Ja, wenn ein Mensch in seinem Gerede nicht langweilig werden soll, so muß er ordentlich, mit Verstand, Sammlung, Hingebung lesen, und ebenso, wenn der Musiker nicht dermaßen einförmig werden will, daß man seine musikalischen Kundgebungen getrost in seinen Steckbrief aufnehmen kann, so muß er auch fleißig spielen und hören. So wird das Album jedenfalls allen Organisten den schätzbaren Dienst thun, daß es ihnen viel Stoff zu gediegener Beschäftigung bietet; und an der Mannigfaltigkeit seines Inhalts wird er seine Auffassungsgabe üben, seine Unterscheidungsgabe, sein Urteil schärfen können. So wird er in seiner musikalischen Bildung weiter schreiten. Die praktische Verwertung des Einzelnen hernach ist vollständig seine Sache. Er wird und muß wissen, was er aus der Sammlung für den Gottesdienst brauchen kann und bei welchen Gelegenheiten. Uns fällt es nicht ein, zensieren zu wollen, was zum Gottesdienst tauge oder nicht. Wir wollen durchaus nicht schulmeistern. Wir möchten nur, daß wir selber, oder vielmehr der Gottesdienst auch nicht geschulmeistert werde.

Um jedoch noch etwas Positiveres auszusprechen: in einem Punkte unter anderen scheint uns das Album und eine Bemerkung in der Vorrede durchaus das Richtige getroffen zu haben. Es ist in Sachen des Nachspiels, das allerdings notwendig vom Vorspiel zu unterscheiden ist. Alle Nummern des Albums, welche mit — „Nachspiel“ überschrieben sind, sind es wirklich und entsprechen ihrem Zweck. Sie sind wohl am besten kenntlich an den kürzeren Motiven, die energisch verarbeitet werden. Die Motive sind Nachklänge aus dem Choral und stellen sich als ein sich vervielfältigendes Echo dar. Die Bewegung, der Fluß, worin alles dahinströmt, entspricht aufs beste der inneren Verfassung, in welcher wir uns die Kirchengenossen am Schluß des Gottesdienstes denken. Sie erheben sich, um sich wieder dem bewegteren Leben zuzuwenden, aber sie wollen aus dem Haus des Herrn, aus dem gehörten Wort, aus dem gesungenen Lied auch etwas mitnehmen. Der Organist giebt es ihnen als eine Art Motto oder Vergißmeinnicht. Die Aneignung von seiten der Gottesdienstgenossen richtet sich natürlich nach dem verschiedenen Grad ihrer Empfänglichkeit, und bei sehr vielen wird allerdings da ihr „Unbewußtes“ mehr im Vordergrunde stehen. Nun, das Unbewußte ist auch ein Boden, in dem keineswegs absolut verloren sein muß, was in ihn gefallen ist. Wir kamen einmal zu spät, um noch an einem gewissen Gottesdienste teilnehmen zu können, für den wir uns doch lebhaft interessiert hätten. Wir wandten uns dann auf dem Nachhauseweg an unsern Begleiter, ein braves, bejahrtes Bäuerlein, und fragten ihn über die Predigt. „Sie ist recht schön gewesen,“ sagte er. „Mit was hat sich der Pfarrer hauptsächlich befaßt?“ „Ja, das wüßt' ich nicht mehr, aber er hat schön gepredigt.“ „Könnt Ihr mir etwa das Thema sagen?“ „Ach, das weiß ich nicht mehr, aber die Predigt war recht schön!“ „Was war der Text? die Bibelstelle?“ „Ich kann das nicht mehr sagen, aber recht schön war die Predigt.“ Sollten wir über diese etwas magere Auskunft, die wir erhielten, ärgerlich sein? — Auch das Unbewußte, nicht bloß das Bewußte, hat seinen Wert, und so werden die schönen Klänge eines Nachspiels wahrscheinlich bei der Mehrzahl unserer Mitchristen, die sich erheben

Digitized by Google

und die Kirche verlassen, es mehr mit dem unbewußten als mit dem bewußten Teil ihres inneren Menschen zu thun haben. Wenn's nur „schön, recht schön" ist! Aber etliche werden es nicht so eilig haben, zur Kirche hinauszukommen. Etliche werden wohl zögern und den Fuß zurückhalten, je mehr Bewegung noch einmal über den inneren Menschen kommt. Und etliche werden noch ganz ruhig stehen bleiben und sich mit innigstem Wohlgefühl dem öffnen, was die Orgel ihnen noch zu sagen weiß, und sie können sich jetzt dem Nachspiel um so voller und ungestörter hingeben, weil die Handlung des Gottesdienstes abgeschlossen ist, der Blick also nicht mehr von einem Moment dem folgenden zustrebt, was beim Vorspiel ja noch im höchsten Grade der Fall ist, indem die Spannung von hier aus auf den Choral, wie vom Choral aus auf die Predigt geht. — Sehen wir z. B. die sechs Sätze an, die den Choral: „Ein feste Burg" behandeln. An ihnen wird uns die Sache vollständig klar werden. Zwar nur einer trägt die Überschrift: „Nachspiel". Aber in Wahrheit sind sie alle Nachspiele. Es ist uns wenigstens nicht gegeben, derselben einen dafür anzusehen, als sei er eine ausreichende „Auslegung des religiösen und poetischen Stimmungsgehalts des Chorals". Eine Bearbeitung dieses Chorals, die das leisten würde, kennen wir überhaupt noch nicht. Wir glauben fast, daß so etwas gar nicht geleistet werden kann. Der Choral ist zu riesig, und wenn man alles zusammen sich vorstellt, was an dieser „festen Burg" hängt, die ganze Konzentration protestantischen Bewußtseins, der scharfe Blitz einer gewaltigen Reformation, das überschwengliche Kraftgefühl einer mündig gewordenen Gemeinde, die den Boden der Freiheit gewonnen hat und ann demselben „bestehet" und eine Welt voll Teufeln nicht fürchtet, Gut, Ehre, Kind und Weib einsetzen kann und des Reiches gewiß ist: das alles stellt keine Orgelfiguration dar, ein jeder Versuch wird unzulänglich sein; der brausende gesungene Kantus ist da das einzige, und das Vorspiel muß sich bescheiden, nur den rechten Ton zu treffen, der auf den Kantus hinleitet, und wird am besten thun, *diesen* Kantus ja nicht in irgend einer Form und Figur zu antizipieren. Aber Nachklänge daraus voll Energie mit bewegender Kraft der Gemeinde zum Schluß noch mit auf den Weg zu geben, das ist natürlich und richtig.

Noch einen Ort innerhalb unserer Gottesdienste wissen wir, wo nicht wenige Nummern eine zweckentsprechende Verwendung finden dürften: bei einer zeitlich ausgedehnteren Abendmahlsfeier. Die Feiernden befinden sich im Zustand der Sammlung und Einkehr. Sie suchen sie nicht erst, müssen nicht erst dazu hingeleitet werden. Ertönt *ihnen* ein Choral in Figurationsfassung, gleichfalls innerlich gesammelt und geschlossen, so ist er gleichfalls dazu angethan, mit dem Gefühl des wesensverwandten Hörers völlig und erquicklich zusammenzuschmelzen. Aber wir würden für diesen Zweck uns auf solche Sätze beschränken, die frei sind von besonders hervortretenden oder gar hervorstechenden Fügen, möchte das Hervorstechende auf seiten des Kantus, möchte es auf seiten der Figuration liegen.

Und damit meinen wir nun unsere Darlegungen abschließen zu können. Wir glaubten die Verpflichtung zu haben, das besondere Recht der Kirche bei dem musikalischen Teil des Gottesdienstes zum Ausdruck, wenn man will: wenigstens zur Aussprache, zu bringen. Unser Absehen geht darauf, ihr an einem nicht unwichtigen Punkt die Freiheit zu sichern, daß weder ihr noch dem Organisten unversehens — gewiß ohne bösliche Absicht — ein Joch auferlegt werde, wie es die Scholastik zu fertigen versteht. Für das wirklich Brauchbare und Wertvolle der Sammlung, sowie für die Art, es richtig zu verwerten und zu verwenden, denken wir dennoch hinlänglich Verständnis zu besitzen.

Feiern im ersten Drittel des Jahres 1897

von **Friedrich Spitta.**

Aus den ersten Monaten des Jahres 1897 hat sich bei mir wieder eine unübersehbare Fülle von Berichten über kirchlich-musikalische Feiern angesammelt. Wie gern würde ich allen den Leistungen an dieser Stelle gerecht werden; ist doch kaum eine dabei, aus der man nicht — positiv oder negativ — lernen könnte. Indes die Geduld unserer Leser hätte vielleicht

Digitized by Google

noch eher ein Ende, als der uns nicht allzu reichlich zugemessene Raum. So hebe ich denn nur einiges hervor.

In ganz Deutschland, ja, weit über seine Grenzen hinaus, hat man die 400. Wiederkehr des Geburtstags Philipp Melanchthons gefeiert. Vieler Orten, im Norden wie im Süden, in Degesack wie in Karlsruhe, führte man Thoma's Melanchthonspiel auf. Besonders reich gestalteten sich die Schulfeiern, von denen mir z. B. eine besonders lebhaft und sinnig gestaltete aus Achern vorliegt. Die Bürgerschaft Magdeburgs veranstaltete eine Feier, in der hervorragende Redner nach verschiedenen Seiten Melanchthons Bedeutung beleuchteten. Zu den von passenden Gesängen eingerahmten Reden macht das Programm die beruhigende Bemerkung: „Die Vorträge werden die Dauer von je 15 Minuten nicht überschreiten" — eine höchst nachahmenswerte Einrichtung, d. h. weniger die Bemerkung als die hoffentlich zur Ausführung gekommene Thatsache. Ähnlich gestaltete sich die von den Kirchenchören St. Jacobi und St. Marien veranlaßte Feier zu Göttingen, deren Ende Buchs Reformationslied im Wechsel mit „Ein feste Burg" bildete. Dieses Stück, sowie der in Nr. 11 des 1. Jahrgangs mitgeteilte Melanchthon-Hymnus ist in einer großen Reihe von Städten aufgeführt worden, in Ansbach, Rothenburg o. Tbr., Heldburg, Straßburg u. s. w. Buchs Lied haben nicht weniger als 12 Städte für diese Gelegenheit neu angeschafft. Andere hervorragende Kompositionen, die bei dieser Gelegenheit dargeboten wurden, sind A. Beckers Reformationsmotette und Choralfuge über „Ein feste Burg"; Bachs Satz dieses Chorales aus der Reformationskantate, J. Eccards „O Herre Gott, dein göttlich Wort". In Ludwigshafen fand ein Festkonzert statt, dessen Programm schöne Sätze von M. Hauptmann, Lützel, Rheinberger, O. Wermann, A. Becker u. a. bot. Zu ernsten Erwägungen gaben mir die Programme zweier liturgischen Festgottesdienste, unter besonderer Berücksichtigung der Kinder, in Bonn und Degesack Anlaß. In letzterem hat der Pfarrer einfach das Leben Melanchthons erzählt; an jeden der fünf Teile schlossen sich Deklamationen passender Gedichte, sowie Gesänge des Kinderchores und der Gemeinde. Das Ganze wird sich wohl ein wenig bunt ausgenommen haben; aber ich zweifle nicht, daß die Teilnehmer gewußt haben, woran sie waren, und daß sie dem ganzen Verlauf mit Spannung gefolgt sind. Dagegen wollen es mir die Freunde in Bonn nicht verübeln, wenn ich nach Durchlesen ihres Programmes den Gedanken hatte: Gut, daß du das nicht hast mitmachen müssen! Nicht, als ob es mir nicht ein großer Genuß gewesen wäre, die Ansprache D. Sells, dessen akademische Melanchthonrede unseren Lesern hoffentlich nicht entgangen ist, zu hören, bezw. das Orgelspiel Köhlers und den Gesang seines Chores. Aber die Zusammenstellung der ganzen Feier ist so, daß ich davon nur einen verstimmenden Eindruck erwarten kann. An Stelle eines klaren geschichtlichen Bildes stehen sieben biblische Vorlesungen, von denen drei eine bunte Zusammenstellung verschiedener Sprüche sind: 1) Jes. 57, 7—10; 2) Ps. 46; 3) Jes. 43, 1—3a. Luk. 12, 30. Matth. 28, 20b; 4) Joh. 6, 67—69. 7, 38. Matth. 10, 32. 33; 5) Joh. 10, 11—16. 13, 34. 35. 17, 19—23; 6) Offenb. Joh. 7, 9—17; 7) Röm. 8, 31—39. Man kann sich nun ja ungefähr vorstellen, was diese Vorlesungen bezwecken sollen, nämlich das Bild Melanchthons nach seinen verschiedenen Seiten im Spiegel biblischer Worte zu zeigen. Aber wer in der Gemeinde hat so viel Verstand und Witz, diese Schattenbilder und symbolischen Gestalten richtig zu deuten? Oder ist jede Vorlesung eingeleitet worden mit einem Hinweis auf die betreffende Seite des Lebens Melanchthons? Schwerlich. Die Rede aber, die darüber hätte aufklären können, wenn sie am Eingang gestanden hätte, hatte ihren Platz nach der 6. Vorlesung. Die Lieder endlich, die sich an die Lektionen schließen, dienten nur zum Teil dazu, die Momente der biblischen Worte zu akzentuieren, auf die es dem Zusammensteller dieser Feier angekommen ist. Oder welche Bedeutung hat es, wenn an die erste Vorlesung, die wohl das Auftreten Melanchthons symbolisieren soll, der erste Mädchenchor die Worte anschließt: „Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen, Halleluja!", oder wenn auf die 6. Vorlesung von der himmlischen Seligkeit der Vollendeten der zweite Mädchenchor mit Silchers Komposition von Psalm 98, 4—7. 96, 7. 9. 11 antwortet? Werden dadurch nicht die schattenhaften Vorstellungen, die die Vorlesungen erzielen, vollends verwischt? Und nun gar, wenn auf Psalm 46 das bekannte altniederländische Lied: „Wir treten zum Beten" in der schlechten Übersetzung der Kremserschen Ausgabe gesungen wird? „Da ward, kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen" — man versuche doch einmal, diesen dem Originale fremden, aus den Erlebnissen 1870—71 eingeschmuggelten Zug mit Melanchthons Leben und dem Verlaufe der Reformation zu verbinden! Doch genug! Mich interessiert vor allem, was zu einer solchen Zusammenstellung den Anlaß gegeben. Offenbar die Annahme, daß eine liturgische Andacht durch Kombination von Bibelvorlesungen und Kirchenliedern zu stande komme. Nun finden sich bei liturgischen Feiern an einem Feste, das dem Gedächtnis eines in der Bibel berichteten Ereignisses gilt, die passenden Lektionen leicht; nicht minder da, wo, wie etwa beim Ernte- oder Totenfeste, ein fester Kreis biblischer Gedanken inmitten der Feier steht. Anders steht es bei den Jubiläen von Ereignissen aus der Kirchengeschichte. Will man die Erinnerung hieran durch Bibelworte vertiefen, so ist es nötig, diese mit orientierenden Bemerkungen so einzuführen, daß

Digitized by Google

über den Grund der Auswahl bei dem Hörer kein Zweifel bestehen kann. So habe ich es bei der liturgischen Andacht zum Lutherjubiläum versucht. Freilich, was bei einer Person wie Luther, in der sich für uns das Christentum nach evangelischer Auffassung verkörpert, verhältnismäßig leicht möglich ist, läßt sich nicht bei jeder anderen kirchlich bedeutsamen Gestalt durchführen. Und deshalb ist es bei solchen Feiern im Grunde noch immer das Beste, wenn der Liturg ein plastisches Bild der betreffenden Person entwirft und die Gemeinde an den Ruhepunkten der Schilderung mit betrachtenden Gesängen eintritt. Das wird dann allerdings eine Feier geben, die den herkömmlichen liturgischen Andachten und Vespern wenig entspricht. Aber besser ein deutliches Bild, das die Aufmerksamkeit der Gemeinde fesselt, als ein nebelhaftes Durcheinander von Liedern und Bibelstellen, das bei den Nichteingeweihten den Eindruck großen Unbehagens hinterläßt, zumal wenn es in seinen musikalischen Stücken einen nichts weniger als einheitlichen Charakter zeigt. Vielleicht irre ich in diesem Urteile. Dann wolle man mir mit Gründen zurechthelfen. Nur um einen Gewinn für unsere Praxis zu erzielen und nicht aus kritischer Nörgelsucht habe ich bei dieser Melanchthonfeier so lange verweilt.

Einen Monat nach den Melanchthonfeiern beging ganz Deutschland den 100jährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Aus der Fülle der gottesdienstlichen Feiern, zu denen die Vertreter der beiden evangelischen Konfessionen im Elsaß in einer mustergültig feinen, taktvollen Art eingeladen hatten, greife ich die Programme heraus, die mir von Hannover zugegangen sind. In den liturgischen Feiern der Garnisonkirche hat man das, was ich bei der Bonner Melanchthonfeier gefordert habe, in einer — soweit man das aus den Programmen sehen kann — vortrefflichen Weise durchgeführt. Gemeinde- und Chorgesänge umgaben folgende Akte des Geistlichen: 1) Gebet und Vorlesung aus Gottes Wort; 2) Vorlesung von Glaubensbekenntnissen des verewigten Kaisers zur Ehre Gottes und Jesu Christi, unseres Heilandes; 3) Wie Kaiser Wilhelm gestorben ist; 4) Ansprache; 5) Gebet, Vaterunser, Segen. Das ist eine vortreffliche Anlage, die, gut ausgeführt, von ergreifender Wirkung gewesen sein kann. In der Marktkirche hat ein Festgottesdienst in den Formen der lutherischen Messe, sehr schön und stilvoll ausgestattet, dem Tage seine Weihe gegeben. Ich bedauere nur, daß man am Schlusse der schönen Predigt von Pastor Waitz, die separat erschienen und vielen eine teuere Erinnerung sein wird („Drei Kronen oder ein Kaiserbild mit der Unterschrift: Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein. Hannover, Wolff & Hohorst Nachf.), nicht gleich die Gemeinde zu Worte kommen, sondern einen Eingangschor, Psalm 100 von F. Mendelssohn, singen ließ.

Unter den Feiern der Leidenszeit seien an erster Stelle die Passionen erwähnt. An eine Aufzählung der Orte, wo die Bachschen Meisterwerke gegeben wurden, ist nicht zu denken. Erwähnt sei, daß die im vorigen Jahrgange eingehender besprochene volkstümliche Aufführung der Matthäuspassion in Deuben in diesem Jahre zum fünften Male stattgefunden hat. Aus dem Programm kann man lernen, wie solche Aufgaben praktisch anzufassen und möglichst vielen zugänglich zu machen sind. Daß bei gutem Willen es möglich ist, auch in kleinen Verhältnissen das Bachsche Meisterwerk zu geben, beweist die unter lebhaftester Teilnahme der Nachbarstädte am 6. April dargebotene Aufführung in Hildburghausen, einer Stadt von etwa 6000 Einwohnern. Mit den gleichen Kräften hatte man das Werk Tags zuvor in Sonneberg gesungen. Aus den Besprechungen ergiebt sich die erfreuliche Thatsache, daß das Volk der Bachschen Kunst mit besonderer Hingebung gefolgt ist, und daß man einen starken Eindruck von dem spezifisch evangelischen Charakter dieser Musik gehabt hat. Bin ich recht berichtet, so hat in Landau zu Charfreitag die erste Aufführung der Bachschen Matthäus-Passion in der Pfalz stattgefunden. — Die Passionen von Schütz beweisen weiter ihre hinreißende Kraft. Es wird dieses u. a. auch von der seltener gegebenen Johannespassion berichtet, die unter Haenleins Direktion in Mannheim zur Aufführung kam. Ich selbst hatte die Freude, bei der Matthäuspassion mitzuwirken, die der Kirchenchor von Diedendorf im Elsaß an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen in den zu beiden Ufern der Saar malerisch gelegenen Dörfern Wolfskirchen und Diedendorf gab. Daß sich die ganze Umgegend an diesen gottesdienstlichen Feiern beteiligte, versteht sich von selbst. Hier hätten von der Haltung der Zuhörer manche Stadtgemeinden lernen können. Von schlicht ergreifender Wirkung war es, als nach der Rezitation des Todes Jesu die Glocke anschlug, die Gemeinde sich zu einem stillen Gebete erhob und dann das „O Lamm Gottes" anstimmte. Die Leistungen des Chores waren wieder überraschend. In Seelscheid sang in der Matthäuspassion am Charfreitag Nachmittag den Evangelisten der Pfarrer, den Christus ein Ackersmann aus der Gemeinde. — Die neue Passion v. Herzogenbergs (vergl. Nr. 9 des 1. Jahrg. der M.-Schr.) ist gleich nach ihrem Erscheinen an mehreren Orten ganz oder teilweise aufgeführt. Mir sind folgende Städte bekannt geworden: Berlin, Bremen, Chemnitz, Darmstadt, Leipzig, Magdeburg, Posen, Straßburg. Daß sich nicht alle Hörer in eine Auffassung so neuer Art hineinfinden würden, ist begreiflich. Indes lauten die Urteile derer, die sich dem Werke eingehender gewidmet haben, durchweg begeistert. Besonders ergriffen schreibt man aus Posen. In Straßburg hatten sich der Wilhelmer-Chor und der akade-

Digitized by Google

mische Kirchenchor unter der Leitung von Musikdirektor Münch zusammengethan, um das Werk ganz nach den Intentionen des Komponisten am Abend des Gründonnerstags und Charfreitags aufzuführen. Die Beteiligung war eine überaus große; am Charfreitag reichte die Kirche nicht aus. Der musikalisch schwierigere zweite Teil hat — eigentlich wider mein Erwarten — am meisten durchgeschlagen; die feierliche Ruhe des einfacheren ersten, dem meine ganze Sympathie gehört, hat die an die älteren Passionen Gewöhnten durch das Zurücktreten des dramatischen Elementes wohl zunächst überrascht. Darüber bestand bei allen Teilnehmern, nicht zum wenigsten bei denen, die von fern, zum Teil vom Auslande, zu der Feier herübergekommen waren, kein Zweifel, daß dieses Werk sich bald seinen festen Platz in der evangelischen Kirchenmusik erobert haben werde, zumal die Schwierigkeiten der Ausführung bei weitem nicht so groß sind, als sie beim ersten Anblick erscheinen. Daß in den Besprechungen (nicht in Straßburg, wo nur Eine Stimme wärmster Anerkennung vernehmbar wurde, wohl aber in Berlin) manche Kuriosa begegnen, ist wohl begreiflich. Das Kostbarste war die Versicherung, es handle sich hier um eine Gegenreformation auf musikalischem Gebiete, um eine Einschmuggelung katholischer Kirchenmusik in den evangelischen Gottesdienst — eine Äußerung, die sich neben die andere stellte, daß die evang. Kirchenmusik keinen Sologesang dulde, wodurch dann ja vor allem J. S. Bach, den man sich bisher als den größten protestantischen Kirchenmusiker zu bezeichnen erlaubte, endgültig ausgethan ist. Im übrigen können Besprechungen nicht interessieren, deren ganzer Ton auch dem Fernstehenden sagt, daß hier alles andere als objektive Berichterstattung vorliegt. Schade drum! — In das Gebiet der Passionen gehört auch eine Passionskantate, „Jesus auf Golgatha" von J. Wolf (Seminarmusiklehrer in Straßburg), die in Colmar und Straßburg (Jung St. Peter) unter warmer Teilnahme der Gemeinde aufgeführt ist. — Neben diesen neuen Passionen hat sich hier und da auch das alte Passionssingen von der Reformationszeit her erhalten. Es berichtet der Hannoversche Sonntagsbote Nr. 17 von einer solchen Passion in Groß-Lafferde bei Hildesheim, worüber wir unseren Lesern später noch ausführlichere Mitteilungen zu geben gedenken. — Meistens wird die Passionsgeschichte in dem Rahmen einer liturg. Andacht verlesen. Hier bevorzugt man begreiflicherweise das Evangelium des Matthäus, so z. B. in Dättlikon, Basel, Straßburg (St. Thomä), Probsthof bei Obercassel, Deyelsdorf; aber auch Johannes findet sich, z. B. in Bülach und in der reform. Kirche in Straßburg, und Lukas z. B. in Augsburg (Barfüßer); seltener, und mit Recht, werden die Evangelien kombiniert, z. B. in Mülhausen. Nicht ohne Bewegung habe ich noch einmal die vielen ergreifenden Momente dieser Feiern durchlebt, welche die Programme andeuten: das überall auftretende stille Gebet nach der Verlesung der Geschichte des Todes, den Dankeshymnus am Schluß, die Chöre und Einzelgesänge, in deren Auswahl man von Jahr zu Jahr glücklicher wird. Statt des früher so weit verbreiteten Mittelgutes, zeigen sich immer häufiger die Namen Eccard, W. Franck, Schütz, Bach, Mergner u. s. w. Besondere Erwähnung verdient die Passionsfeier im herrlichen Münster zu Basel, bei der der seit längerer Zeit entschlafene Münsterchor mit einer energischen Lebensäußerung wieder auf den Plan trat. Die hier gebotene Musik ist so schön, daß ich zur Anregung für andere Chöre das ganze Programm hierhersetze: Gemeinde: „Jesu, deine Passion." — Matth. 16,26—25. — Homilius, Choralmotette: „So gehst du nun, mein Jesu, hin." — Gem.: „So laßt uns denn dem lieben Herrn." — A. Becker, geistlicher Dialog für Chor und Altsolo: „Als Jesus von seiner Mutter ging." — Matth. 26,17—28. — H. Schütz, Konzert für 2 Soprane und Baß: „Das Blut Jesu Christi." Palestrina: „O Jesu Christ, dein teures Blut." — Matth. 27,1. 2, 11—26. — Schütz: „Was hast du verwirket" (vgl. M. Schr. Jahrg. I. Nr. 12). — Gem.: „Herzliebster Jesu." — Homilius: „Siehe, das ist Gottes Lamm." — Matth. 27,32—50. — Gem.: „O Lamm Gottes." — Mergner: „O Jesu, dein Leiden und Sterben." J. S. Bach: „So giebst du nun, mein Jesu, gute Nacht." F. Mendelssohn: „Um unsrer Sünden willen." Dankgebet. — Schütz: „Ehre sei dir, Christe." — Gem.: „Nun, ich danke dir von Herzen." — Wenn ich noch Einzelheiten aus den Gottesdiensten der Charwoche hervorheben soll, so wird aus Colmar berichtet, daß dort zu großer Freude der Gemeinde die Kinder bei der Konfirmation den in Nr. 12 der M.-Schr. mitgeteilten Satz von J. Abel gesungen hätten. Aus Seelscheid: Nach dem Gelöbnis, bezw. der Aufnahme der Kinder sang der Chor: „Mir nach, spricht Christus"; nach der Einsegnung der Knaben: „Ich bin das Licht, ich leucht euch für"; nach der der Mädchen: „Ich zeig euch das, was schädlich ist." Dann erhoben sich die Neukonfirmierten und sangen: „So laßt uns denn dem lieben Herrn." Es folgte ein Schlußgebet, worauf der Chor sang: „Sei getreu bis in den Tod." Eine ganz vortreffliche Ordnung! — Aus Zweibrücken teilt man mit zwei im Tone geistlicher Volkslieder gehaltene Gesänge mit, welche seit Jahren in den meisten Kirchen der Pfalz bei der Konfirmation gesungen werden: Vor der Einsegnung „Treue Liebe zu geloben", von dem pfälzischen Pfarrer A. Böhmer 1823—1877, komponiert von Lützel, nach der Einsegnung „Herr, dir gelob ich neue Treue" von Chr. Sturm, komponiert von dem in Dürckheim verstorbenen Lehrer Georg Baab. — Bezüglich der Abendmahlsfeiern ist zu bemerken, daß die Neigung zuzunehmen scheint, während der Austeilung Orgel und Gesang schweigen zu lassen. So zeigt das Programm der reformierten Kirche in Straßburg die Bemerkung: „Austeilung.

Digitized by Google

Während derselben stille Andacht im Gotteshause." Vorher hatte die Gemeinde stehend nach Dank-, Weihegebet und den Einsetzungsworten gesungen: „Jesu, wahres Brot des Lebens." Eine sehr bedeutsame Notiz geht mir über das Abendmahl der Neukonfirmierten nebst ihren Angehörigen am Gründonnerstagabend aus einer kirchlich sehr regen Gemeinde des Rheinlandes zu: Nach den Einsetzungsworten folgte: „Herr Jesu, der du bist das Brot, das vom Himmel gekommen, gieb uns Speise, die da bleibt ins ewige Leben," worauf die Gemeinde stehend sofort sang: „Jesu, wahres Brot des Lebens." Die Neukonfirmierten saßen auf Stühlen vor dem Altar. Der Pfarrer brachte ihnen Brot und Wein. Es geschah das zunächst mit Rücksicht auf ein Kind, welches nicht gehen kann, dann aber auch, um zu sehen, wie die Gemeinde eine derartige Kommunion aufnehmen werde. Das letztere ist sehr beifällig geschehen, und so ist vielleicht der erste Anfang gemacht, die Prozession um den Altar bei der Abendmahlsfeier abzuschaffen. In eben dieser Gemeinde wurden die in Nr. 12 der M.-Schr. gegebenen Formulare für Passionsandachten den Hauptgottesdiensten zu Grunde gelegt. Als feste Gesänge zum Beginn und Schluß hatte man „Christe, du Lamm Gottes" und „Die wir uns allhie beisammen finden" gewählt. In den Passionsgottesdiensten in der Blasiuskapelle zu Straßburg, die man ihres starken Besuches wegen in die Thomaskirche verlegen mußte, wurden dieselben Formulare gebraucht und als stereotype Gesänge „O Lamm Gottes" und Str. 5 aus „O du Liebe meiner Liebe" genommen. Die gleichen Formulare, stets noch durch Chorgesang erweitert, wurden in Deyelsdorf gebraucht, das sich wieder in einer Weise ausgezeichnet hat, durch Reichtum der Gesänge und Schönheit der Feiern, daß ich am liebsten, wenn es der Raum zuließe, sämtliche Programme hier abdrucken ließe, den meisten Gemeinden zur Beschämung. Daß man in den Chören dem Geschmack der ländlichen Bevölkerung entgegengekommen ist, bedarf kaum der Entschuldigung; die Programme zeigen doch viele Stücke von unsern besten Meistern, obenan von J. S. Bach. Daß übrigens dort kein ganz schlechter Geschmack herrscht, ergiebt sich daraus, daß die Gemeinde am liebsten den Schlußchor aus der Markuspassion von (Pseudo-)Schütz „Dank sei unserm Herrn" hörte und die Choralmotette von J. M. Bach „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" — mit dem neuen Texte, den man z. B. auch in Seelscheid verwendete. Die zu Psalmsonntag und Ostern mit Grün und Frühlingsblumen geschmückte Kirche zu Deyelsdorf erhielt von einem Gemeindegliede, Prof. Dr. von Veit, einen dauernden Schmuck durch das Geschenk fünf geschnitzter Reliefsiguren (vier Evangelisten und Paulus) für die Kanzel, eine Arbeit Prüfers in Berlin. — Zu Ostern führte man an verschiedenen Orten mein Osterspiel auf; über diese Feier in Wolf bei Trarbach berichtet Nr. 17 des Ev. Gemeindeblatts für Rheinland und Westfalen.

Nur in aller Kürze kann ich über eine Reihe kirchlicher Musikaufführungen in der Passionszeit berichten. Am Samstag vor Ostern führte Bruno Röthig in St. Johannis zu Leipzig Mergners heil. Passionswoche auf, eingeleitet durch die Sonate zur Passionsfeier von R. Bartmuß, abgeschlossen durch das Instrumentalstück „Ostermorgen" von A. Fischer. Am Charfreitag gab der Kirchenchor zu Herbst unter Leitung von Franz Preitz eine Aufführung mit Kompositionen von Vittoria, Bach, Haendel, M. Haydn, Lotti, Hiller, Schurig, Kiel, Benecke. Die Anordnung des Programms ist musterhaft. In Glarus, Basel, Straßburg, Köln u. s. w. vereinigte sich mit der Passionsstimmung der Gedanke an den Tod von Brahms in einer Aufführung seines Requiems und seiner ernsten Gesänge op. 121. — Im Dom zu Riga sang man am Bußtage (5. März) Palestrinas Stabat mater und das Dettinger Tedeum, am Charfreitag Mendelssohns Paulus. Das gleiche Werk sang einige Wochen vorher der kleine Kirchenchor zu Schlettstadt, während der zu Weißenburg am 1. Ostertag den 2. Teil von Haendel Messias brachte. In Darmstadt führte an Lätare der Ev. Kirchengesangverein A. Mendelssohns, endlich bei Bote & Bock erschienene Abendkantate auf. Ihr voraus gingen eine der Schumannschen Bach-Fugen, ein Choral von Bach und zwei geistliche Konzerte von Schütz, darunter das in Nr. 12 veröffentlichte. — A. Beckers „Selig aus Gnade" kam in Nordhausen im Januar unter Dr. Nowaks Leitung zu vorzüglicher Aufführung. Ein Fragment daraus auch in einer Aufführung Röthigs am 16. März. Von den „Abend-Motetten" dieses ungemein thätigen Chorleiters sei besonders der pietätvollen Erinnerungsfeier an Moritz Hauptmann am 30. Januar und des Konzertes zur Einweihung der neuen Johanniskirche mit lauter Kompositionen von Bach gedacht. In hohem Maße beachtenswert ist die große Thätigkeit des Kirchenchors zu St. Marien in Chemnitz. Vom 20. September bis 28. März liegen mir Programme zu fünf großen Aufführungen vor. Darunter ältere Musik italienischer wie deutscher Meister: Fyklen von Schütz, Rheinberger, Piutti; größere Werke: Ps. 137 von Kronak, Messe von R. Schumann, Weihnachtsoratorium von Herzogenberg u. s. w. Der von Baden-Baden nach Freiburg übergesiedelte Musik-Direktor Werner hat dort mit neuem Eifer als Organist, Chordirigent und — beredter Redner der Sache der evang. Kirchenmusik gedient. Von größeren Stücken brachte er die sieben Worte von Schütz zur Aufführung, die auch in Fabern als verspätete Passionsfeier die Gemeinde ergriffen. Nicht minder entwickelt Musik-Direktor Schmidt in Rothenburg o. Tbr. eine bemerkenswerte Thätigkeit; man dankt ihm dort überhaupt den Beginn höheren kirchenmusikalischen Interesses. Früher war Abt der Normal-

Digitized by Google

komponiſt. Eine Aufführung des Elias im Januar, ein Vortrag geiſtlicher Geſänge von Hahn, Beethoven, Bach, Wolfrum, Haendel, Haydn, Bruch ſind des Zeuge. Im benachbarten Ansbach hat Edm. Hohmann eine Reihe von Aufführungen begonnen, die das ganze Gebiet der evangeliſchen Kirchenmuſik umfaſſen ſollen. Am 14. März wurden die vorbachſchen Meiſter Scheidt, Calviſius, Buxtehude, W. und M. Franck, M. Praetorius Pachelbel, Eccard, Schütz, Zachau, J. Chr. Bach, Haendel vorgeführt. In Eßlingen kam unter Prof. Fincks Leitung eine vorzüglich geordnete Reihe ſchönſter Paſſionskompoſitionen zur Aufführung, während der Kirchenchor zu Kreuznach Werke verſchiedenen Charakters von Herzogenberg, Goldmark, Wüerſt, Hofmann, Schumann, F. Lachner darbot. In Eſſen iſt man durch die neue Kreuzeskirche in den Beſitz eines vorzüglich akuſtiſchen und für Muſikzwecke wohl eingerichteten Gotteshauſes gekommen. Die Empore für die Orgel (Werk Sauers mit 38 Regiſtern und 3 Manualen) hat Platz für 168 Sänger und 40 Muſiker. Unter G. Beckmanns Leitung hat der Kirchenchor dieſe Einrichtungen durch mehrere Aufführungen eingeweiht. Von einer wunderſchönen Orgelweihe am Palmſonntag in der kleinen Kirche zu Dättlikon berichtet das Züricher Ev. Wochenblatt Nr. 16. Man leſe dort nach, wie ein geſchichts- und muſikkundiger Pfarrer eine ſolche Feier zu geſtalten vermag. — Doch ich breche ab. Beſſer und erquickender als alle Worte über derartige Feiern iſt das Bewußtſein derer, die mit ſolcher Arbeit Gottes Ehre verkündigen und der Brüder Heil mehren.

Kleine Mitteilungen.

Der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig hat unter dem Titel „Das Kirchenjahr“ einen Katalog der bei ihm erſchienenen geiſtlichen Kompoſitionen herausgegeben, der den Chorleitern wertvolle Handleitung bieten wird. Sehr merkwürdig iſt es, daß von den in dieſem Verlage erſchienenen Bearbeitungen Schützſcher Werke nur die Matthäus- und Johannes-Paſſion nebſt den Sieben Worten aufgeführt ſind; nicht aber die Stadeſche Bearbeitung der „Kleinen Geiſtl. Konzerte“ und vor allem nicht die „Geiſtliche Chormuſik“ im 8. Bande der großen Schütz-Ausgabe, zu der man doch die Chorſtimmen herausgegeben hat. Dieſe Sammlung herrlicher Motetten hätte in erſter Linie in dieſem Katalog Aufnahme finden müſſen, da ſie gerade für die verſchiedenen Zeiten des Kirchenjahres, ſpezell für Advent (No. 1. 2. 13. 14. 15), Weihnachten (No. 3. 16. 17(!), 27, Kaiſers Geburtstag u. dergl. (No. 4. 5), Paſſionszeit (No. 12. 20), Gründonnerſtag (No. 21), Oſtern (No. 22. 25), Totenfeſt (No. 10. 11. 23) u. ſ. w. fünf-, ſechs- und ſiebenſtimmige Geſänge darbieten. Da der Verleger gelegentlich geklagt hat, daß die Schützſchen Werke nicht genug gekauft würden, ſo dürfte es ſich empfehlen, das große Publikum auch über das Vorhandenſein verwendbarer Stücke zu orientieren. Sp.

Günthers Geſchichte des ev. Gottesdienſtes und ſeiner Ordnungen in Hohenlohe (vgl. M.-Schr. I, 12, S. 407) iſt im 2. Hefte der Blätter für württembergiſche Kirchengeſchichte, S. 49—74, zum Abſchluß gekommen; die Fachmänner wollen ſich die wertvolle Arbeit nicht entgehen laſſen.

Auf der Verſammlung der naſſauiſchen Mittelpartei in Limburg am 22. April hielt Prof. Spitta aus Straßburg einen Vortrag über: Die Geſtalt eines lebendigen evangeliſchen Gottesdienſtes bei Feſthaltung der einfachen ſüdweſtdeutſchen Form der Liturgie.

In No. 7 des Korreſpondenzblattes der heſſiſchen Geiſtlichen (Beilage) wird folgender beherzigenswerte Synodalantrag in Ausſicht genommen: 1. „Synode wolle Großh. Oberkonſiſtorium bitten, mit Großh. Miniſterium in Verhandlungen zu treten, welche darauf abzielen, daß bei dem Fakultätsexamen der ev. Theologen die Examinanden in der allgemeinen Kunſtgeſchichte geprüft werden. 2. Synode wolle Großh. Oberkonſiſtorium bitten, den Unterrichtsplan des Friedberger Predigerſeminars dahin zu verändern, bezw. zu ergänzen, daß in wenigſtens wöchentlich 2 Stunden chriſtliche Kunſtgeſchichte gelehrt werde und daß für die Bibliothek des Predigerſeminars für Anſchaffung der nötigen Lehrmittel ein größerer Betrag vorgeſehen werde. 3. Synode wolle Großh. Oberkonſiſtorium bitten, dahin zu wirken, daß bei dem theol. Staatsexamen chriſtliche Kunſtgeſchichte geprüft werde, und daß die in dieſem Fache gegebene Note den in anderen Fächern gegebenen gleichwertig geachtet werde.“

Zu der Frage: Soll ſofort nach Schluß der Predigt die Gemeinde mit einem geeigneten Liedervers einſetzen? — Es werden wohl alle Leſer der Monatſchrift, die ein Intereſſe für liturgiſch-muſikaliſche Fragen haben, mit Aufmerkſamkeit die Debatte, betreff. einen abſchließenden Liedervers ſofort nach der Predigt, verfolgt haben. Aus den Kommiſſionsverhandlungen der rheiniſchen Provinzialſynode vom Herbſte 1893 teile ich noch mit, daß auch bei der ſehr eingehenden Beſprechung des neuen Agenden-Entwurfs be-

Digitized by Google

stimmt — auch von mir — ein Vers gefordert worden ist. Soweit ich mich erinnere, ist der betreff. Antrag mit überwiegender Majorität abgelehnt worden: zu meiner Verwunderung. Von einem hervorragenden Presbyter wurde entgegen gehalten, das öftere Singen gebe dem Gottesdienste eine viel zu große Ausdehnung. Dieser Einwand schien durchschlagend und bestimmend für andere Kommissions-Mitglieder zu sein. Dieser Grund indes zur Stellungnahme gegen den Antrag schien in der That kaum der ernstlichen Widerlegung wert. Man kann nur wiederholen, was oft gesagt ist: man nehme nur die Uhr in die Hand und sehe genau nach, wie lange die Liturgie mit Responsorien, wie lange 1 oder 2 Liederverse, lebendig gesungen, dauern; und weiter: ist es denn presbyterial, wenn schließlich nur die Predigt, ein oder zwei Gebete und einige Liederverse den Gottesdienst füllen sollen? Wo bleibt die Gemeinde und ihre thunlichst aktive Mitwirkung? Es muß doch Sache gerade der reformierten Brüder und Altesten sein, energisch hierfür einzutreten. Den fraglichen Antrag in der Kommission (das Plenum eignete sich nachher durchweg die Majoritäts-Beschlüsse der Kommission an) ging weiter dahin, auf den betreff. Vers die etwaigen Abkündigungen ꝛc. und dann einen oder zwei Verse folgen zu lassen, die zu dem Allgemeinen Kirchengebet vorbereiten sollen, das von dem Altar aus gebetet wird. Vgl. Grüneisen in: Das Christentum als Kultus (1869, pag. 16): „Nach der Predigt wird das Haupt- und Fürbittengebet besser im Altar als auf der Kanzel verrichtet;“ (Hierzu setze ich in Parentheſe: Man hat sich — gegen die neue Preußische Agende — in einzelnen Kreisen (Synoden) verabredet, das Hauptgebet nicht vor (in) den Altar zu verlegen.) Die Preußische Agende hat nun folgende Ordnung endgültig angenommen: Kanzelgruß. Predigt. [Liederverse. Fürbitten und Abkündigungen.] Kanzelsegen. Gemeinde: Liedervers, während dessen der Geistliche an den Altar tritt. Geistlicher: Erhebet eure Herzen. Gemeinde: Wir erheben sie zum Herrn; u. s. w. Allgemeines Kirchengebet! Gute, berechtigte Neuerungen bahnen sich oft nur sehr allmählich den Weg, auch in der rheinischen Kirche, die ja zum Teil eine sehr bestimmte und zähe reformierte Haltung der Agende gegenüber (und entgegen) gezeigt hat und zeigt. — Nun stelle ich zum Schluß — und ich möchte gern Gegner gewinnen und freue mich, ich möchte es gerne sagen, der tüchtigen fachkundigen Ausführungen der Redaktion der Monatschrift und mancher Mitarbeiter — an einem Beispiel die Gedanken der Freunde des Schlußverses ins Licht: Wir hatten gestern (28. März) Sonntag Lätare; an demselben nach Nitzsch die Lektion Evang. Johannes 8, 12—20; Joh. 8, 12 war Predigttext, Lied: Nr. 298 des rheinisch-westfälischen Gesangbuches: Mir nach, spricht Christus, unser Held. Die Predigt schließt mit einem kurzem Gebet. Sofort fällt die Gemeinde ein mit Vers 7: So laßt uns denn dem lieben Herrn ꝛc., natürlich ohne langes Präludium des Organisten, das hier keinen Platz hat. Für den nächsten Sonntag wird für die Filialgemeinde Abendmahlsgottesdienst, für die Muttergemeinde Prüfung der Konfirmanden mit knappen Worten angekündigt. Hierauf singt die Gemeinde aus Nr. 350 (Betgemeinde, heil'ge dich ꝛc.) zwei Verse, etwa Vers 1, 4 oder 7. Der Geistliche tritt inzwischen in den Altar und hebt das Allgemeine Kirchengebet an. Ich stimme Nitzsch bei, Bachmann und anderen: „Ein Gemeindevers nach dem Segen ist ein unliturgisches Handeln;“ das Amen macht also den Schluß. — Nach dem heiligen Mahl singen wir seit Jahren den Vers: Volles Genügen, Fried' und Freude jetzo meine Seel' ergötzt, weil auf eine süße Weide mein Hirt Jesus mich gesetzt ꝛc. (510, Vers 9). — Die verehrl. Redaktion wird meine Wahl wohl billigen?

Adolf Lindenborn.

Das 5. Heft der „Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend“ 1896, brachte eine Arbeit von Dr. Georg Göhler, einem Schüler Kretzschmars in Leipzig, die nunmehr gesondert in Kommission bei Richter in Zwickau erschienen ist. Sie handelt von einem bisher kaum bekannt gewesenen Kantor Cornelius Freundt, der in den Jahren 1565—1591 an St. Marien in Zwickau thätig war und dessen zahlreiche und wertvolle Kompositionen sich in der dortigen, kürzlich vielgenannten Ratsschul-Bibliothek befinden. Die Werke Freundts, mit einer einzigen Ausnahme nur Manuskripte, sind fast ausnahmslos dem geistlich-kirchlichen Gebiete zugehörig und lassen sich in zwei Gruppen, lateinische Motetten und deutsche Kirchenlieder, scheiden. Als einer der letzten Vertreter des alten a capella-Stils in Deutschland, dessen Schreibart von den jüngeren Meistern, z. B. Schein und Schütz, wesentlich verschieden ist, erscheint uns in Freundt zugleich einer jener evangelischen Kantoren, die nicht nur als durchgebildete Künstler und Gelehrte, vertraut mit allen bedeutenden geistigen Erzeugnissen ihrer Zeit, sondern auch als Menschen und Christen auf die höchste Achtung Anspruch haben. „Dieser Kantor ist der Stadt und Kirchen eine Zier,“ so heißt es von ihm in zeitgenössischen Akten. Wird sind sehr gespannt, etwas von der Kunst dieses Mannes zu vernehmen, dessen fruchtbarem Geiste nach dem Zeugnis Göhlers viele ausgezeichnete Chorwerke entsprungen sind und der offenbar der Wiedererweckung wert ist, wie denn die bis jetzt in dieser Richtung unternommenen Versuche durchaus erfolgreich gewesen sein sollen. Das Schönste soll ein Weihnachtsliederbuch, 28 Nummern, „voll von Klängen echtester Christbaumfreude“, sein, dessen Veröffentlichung in Partitur und Chorstimmen Breitkopf & Härtel übernommen haben. Indem wir schon jetzt die Leser auf diese Volksausgabe aufmerksam machen, verweisen wir zugleich auf die erwähnten sehr lehrreichen Ausführungen Dr. Göhlers.

Sm.

Digitized by Google

Wie eine Kirche „verschönert" wurde. In seinen Lebenserinnerungen, die der bekannte Schriftsteller und Dichter Hermann Allmers im kommenden Herbst erscheinen lassen wird, befindet sich ein Abschnitt mit der sonderbaren Überschrift „Die sieben Todsünden". Allmers schildert darin die siebenmalige Restauration seiner Mutterkirche in Sandstedt an der Unterweser. Die eigentümliche Überschrift aber gab er dem Abschnitt, weil für ihn jede Restauration eine Todsünde an der Kirche war. — Die Sandstedter Kirche, ein sehr einfaches und schlichtes Gebäude, stammt ursprünglich aus dem 15. Jahrhundert. Ein sogenanntes Oratorium freilich war schon früher vorhanden. Aber dieses mußte, wie die meisten Kirchen des Weserstrandes dem Anpralle der Wogen weichen, mußte landeinwärts verlegt werden, als die verschiedenen Weserarme zugedämmt wurden und die ganze Wassermenge sich auf die jetzige Weser konzentrierte. Man nimmt an, daß die Sandstedter Kirche noch aus der spätgotischen Zeit stammt. Der Turm ist ein paar Jahrhunderte jünger. — „Aber wie wenig ist von dem alten, ehrwürdigen und mir so heiligen Gotteshause unberührt geblieben? Oft habe ich in innerer Empörung auf die sieben Todsünden gescholten, die es durch die verschiedenen Kirchenvorstände erleiden mußte" — „Mit dem äußeren Gemäuer fing man an. Wie schön in der Farbe und wie malerisch im ganzen war das alte moosige Backsteingebäude, das sich auf mächtigen Steinblöcken aufbaute! Vor allem konnte man im Abendsonnenschein in den herrlichen Tönen schwelgen, welche dies Gemäuer darbot." Die Gemeinde aber dachte anders in dieser Beziehung. Sie fand keine Freude an den rohen Backsteinen. Sie war erst zufriedengestellt, als diese einen „eleganten" Kalkbewurf erhielten. — „Cement gab es damals noch nicht", fügt Allmers ironisch hinzu. — „Die Freude der Gemeinde an ihrer nun hübsch leuchtenden Kirche dauerte aber nicht lange: Das neue Gewand, der helle Putz wollte auf dem Moose nicht haften, er begann abzufallen und „jetzt" ist die Gemeinde endlich dahinter, wie wenig weise der Kirchenvorstand damals handelte." — „Aber damit war erst das Äußere „verschönert"! Die zweite Todsünde galt dem Inneren. Nach alter Weise bedeckten den Kirchenraum eine zierliche Balkendecke, der man durch Bemalung einen hohen Reiz hätte verschaffen können." Aber auch hier sollte ein sauberer Kalkverputz Zeugnis ablegen von dem Streben nach Eleganz. Die Holzdecke verschwand und statt ihrer starrte nunmehr dem Kirchgänger eine langweilige, eintönige weiße Fläche entgegen." — Die dritte Todsünde bestand darin, daß man die alten Spitzbogen und die mit Maßwerk versehenen Fenster zu gedrückten Bogen erweiterte, das Maßwerk herausriß und die Öffnungen mit außeisernen Fenstern, wie man sie in Fabriken findet, wieder ausfüllte. — Als vierte Todsünde wird genannt: Die Versenkung der im Chor vor dem Altar liegenden Grabsteine, die mit alten Reliefs geschmückt waren. Sie hatten den Fehler, daß sie die glatte Ebene des Fußbodens störten. „Das konnte nicht so bleiben. Außen und innen war alles so glatt, also mußten die „anstößigen" Grabsteine verschwinden: man ließ sie sinken und belegte sie mit sauber geschliffenen Sandsteinfliesen." — Zu einer der schlimmsten Verunstaltungen führte die fünfte Todsünde. Es wurden nämlich alle alten Familienwappen und Hofmarken, welche die Pfeiler der Frauenstühle im Schiffe schmückten mit Stumpf und Stiel entfernt. Sie brachten eine Ungleichheit der Pfeiler mit sich. Diese aber wollte man nicht dulden und so ließ man alle Pfeiler gleich machen. — Die sechste Todsünde bestand darin, daß das Altarbild, eine nicht üble Kopie nach van Dyk, die „Kreuzigung" darstellend, dem Anstreicher eines benachbarten Dorfes zur Reinigung überantwortet wurde. Die Reinigung des Bildes war allerdings notwendig, da es durch Fliegenschmutz und Staub dunkel und unansehnlich geworden war; daß sie aber mit scharfem Bimstein und so gründlich geschah, daß man sich sehr gut über die Untermalung des Bildes belehren konnte, da auch die Lasur dabei entfernt wurde, mag man wohl mit Recht als Todsünde tadeln. — Die siebente Todsünde endlich geschah erst vor wenigen Jahren. An den Emporen-Pfeilern, die, kräftig und reich geschnitzt, genau im Style des 16. Jahrhunderts gehalten waren, zeigte sich hier und dort ein winziges Wurmlöchlein. „Das war aber auch gerade genug, um für die Kirche abermals eine Veränderung im Gefolge zu haben." Anstatt die Pfeiler als Schmuck zu lassen, ihre Tragkraft aber durch verborgene Eisenstangen zu erhöhen, riß man sie samt und sonders weg und die große Emporenmasse muß sich nun auf unverhältnismäßig dünne Säulchen stützen." — „So lehrt", schließt Allmers den betr. Abschnitt, „die Sandstedter Kirche, wie kein anderes Bauwerk, wie notwendig es ist, daß jeder Kirchenbau und jede Umänderung kunstverständigen oder doch geschmackvollen Männern übertragen wird, und wie gut es ist, wenn junge Theologen ein Kolleg über Kunstgeschichte hören."

A. Cienken.

Viele von uns wurden wiederholt an Gräbern durch die Wahl der vorgetragenen Trauergesänge verletzt oder geradezu in Entrüstung versetzt. Zu den vielfach bevorzugten Nummern gehört Felix Mendelssohns „Es ist bestimmt in Gottes Rat". Es muß als ein bedauerliches Zeichen mangelhaften liturgischen Geschmacks und zugleich als ein beklagenswerter Beitrag zu den in dieser Nummer unserer Monatschr. von C. Klingemann aufgeführten künstlerischen Verirrungen verzeichnet werden, daß die „fliegenden Blätter des ev. Kirchenmusikvereins in Schlesien" und, diesen folgend, „Der Kirchenchor, Zeitschrift des Kirchenchor-

Digitized by Google

verbandes der sächsischen Landeskirche", für jene Weise einen neuen Text darbieten, den wir hier abdrucken, um ihn in unserem Bereiche unmöglich zu machen: Es tröste dich, du trauernd Herz, — In deinem tiefen, tiefen Schmerz — Der Glaube. — Denn Christentod heißt nicht: Vergehn, — Nur Scheiden hier — dort Wiedersehn! — Das glaube! — Der Tod zerstört manch irdisch Glück, — Und tief betrübt bleibst Du zurück — Alleine. — Doch Liebe läßt nimmer ab, — Und Jesus bleibt trotz Tod und Grab — Der Deine. — Drum mußt Du Jesu stets nachgehn — Zum Himmelreich, zum Auferstehn! — Die gläubig hier auf Jesum sehn, — Die rühmen froh: Auf Wiedersehn! — — Diesem Text und seiner Verbindung mit Mendelssohns Melodie widmen wir ein tiefgefühltes: Auf Nimmerwiedersehn! Sm.

Der „Evangelische Kirchenbote. Sonntagsblatt für die Pfalz", Nummer vom 7. März d. J., bringt die Kunde, auf dem Familienabend eines protestantischen Kirchenchores in der Pfalz seien u. a. zwei Lustspiele geboten worden, betitelt „Das Räuschchen" und „Der Kater". Die gelungene Aufführung sollte zu Fastnacht wiederholt werden. Jede weitere Bemerkung ist überflüssig. Sm.

Nach siebenjähriger Arbeit wurde am 9. Mai die evangelische Garnisonkirche in Straßburg eingeweiht. Von berufener Hand wird über das Äußere und Innere des hervorragenden Bauwerks wohl noch berichtet werden. Heute soll nur der Feierlichkeiten gedacht sein, unter denen das Gotteshaus seiner Bestimmung übergeben wurde. Die Festversammlung stand sichtlich unter dem Eindruck der freudigen Schönheit der neuen Räume und durfte sich davon überzeugen, daß es dem Schöpfer der Kirche, Baurat Louis Müller aus Frankfurt a. M., gelungen ist, gleichzeitig den Anforderungen der Akustik in erfreulicher Weise zu genügen. Leider vermochte der Weihegottesdienst nicht, die Teilnehmer auf der Höhe festlicher Stimmung zu erhalten. Dies verhinderte in erster Linie das leidige, in Preußen herrschende Herkommen, der Weihehandlung einen Sonntagsgottesdienst in ganzer Ausdehnung folgen zu lassen, wodurch nicht nur jedes normale Zeitmaß überschritten wird, sondern auch eine innere Zusammenhanglosigkeit der Teile entsteht, die kein einheitliches Erlebnis mehr zuläßt. Hier tritt im Rahmen einer und derselben Feier eine doppelte Auffassung von dem Zwecke der Kirchweihe zu Tage. Einerseits wird dem Raume und allem, was er einschließt, durch einen mit oberhirtlicher Machtbefugnis ausgestatteten Geistlichen die Benediktion erteilt; andererseits wird, gut evangelisch, die Kirche durch einen erstmaligen, festlich gestalteten Gottesdienst in Gebrauch genommen. Man sollte sich für das eine oder das andere entscheiden; beides zugleich ist sicherlich zu viel. Auch fehlt, wenn wir nicht irren, unserer Geistlichkeit bisher noch einiges zu einer stilgerechten Erfüllung der Anforderungen, welche die Weihehandlung im ersterwähnten Sinne mit sich bringt. Das gleichzeitige Fignrieren dreier Pfarrer am Altar vom Präludium an ist für ein evangelisches Auge an sich auffällig; es wird peinlich, wenn das Ritual ihnen allen vorschreibt, die Programme in der Hand, der Gemeinde längere Zeit hindurch den Rücken zuzuwenden; es weckt unerwünschte Erinnerungen, wenn nach der gedruckten Festordnung die Segenspendung am Schluß des Gottesdienstes ausdrücklich dem Oberpfarrer vorbehalten wird. Zu den übrigen weitverbreiteten Unliebsamkeiten bei Feiern dieser Art zählt auch die Verwendung eines außerkirchlichen Gesangvereins, dessen Darbietungen sich nur selten dem Ganzen der gottesdienstlichen Handlung bescheidentlich und richtig eingliedern. — Anderes, was hier den Eindruck der festlichen Stunden hinderte, kommt wohl mehr auf Rechnung des Augenblicks. Die Anordnung der einzelnen Bestandteile verriet deutlich einen Mangel an eingehender Verabredung zwischen den handelnden Personen. Dieselben vielgehörten Wendungen aus dem 84. Psalm vernahm man aus zweier oder dreier Zeugen Mund. Der Organist verlor obendrein einige Male die Besinnung. Die preußische Agende erfuhr durch den Liturgen mannigfache, befremdliche Änderung; vor allem wurde als „Schriftenverlesung" eine Sammlung von Sprüchen vorgetragen, an deren Stelle wohl die meisten bibelkundigen Anwesenden jede gutgewählte Perikope vorgezogen hätten. War für Auge und Ohr der Stadtgeistlichkeit, welche im Ornat den Altar umgab, schon vieles im Verlauf der Feier verwunderlich gewesen, so hätte ihr vollends das nach der Predigt vom Männergesangverein höchst effektvoll vorgetragene Siegeslied „Wollt treten" in der „Berliner Version" (vergl. Jahrg. 1, S. 23) mit den Anspielungen auf den niedergeworfenen Feind, auf die Guten und Schlechten u. s. w. lieber erspart bleiben sollen. — Vorstehende Bemerkungen haben selbstverständlich keiner anderen Meinung zu dienen als der, daß die Vorschriften für unsere kirchlichen Feiern mannigfacher Reform bedürftig sind und daß, wo man sie zur Zeit nicht ändern kann, ihre Beobachtung viel Vorsicht erfordert. Sm.

Der Herausgeber der Siona, Max Herold, ist zum Kgl. Dekan ernannt worden. Wir sagen ihm unsre verbindlichsten Glückwünsche.

Die neue Agende der ev.-luth. Kirche in Rußland ist, wie das „St. Petbg. Ev. Sonntagsblatt" meldet, vom Herrn Minister des Innern bestätigt worden, und zwar ohne jede Abänderung gegenüber dem vorgestellten Entwurf. „Die Drucklegung" — bemerkt das genannte Blatt weiter — „erfolgt sofort, und so dürfte sie zum 1. Advent d. J. in Gebrauch kommen. Mit ihr ist eine bedeutungsvolle und segensreiche Arbeit zum Abschluß gekommen,

Digitized by Google

an welcher mehrere Jahre angestrengt gearbeitet worden ist, wobei Herr Pastor Mäthel zu St. Annen in St. Petersburg den hervorragendsten Anteil gehabt hat, und gebührt ihm daher auch der Dank der Kirche."

Bücherschau.

W. Sickel, Geschichte der St. Trinitatis-Kirche zu Ferbst. 1896. 58 S. mit drei Lichtdrucken. M. 1.25.

Die genannte Kirche ist als Siegel der Einigung nach fast 100jährigen Konfessionswirren 1683—1696 vom Fürsten Karl Wilhelm und der lutherischen Bürgerschaft durch Cornelius Ryckwaerts im edlen Barockstil gebaut. Sie wiederholt das in jener Zeit so geläufige, gleicharmige Kreuzschema, dessen Ostarm als Altarraum benutzt ist, die Kanzel am Triumphbogen, die Orgel im Westen. Die Baugeschichte ist reich an Zeugnissen des Opfersinns bei Fürst, Adel und Bürgerschaft, wie auch mühselige Kollektenreisen und pomphafte Feierlichkeiten nicht fehlen. Der Verfasser hat die Quellen verständnisvoll zu einem leicht lesbaren und in vielen Beziehungen lehrreichen Schriftchen zusammengearbeitet. Zu denken geben diese Ziffern: 1727—1736 Getaufte 776, Kommunikanten 46922; 1877—1886 Getaufte 1805, Kommunikanten 5913. Die Kirche ist übrigens die einzige in Anhalt ohne Turm und Glocken.

Dr. H. Bergner.

G. Flügel, Psalm 126. Motette für gemischten Chor. 7 S. Neuwied und Leipzig, L. Heuser. Partit. M. 1.20; einzelne St. M. —.15.

Unter den mir bekannten Kompositionen über diesen Text gebe ich der des Stettiner Meisters die Palme. Von besonders schöner Wirkung und erhabenem Eindruck ist die motivische Behandlung der Themen des 3. und 4. Verses. Für geistliche Musikaufführungen ist diese Motette besonders zu empfehlen.

Elias Oechsler, Überleitungen zum Introitus der Liturgie. 48 S. Erlangen, Th. Bläsing. Geb. M. 2.50, ungeb. M. 1.80.

Der durch seine Oratorienaufführungen und Orgelkompositionen bekannte bayerische Universitätsmusikdirektor in Erlangen bietet in diesem Heft zu sämtlichen Melodien des bayerischen Choralbuches je eine Überleitung nach C und D. Solche „Kleinigkeiten" im Gottesdienst verdienen besondere Beachtung, damit sowohl die Einheitlichkeit gewahrt, als jedes störende Element beseitigt werde. Not thut's!

C. Schmidt, Rothenburg o. T.

F. H. Eickhoff, Gütersloher Hauschoralbuch. Elfte Auflage. Neu bearbeitet von Paul Eickhoff. VIII, 296 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. M. 3.—; geb. M. 3.60.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist in zahlreichen Kreisen das Bestreben erwachsen, dem alten klassischen Choral wieder Bahn zu brechen. Winterfeld hat in seinem großen Werke über den evangelischen Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes historisch, theoretisch und praktisch für den klassischen Choral alles eingesetzt, ebenso auch in kleineren Schriften und Vorträgen, um ihn in Kirche und Volksleben wieder zu erwecken. Becker und Billroth, Tucher, Lairitz, Zahn, Riegel, Schöberlein und andere haben in größeren Werken oder in kleineren Sammlungen den Fugang zu den herrlichen Schätzen des evangelischen Kirchengesangs wieder geöffnet. Die deutsche evangelische Kirchenkonferenz in Eisenach hat ein von Tucher, Faißt und Zahn musterhaft zusammengestelltes und bearbeitetes Choralbuch herausgegeben; dazu kommen noch kleinere Versuche und bezügliche treffliche Sammlungen, die von großem Ernst für die Sache zeugen. Zu diesen Sammlungen zählen wir besonders auch die 1853 bei Bertelsmann in Gütersloh erschienene dritte Auflage des Hauschoralbuches ohne Angabe des bescheidenen Verfassers. (Die Auflagen 1 und 2, 1844 und 1850, brachten die rhythmisch belebte Form der Choräle nur ausnahmsweise.) — Nun erscheint soeben eine 11. Auflage, betitelt: „Gütersloher Hauschoralbuch von F. H. Eickhoff, neu bearbeitet von Paul Eickhoff". Als ich das Buch zur Hand nahm, erwartete ich eine erweiterte nach den bisherigen Grundsätzen bearbeitete Choralsammlung. Aber wie erstaunte ich, als ich das Buch aufschlug. Von allem, was Vater Eickhoff anstrebte, ist sozusagen nichts darin übrig geblieben, so daß ich dasselbe kaum als eine weitere Auflage des vorigen möchte gelten lassen. Die Vorrede interessierte mich zwar sehr; denn sie läßt auf den ersten anderthalb Seiten das Höchste erwarten, und man fühlt sich recht klein dem Herausgeber gegenüber. Man denkt unwillkürlich, das Buch sei ein „Noli me tangere" und müsse über alle Kritik erhaben sein. Da kommt aber unten auf der zweiten Seite des Prologs der Herausgeber uns selbst zu Hilfe, wenn er sagt: „Für die hierbei zu thuende dreifache Arbeit (Feststellung des Textes und der Melodie, sowie Zufügung der drei Unterstimmen) hat mir leider eines gefehlt, die Zeit. Seit anderthalb Jahren bin ich ungewöhnlich stark beschäftigt gewesen und erst in allerletzter Zeit habe ich mehr Freiheit gehabt, mich dem Hauschoralbuch zu widmen und die jetzt in ziemlicher Vollständigkeit vorhandenen Hilfsmittel sorgfältig zu benutzen.

Digitized by Google

So sind mir Sachen untergelaufen, die unter anderen Verhältnissen unterblieben wären, übrigens meist schon bemerkt sind und bei erster Gelegenheit abgestellt werden sollen. Dazu rechnen wir auch die beim Aufkommen der Mehrstimmigkeit ums Jahr 1000 zuerst als wohlklingend besonders empfohlenen, nachher aber verpönten Quinten- und Oktavengänge, obwohl ich gerade heraus bekenne, daß das Verbot der ersteren meines Erachtens manchmal ohne Sinn ist und eine gute Akkordfolge geradezu hindert. Indessen ich kann es machen wie Lessing mit der Einheit des Ortes und der Zeit, um Quintenjägern und ängstlichen Gemütern, die an solchen Dingen Anstoß nehmen, aber Schlimmeres durchlassen, Rechnung zu tragen u. s. w." — Wahrlich, hier hat der vorgeschützte Zeitmangel und die Manie, Kunstgesetze und Regeln, über die man nicht Meister wird, lächerlich zu machen, reiche Früchte getragen. Wenn man in einem Buche, das mit solcher Prätension auftritt, elementaren Satzfehlern, wie Quinten- und Oktavenparallelen, unvorbereiteten und ungelösten Dissonanzen aller Art, lauter Fehlern, die man keinem Anfänger verzeihen würde, auf Schritt und Tritt begegnet, so hat man bald genug. Dazu kommen noch vielfach ungeschickte, sogar stoßende Harmoniefolgen, Querstände und unruhig figurierte, dem Choral ganz unangemessene Schlußformeln. Auch die rhythmischen Verbesserungen des Herrn Eickhoff halte ich eher für das Gegenteil. Man sehe z. B. Melodien an wie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „Fröhlich soll mein Herze springen," „Jesus meine Zuversicht" u. a. m. Daß er auch am Lutherliede: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" sein Messer ansetzt, das verzeihe ihm der alte Reformator selber. Auf die Textredaktion und diesbezügliche Änderungen, welche der Bearbeiter in M.-Schr. 1. Jahrg. Nr. 5 rechtfertigt, kann ich mich nicht einlassen; es scheint mir dies auch im Vergleich mit dem musikalischen Teil im gegebenen Fall sehr nebensächlich. Das kann dann jemand anders thun bei der 12. Auflage, die mir in den folgenden Worten der Vorrede schon angekündigt scheint: „Übrigens soll meine Arbeit am Hauschoralbuch mit der bisherigen durchaus nicht beendigt sein; so wenig ich glaube, in dem, was ich für die Haupteigenschaft der neuen Auflage halte, nämlich in den sehr einfachen Grundsätzen betreffs des Melodierhythmus, je erschüttert zu werden, weil sie so naturgemäß sind u. s. w." — Wir möchten aber dann dem Verfasser raten, sich nach jeder Seite hin einen sachverständigen Freund zu Hilfe zu nehmen. Der Gegenstand ist ernst genug dazu. Denn schließlich müssen wir uns wirklich fragen: Wo soll der vollkommen reine musikalische Satz in unserer Zeit noch eine Stätte finden, wenn sie ihm im Choral nicht mehr gestattet wird?

K. Löw-Burckhardt, Basel.

Paul Weber, Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. VIII. 140 S. mit 10 Lichtdrucken und 18 Text-Bildern. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1894. M. 4.—.

Seit dem bahnbrechenden Hinweis Springers auf die reichen Quellen der mittelalterlichen Ikonographie in der Liturgie und Predigt, besonders aber im Mysterium, ist durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten allmählich ein wenig Licht in die dem modernen Bewußtsein so fremden Bilderkreise der mittelalterlichen Kirche gekommen. Man entdeckt mit Staunen, daß all die „Rätselbilder" der Malerei und Skulptur, denen gegenüber wir meist hilflos den Kopf schütteln, am letzten Ende auf die Schrift zurückgehen, nur durch die patristische Auslegung, die typologische Verknüpfung im Gottesdienst, die krause Phantasie des kirchlichen Schauspiels wunderlich erweitert, variiert, gehäuft, schließlich verzerrt. Die reinmenschliche, lichtvolle Klarheit der Antike, wie sie der Humanismus zuerst freudig empfand, hat dieser Kunst ein für allemal ein Ende bereitet. Heute kann den Jrrgarten nur zu durchschreiten wagen, wer, mit schwerer Gelehrsamkeit befrachtet, sich ganz in die scholastische Denkweise zu versetzen vermag.

Der enorme Einfluß des Schauspiels, welches, in oder vor der Kirche agiert, die Phantasie des Künstlers befruchten mußte, läßt sich fast an jedem einzelnen Typus nachweisen. Daß Kirche und Synagoge nicht gerade als exemplum docens gelten können, hat der geehrte Verfasser schließlich selbst eingesehen. Weit drastischer hätte sich das Verhältnis der beiden Künste am Prophetenzyklus, dem Marienleben oder der Passion entwickeln lassen. Denn für die erste Bildung ist wohl die patristische Litteratur ausschließlich, für die weitere Ausgestaltung die Liturgie von bestimmendem Einfluß gewesen. Nur die weite Verbreitung des Themas ist aus dem Schauspiel zu erklären. Gerade das giebt aber dem Verfasser Gelegenheit, unter Übermittelung der reichen französischen Forschung auf farbenstattem Hintergrund den innigen Zusammenhang beider Schwesterkünste zu entwickeln. Um 850 tauchen plötzlich in Miniaturen und Elfenbeintafeln, die sämtlich in der Umgegend von Metz, dem Mittelpunkte germanischer Machtentfaltung, entstanden sind, die beiden Frauen auf, zu beiden Seiten des Kreuzes gestellt, Ekklesia das Blut der Seitenwunde im Kelch fassend, Synagoge, sich mit Verachtung abwendend. Dieser Typus ist ohne erkennbare Vorlage und setzt auch schon eine längere Übung voraus; dagegen ist die später so einflußreiche Streitszene zwischen den beiden Frauen, welche fast übereinstimmend auf drei Elfenbeintafeln abseits vom Kreuz entgegentritt, zweifellos auf die pseudoaugustinische Altercatio Ecclesiae et Synagogae, eine Streitrede zwischen beiden vor dem Richter, zurückzuführen. Daß hier schon Motive aus der liturgischen Darstellung des Ostermorgens in die Bildnerei eingedrungen sind, ist wahrscheinlich, so vielleicht die Blendung

Digitized by Google

der Synagoge aus dem Frühlingsſpiel, in welchem der Frühling dem Winter die Augen auskratzt. Die eigentliche Quelle des Myſteriums in allen ſeinen Abarten iſt das Prophetenſpiel, aus dem ebenfalls pſeudoauguſtiniſchen Sermo contra Paganos, Judaeos et Arianos herausgeſchnitten, bald als Zeugnis der Propheten gegen die Juden in die Weihnachtsliturgie aufgenommen, als Schauſpiel ausgeſtaltet und darnach in die bildende Kunſt überſetzt. Indem die Streitrede der beiden Frauen mit dem Prophetenſpiel verknüpft wurde, und Ekkleſia und Synagoge als Führerinnen der Parteien eintraten, wurde die Altercatio der Mittelpunkt und Rahmen des Dramas ſowohl wie des Bilderkreiſes, der ſich namentlich an den Prachtportalen der Dome entfaltet. Doch wie alle Großthaten des Mittelalters nur aus mächtigen Volksbewegungen und flammenden Leidenſchaften erklärlich werden, ſo iſt auch der Siegeslauf dieſes Themas nur aus dem grauſam aufloderndem Antiſemitismus der Kreuzzüge zu verſtehen, und der Haß gegen das verſtockte Volk, welches mitten im heiligen Reich den Greuel des Unglaubens darſtellte, iſt je mehr und mehr der Nährboden geworden, die Ekkleſia immer herrlicher als Siegerin mit Krone, Kreuzfahne und Kelch (auf dem Tetramorph reitend) darzuſtellen, die Synagoge mit geblendeten Augen, zerbrochener Fahne, herabgeworfener Krone, von Engeln fortgeſtoßen, vom Schwert oder Spieß durchbohrt, in verächtlicher Judentracht, mit dem Beutel der Habgier, die Geſetzestafeln zerbrochen, auf lahmem Eſel reitend zu demütigen. Das Eindringen dieſer Elemente aus der Bühnenrolle, der Zug ins Realiſtiſche, Abſtruſe und Gemeine läßt ſich an dieſem wie an allen Typen der Kunſt oft wörtlich aus dem Schauſpiel belegen. Ebenfalls iſt hieraus die Verknüpfung der ſtreitenden Frauen mit dem Marienleben, dem Weltgericht, den klugen und thörichten Jungfrauen herzuleiten, wie auch das Eingreifen Chriſti und der Phropheten in den Kampf. Hingegen ſind wieder aus liturgiſchen Vorlagen andere Varianten, die Verbindung von Ekkleſia und Synagoge mit dem Meßopfer und dem lebenden Kreuz, Ekkleſia am Fuß des Kreuzes, Synagoge mit umgeſtürztem Kelch oder Marterwerkzeugen hervorgegangen. — Eine Beſprechung der Einzelheiten iſt hier nicht am Ort und Ergänzungen aus dem Denkmälerſchatz ſcheint der Verfaſſer nicht zu erwarten. Nur liegen mir Zeugniſſe vor, daß der alte Ludus paschalis in Übung blieb, als das Oſterſpiel ſchon längſt aus der Kirche gezogen war, ja noch im 16. Jahrhundert im Oſten Deutſchlands neueingeführt wurde. 1515 ſtifteten Herzog Georg und ſeine Gemahlin Barbara 2000 fl. für die Domkirche in Meißen zu einem auf drei Tage verteilten Oſterſpiel, das ſich ganz nach dem Schema der Frühzeit entwickelt. (Cod. dipl. Sax. Reg. II. 3. 329). In Erfurt ſind am „Triangel“ des Doms in der Weſtthür die 10 Jungfrauen mit Ekkleſia und Synagoge als Führerinnen aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts erhalten (Bode, Plaſtik 98 ſetzt die Apoſtel der anderen Thür 1358 viel zu früh an). Allerdings war auch Erfurt mit Judenverfolgungen voran (Sampetr. a. 1348. Rothe 594). Die Schändung der Kelche, welche Wucherjuden gern von armen Kirchen kauften, bildete neben dem Brunnenvergiften einen Hauptvorwurf und konnte aus dem Volksglauben in das Schauſpiel und die bildlichen Darſtellungen gleichzeitig eindringen. (Zu S. 130.)

Das äußerſt gewiſſenhafte, fleißige und klar geſchriebene Buch kann Freunden der Sache dringend empfohlen werden und ſelbſt als erſte Einführung in die Ikonographie gute Dienſte leiſten. Neben den gut gewählten Abbildungen erhöht ein ausführliches Inhaltsverzeichnis wie ein Ortsregiſter die Brauchbarkeit. Die erſtmalige Einführung und Beſprechung des lebenden Kreuzes werden die Fachgenoſſen dem Verfaſſer noch ganz beſonders danken.

Dr. H. Bergner.

Briefkaſten.

Aus Bayern erhalten wir auf die Anfrage in Nr. 11 des 1. Jahrgangs S. 378 folgende Antwort: „Hochdruckluftpfeifen vermögen wohl einer kleineren Orgel die Stärke eines großen Werkes zu geben, aber nicht die Klangfarbe. — 25 gewöhnliche Regiſter genügen nicht, um drei Hochdruckluftregiſtern die nötige Tondeckung zu geben. Eine gute Wirkung wird erzielt durch Verbindung einer Stentorſtimme mit gewöhnlichen Regiſtern. Hochdruckluftregiſter ſind faſt doppelt ſo teuer als gewöhnliche. Drei H.-Reg. erfordern viel größere Bälge für ſich als eine Orgel mit 25 gewöhnlichen Regiſtern. — Zu erſteren ſind zwei Kalkanten erforderlich; letztere wird durch einen Mann bedient. Sobald bei einer Orgel mit H.-Reg. dieſe in Verwendung mit andern Regiſtern kommen, benötigt man drei Kalkanten. Die hier erwähnte Orgel koſtete 18000 M., während eine gleich große Orgel ohne H.-Regiſter auf 9000 M. zu ſtehen kommt. Ein Hochdruckluftregiſter wird allein mit 600—800 M. berechnet. Eine Umwälzung des Orgelbaues nach erwähnter Hinſicht iſt nicht zu befürchten.

Druckfehler. In der vorigen Nummer S. 37, Z. 2 u. 5 v. u., S. 38, Z. 17 v. o. muß es heißen „mit den Formen der Ekſtaſe“, ſtatt „Askeſe“.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel ſind die betreffenden Verfaſſer verantwortlich.

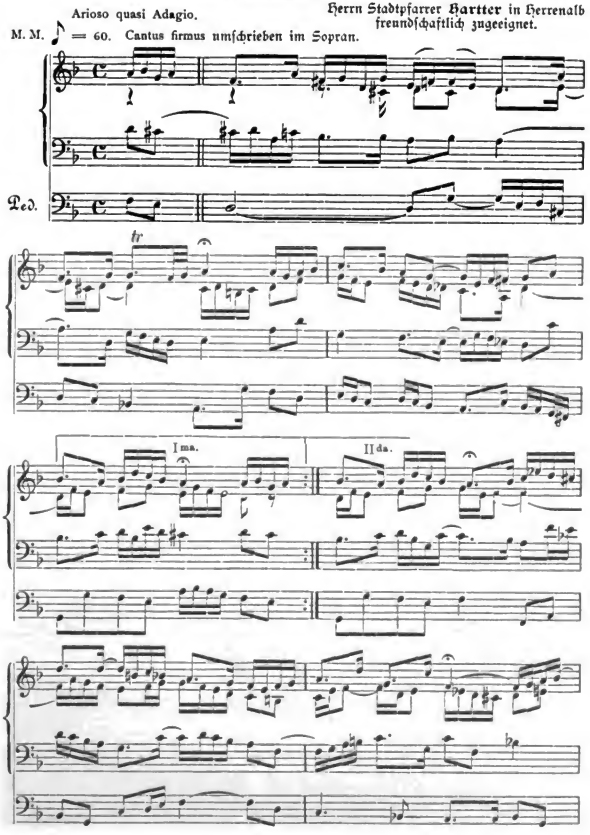
Digitized by Google

Notenbeigabe.

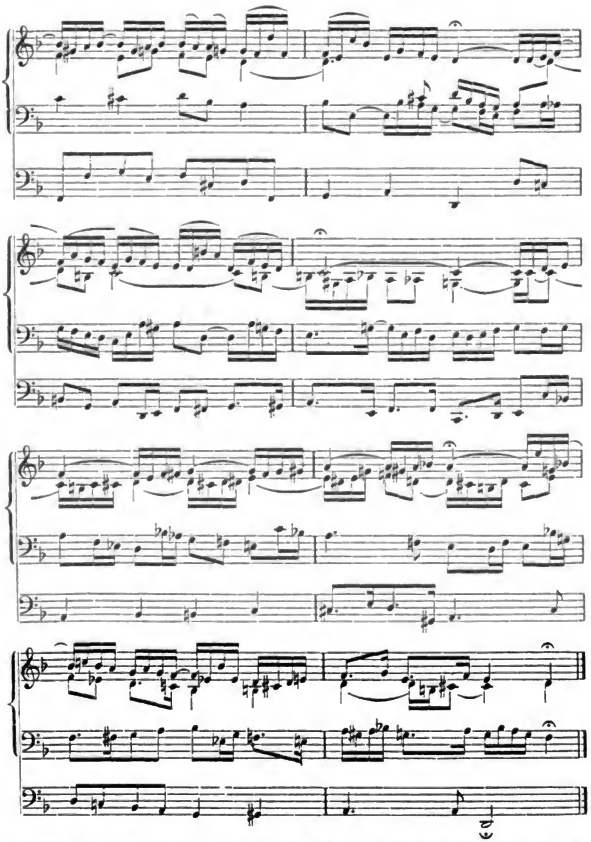
„Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ."

Choralfiguration von **Reinhold Seyerlen.** (Stuttgart).

Herrn Stadtpfarrer **Hartter** in Herrenalb freundschaftlich zugeeignet.



Digitized by Google



Anmerkung. Der Tonſatz iſt ſo eingerichtet, daß der Cantus firmus im Sopran auch auf beſonderem, eigens für ihn regiſtrierten Manual allein, die 2 Mittelſtimmen mit der linken Hand zuſammen auf einem zweiten Manual mit anderer Klangfarbe geſpielt werden können. S.

Digitized by Google

Im Verlag von **Georg Reimer** in **Berlin** erscheinen nachstehende zwei neue Zeitschriften:

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Herausgegeben von

Dr. lic. theol. **W. Staerk.**

Wöchentlich eine Nummer. Gross 4°.
Preis vierteljährlich Mk. 2.—.

Protestantische Monatshefte.

Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung.

Herausgegeben von

D. **Julius Websky.**

Monatlich ein Heft von 2—2½ Bogen.
Gross 8°. Preis pro Halbjahr Mk. 4.—.

Beide werden die Interessen des freigerichteten Protestantismus vertreten. Der „Protestant" ist für die gebildeten Gemeindeglieder bestimmt, die „Monatshefte" für die Männer des Amtes und der Wissenschaft. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn** in **Berlin W.** 8.
Wilhelmstrasse 90.

Unsere Kirchen

und

Gruppirter Bau bei Kirchen.

Von

Otto March,
Königl. Baurath.

Mit 10 Abbildungen.
Gr. 8°. **Preis 1,60 Mark.**

Staatsmedaille 1879. ✻ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.
von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.
Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.
BERLIN S.W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.
Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.
Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Den neu eingetretenen Abonnenten empfehlen wir die gediegene

Sammel-Mappe

(Preis 1 M. 25 Pf., Porto bei direkter Zusendung 30 Pf.)

zur Monatschrift, welche allseitig viel Anklang gefunden hat.

Die Nummern sind im Rücken einzeln ohne Beschädigung provisorisch **zu befestigen**, so daß sie jederzeit **so bequem wie ein Buch zu benutzen** sind und sich sauber und vollständig erhalten lassen.

Die solide

Einbanddecke zum I. Jahrgang

liefern wir ebenfalls zum Preise von 1 M. 25 Pf.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Digitized by Google

HERDER'sche Verlagshandlung, Freiburg im Br.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LIBRI LITURGICI BIBLIOTHECAE APOSTOLICAE VATICANAE

MANU SCRIPTI.

DIGESSIT ET RECENSUIT **HUGO EHRENSBERGER.**

Lex.-8°. (XII u. 592 S.) *M.* 25; geb. in Halbsaffian *M.* 30.

So bedeutsam auch die Ausbeute aus den liturgischen Manuscripten der Vaticana bisher gewesen ist, so fehlte es doch an einem zusammenfassenden Werke, in welchem die ganze Fülle dieser für die Geschichte der Liturgie und überhaupt für die theologische Wissenschaft so wichtigen Quellen nach Zahl und Werth gewissermassen mit einem Blicke überschaut werden konnte. Diese Aufgabe will das Werk von Ehrensberger lösen. Dasselbe darf auf dem Gebiete der Liturgik seinen Platz unter den hervorragendsten Quellenwerken aller Zeiten beanspruchen. Dem monumentalen Charakter des Inhalts trägt auch die Ausstattung die gebührende Rechnung.

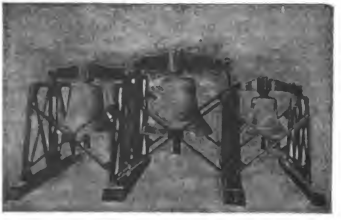
W. Franke, Naumburg a. d. Saale
Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,
von *M* 400.— an. von *M* 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Bochumer Gussstahl-Glocken.



Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Anfang 1897 mehr als 3600 Kirchen- und 5000 Signal-Glocken geliefert. — Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochum in Westfalen
Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Ausgegeben am 10. Juni 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 4. Juli 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** Bremen 1890.

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Das Abendmahl im neuen Testament.

Von

Frdr. Schultzen, Lic. theol.

1895. gr. 8. Preis 2 Mk.

Verf. sucht in dieser Schrift das in den Textvarianten des Lucanischen Abendmahlsberichtes enthaltene Problem zu lösen im Zusammenhange mit demjenigen, welches die Schlußcapitel des Lucasevangeliums der Textkritik bieten, und aus dem Context der Verse.

Die Bedeutung des Abendmahls stellt Verf. fest, indem er zunächst in objectiver, ruhiger Untersuchung, unter steter Berücksichtigung der neuesten Controversen, aus den Quellen ermittelt, wie diese den Sinn der Feier bestimmen, und dann die Frage allseitig erörtert, ob Jesus wirklich das, was sich aus den Quellen ergiebt, beabsichtigt haben kann. **Zum Verständnis der Handlung** zieht er besonders die Zeitvorstellungen, die Jesus und den Jüngern geläufig waren, heran.

Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Heinrichstr. 14. ✱ ***HANNOVER*** ✱ *Heinrichstr. 14.*

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

95582

Digitized by Google

F. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW. 12**, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling** *u. a.*

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 4. Juli 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 60 Pf.

Inhalt: Schultze, Zum Studium der kirchlichen Kunst. — Lindenborn, Wie groß ist die Anzahl der durchweg in Übung stehenden Choralmelodien? — v. Schubert, Eine anonyme deutsche Gottesdienstordnung aus der Reformationszeit. — Ernst, Schleiermacher als Liturgiker. — Scheer, Liturgisches aus der lutherischen Kirche Frankreichs. — Weizsäcker, Links „rein-pneumatische Windlade". — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau.

Zum Studium der kirchlichen Kunst

von **Viktor Schultze** in Greifswald.

Im Jahre 1839 unternahm es der bekannte württembergische Prälat Grüneisen (gest. 1878), lange Zeit Mitherausgeber des „Christlichen Kunstblattes", in einer besonderen Abhandlung den Protestantismus gegen den Vorwurf grundsätzlicher Kunstgegnerschaft zu verteidigen.[1]) Wie wenig Erfolg diese verständige Apologetik und die in derselben Richtung gehenden Bemühungen anderer bisher gehabt haben, kann man aus der soeben in der ersten Hälfte abgeschlossenen, großen „Geschichte der christlichen Kunst" von F. X. Kraus lernen, wo dem „alten, symbolgläubigen Protestantismus" auf Grund seiner Anschauung vom Sündenfall jedes positive Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst abgesprochen wird.[2]) Die Annahme einer völligen Zerstörung der ursprünglichen Menschennatur infolge der Sünde Adams vernichte die Möglichkeit einer philosophischen und ästhetischen Bethätigung des menschlichen Geistes, während die römische Kirche durch die Voraussetzung einer bloßen Schwächung der menschlichen Natur und bloßen Verdunkelung des göttlichen Ebenbildes sich den Weg zu einer innerlichen Beziehung zur Kunst von jeher offen gehalten habe. Erst dem „durch Lessing begründeten, die Fesseln der symbolgläubigen Theologie des 16. Jahrhunderts zersprengenden Protestantismus" sei es gegeben gewesen, denselben Weg zu finden. „Der moderne Protestantismus hat sich damit, ohne es zu wollen, der katholischen Auffassung ebenso genähert, wie darin, daß er in all seinen wissenschaftlichen Vertretern die Solafideslehre seiner Begründer verlassen hat."

Es ist leicht, diese Schlußkette zu zerstören; denn sie geht von einem völligen Mißverständnis des protestantischen Lehrsatzes aus. So sehr die Unfähigkeit des

[1]) De protestantismo artibus haud infesto. Tübingen 1839.
[2]) F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, Freiburg i. B. 1896. I. S. 60.

Digitized by Google

Menschen vor und außer Christus, aus eigenen Kräften zu göttlicher Erkenntnis zu gelangen, betont wird, ebensowenig ist die Möglichkeit der Kulturwirkung, also auch der Kunstleistung, je bestritten worden, auch nicht in dem symbolgläubigen Jahrhundert. Im Gegenteil, regelmäßig steht neben der Behauptung des einen Moments das Zugeständnis des zweiten. Ja, man darf noch weiter gehen und sagen, daß erst der Protestantismus durch Setzung eines neuen, die dualistische Weltanschauung des Katholizismus negierenden Lebensideals die rechte, freie Stellung zur Kunst ermöglicht hat. Eine Kirche, welche die irdische Welt nicht zu werten versteht, sondern sie in allen ihren Erscheinungen in zweite Linie stellt, verglichen mit dem Kirchlichen und Religiösen, kann der weltlichen Kunst kein volles Verständnis entgegenbringen, sondern wird in ihr immer eine Kunst niederer Ordnung sehen. Der Protestantismus dagegen kennt die Wertskala einer religiösen und weltlichen Kunst nicht, sondern bemißt die Kunst ohne jene Unterscheidung nach ihren eigenen Gesetzen und Idealen. Darum hat nicht der Katholizismus, sondern der Protestantismus das rechte positive Verhältnis zur Kunst. Ein Urteil über einzelne Künstler ist damit nicht ausgesprochen; es handelt sich uns nur darum, die Stellung der beiden Konfessionen als solcher zu präzisieren. Das Ergebnis ist das gerade entgegengesetzte als das von dem genannten Kunsthistoriker von unrichtigen Voraussetzungen aus gewonnene.

Allerdings muß zugestanden werden, daß innerhalb des geistlichen Amtes Neigung und Verständnis für die christliche Kunst in der römischen Kirche im allgemeinen größer sind als in der evangelischen. Das will indes nicht aus dem Wesen der einen und der anderen Kirche heraus erklärt sein, sondern aus der unterschiedlichen Weise der Vorbildung. Die praktische und traditionelle Richtung der wissenschaftlichen Erziehung des Klerikers ist ihrer ganzen Art nach mehr auf Berücksichtigung auch der Kunst der Kirche gewiesen als das anders gestaltete protestantisch-theologische Studium. Wie spät hat man hier z. B. auch mit der Liturgik eingesetzt. Als Verfasser in den ersten achtziger Jahren in Leipzig Vorlesungen über das evangelische Kirchengebäude und die Archäologie der mittelalterlichen Kunst begann, so war das in den evangelisch-theologischen Fakultäten damals etwas ganz Neues, während die altchristliche Kunst sich bereits hier und dort heimisch gemacht hatte, besonders in Berlin durch das eifrige Bemühen Ferd. Pipers. Auch gegenwärtig noch hat letztere das Übergewicht. Ganz mit Unrecht. Denn so sehr sie Ausgang und Basis für jegliche Forschung auf dem Gebiete der christlichen Kunst ist, so liegt uns geschichtlich und inhaltlich die kirchliche Kunst des Mittelalters viel näher. In der philosophischen Fakultät wird der nach Kenntnis derselben verlangende Theologe nur selten Befriedigung finden, da dort die Renaissance das Mittelalter fast völlig verdrängt hat und trotz einzelner Ausnahmen das Verständnis der mittelalterlichen Kunst im allgemeinen ein mäßiges ist. Aus dieser Sachlage erwächst den theologischen Fakultäten die Verpflichtung, ihrerseits für Ausgleich dieses Mangels nach Kräften Sorge zu tragen und den jungen Theologen nicht die Möglichkeit vorzuenthalten, ihre theologische Bildung in dieser Richtung zu vervollständigen. Wie der wissenschaftliche und praktische Betrieb der Liturgik zum größten Segen der gottesdienstlichen Feier neuerdings an den Universitäten ein ganz anderer geworden ist, so ist derselbe Fortschritt auch hinsichtlich der kirchlichen Kunstgeschichte zu erstreben. Doch zunächst ist mit den unzulänglichen Verhältnissen noch zu rechnen, und darin möge der im folgenden

Digitized by Google

unternommene Versuch einer kurzen Anleitung zum Selbststudium auf diesem Gebiete seine Rechtfertigung finden. Vorwiegend ist dabei das deutsche Mittelalter ins Auge gefaßt.

Der um die Erforschung der kirchlichen Kunst des Mittelalters hochverdiente, im Jahre 1890 verstorbene Pastor Heinrich Otte hat in seinen hinterlassenen Lebenserinnerungen[3]) ein Kapitel „Wie ich ein Archäologe wurde", in welchem er schildert, wie er, der Dorfpfarrer, der weder auf dem Gymnasium noch auf der Universität irgend welche Anregung für die bildende Kunst gefunden hatte, durch den Merseburger Dom auf den Weg geführt wurde, auf welchem er hernach eine so hervorragende Bedeutung gewinnen sollte. Schritt für Schritt ist er unter großen Schwierigkeiten — denn zeitlebens ist er in derselben Dorfpfarre verblieben — vorwärts gegangen, aber mit den zunehmenden Kenntnissen wuchs der Eifer des anfänglich ganz bibliothekslosen Mannes, bis er in dem unvergleichlichen, klassischen „Handbuche der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters" den Höhepunkt seines unermüdlichen Schaffens erstieg.

Die Vereinigung des Studiums der Denkmäler selbst mit der Unterweisung durch litterarische Hilfsmittel ist für unsere Frage eine selbstverständliche Forderung. Denn das Ziel darf nicht nur das theoretische Wissen, zu welchem die kunstgeschichtliche Litteratur anleitet, sondern muß auch die Fähigkeit der Beurteilung eines Kunstdenkmals sein. Was die litterarische Frage anbetrifft, so sind wir Gegenwärtigen darin weitaus günstiger gestellt als die Generation vor uns. Unter der großen Zahl einschlägiger Werke, welche unsere Zeit in rascher Folge produziert, bietet sich Ausreichendes, ja Vortreffliches in ziemlich großer Auswahl. Die neueren Reproduktionsmittel haben außerdem ein bildliches Material ermöglicht, mit dessen Reichtum und Zuverlässigkeit nichts Früheres sich vergleichen läßt. An die Stelle der einfachen Beschreibung ist die Verbindung der Beschreibung mit der Illustration als das gewöhnliche Verfahren getreten. Aus der Fülle hebe ich das heraus, was dem praktischen Zwecke des Selbststudiums am meisten entspricht, ohne damit andere Hilfsmittel auszuschließen. Es ist zunächst wichtig, den einfachsten und sichersten Weg kennen zu lernen.

An erster Stelle verdient das mit dem Jahre 1858 beginnende „Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus" genannt zu werden, welches heute noch der schönen Aufgabe, über die christliche Kunst der Vergangenheit und Gegenwart zu unterrichten und Fingerzeige über Bau und Einrichtung evangelischer Gotteshäuser zu geben, erfolgreich dient. Es ist das einzige Organ dieser Art, über welches die evangelische Kirche verfügt, und verdient jede Empfehlung.[4]) Wo die Aufgabe als eine rein wissenschaftliche, ohne direkte Abzweckung auf Anwendung, gefaßt wird, bleibt Ottes eben genanntes Handbuch[5]) das Hauptwerk, das sich nicht umgehen läßt. In alle Einzelheiten des großen, inhaltreichen Gebietes führt

---

[3]) Aus meinem Leben. (Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seinen Söhnen.) Leipzig 1893.

[4]) Erscheint monatlich zum Preise von 4 Mark jährlich in Stuttgart bei J. F. Steinkopf. Der jetzige Herausgeber ist Oberkonsistorialrat Dr. Joh. Merz. Jede Nummer enthält gute Abbildungen.

[5]) H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. 5. A. hg. von Oberpfarrer Wernicke. Leipzig 1883. 1885 (mit Textabbildungen und mehreren Tafeln). 36 Mark.

Digitized by Google

es hinein und giebt dem auf bestimmte Punkte zielenden Leser durch ausführliche Litteraturnachweise die Richtung des weiteren Weges an. Die Darstellung ist kurz gefaßt und klar. Leider entspricht die Zahl und überall auch nicht die Qualität der Abbildungen der inhaltlichen Bedeutung des Buches und den billigen Anforderungen der Gegenwart. Auch ist das entwickelungsgeschichtliche Moment nicht genügend herausgearbeitet und der altchristlichen Periode nicht hinreichend Sorgfalt geschenkt. Doch diese Einzelheiten bestimmen nicht den Wert des ausgezeichneten, aus einem deutschen Pfarrhause hervorgegangenen Buches. Nur ganz bescheidenen Ansprüchen genügt ein Einleitungsbuch des bekannten Kunsthistorikers Wilhelm Lübke[6]); es ist zur ersten Einführung und allgemeinen Orientierung vielleicht brauchbar. Eine in Aussicht stehende neue Bearbeitung macht hoffentlich etwas Besseres daraus. Das Gesamtgebiet der christlichen Kunst umspannt die eingangs erwähnte „Geschichte der christlichen Kunst“ von F. X. Kraus (Prof. der katholischen Theologie in Freiburg i. B.), deren erster Band vorliegt[7]), welcher, ganz allgemein charakterisiert, die Vorgeschichte der mittelalterlichen Kunst enthält. Der Verfasser ist als gelehrter Kenner und feinsinniger Beobachter der christlichen Kunstdenkmäler bekannt und versteht es, anschaulich und sicher in die geschichtliche Situation und die durch sie gebotenen Probleme einzuführen. Diese Vorzüge des Verfassers trägt auch diese Geschichte der christlichen Kunst, und niemand wird das Buch aus der Hand legen ohne die Empfindung, ihm Anregung und positiven Gewinn zu verdanken. Am ehesten lassen sich Einwendungen gegen die Anschauungen und Ausführungen über die altchristliche Kunst, besonders über deren die Bildwerke, erheben. Bekanntlich scheiden sich hier immer noch scharf die katholische und die protestantische Forschung.[8]) Und so sei mir gestattet, hier meine „Archäologie der altchristlichen Kunst“[9]) zu nennen, in welcher in ausführlichem Eingehen auf die gesamte Kunstthätigkeit der alten Kirche die andere Auffassung zum Worte gekommen ist. Neben diesen Schriften der neueren Zeit sei aber auch der Werke zweier Männer gedacht, die schon vor Otte das Verständnis der christlichen Kunst in Deutschland erfolgreich angebahnt haben und die nur unverständige Überhebung als überholt ansehen kann, ich meine Franz Kugler und Karl Schnaase, die beide zu den ersten in den Reihen echt protestantischer Kunstforscher gehören und wie wenige der Geschichte und den Lebensäußerungen der christlichen Kunst mit innerem Verständnis nahegetreten sind.[10])

[6]) W. Lübke, Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters. 6. Aufl. Leipzig, 1873 (271 S. mit 226 Illustrationen). Antiquarischer Preis jetzt ca. 3 M. Seit kurzem ist das Buch aus dem bisherigen Verlag an die A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme) in Leipzig übergegangen, die eine neue, aber wohl noch in der Ferne liegende Ausgabe vorbereitet

[7]) Er umfaßt die altchristliche, die byzantinische Kunst und die Anfänge der nordischen Kunst (621 S. mit 484 Textabbildungen). 16 Mark.

[8]) Wenn im genannten Werke gelegentlich der altchristlichen Symbolik, S. 74 A. 1 gesagt ist, daß ich meine frühere Auffassung hätte „sehr zurücktreten lassen“ und mich der römischen „genähert“, so kann ich das in keiner Weise zugeben. Meine prinzipielle Beurteilung des altchristlichen Bilderkreises ist seit 1880 dieselbe geblieben.

[9]) Viktor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst, München, 1895 (382 S. mit 120 Abbildungen). 10 Mark.

[10]) Franz Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2 Bde., Berlin, 1847; 5. A. von Lübke, Stuttg., 1872 (ich gebe immer noch der ersten Auflage den Vorzug); Karl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, Düsseldorf, 1843 ff. 7 Bde. (bis Ende der Gotik); 2. A. von Lützow, Lübke, Woltmann, Dobbert, Stuttg., 1865 ff. 8 Bde.

Digitized by Google

Gehen wir vom Allgemeinen nun zum Engeren, so verdienen zunächst Beachtung die seit längerer oder kurzer Zeit in Angriff genommenen und zum Teil abgeschlossenen inventarisierenden Beschreibungen der Kunstdenkmäler einzelner Länder und Provinzen. Wir haben deren bereits eine stattliche Zahl; sie sind nach Inhalt und bildlicher Ausstattung verschieden, aber im großen und ganzen geeignete Führer, die über ein durch bestimmte Tradition und Gleichartigkeit zusammengehaltenes Gebiet ausreichend belehren. Die Kirchen sind von ihnen ausnahmslos berücksichtigt, und damit gewähren sie die nächste Anleitung zu eigenem Forschen in kleinerem oder größerem Kreise. So leiten sie zur Monographie über. Es ist für die Erwerbung kunstgeschichtlichen Urteils von größtem Werte, von dem allgemeinen Wissen aus zu gründlichem Studium eines Kunstdenkmals — das geeignetste ist ein kirchliches Bauwerk — überzugehen und damit gleichsam seine Kenntnisse zu erproben. Jede, auch noch so einfache Dorfkirche schickt sich dazu. Ihre Geschichte, ihren Stil, Grundlage und Aufbau, und die in ihr etwa vorhandenen Skulpturen und Malereien u. s. w. festzustellen und zu verstehen und dieses Einzelwerk als ein Glied eines größeren Ganzen zu begreifen — das sollte jedem Pfarrer als eine schöne und pflichtmäßige Aufgabe erscheinen. Geschichtsdarstellungen von Landgemeinden sind in jüngster Zeit mehrfach versucht worden, und dabei mußte auch auf das Kirchengebäude Rücksicht genommen werden. Und das wäre ja das wünschenswerteste, daß beides sich verbände, daß das geschriebene und das monumentale Geschichtszeugnis sich ergänzten zur Gewinnung eines sicheren Geschichtsbildes. Erfreulicherweise sind auch in älterer und neuerer Zeit sowohl in Zeitschriften — besonders der lokalen Geschichtsvereine — wie auch in der Form eigener Publikationen zahlreiche kunstarchäologische Monographieen und andere Beiträge aus der Hand evangelischer Geistlichen gekommen. Ich nenne nur als eines der jüngsten Beispiele die treffliche Beschreibung des Domes von Halberstadt von Oberdomprediger Hermes.[11]) Dem Anfänger wird es in der Regel schwer fallen, die Summe der Fragen zu wissen, die ein Denkmal zur Beantwortung an ihn stellt, und die beachtet und beantwortet sein wollen, wenn nicht ein Fragment entstehen soll. Dafür leistet ein kleines Büchlein Ottes[12]) gute Dienste; scharfe Aufmerksamkeit und Überlegung thun das übrige dazu.

Hier möchte man vor allem thätiges Interesse wünschen. Wie selten begegnet einem ein Geistlicher, der den Drang empfunden hat, sich ein geschichtliches Bild von dem Bauwerke zu machen, in welchem er sein heiliges Amt regelmäßig ausübt und das im Ansehen seiner Gemeinde und für die Geschichte seiner Gemeinde eine besondere Bedeutung hat. Ein tieferes Interesse für Kunst läßt sich freilich nur ausnahmsweise durch bestimmte Einwirkung hervorrufen, und es soll denen, an welchen sich solche Einwirkung nicht einmal versucht hat, kein Vorwurf wegen ihrer Interesselosigkeit gemacht werden. Aber hier tritt statt des Interesses eine gewisse moralische Verpflichtung ein, und es ist in jedem Falle ein Mangel, wenn

---

[11]) Der Dom zu Halberstadt. Seine Geschichte und seine Schätze. Halberstadt, 1896 (150 S. und zahlreiche Abbildungen). 4 Mark.

[12]) Archäologischer Katechismus. Kurzer Unterricht in der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. 1. A. Leipzig, 1859; 2. A. 1872, 2,40 Mark. — Als ein gutes Buch kann auch das eines katholischen Verfassers empfohlen werden: Mathias Hiptmair, Anleitung zur Erforschung und Beschreibung der kirchlichen Kunstdenkmäler, 2. A. Linz, 1892 (152 S.); 2,60 Mark.

Digitized by Google

das Verhältnis des Geistlichen zur Geschichte und Form seines Gotteshauses nicht über völlige Gleichgültigkeit und Unwissenheit hinausgeht.

In zahlreichen Fällen versagen die allgemeinen Darstellungen, und man ist auf Sonderdarstellungen einzelner Gebiete gewiesen. Hier stehen für die kirchliche Baukunst tüchtige wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung. Der altchristlichen Architektur ist ein Buch von H. Holtzinger mit zahlreichen guten Abbildungen gewidmet.[13]) R. Adamy hat in seiner mehrbändigen „Architektonik" eine geistvolle, auf das religiöse und Kultur-Leben basierte Entwicklungsgeschichte auch der christlichen Baukunst, die mit Gewinn benutzt werden kann, gegeben[14]); alles aber wird durch das meisterhafte gemeinsame Werk von Dehio und von Bezold über die kirchliche Baukunst des Abendlandes überholt.[15]) Es war ein glücklicher Gedanke, daß sich Kunsthistoriker und Architekt dazu zusammenthaten und so ebenso technische Genauigkeit wie geschichtliches Verständnis in gleicher Weise zu ihrem Rechte kamen. Das Hauptgewicht ist in diesem noch nicht abgeschlossenen Buche auf die vortrefflich ausgeführten und besonders für Unterrichtszwecke gedachten Tafeln (bis jetzt an 450) gelegt. Eine ausgezeichnete „Geschichte der deutschen Baukunst" endlich verdanken wir Robert Dohme, deren Abbildungen an Zahl, Auswahl und Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen.[16]) Doch kommt in den drei letztgenannten Werken die archäologische Seite nicht zu ihrem Rechte; die Aufmerksamkeit ist fast ausschließlich auf die geschichtliche und die ästhetische Seite gerichtet, die für uns nicht in erster Linie stehen. Ergänzungen wird man sich hier vor allem aus Ottes angeführtem Handbuche holen müssen.

Eine Geschichte der christlichen Malerei hat vor nicht langer Zeit E. Frantz (Prof. der kath. Theologie in Breslau) abgeschlossen[17]), die im allgemeinen ein günstiges Urteil verdient. Näher steht uns und einen höheren Wert beanspruchte nach Form und Inhalt Janitschecks Geschichte der deutschen Malerei[18]). Der christlichen Malerei, für welche der als Professor der Kunstgeschichte in Leipzig 1893 verstorbene Verfasser Verständnis besaß, ist gebührend Beachtung geschenkt. Noch wichtiger als in der Baukunst ist hier das archäologische Verständnis, und dazu geben diese beiden Werke wenig Anleitung. Um die Symbole, die Figuren, die Komposition zu verstehen, sind weitere Hilfsmittel erforderlich, in erster Linie ikonographische Litteratur. Diese hilft uns unter anderem die Gestalten aus ihren Attributen zu deuten, gelegentlich auch unter Anführung der Legende Szenen uns verständlich zu machen, zu deren Begreifen uns sonst der Schlüssel fehlt. Wir

---

[13]) Die altchristliche Architektur in systematischer Darstellung. Stuttgart, 1889 (288 S. mit 188 Abbild.). 8 Mark.

[14]) Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage, II, 1—3: altchristliche, romanische und gotische Zeit. Hannover, 1884—1889 (zusammen 1424 S. mit 892 Abbild.). 37 Mark.

[15]) Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, historisch und systematisch dargestellt. I. Stuttg., 1892.

[16]) Berlin, 1887 (440 S. mit 332 Textabbildungen u. 54 Tafeln). 22,50 Mark. Das Buch bildet, wie auch die im folgenden zu nennenden von Janitschek, Bode und Falke, einen Teil der von der Groteschen Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Geschichte der deutschen Kunst".

[17]) Geschichte der christlichen Malerei. 2 Bde. Freiburg, 1887. 1894 mit Tafeln. 38 Mark.

[18]) Berlin, 1890 (663 S. mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln). 32,50 Mark.

Digitized by Google

sehen etwa ein Weib, mit einem Schwert in der Hand, zu deren Füßen ein zerbrochenes Rad liegt, und können nicht wissen, daß dieses die hl. Katharina von Alexandrien ist, die auf dem Rade, dann mit dem Schwerte gerichtet werden sollte, beide aber zerbrachen bei der Exekution. Gerade weil die Zahl der in der kirchlichen Kunst des Mittelalters zur Darstellung gekommenen männlichen und weiblichen Heiligen so groß ist, bedarf es einer genaueren Orientierung über ihre Attribute und ihre Legende, aus welcher die Attribute zumeist stammen. Ein übersichtliches und ziemlich vollständiges Verzeichnis der Heiligen und ihrer Attribute hat in früherer Zeit J. v. Radowitz zusammengestellt,[19]) neben welchem aber auch der Protestant Alt genannt werden muß[20]). Ein umfangreiches Werk darüber hat erst kürzlich der Katholik Heinrich Detzel geliefert[21]), das zwar wissenschaftlichen Anforderungen nicht entspricht, aber als Nachschlagebuch sich wohl eignet. Willkommen ist im besonderen die Mitteilung der Legenden.

Hinsichtlich der Skulpturen begnüge ich mich auf W. Bode[22]) zu verweisen. Über feste oder bewegliche Gegenstände in der Kirche (Glasgemälde, Altar, Kanzel, Gestühl, Kruzifixe, Vasa sacra, Paramente u. s. w.) sind fast ausnahmslos Monographieen vorhanden, so über Paramente ein gründliches Werk des Domkapitulars Franz Bock.[23]) Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Glocken. Was sich an ihnen lernen läßt, wie viel von religiösen Vorstellungen und kirchlichen Gewohnheiten sich an sie geknüpft hat und zum Teil noch knüpft, hat wiederum Otte[24]) zuerst uns gezeigt. Andere sind mit Nachlesen hinter ihm hergegangen, wie Pfarrer Bergner[25]) oder Hofprediger Schubart[26]) in Ballenstedt mit seinem umfangreichen Buche über die Glocken Anhalts, einer beachtenswerten Leistung. Die Beschäftigung mit den Kirchenglocken erfordert zwecks Entzifferung der Inschriften gewisse epigraphische Vorkenntnisse. In der ersten Hälfte des Mittelalters bieten die Schriftformen nur geringe Schwierigkeiten, um so größere aber nicht selten in der zweiten Hälfte, welche die gotische Minuskel, die sog. Mönchsschrift, produzierte. Hierfür sind mir genügende Hilfsmittel nicht bekannt. Unter Zuhilfenahme der kurzen Bemerkungen in Ottes Kunstarchäologie muß man sich durch Übung selbst zu fördern suchen. Das Abklatschen der Inschrift mit festem, angeweichtem und mit Hilfe einer Bürste in die Vertiefungen eingeschlagenen Löschpapiere schafft den Vorteil, daß man die Inschrift bequem an anderm Orte lesen kann.

In diesem Zusammenhange sei auch der Epitaphien gedacht, die leider allzu oft als Fußbodenplatten dienen müssen und dabei ihre Inschriften allmählich verlieren. Ein Corpus Inscriptionum der Parochie sollte in keinem Pfarrarchiv fehlen.

---

[19]) Ikonographie der Heiligen, Berlin, 1839 (in vermehrter Auflage in des Verfs. Gesammelten Schriften, I. Berlin, 1852).

[20]) Die Heiligenbilder oder die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft. Berlin 1843.

[21]) Christliche Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständnis der christlichen Kunst. I. Freiburg, 1894 (583 S. mit 220 Abbild.), II, 1896 (713 S. mit 518 Abbild.) ca. 15 Mark.

[22]) Geschichte der deutschen Plastik. Berlin, 1885 (257 S. mit Textbildern und Tafeln). 14 Mark. Dazu Jakob von Falke, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Berlin, 1888 (218 S. mit zahlreichen Abbild.). 14 Mark.

[23]) Geschichte der litnrgischen Gewänder des Mittelalters. 3 Bde. Bonn, 1859—71. 38 Mark.

[24]) Glockenkunde, 2. A. Leipzig, 1884. 7 Mark.

[25]) H. Bergner, Zur Glockenkunde Thüringens. Jena, 1896 (104 S. u. 12 Tafeln). 2 Mk.

[26]) Die Glocken im Herzogt. Anhalt. Dessau, 1896 (579 S. und über 300 Abbildungen).

Digitized by Google

Ich komme zum Schluß dieser kurzen litterarischen Orientierung.[27]) Mancher vermißt wahrscheinlich dieses oder jenes darin; doch es sollte nur eine feste Richtlinie gegeben werden. Wer ihr folgt, findet ohne weitere Führung, was er etwa noch braucht. Nur sei nochmals nachdrücklich darauf hingewiesen, daß ein wirklicher Erfolg von der in richtiger Weise und zu richtiger Zeit vollzogenen Verbindung des theoretischen Studiums mit der praktischen Erfahrung an den Denkmälern selbst abhängen wird.

In unserer Zeit ist die Frage nach einer baulichen Neugestaltung des evangelischen Gotteshauses eine brennende. In großer Zahl bieten sich Reformpläne an. Man mag nun dem Gedanken einer Reform zustimmen oder die Tradition vertreten, in jedem Falle ist das Recht des Urteilens in dieser Frage gebunden an ein Wissen der geschichtlichen Vergangenheit der kirchlichen Baukunst. Indes auch wo dieses Problem nicht vorhanden ist, wird, sei es bei Neubauten, sei es bei Restaurierungen, der unkundige Geistliche dem Architekten und der in diesen Dingen nicht immer glücklichen Behörde vollständig unterworfen sein. Es ist aber kein würdiger Zustand, daß die, welche das Gotteshaus zunächst angeht, der Geistliche und die Gemeinde, in solchen Fällen über die Rolle von Zuschauern nicht hinausgehen und verständnislos und willig nehmen, was man ihnen bietet. Wohin schließlich solche Passivität führt, dafür liegen leider allzu zahlreiche bedauerliche Beispiele vor, besonders bei Restaurierungen. Es fehlt gewiß nicht an tüchtigen Kirchenbaumeistern in der Gegenwart, die nicht nur die Formen, sondern auch die Gedanken, die religiöse Sprache der kirchlichen Kunst verstehen; aber sie sind eine Ausnahme, und in die Landgemeinden reicht ihr Wirken selten hinein. Hier muß der Geistliche als der in erster Linie verantwortliche Mann sich fühlen, wie er es auch in Wahrheit ist, und, unterstützt durch das, was sein akademisches Studium über Geschichte und religiöses und gottesdienstliches Leben der Kirche ihn gelehrt hat, zwar nicht mit einem technischen, wohl aber mit einem im höchsten Sinne fachmännischen Urteile seinen festen Stand nehmen gegenüber allem Experimentieren und Schematisieren. Wenn dieser Posten nicht gehalten, ja verstärkt wird, so geraten wir unaufhaltsam mit der kirchlichen Baukunst in öde Gleichmacherei und flache Modernisierung hinein. Das darf uns nicht gleichgültig sein.

Von dieser Empfindung aus sind diese Worte geschrieben. Mögen sie um der ernsten Sache willen auf fruchtbaren Boden fallen.

Wie groß ist die Anzahl der durchweg in Übung stehenden Choralmelodien?

von **Adolf Lindenborn**.

Der Name Philipp Spitta († 13. April 1894 in Berlin) wird, wie ich hoffe, vielen Lesern dieser Monatschrift unvergessen sein. Wenn er in der „Deutschen Rundschau" (Berlin, Gebrüder Paetel) in einer musikwissenschaftlichen Frage oder auch,

[27]) In vielen, vielleicht in den meisten Fällen sind die einschlägigen Werke, wenn ihr Erscheinen einige Jahre zurückliegt, zu antiquarischem Preise zu beziehen. Ich nenne beispielsweise die Firmen: List u. Francke, Leipzig, Thalstraße 2; Ignaz Seiling, Münster, Ludgeristraße 79 (spez. Rheinland und Westfalen); Karl Hiersemann, Leipzig, Königsstraße 3.

Digitized by Google

um einen hervorragenden Komponisten zu ehren, das Wort ergriff, so war man eines hohen Genusses gewiß. Stilistisch tüchtig, inhaltlich ausgezeichnet durch Sorgfalt und gerechte, allseitig abwägende Kritik und Charakterisierung, gewinnend und aufs höchste fesselnd durch die ganze Art und Weise der Darlegung: so waren Spittas sachkundige Beiträge zu jener vielgelesenen Monatsschrift. Seine Feder ist seitdem in ihr nicht ersetzt, es klafft eine sehr fühlbare Lücke. Die Verlagshandlung hat Spittas Arbeiten gesammelt herausgegeben[1]); auf sie möchte ich die Aufmerksamkeit solcher Musikfreunde hinlenken, die deren Bekanntschaft noch nicht gemacht haben. Man wird allezeit aus ihnen Belehrung, Förderung in hohem Grade und Genuß schöpfen.

Spitta streifte in einem seiner Artikel die an die Spitze dieser Zeilen gestellte Frage: Wie weit reicht in unserer deutschen evangelischen Kirche die Gesangfähigkeit der Gemeinden? Wie groß ist der Schatz von Choralmelodien, dessen man sich in Nord-, Mittel- und Süddeutschland bemächtigt hat? Sicherlich eine Frage von hohem Interesse! Es leuchtet ein, welch eine Bedeutung sie für das ganze kirchliche Leben hat; denn nicht gleichgültig darf es erscheinen, ob unsere Gemeinden einen Reichtum von Melodien ihr eigen nennen, oder ob sie sich nur in einem engen Zirkel bewegen.

Von Spitta durfte man von vornherein annehmen, daß er sich, wenn er sein Urteil abgab, vorher nach Möglichkeit orientiert, daß er genaue Umschau auf dem Gebiet, über das er sich litterarisch verbreiten wollte, gehalten hatte. Nach seinen Erkundigungen hinsichtlich der Zahl der durchweg üblichen Melodien in den Gemeinden Deutschlands wollte er nicht über 30 Choräle hinausgehen; ja, es schien ihm ungewiß, ob diese Ziffer von vielen Gemeinden nur erreicht würde.

Mich frappierte die niedrige Ziffer, und ich hielt in unserer Gegend (Wetzlar-Gießen-Marburg) sorgfältige Umschau, verglich auch mit dem Erkundeten frühere Erfahrungen vom linken Rheinufer, Regbz. Koblenz und Trier (also Rheinprovinz und angrenzende Gebiete, Pfalz, Hessen, Nassau u. s. w., aber in weit von einander gelegenen Gebieten), die ich Jahre hindurch hatte sammeln können. Die Zahl der Choralmelodien, die in Übung stand, stieg nach meiner Schätzung auf 50, ja 60 und mehr. Auf meine briefliche Einsprache blieb Spitta bei seiner Anschauung. Daraufhin stellte ich genau die in den Gemeinden üblichen Melodien (zwischen 50 und 60) zusammen, legte die Angelegenheit einer von ca. 50 Lehrern besuchten Konferenz auf Burg Gleiberg (bei Gießen) vor und bat die einzelnen Teilnehmer der Konferenz um ihr bestimmtes Urteil. Im großen und ganzen waren in den hiesigen Gemeinden dieselben Melodien in Übung und zwar so, daß sie jederzeit von der Gesamtgemeinde mitgesungen werden konnten. Einzelne Lieder und Melodien, so wird es überall sein, standen mehr lokal in Übung; aber die Zahl bewegte sich zwischen 50 bis 60. Darüber war keine Meinungsverschiedenheit. Die Angelegenheit wurde mit Nennung der Melodien in dem Evangel. Monatsblatt für die Schule von Prof. Dr. Alexander Kolbe (Treptow an der Rega) veröffentlicht und der Dissensus gegen Phil. Spitta dort begründet.

Damit war die Sache einstweilen erledigt. Phil. Spitta ist inzwischen heimgegangen, ebenso auch der treffliche Direktor des Bugenhagen-Gymnasiums zu Treptow. Die kleine Kontroverse ist mir — um der Sache willen — manchmal in der Kirche und außerhalb des Gottesdienstes vor die Seele getreten.

[1]) Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. Berlin, Paetel, 1892.

Digitized by Google

Sollte unser deutsches Volk im Durchschnitt wirklich nur ca. 30 Melodien in kirchlicher Übung haben? Welch eine Menge von herrlichen geistlichen Liedern würde damit vom kirchlichen Gebrauch ausgeschlossen sein! Sie werden ja gewiß hier und da im Hause und wohl auch einige im Religionsunterricht gelesen. Aber rechte Wirkung thut doch gewiß nur das mit innerster Herzensteilnahme gesungene Lied, und viele Gemeindeglieder werden an den nicht gesungenen Liedern einfach vorübergehen und sie kaum kennen lernen, geschweige denn lieb gewinnen. Man frage sich nur: was wären uns unsere herrlichen Lieder, Ein' feste Burg, Eins ist not, Lobe den Herren, O daß ich tausend Zungen hätte, Fahre fort, Zion fahre fort, Wie schön leuchtet der Morgenstern, Wie soll ich dich empfangen u. s. w. wenn nicht der gemeinsame Gesang die Seele wie auf Adlersfittichen hinauf zu dem Herrn unserm Gott und seinem Gesalbten erhöbe?

Vielleicht gelingt es, ein ziemlich genaues Bild über die Verbreitung der Choralmelodien in unserer deutschen evangel. Kirche nach zuverlässigen Angaben mit der Zeit zu zeichnen. Unsere hiesigen Gemeinden sind gar nicht hervorragend singelustig oder musikalisch beanlagt. Dennoch ist es wiederholt gelungen, eine leicht ins Ohr fallende neue Melodie, war sie zwei-, dreimal für den Gottesdienst gewählt, von der ganzen Gemeinde singen zu lassen. Hier werden Pastor und Lehrer mit Freuden ihre Schuldigkeit thun; der erstere, wenn er im Besitze kräftiger Stimmmittel ist, auch dann, wenn er zweimal zu predigen hat, in der Muttergemeinde und im Filial. Er muß, wenn er kann, freudig vorangehen, und der Organist (Lehrer) darf nicht bloß auf der Orgel sitzen und spielen, sondern er muß, zumal er ja in der Regel von der Übung und Vorbereitung in der Schule her die Melodien wie die Lieder kennt, mit warmem, singfreudigem Herzen in der Gemeinde einsetzen und ein Kantor sein, der hell und klar — neben den Registern des Orgelwerks — vor allem auch sein eigenes Register in der Kehle zieht. Ich setze natürlich voraus, daß nach der anstrengenden Schularbeit der Woche ihm noch Stimme zur Genüge für den Sonntag verbleibt, um dem himmlischen Lehrmeister (Evang. Johann. 7, 16. 17) ein Lob- und Dankopfer darzubringen. So wird, wenn alles in eins klingt, Gemeinde, Pastor, Organist und Kantor, sich vieles Herrliche und das Herz Erhebende — ich möchte sagen: mit leichter Mühe — erreichen lassen, und es mögen alle Beteiligten in Vorahnung dessen stehen, wie sie im Himmelreich einmal um den Thron des Höchsten tief dankbar singend und jubilierend ihren Gott in Ewigkeit preisen werden.

Wir erfreuen uns in Rheinland und Westfalen eines neuen Gesangbuchs mit 537 Liedern; die einfache Ausgabe, leidlich gut gebunden, mit Noten bei jedem Liede, kostet 1 Mark. Die Noten machen manchem, der gerne singt, rechte Freude; er lernt sie kennen, er lernt nach ihnen singen, auch der einfache Mann vom Lande. In diesen Tagen (Anfang April) habe ich noch einmal die Melodien des neuen Gesangbuches gezählt, wie sie jeder Zeit von der Gemeinde gesungen werden können; es waren deren 66. Unsere Gemeinden befinden sich in sehr mittelmäßiger Vermögenslage, nur ganz wenige sind leidlich bemittelt. Nur um anderen Mut zu machen, teile ich noch mit, daß innerhalb von 1 bis $1^1/_2$ Jahren der Kirche der Muttergemeinde von einem Gemeindeglied eine Orgel neu geschenkt worden ist, daß der Orgel in der Filialkirche zwei neue wichtige Register eingefügt wurden: Flöte 8′ und Subbaß 16′. Auch die ärmsten Tagelöhner zeichneten zu den Kosten (über 200 Mark) ihre Scherflein, und als die Summe gezahlt werden mußte, waren die

Digitized by Google

gezeichneten Beiträge in zwei Tagen beisammen. Die Augen glänzten, als zum ersten Male die neue und die erneuerte (erweiterte) Orgel ertönte, und ich denke, mancher freut sich an den Sonntagen in dem Gedanken: auch ich habe etwas mit beigesteuert, und singt um so fröhlicher mit zum Orgelklang. So läßt sich — zur Hebung des Gesanges und damit des Gottesdienstes — gewiß mancher Orten allerlei thun, und es wäre wohl manchem Leser eine Genugthuung, wenn konstatiert würde, daß recht viele unserer Gemeinden im Besitz eines großen Melodienschatzes sich befänden. Hierzu möchten in etwas auch diese Zeilen beitragen.

Eine anonyme deutsche Gottesdienstordnung aus der Reformationszeit

mitgeteilt von **Prof. Dr. v. Schubert** in Kiel.

Vorbemerkungen:

Unter den in meinem Besitze befindlichen Papieren des Nürnberger Ratsschreibers Laz. Spengler befindet sich die folgende kurze anonyme Gottesdienstordnung, $2^1/_8$ Seiten in Folio (mit Umschlagbogen) sehr deutlich geschrieben. Die Sprache weist nach Süddeutschland, und zwar nach Bayern (domit, hoben, zschoffen), aber nach Schwaben zu (das endt im Plural, liebendt, seiendt 2c.). Herr Prof. Kauffmann würde sie am ehesten nach dem Ries, in die Gegend von Nördlingen oder Dinkelsbühl oder Weißenburg setzen. Dazu würde auch der Inhalt wohl passen, der von Wittenberger Vorbildern wenig beeinflußt zu sein scheint. Wie in Nürnberg[1]) (übrigens auch in Nördlingen; vergl. Billican's Renovatio bei Richter, Kirchenordnungen I, 19) geht am Sonntag die Predigt der Messe voraus, diese selbst erscheint wesentlich deutsch, mit dem Gloria als deutschem Gemeindegesang, einem ausführlichen allgemeinen Kirchengebet (vergl. das Gebet vor der Predigt in Nürnberg im Berichte von 1526), einer überaus reichlichen Lektion aus beiden Testamenten, Psalm, Epistel und Evangelium, die alle noch dazu erklärt werden (vergl. wieder die Nürnberger Weise). Nach dem Glauben (deutsch?) folgt unmittelbar die eigenartige Exhortatio, die nach Rekapitulation der vielfältigen, vorhergegangenen Belehrungen beim Abendmahl vorzüglich den Charakter als Gemeinschaftsfeier mit dem Herrn und untereinander betont und einen Beichtspiegel, nicht wie Luther in der Deutschen Messe in einer Paraphrase der 10 Gebote, sondern ganz neutestamentlich an der Hand der christlichen Haustafel aus dem Epheserbrief vorhält. Der Schluß erinnert in seiner Schlichtheit ganz an die altchristliche Didache, cap. XIV, 1. 2. Damit bricht es ab; ob absichtlich, ist nicht deutlich.

Diese Schlichtheit, mit der man apostolischem Brauche nahezukommen sucht, die bei allem Reichtum theologisch unentwickelte Art ist der eine Grund, weswegen ich das Stück noch in die ersten Jahre der reformatorischen Bewegung setzen möchte. Sodann ist eine solche Fülle des Gebotenen, eine solche Ausdehnung der Handlung, ein solcher Hunger nach öffentlicher Austeilung des Wortes wohl nur in den ersten Zeiten der Begeisterung denkbar. Vielleicht weist das Gebet „für unser zeit entpörung" auf das Jahr des Aufruhrs 1525. Daß sich in der Orthographie bereits Einflüsse des durch Luthers Bibel verbreiteten Ostmitteldeutschen zeigen, wie mir Prof. Kauffmann versichert (das h in ehe, ihn, ehr), würde gegen diese Datierung nicht sprechen.

Ist es die älteste deutsche, Volbrechtsche Messe aus Nürnberg von 1524? Gehört die Orthographie nur einem Kopisten, und gehört das Original weiter nach Südwesten in Zwinglische Nähe, wofür die Exhortatio wohl sprechen könnte? Wer hilft?[2])

Vnser brauch vnnd vbung ist vns auff das fleißigst der ersten kirch zuuergleichen, vnnd wiewoll das vmb vielfeltigs abfals holben vnmuglich, iedoch suchen wyr herfur zuebringen, was vns muglich. Darumb an sontagen fur der mes predigen wyr dem volck, was zur lieb oder zum glauben vnnd hoffnung dienstlich. Volgens aber nach

[1]) Über die „Älteste ev. Gottesdienstordnung in Nürnberg" s. meine Aufsätze in Jahrgang I, S. 276 ff., 316 ff., 349 ff., 402 ff.

[2]) In diesem Falle habe ich, um keine Anhaltspunkte etwa zu entfernen, auch die Orthographie genau wiedergegeben.

Digitized by Google

dem Patrem verlesen wyr erstlichs ein psalmen, fur d . . volck teutsch mit kurtzer vercierung. Darnach preisend wyr einhellig got, Gloria in excelsis deo, auch teutsch. Weiter so betten wyr samentlich zue got vmb hilff seiner gnad, das er vns, wie wyr ihm tauff geschworn, nit woll ein spot dem bösen feind geben, vns (sic) fur seinen listen vnd gleisnereyen verhuten. Item wyr betten fur

Geistlich oberkhait
weltlich oberkhait
fur alle gleubigen
fur alle gfar vnnd nachtail
fur vnser zeit entpörung
fur iedermann, vnd danckett ihm seiner grossen gnade

vnnd (sic) durch seinen son Jesum Christen bewisen. Herauff lesen wyr die epistel nach der zeit mit kleiner vermanung zum volck volgens das Euangelion nach der zeit mit gleicher vermanung, auff dises die stuck vnsers christlichen glaubens.

Wen nun das alles aus, so gat die vermanung des hern nachtmals an, mit disen oder dergleichen einfeltigen worten

Lieben bruder. Jr habt heut gehoret an der ersten predig, wie wyr von Solomon vermanet seint worden, vnser feind zlieben, khein böse gerucht vber niemandt zuebringen etc. (wie dan ihm tert gwesen). Jr habt auch aus dem psalmen Dauids die trostlich vnderweisung des propheten ihn allen nöten zue got zschreyen ghöret vnnd erlernet, habt got den vatter, vnsren hern den ainigen Jesum Christen, den heilgen gaist vnsern tröster gepreiset vnnd gepetten fur alle oberkhaiten, alle bruder, Juden, Haiden, wider den bösen verdampten gaist in lufften, das er vnns glauben, liebe vnnd friden schaff zue allem guten. Jr habt vnsern apostel Paulum vernomen, wie trewlich er vermanet zur keußhait in der ehe, zue auffrichtiger handlungen mit allen brudern, wie ers ihn allen kirchen hab angericht, domit das auch wir vnns darnach richten vnnd vnder den khindern gottes bey trew vnnd glauben erfunden wurden. Jr habt auch vnsers hern Jesu Christi wunder werck vernomen, sein heilligs wort die warheit gegen vnns, vnser seligkhait haiben, zuebekrefftigen. Habt auch gehoret, was einfeltigs vnnd raines glaubens ir sein sollend.

Nun ist des hern beuelch in seinem letsten abschid, der Apostel ordnung J. Cor. JJ, der ersten kirchen brauch vnnd ordnung, das wen wyr zsamen khomen, die schrifften horen, zue got einhellig betten, das wyr sollen des hern Jesu Christi todt bedencken vnnd damit vermanen bis das er[3]) widerkhome. Darumb nam er das brot ihn seine hand etc. sagt, das thut zue meiner gdechtnus. Der gleichen den kelch etc., hat dobey das deut vnnd hinder ihm giassen, das wyr erkhenneten, wye wyr durch sein todt gleich gerainigt zue einem leib, einer kirchen alle, die wyr glauben, bracht werendt, domit wyr eins sins vnd gmüts aber nach dem hern Jesu werend, den glauben, die hoffnung, die einig ist in frischer gedechtnus gleich hielten, die lieb nit allein wie die Haiden, sonder wie er, vnder anderbewisend, mit lernen, straffen, helffen, ratthen etc., dan wie wyr aus einem brot essenn, also seind wyr auch ein leib, vnnd wie wyr aus einem kelch drinckendt, also seind wyr auch ein blut des hern. So nun der her das beuollen vnnd hinder ihm gelassen hat, diser weis seins todts gedechtnus zue vnserm frommen zhalten, so seihendt nun ihn lieb vnd einigkhait durch den hern verbunden. Jr oberkhaiten, das ir dem volck gottes furstandt als

[3]) Erst „wyr" geschrieben.

Digitized by Google

fleißig vnd sorgfeltig diener gottes bede weltlich vnnd geistlich, ir vnderthanen, das ir mit forcht vnnd zittern gehorchen euren oberkhaiten als dem hern, Jr menner, das ir eur weiber liebendt vnnd nit bitter seihend gegen ihnen, Jr weiber, das ir euren mennern, als sich zimpt dem haupt, vnderthenig seit vnnd wissendt, das der man nach got gebildt ist vnnd das weib nach dem man, das ir wol hausholten, khinder ziehendt mit vernungen[4]) vnnd straffen an den hern, Jr eltern, das ir eur khindt auff dem hern zue allem, das rhum, ehr vnnd tugent ist, auffzihendt, Jr khinder, das ir mit grosser forcht eur eltern liebendt vnnd furchtend vnnd ihnen in allen dingen folgendt durch den hern Jesum, ir hern vnd frawen, das ir eur eheholten dem hern gefellig anrichtend vnnd anhalten zue gottes ehr vnd trewen dienst, vnd dencket, das ir auch ein hern ihm hymmel hobt, Jr knecht vnd megdt, das ir mit rechter forcht eurn hern vnd frawend (sic) dienend, von hertzen als vnserm hern Jesu mit fleis vnd ernst, nit allein den senfften, sonder auch den hefftigen, vnnd Jr alle sambt vnnd sonder, das ir mit rechter vnnd ongeferbter lieb, wie sichs von frommen vnnd christlichen leuten erfordert, den andern genaigt, schaden zue wenden, frommen zschoffen, vnnd euch zue entzihen von allem bösen vnnd allen offentlichen sundern, domit ir nit lust vnnd lieb hoben an denen, den got feindt ist, vnnd nit schuldig werden an eurn brudern. Das ist des hern beuelch, das wie ir durch den tauff feindt eingeleibt ihm zum ewigen leben durch Jesum Christum, also auch durch lieb vnd gedechtnus des heiligen leidens ir vndernander eingeleibt werendt[5]) alle vnserm hern Jesu Christo.

Bekhen nun ein ieder got sein sundt vnnd leg von ihm ab allen widerwillen gegen seinem bruder vnnd nem also das heilig sacrament des hern leibs vnd bluts. Amen.

Schleiermacher als Liturgiker

von **August Ernst**, Pfarrer in Hürtigheim im Elsaß.

Es giebt Männer — und gerade die bedeutendsten haben dieses Los —, deren Name täglich fast genannt und gerühmt wird, während ihre Gedankenwelt doch recht unbekannt und unbenützt bleibt. Mich dünkt, ein solcher ist Schleiermacher, der oft und hoch gepriesene Begründer unserer Theologie. In Bezug auf das Gebiet des Gottesdienstes, ist die Nichtachtung Schleiermachers und die Unkenntnis Schleiermacherscher Grundsätze z. B. aufgezeigt worden durch Friedrich Spitta, besonders in seiner 1893 erschienenen Schrift: „Der Entwurf der preußischen Agende. Liturgische Betrachtungen über die Form der Gemeindegottesdienste." Und doch läßt sich, was Spitta darin (Seite 7, Anm.), bezugnehmend auf eine scharf kritische liturgische Schrift Schleiermachers, behauptet, getrost fast allen seinen Gedanken über den Gottesdienst nachsagen: „Das meiste von dem, was er sagt, ist noch heute so schlagend wie vor sechzig Jahren." Darum ist es gewiß Aufgabe der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst", Schleiermachers liturgische Grundsätze einmal wenigstens im großen und ganzen mitzuteilen, um dadurch zur Beschäftigung mit diesen anzuregen, um so mehr, als man nicht einfach auf eine wirkliche „Liturgik" Schleiermachers verweisen kann. Wir haben von seiner Hand keine ausgeführte Darstellung irgend einer Disziplin der Praktischen Theologie. So bleibt nichts übrig, als Schleiermachers Gedanken über den kirchlichen Gottesdienst zu suchen, wie sie sich zerstreut in seinen Schriften finden, um sie in loser Reihenfolge zusammenzustellen. Auf Vollständigkeit macht diese Zusammenstellung keinen Anspruch; die Ausführlichkeit hängt jeweilig ab von der Fülle und Wichtigkeit des gefundenen Materials.

[4]) Gewiß Schreibfehler für „vermanungen".
[5]) Zuerst „seindt" geschrieben.

Digitized by Google

Eine subjektive Beurteilung mag ganz fehlen; vielleicht daß sich später einmal Gelegenheit bietet, zu dem oder jenem Punkt Stellung zu nehmen.

Als Quellen kommen in Betracht: Aus „Fr. Schleiermachers sämtliche Werke", Bd. I: „Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen entworfen;"

Bd. III: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt." 1. Teil.

Bd. V: Ein Reihe kleinerer Abhandlungen, zumeist im liturgischen Streit entstanden.

Bd. XII: „Die christliche Sitte nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt." Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von L. Jonas. Berlin 1843.

Bd. XIII: „Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt." Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Jacob Frerichs. Berlin 1850.

Außerdem hier und da „Fr. Schleiermachers Predigten".

Ich zitiere im Folgenden einfach Band und Seitenzahl. Soweit angängig, lasse ich Schleiermacher reden.

* * *

„Der öffentliche Gottesdienst, was ist er? Geht er aus der christlichen Frömmigkeit notwendig hervor? Man sagt, die Frömmigkeit sei eine reine Gemütssache und sei das Innerlichste des Menschen, es sei das, was jeder nur für sich allein hat" (XIII, 68). Gewiß, „die Frömmigkeit, welche die Basis aller kirchlichen Gemeinschaft ausmacht, ist rein für sich betrachtet . . . eine Bestimmtheit des Gefühls oder des unmittelbaren Selbstbewußtseins" (III, 6). „Das sich selbst gleiche Wesen der Frömmigkeit ist dieses, daß wir uns unser selbst als schlechthinig abhängig, oder was dasselbe sagen will, als mit Gott in Beziehung bewußt sind" (III, 15). Obwohl jedoch ursprünglich Sache des Gefühls, kann die Religion nicht lediglich Sache des Gefühls bleiben. „Das Gesunde ist immer, daß das Innere ein Äußeres werden will" (XIII, 7). „Jedes Innere will ein Äußeres werden, sich darstellen in allem Lebendigem . . ., auch das religiöse Prinzip will sich als gemeinschaftliches äußern" (XIII, 737). „Hat jemand eine Zeit lang im Geschäftsleben verliert, so ist er in dem Bewußtsein bloß menschlicher Verhältnisse aufgegangen, und das religiöse Bewußtsein ist zurückgedrängt. Durch einzelne Momente, z. B. Gebete, sammelt sich der Mensch zum religiösen Bewußtsein; doch ist das nur ein Kleines, und er fühlt das Bedürfnis der Belebung und Erhöhung des Bewußtseins, und die giebt der öffentliche Kultus. Durch das Sichlosmachen von der Geschäftsthätigkeit in einer gewissen Zeit wird das Bedürfnis befriedigt. Dieser Zeitraum wird nur religiös erfüllt durch die Darstellung des herrschenden religiösen Bewußtseins. Die ganze Ansicht finden wir bestätigt, wenn wir die Differenz betrachten zwischen dem öffentlichen Gottesdienst und anderen festlichen Vereinen. Die Differenz liegt im religiösen Charakter, die Entstehung ist dieselbe. In der Geschäftsthätigkeit ist das Selbstbewußtsein des Menschen zurückgedrängt. Der Mensch will immer sich selbst bewußt sein, aber in der äußern Thätigkeit kann er es nicht. Die Thätigkeit wird unterbrochen und das Selbstbewußtsein freigelassen, das Innerliche will auch äußerlich in Erscheinung heraustreten. Für die religiöse Potenz sind die religiösen Vereine, für die sinnliche die übrigen geselligen Vereinigungen" (XIII, 72). Auf Grund dessen läßt sich wohl sagen: „Das fromme Selbstbewußtsein wird wie jedes wesentliche Element der menschlichen Natur in seiner Entwickelung notwendig auch Gemeinschaft" (III, 32); „der eigentliche Zweck der religiösen Gemeinschaft ist die Zirkulation des religiösen Interesses" (XIII, 65), und der Gottesdienst, der in der Gemeinschaft begründet liegt, ist nichts anderes als das Mittel, diese „Zirkulation" zu ermöglichen; der „Kultus" ist die „öffentliche Mitteilungsweise religiöser Lebensmomente" (I, 67), oder, sofern „die Mitteilung oder der Umlauf religiöser Erregungen . . . lediglich auf der Darstellung beruht" (I, 67 f), läßt sich der Gedanke auch so formulieren, daß „der Gottesdienst Darstellung des religiösen Bewußtseins ist"

Digitized by Google

(XIII, 737). Freilich, diese „darstellende Mitteilung des stärker erregten religiösen Bewußtseins“ (XIII, 73) wird nicht lediglich Darstellung an sich bleiben können. Die einmal erregten Wellen wogen unwillkürlich weiter. Eine allgemeine „Belebung und Erhöhung“ der „religiösen Gefühle“ (Pred. I, 180) ist die natürliche Folge. Da aber belebte und erhöhte Gefühle ihrerseits immer den Willen beeinflussen, so wird der öffentliche Gottesdienst unwillkürlich auch „ein kräftiges Mittel . . ., uns zum Guten zu ermuntern und unseren frommen Entschlüssen neue Kraft und neues Leben mitzuteilen“ (Pred. I, 177); es stellt sich von selbst ein die „erbauende“ Wirkung, „d. h. eine Wirkung auf die Gemeine, welche von dem Gefühl auf den Willen geht“ (XIII, 59). Dabei ist der Kultus auch fähig, belehrend zu wirken, indem „eine immer genauere Einsicht in die allgemeineren und wichtigsten Wahrheiten . . . und eine innige Bekanntschaft mit dem Zustand des eigenen Herzens bewirkt wird“ (I, 174). Darum ist die verkehrte Auffassung der Kirche als einer „Lehranstalt“ und des Gottesdienstes als eines bloßen Mittels, „die christliche Frömmigkeit zu befestigen und zu mehren“, wohl zu verstehen, aber dennoch zurückzuweisen. Wäre diese Auffassung die richtige, „so hätte man nie diejenigen vom Gottesdienst ausschließen dürfen, die der Belehrung am meisten bedurften, und doch hat man dies von Anfang an gethan, also vorausgesetzt, die Teilnahme am Gottesdienst dürfe nicht vom Gefühl des Mangels ausgehen“ (XII, 52). Zurückzuweisen ist auch die Vorstellung, als könne man mit dem Kultus „Gott einen Dienst erweisen“; Gottesdienst ist „nicht Diensterweisung, sondern Dienstbezeugung; es liegt darin nur, daß sich der eine als Organ des andern darstellt. Gottesdienst ist also der Inbegriff aller Handlungen, durch welche wir uns als Organe Gottes vermöge des göttlichen Geistes darstellen“ (XII, 525 f.). An allen diesen Handlungen können demgemäß mit Segen nur die teilnehmen, die sich als „Organe Gottes“, als „schlechthinig abhängig“, als „mit Gott in Beziehung“ fühlen. Oder anders ausgedrückt: „Der öffentliche Gottesdienst ist eigentlich nur für die Menschen, die religiös sind, ebenso wie die geselligen Vereinigungen nur für Menschen, die schon fröhlich sind. So wie ein Mensch, der nicht fröhlich ist, auch nicht gern in solche Vereinigungen geht: so wollen Menschen, die nicht religiös sind, auch nicht in den öffentlichen Gottesdienst gehen“ (XIII, 73).

Aus alle dem könnte man, was „die Form des Gottesdienstes“ angeht, folgenden Schluß ziehen wollen: Man könnte die „Gleichheit aller Christen als zusammengehörig wegen des ihnen identisch innewohnenden Geistes“ betonen und um deswillen „Gleichheit im darstellenden Handeln“ erwarten. „Das finden wir aber nicht, sondern auch der christliche Gottesdienst ist so konstruiert, daß einzelnen dabei ein übergewicht an Thätigkeit, andern ein Übergewicht an Rezeptivität beiwohnt“ (XII, 541 f.). Der Grund für diese Thatsache ist einleuchtend. Soll nämlich im Gottesdienst das „religiöse Leben zirkulieren“, „durch Darstellung mitgeteilt“ werden, so hat jeder einzelne „die zwiefache Aufgabe, einerseits sich den andern mitzuteilen, andererseits das Dasein der andern in sich aufzunehmen. Denn wo eine solche Duplizität ist, da kann nun nicht in einem gegebenen Momente ein absolutes Gleichgewicht bestehen, sondern es kann immer nur hergestellt werden durch einen Wechsel von partieller Unterordnung, und darin liegt der Grund, daß der Gleichheit subordiniert eine Ungleichheit vorhanden ist“ (XII, 542). In dieser Ungleichheit im öffentlichen Gottesdienst wird dem einzelnen seine Stellung dadurch angewiesen, daß „das Recht, produktiv aufzutreten, an ein gewisses Maß von Talentbildung gebunden“ sein muß, „so daß sich selbst ausschließt von der Produktion in diesem darstellenden Handeln, wer sich eines solchen Maßes nicht bewußt ist“ (XII, 553). Doch gilt es auch hier, die Extreme zu vermeiden, wie sie sich finden in der einen Richtung im Gottesdienst „der Quäker“, wo „größte Annäherung an die ursprüngliche Gleichheit angestrebt wird“, in der andern Richtung im „Meßgottesdienst“, wo „größte Analogie mit der Priesterreligion“ herrscht (XII, 542 f.). Einzelne besonders hervortretende Persönlichkeiten muß es geben; dieselben dürfen aber nie katholische „Priester“ sein; in der evangelischen Kirche müssen wir vielmehr den Klerus ansehen „als ein aus der Gesamtheit gebildetes Institut, das also keine andere Autorität hat als die ihm von der Gesellschaft übertragene: das ministerium verbi nicht gerade als einen besonderen

Digitized by Google

Stand bildend, sondern als eine besondere Funktion in der Kirche, welche gewissen Personen übertragen ist" (XIII, 62), und zwar um ihrer „Fähigkeit" willen übertragen. Diese „Fähigkeit" beruht aber nicht ausschließlich auf der unumgänglich nötigen „Talentbildung" und äußeren Fertigkeit, sondern ebensosehr auf der „Wahrheit und Reinheit der christlichen Gesinnung" (XIII, 46); drum sollte es „niemals vorkommen, daß jemand sich zum geistlichen Stande bestimmte und ihm doch der dazu nötige Sinn fehlte" (XII, 564). Der Geistliche als einzelner steht immer als Vertreter der Gemeinde da; er muß daher „den gegebenen Zustand des Ganzen repräsentieren" können (XII, 560).

Freilich, obwohl Repräsentant der Gemeinde, steht der Geistliche doch immer unwillkürlich auch da als Persönlichkeit; seine Darstellungsweise wird um deswillen immer bis zu einem gewissen Grad subjektiv. Daher die Notwendigkeit, Sorge zu tragen, „daß das einzelne Darstellen sich nie vom kirchlichen losreißt" (XII, 560), daß „die Einheit des Ganzen" gewahrt bleibt; d. h. der öffentliche Gottesdienst „muß zusammengesetzt sein aus solchen Elementen, in welchen das einzelne Leben, die Persönlichkeit derer hervortritt, die vorzugsweise selbsttätig sind in ihm, dann aber auch aus solchen, welche die sich gleichbleibende Einheit des Ganzen repräsentieren. Die Predigt liegt überwiegend auf jener Seite, das Liturgische auf dieser" (XII, 561). Außerdem muß neben dem Handeln des Geistlichen „jedem einzelnen ein Anteil bleiben an der Produktivität, und je mehr das beschränkt wird, desto unvollkommener ist dann der öffentliche Gottesdienst" (XII, 555). „Jeder Gottesdienst ist nicht auf die rechte Weise eingerichtet, wenn in ihm die Produktivität der einen die der anderen ganz absorbiert." „Darum darf es keinem Gottesdienst an einem Elemente fehlen, in welchem sich die Produktivität Aller äußern kann" (XII, 556).

Ein so eingerichteter Gottesdienst muß dann allerdings genügen. „Man ist freilich zuweilen soweit gegangen, die sogenannte Verschiedenheit der Stände zu einem Trennungsgrunde zu machen und einen besonderen Gottesdienst zu fordern für das Volk, einen besonderen für die Vornehmen. Aber das Religiöse liegt nicht auf dem Gebiete, wo ein solcher Unterschied seine Stelle finden kann; es wäre also gegen den christlichen Geist, es wäre Unsinn, wenn man der Forderung wollte Raum geben" (XII, 568).[1])

Was nun die Mittel anlangt, die im Gottesdienst als der „mitteilenden Darstellung des christlichen Bewußtseins" zur Anwendung kommen müssen, so ist zunächst im allgemeinen folgendes festzuhalten: „Das darstellende Handeln im eigentümlich christlichen Gebiete kann . . . seine Darstellungsmittel nicht produzieren, denn sie sind ihm schon mit der allgemeinen menschlichen Darstellung gegeben. Diese Darstellungsmittel bilden das Gebiet der Kunst, und aller Gottesdienst . . . ist aus Kunstelementen zusammengesetzt" (XII, 537).

Muß aber auch die Kunst alle „Darstellungsmittel" liefern, so ist doch gleich zu betonen, „daß die Kunst hier niemals muß für sich selber wirken wollen, sondern sie soll nur die Form sein, unter welcher die religiöse Erregtheit sich darstellt" (XIII, 79). „Es ist offenbar, daß hier das Religiöse gleichsam der Stoff und das Künstlerische die Form ist" (XIII, 77).

Dabei „fragt sich doch noch, ob denn alles, was Kunst ist, in dieses Gebiet des Gottesdienstes darf aufgenommen werden?" (XII, 537 f.). In dieser Frage ist das eine ausschlaggebend: „Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Christentums, daß die Religiosität in demselben ganz geistig ist und ausgedrückt werden muß weit mehr in Worten als in symbolischen

[1]) In einem früheren Zeitraum, in seinen „Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den Preußischen Staat" vom Jahre 1804 hat allerdings Schleiermacher den direkt entgegengesetzten Standpunkt vertreten. In jener Zeit verlangte er, man sollte „darauf bedacht sein, in den gottesdienstlichen Versammlungen, in welchen die Rede die Hauptsache ausmacht, die verschiedenen Stände, welche eine ganz verschiedene Sprache und Behandlung erfordern, auf eine gute Art von einander abzusondern" (V, 123).

Digitized by Google

Handlungen; wie wir überhaupt sehen, daß alle eigentliche Kraft im Christentum überall in das Wort gelegt ist. Die Abweichung hiervon in der katholischen Konfession ist bei uns als ein Fremdes beseitigt, und erkennen wir es als eine verringerte Christlichkeit" (XIII, 108). Daraus ergiebt sich: „Das Darstellungsmittel im allgemeinen ist die Sprache, diese erscheint unter den beiden Formen der gesprochenen Rede und der gesungenen Poesie. Gesprochene Poesie kommt nicht vor, wäre auch etwas Unnatürliches; gesungene Rede haben wir noch leider hier und da, wird aber nicht als vollkommen erscheinen" (XIII, 83).

Die Musik soll man „nur zur Begleitung des Gesanges und in Beziehung auf den Gesang" „auftreten lassen"; am besten findet Verwendung „das Orgelspiel". Denn „gewiß hat die Orgel eine besondere Verwandtschaft mit dem Religiösen, weil sie eine Menge Künsteleien abweist und ein strenges Maß von Virtuosität in sich trägt. Die Anwendung einer zusammengesetzten Instrumentalmusik ist vom Wesen des Kultus schon entfernter" (XIII, 112).

„Alle bildenden Künste, als welche es mehr mit der Gestalt zu thun haben," müssen „in dem christlichen Kultus mehr zurücktreten" (XII, 540). Die „Architektur" muß herangezogen werden, weil es unmöglich ist, religiöse Versammlungen im Freien abzuhalten, „zumal bei uns, wo die Hauptsache die Rede ist" (XIII, 113). „Die Malerei" und „die Plastik oder Skulptur" können nur „akzessoriale Bestandteile des Raumes, Verzierungen, Ausfüllungen des Gebäudes" liefern; „auf den Kultus selbst können sie keine Beziehung haben, sonst müßten sie wechseln, je nachdem die Darstellung eine andere ist, müßten Dekorationen sein" (XIII, 114). „Die richtige Praxis wäre die Annahme von guten Werken der Kunst; es besteht, wo einmal Gemälde in der Kirche zugelassen werden, die entgegengesetzte Praxis; denn ein jeder mittelmäßige Künstler will eins seiner Geisteskinder doch produzieren, und so schenkt er es den Kirchen, durch welche Liberalität sich dann die schlechten Gemäldesammlungen in den Kirchen vermehren" (XIII, 116).

Allgemein ist schließlich das eine noch zu beachten, „daß das eigentümliche Grundgesetz aller religiösen Komposition das der Simplizität ist und der Reinheit. Unter dem letzteren ist dies zu verstehen, daß die technische Vollkommenheit zwar überall sein muß, aber daß sie nirgends hervortreten darf. . . . Alles, was da ist, muß reines Darstellungsmittel sein" (XIII, 92).

Gehen wir nun über zu den „Darstellungsmitteln" im einzelnen, so läßt sich „sagen, daß unserem Gottesdienste zwei gewissermaßen entgegengesetzte Elemente scheinen wesentlich zu sein, das eine, wodurch er immer derselbe ist, und das andere, wodurch er jedesmal ein besonderer wird. Zu dem letzten gehört die Predigt, das Gebet, sofern es sich an die Predigt anschließt oder auf die besonderen Umstände der Gemeinde bezieht, und der Gesang in demselben Maß. Zu dem ersten gehört der Gebrauch der Bibel und der allgemein kirchlichen Symbole", überhaupt alle „liturgischen Formulare", „worin sich die Einheit der Kirche abspiegelt. Aber es ist einleuchtend, daß diese beiden Elemente nicht nur in jeder vollständigen gottesdienstlichen Handlung verbunden sein müssen, sondern daß sie auch jedes etwas vom andern an sich haben und so ineinander übergehen. In der Predigt ist dieses immer dasselbe, daß sie an einen biblischen Text gebunden ist, im Gesang dieses, daß er aus einer feststehenden Sammlung genommen wird, und so scheint es natürlich und für die Harmonie des Ganzen notwendig, daß auch die liturgischen Formulare dadurch wiederum sich an das besondere anschließen können, daß eine Sammlung derselben vorhanden ist, welche Abwechslung darbietet. Dann kann der amtierende Geistliche wählen in Übereinstimmung mit der besonderen Richtung, welche er der Gemeinde gegeben hat oder geben will, und auch seine individuelle Freiheit und Eigentümlichkeit behaupten, indem er sich vorwiegend an diejenigen Formulare hält, welche die Seite jedes Gegenstandes am meisten hervorheben, die ihm am meisten am Herzen liegt" (V, 174 f.).

Die Predigt, obgleich der individuellste Teil des Gottesdienstes, bleibt doch immer nur ein Mittel „der gemeinsamen darstellenden Mitteilung des religiösen Bewußtseins". „Wir

Digitized by Google

haben eine zwiefache Funktion, welche sich in der Thätigkeit des Religionslehrers findet: die eine, daß er sich herabläßt, die andere, daß er die Masse seiner Zuhörer erhebt." Von seiner Sprache gilt: „Er muß soweit entfernt sein von der Wissenschaftlichkeit, als notwendig ist, damit die Mitteilung realisiert werde; aber er muß auch wieder soweit sich unterscheiden von der Volkssprache, daß die Zuhörer allmählich dadurch in ein höheres Sprachgebiet hineingezogen werden" (XIII, 122). Oder anders ausgedrückt: „Alles plebeje und gelehrte und dem litterarischen Verkehr ausschließlich Angehörende ist ausgeschlossen, und zwischen diesem liegt das religiöse Sprachgebiet und der Ort dessen, was für die Gemeinde populär ist" (XIII, 123).

Im Gebet wendet sich der Geistliche „mit der Gemeinde an Gott und spricht im Namen aller" (XIII, 134). Das „gemeinsame Gebet" ist nichts anderes als „ein gemeinsames Heraustreten" aller „zum gemeinsamen Bewußtsein in einer Stimmung, in welcher alle begriffen sind. Wenn durch das gemeinschaftliche Gebet die Anwesenden sollen in eine religiöse Stimmung versetzt werden, so ist das gegen die Natur des Gebetes; es kann nur sein der Ausdruck einer erhöhten Stimmung, in der sie sind, oder einer Erhöhung der Stimmung durch den Ausdruck, aber immer einer Stimmung, in der sie schon sind" (XIII, 189).

Der Gesang, „ein herrliches Mittel, das Gemüt zu erheben und mit dem Göttlichen zu erfüllen" (Pred. VII, 431), ist im Gottesdienst „vorzüglich" das Element, „in welchem die Produktivität aller sich äußern kann" (XII, 556). „Der Gesang ist die Selbstthätigkeit der Gemeinde" (XIII, 169). Dabei haben wir eine „Verbindung von Poesie und Musik, und wir müssen beides in Betracht ziehen" (XIII, 168).

Was die Verwendung der Musik angeht, so giebt es zwei Extreme: „Das Minimum ist der einfache Choralgesang, das Maximum ist die künstlichere Musik; die Grenzen, die dieser gesteckt sind, haben wir im allgemeinen gezeichnet", wenn wir sagen, „daß die Musik nirgends dürfe als eigentliche Virtuosität hervortreten" (XIII, 169). So ist z. B., „was wir Oratorium nennen, . . . eine poetische musikalische Bearbeitung eines religiösen Stoffes, aber in solcher Ausdehnung, daß es eine Kunstdarstellung für sich wird, und da ist vieles an seiner Stelle, was im Kultus selbst an seiner Stelle nicht sein würde . . . In solchen Oratorien finden sich Arien und Fugen. In den Arien tritt die Virtuosität der Stimme stark hervor; wenn es die reine Virtuosität der Natur ist, so können wir die Arie gelten lassen; wenn es aber eine solche ist, wozu eine große Übung gehört, wie in Trillern und langen Kadenzen, so will das nicht in den Kultus hinein, weil es zu sehr auf das Sinnliche hinführt. Wenn in den Arien der Text zu oft wiederholt wird, so ist das ein Heraustreten der Musik über die Poesie, und das geht ganz aus der Natur des Kultus heraus" (XIII, 174).

Die „künstlichere Musik" ist am besten vertreten durch den „figurierten" Chorgesang, indem der kirchliche „Chor" auf der einen Seite anzusehen ist „als der musikalische Ausschuß der Gemeinde, der gleichsam im Gesange selbst stärker von der religiösen Gewalt ergriffen über das Gebiet des Chorals hinausgeht und ein Höheres darstellt; auf der anderen Seite bildet er eine präsentative Masse, an die sich der Liturgus wendet, welche die unteren Stufen des Kirchendienstes und die Verbindung der Schule mit der Kirche versinnlicht. So ist er seiner Natur nach im Wechsel entweder mit dem Liturgen oder mit der Gemeinde" (V, 206). „Sowie der Gesang ausartet in einen Wechselgesang zwischen Liturg und Chor, verliert er seinen Charakter, den er im Kultus haben soll, denn die Gemeinde wird dadurch wieder in gänzliche Passivität gesetzt" (XIII, 169). Immer sind „Kunstsänger und Gemeinde zu einem liturgischen und musikalischem Ganzen zu verbinden" (V, 122).

Der „rezitative Gesang des Liturgus, der nicht etwas allgemeines ist in der evangelischen Kirche", ist „nicht zu verwerfen; er hat eine natürliche Stelle" (XIII, 173). Aber „Prosa zu singen, bleibt immer abgeschmackt" (V, 107). So läßt sich „das Absingen der biblischen Abschnitte und der Einsetzungsworte vor der Abendmahlsfeier . . . nicht rechtfertigen" (XIII, 173).

„Die einfachste Form" des Gesanges bleibt „der bloße Choralgesang" (XIII, 168).

Digitized by Google

„Um zu entscheiden, ob dem Choralgesang die musikalische Begleitung notwendig oder zuträglich ist, muß man bedenken, wie der Gesang selbst dadurch affiziert wird. . . . Es läßt sich viel für den Gesang ohne Orgelbegleitung sagen, man kann davon behaupten, was Platon von der Buchstabenschrift als Hülfsmittel des Gedächtnisses behauptet, daß das Gedächtnis als Fakultät darunter gelitten habe: so auch durch die Orgelbegleitung hat die Fakultät des Gesanges in den christlichen Gemeinden gelitten." Im allgemeinen „bildet die Begleitung des Gesanges mit der Orgel einen mittleren Zustand. Bei einer Orgelbegleitung wird sich eine Fertigkeit konstant erhalten, wird aber nicht zu einer solchen Vollkommenheit gelangen wie bei den Gemeinden, die ohne Orgelbegleitung singen. Die Orgelbegleitung bringt hervor, daß die Harmonie im Instrument eine hinlängliche Stütze hat, und die Gemeinde singt im Unisono, so daß, wenn auch unrichtige Zwischentöne vorkommen, diese im Unisono und in der Harmonie des Instruments untergehen" (XIII, 170 f.). Ob aber begleitet oder nicht, bei jedem Kirchenlied ist jedenfalls zu verlangen, „daß alles Gesungene auch gedichtet . . . sein muß" (V, 103). Dagegen kann „die verwunderliche Bedenklichkeit" nicht aufkommen, „als ob die Poesie eigentlich zu hoch wäre für das Volk und unverständlich" (V, 106). „So viel ist doch gewiß, daß es von jeher eine religiöse Poesie gegeben hat, und daß sich viel solcher aufzeigen läßt, die eine bleibende und kräftige Wirkung auf das Herz bei empfänglichen Menschen nicht verfehlt" (V, 107). Zugleich freilich muß hier „alles kirchliche auch fromm sein" (V, 103). Diese „christliche fromme Gesinnung kann sich ebensogut durch Betrachtung über religiöse Lehre zu Tage legen, als dadurch, daß sittliche Ansichten und Entschließungen ausgesprochen werden; beides sind nur mittelbare Äußerungen der Frömmigkeit" (V, 104). Daher sind ebensowohl „dogmatische" oder „symbolische" als „moralische Lieder" am Platz. Aber nicht nur „poetisch" und „fromm" muß ein Kirchenlied sein, sondern zugleich sangbar; d. h. es ist zu verlangen, „daß mit dem musikalischen Schluß auch der Sinn wenigstens bis auf einen gewissen Grad abgeschlossen werden muß" (V, 636). Und gemäß der „gerechten Forderung der Gemeinde", die „zur Erbauung zweckmäßige Lieder" will, muß endlich, um wirklich „Volksmäßigkeit der kirchlichen Gesänge" zu erreichen, „der Kirchengesang durchaus verständlich sein", und es darf „auch nichts einzelnes darin vorkommen, was als wunderlich und unwürdig auffällt und den Eindruck des Ganzen stört." „Da gilt's zu denken an des seligen Hansteins Sprüchlein: Christine versteht's nicht" (V, 649).

Zu einer gewissen Zeit kann nun ein „Gedicht" allen diesen Anforderungen genügen; es kann „kirchlichen Charakter" haben und kann darum „zur kirchlichen Anerkennung" gelangen, dadurch, „daß es in das Gesangbuch aufgenommen wird"; denn „so sind auch in der evangelischen Kirche alle Kirchenlieder aus dem Privatcharakter in den öffentlichen übergegangen durch die That, nicht durch gesetzgebende Akte" (XIII, 179). Mit fortschreitender Zeit kann aber in einem solchen Lied manches „wunderlich und unwürdig" erscheinen. „Die Sprache leidet so viel Veränderungen, daß vieles antiquiert wird; es kann etwas aufhören, verständlich zu sein und einen ganz andern Eindruck auf das Gefühl machen, als es zu seiner Zeit gemacht hat; was familiär war, kann anstößig werden." Daher, „sollen im öffentlichen Gebrauch die Produktionen verschiedener Zeiten zusammen sein, so müssen sie so aufgenommen werden, daß, was dieser Zeit widerstrebt, modifiziert werde" (XIII, 182). Mit solchen Modifikationen tritt man dem Dichter nicht etwa zu nahe; der Bearbeiter „hat nun zum Verfasser gar kein Verhältnis mehr, sondern nur zu der Gemeinde" (V, 642). Überdies läßt sich behaupten, „daß derjenige nicht könnte ein frommes christliches Lied gedichtet haben, der nicht gern seine Einwilligung gäbe zu allen Veränderungen, welche für nötig erachtet werden, um es in kirchliche Ausübung zu bringen und dann auch darin zu erhalten, auch wenn er kein Mittel wüßte, es daneben auch in seiner ursprünglichen Gestalt zu bewahren. Denn von welcher Eitelkeit müßte der besessen sein, der nicht dies für die größte Ehre hielte, und wenn es ihm noch bei seinem Leben begegnete, daß . . . Männer zu ihm kämen und sagten: „„Du hast da ein schönes Lied gedichtet und wir möchten's gern unter die Gemeinde bringen; aber es sei nun, daß du es dazu nicht ursprünglich gemacht hast, oder daß du doch nicht ganz

Digitized by Google

verstehst, was dazu gehört, es ist dies und das darin, was sich nicht recht schicken will in der Gemeinde"", der nicht, wenn er nur den Leuten vertraut, augenblicklich sollte — zu jeder Änderung — Ja sagen." Z. B.: „Wenn jemand zu unserem Martin Luther getreten wäre mit den Worten: „„Ihr habt so schöne Lieder gestellt, Herr Doktor, aber mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich denke, nach 300 Jahren werden die Leute das doch nicht mehr so singen können wie wir jetzt und dann werden sie dies und jenes ändern wollen"", würde er nicht gesagt haben: „„Ihr guter Narr, denkt ihr denn, daß der Luther in den Buchstaben steckt? Haben wir nicht den Ambrosius und andere aus dem Lateinischen ins Deutsche umgesetzt? Dabei hat auch müssen manches Wort ins Gras beißen, weil man's nicht ebenso schaffen konnte, und mancher Gedanke hat sich anders gewendet, so daß der Deutsche mit eingekrochen ist unter des Lateiners Mantel, aber wir haben doch den Ambrosius nicht herausgetrieben. Was soll's denn für ein Unglück geben, wenn sie uns aus unserem Deutsch, sofern es nicht mehr gangbar wäre, in ihres umsetzen? Und wenn sie dies und jenes ändern und gar nicht säuberlich verfahren, den Luther sollen sie doch lange nicht heraustreiben"" (V, 643 f.). Also, die Frage: „Existiert eine Verpflichtung, ein Lied zum öffentlichen Gebrauch entweder so aufzunehmen, so wie es der Verfasser gedichtet hat, oder gar nicht, . . . wird man nicht bejahen können" (XIII, 182). Im Gegenteil, es kann und muß je geschehen, daß in jedem Liede, „was unserer Existenz widerstrebt, aufgehoben werde" (XIII, 183); nur, „je mehr man das Ursprüngliche schonen kann und doch den Zweck erreichen, es zum gemeinsamen Gebrauch zu adoptieren, desto besser ist es" (XIII, 182). Außerdem wird bei Zusammenstellung eines jeden Gesangbuches darauf zu achten sein, daß „in Beziehung auf den Kirchengesang . . . . eine zu große Differenz der Ansicht und des Geschmackes stattfindet"; u. a. wird immer „die Klage eintreten, daß die gebildeten Stände keine Andacht haben können von den Liedern, die das Volk singt" (XIII, 178). Da aber ein Gesangbuch den Zweck hat, „die Gemeinschaft zu befördern", „muß eine billige Auskunft getroffen werden zwischen den verschiedenen . . . im Schwange gehenden Denkungsarten sowohl als Bildungsstufen" (V, 638). Daher der Grundsatz: „Je mehr Mannigfaltigkeit in den Gesangbüchern ist, desto besser sind sie" (XIII, 182).

Aber auch bei aller Mannigfaltigkeit wird doch ein Gesangbuch nie etwa „als Versuch eines allgemeinen deutschen Gesangbuches auftreten wollen". „Ein Gesangbuch, das so allgemein sein wollte, würde nirgends in einer wirklichen Gemeinde ein recht erbauliches sein" (V, 656).

In Bezug auf die eigentlich „liturgischen Elemente" ist eine Hauptfrage die: „In welchem Maße eine freie Selbstbestimmung — des Geistlichen — auch hierbei noch stattfindet?" (I, 113). „Offenbar muß ja hier eine Abstufung unter den Geistlichen stattfinden. Das gänzliche Gebundensein aller auf gleiche Weise an den Buchstaben muß nur auf wenige leicht zu bestimmende Punkte beschränkt sein; im übrigen müssen die Geistlichen freigelassen werden. Völlig gebunden seien nur die jungen noch nicht gehörig bewährten und die schwachen an Talent und Einsicht. . . . . Auszulassen in einzelnen Fällen, nur daß kein Hauptpunkt übergangen werde, und aus mehreren der geltenden Formulare zusammenzuschmelzen, das stehe allen erfahrenen und tadellosen Pfarrern frei. Eigenes zu bilden, wo sie es gut finden, nur daß sie dem Wesentlichen der vorgeschriebenen Formulare treu bleiben und sich an ihren Gang halten, das sei das Vorrecht der bewährten und ausgezeichneten" (V, 177).

Unantastbar ist das Herrengebet. „Das Vaterunser ist eine Formel, die besteht, bestanden hat und immer wiederkehrt" (XIII, 200). Zu vermeiden ist allerdings eine „übermäßige, ganz sinnlose Wiederholung des Gebetes Christi", die es „zu einer gedankenlos abgesprochenen Formel" herabwürdigt (V, 114 f.). „Gänzlich unzulässig aber ist es, daß man, um das Mechanische zu vermeiden, dies Gebet paraphrasiert, was man dem Worte Christi nicht thun sollte; und überhaupt muß man sagen, daß dies Gebet die höchste symbolische Autorität hat" (XIII, 200).

Digitized by Google

„Dasselbe gilt vom Segen, dem letzten Entlassungsgebet der Gemeinde; . . . es gehört nichts Individuelles hinein. Paraphrasiert man den Segen, so wird er ein guter Wunsch des Geistlichen. Ob aber der Geistliche dich, euch oder uns im Segen braucht, ist völlig gleichgültig" (XIII, 163).

Die „Formulare bei bestimmten Handlungen" können bindend sein nur in den Teilen, die „unmittelbar biblisch" sind. Unter den gegebenen biblischen Elementen auszuwählen, kann „in besonderen Umständen gerechtfertigt werden" (XIII, 161). In Bezug auf hinzugefügte „Erklärungen, Anreden, Auseinandersetzungen", die „antiquieren" können, „muß der Freiheit des Geistlichen ein gewisser Spielraum gelassen werden", wenn man ihn als lebendiges Organ der Kirche ansehen will (XIII, 161).

Am unfreiesten steht der Geistliche gegenüber den „symbolischen Formeln", „wo alles Individuelle ausgeschlossen bleiben soll und nur das Allgemeine hervortreten muß" (XIII, 158). Und doch, „ganz null ist die Freiheit des Geistlichen auch hier nicht". „Wenn man sich den Geistlichen als Diener des göttlichen Wortes denkt: so ist damit schon alles Mechanische ausgeschlossen, denn Geist ist das Lebendige, dem Mechanismus entgegengesetzt; und daher werden wir dies feststellen können, daß der Geistliche niemals . . . sich zu dem Buchstaben verpflichtet fühlen kann" (XIII, 159). „Er hat nur zwei Wege, entweder die Liturgie zu ändern, so leise als möglich, oder der Gemeinde begreiflich zu machen, daß er in diesem Punkte nicht er selber ist, sondern nur Organ des Kirchenregiments" (XIII, 160 f.).

Das sind feststehende allgemeine Grundsätze. Im einzelnen darf dagegen Wechsel und Veränderung nie ausgeschlossen sein. Denn die „liturgischen Elemente" können „ihre Wirksamkeit verlieren, wenn sie aus einer Zeit stammen, mit welcher die, in welcher sie gebraucht werden, in keinem Zusammenhang steht, denn dann werden sie notwendig gehaltlos" (XII, 562). „Was antiquiert ist im Liturgischen," muß daher fallen; nur denke man daran, daß „der Klerus in allem, was sich auf den öffentlichen Gottesdienst bezieht, die öffentliche Stimme auf das Gewissenhafteste beachten und niemals die Veränderung des Bestehenden sich allein vorbehalten" muß (XII, 565). Dem evangelischen Volk muß dabei stets die Überzeugung bleiben: „Alle Anordnungen, betreffen sie die Lehre oder betreffen sie die äußeren Angelegenheiten, sind insgesamt Buchstabe", und es „darf nichts der Art angesehen werden, als solle, ja auch nur dürfe es ewig bleiben" (Pred. III, 582). Deshalb, „fern sei es von uns, daß wir wollten auf diesen, wenn gleich noch so teueren, doch immer nur menschlichen Buchstaben oder auf irgend eine väterliche Einrichtung einen solchen Wert legen, als sei darin etwas Göttliches und auf ewig Festzuhaltendes". Ändern wir also, wo es nötig, in rechter Weise, „nicht nach dem Neuen greifend als des Alten überdrüssig, sondern festhaltend, was wir haben, so lange es uns Segen gewährt! — Dabei laßt uns bleiben, so wird, so viel an uns liegt, unsere evangelische Kirche nie veralten, sondern durch die Kraft des Lichtes und der Wahrheit sich immer in sich selbst verjüngen. Werden die verschiedenen Ansichten, die sich bei uns zu einer lebendigen Gemeinschaft verbinden, in diesem Geiste immer zusammenwirken, so wird es zu keiner Zeit fehlen, unsere christlichen Versammlungen so einzurichten, daß alle darin Befriedigung finden, welche, mit Verlangen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten erfüllt, das Bedürfnis wahrhaft christlicher, gemeinsamer Andacht empfinden" (Pred. IV, 246).

Liturgisches aus der lutherischen Kirche Frankreichs

von **C. Scheer** in Paris.

Am 7. Mai fanden in Paris die lutherischen Pastoralkonferenzen statt, auf denen Pfarrer Weber über die „Bedeutung der Musik im evangelischen Kultus der Gegenwart" (de la musique dans le culte evangélique contemporain) referierte. Der von großer Sachkenntnis zeugende und mit Begeisterung für die edle Sache gehaltene Vortrag be-

Digitized by Google

handelte nacheinander: 1) den Gemeindegesang (le chant de la communauté); 2) den sogen. liturgischen Teil des Gottesdienstes (le service liturgique); 3) die Bedeutung der Vokal- und Instrumentalmusik, speziell der Orgel (le rôle de la musique vocale et instrumentale dans le culte, et particulièrement le rôle de l'orgue).

1. Der Gemeindegesang. Der Vortrag, der den Zweck verfolgte, die Schaffung eines neuen lutherischen Gesangbuches einzuleiten, begann mit einer historischen Orientierung. Während das Mittelalter seit 364, dem Konzil von Laodicea, den Gesang der Laien aus dem Kultus ausschloß, und nur gegen Ende desselben die böhmischen Brüder einige Gemeindelieder besaßen, so hat Luther, Dichter und Musiker zugleich, den Gemeindegesang als integrierenden Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes begründet. Luther ist teils konservativ, teils Neuerer. Er übersetzt und bearbeitet einerseits alte lateinische und deutsche Lieder, andererseits schafft er neue Gesänge. Der Anstoß, der von ihm ausging, trug reiche Früchte. Die Kirche besitzt einen Schatz von ungefähr 60000 Liedern. Die reformierte Kirche war nach dieser Seite hin weniger schöpferisch. Ihr Biblizismus hinderte sie, andere Dichtungen als Psalmen in ihren Gottesdienst aufzunehmen. Zwingli war Gegner des Gemeindegesangs. Dagegen hat Calvin, während seines Straßburger Aufenthalts vom dortigen Kultus beeinflußt, den „Psautier huguenot" begründet, den seine Mitarbeiter Cl. Marot und Theod. v. Beza vollendeten, und für den Goudimel die nötigen Melodieen schuf. Derselbe weist eine Menge Straßburger Melodien auf (so z. B. der Psaume des batailles). Allmählich wurden jedoch dieselben ausgemerzt und durch die Kompositionen von L. Bourgeois ersetzt. Der heutige reformierte Psalter enthält noch 13 alte Gesänge. Erst Benedict Pictet hat im Beginn des 17. Jahrhunderts einige andere Lieder hinzugefügt. Darauf erfolgte ein Umschwung, der während langer Zeit den Psalter in Vergessenheit geraten ließ. Die Hauptstücke eines neuen Gesangbuches müssen nach Ansicht des Referenten diese beiden reformatorischen Schöpfungen sein: a) Das deutsche Lied mit seinen unsterblichen rhythmischen Melodieen. b) Der reformierte Psalter. Was das 19. Jahrhundert an Liedern geschaffen hat, sei nur mit Vorsicht zu gebrauchen, weil dieselben zum größten Teil den kirchlichen Charakter vermissen ließen. In Betracht kämen: a) Die Lieder des Kéveil (Malan, Bost). b) Die Chants chrétiens der Chapelle Taitbout. Hier entsprächen leider die Melodieen oft den Worten nicht. c) Der Receuil de l'école de dimanche, dessen Melodieen jedoch völlig unkirchlich seien. Im allgemeinen eigneten sich diese Lieder viel mehr zu Gottesdiensten im Freien als zum Gemeindegottesdienst. Dieser müsse vor allem jene beiden ersten Kategorieen enthalten. Auch müsse dafür gesorgt werden, daß der neu zu schaffende Receuil de l'école de dimanche die hauptsächlichsten Choräle neben den spezifischen Kinderliedern enthalte. Es sei sehr zu bedauern, daß die reformierte Kirche die drei letzten Kategorieen auf Kosten der beiden ersten bevorzugt habe. Die Frage, ob einstimmiger oder mehrstimmiger Gesang, entscheidet Referent so, daß er, mit Rücksicht auf die geringe musikalische Bildung der meisten Gemeinden, ersterem den Vorzug giebt. Wo jedoch die Bildung der Gemeinden einen mehrstimmigen Gesang zulasse, sei dieser vorzuziehen. Im allgemeinen mache sich leider eine Abnahme der Gesangfähigkeit überall fühlbar. Dies rühre daher, daß in den Schulen der religiöse Gesang nicht mehr gepflegt werde und daß leider auch die Familien das Singen verlernt hätten. Ein reiches Arbeitsfeld öffne sich hier für den Pfarrer, der während seiner Studienzeit sich auch für diese Seite seiner späteren Thätigkeit mehr vorbereiten solle, als bis jetzt geschieht.

2. Der sogen. liturgische Teil des Gottesdienstes. Die vorwiegende Bedeutung der Predigt, die allmählich in den Kirchen der Reformation Platz gegriffen, habe den bedauerlichen Zustand hervorgerufen, daß unsere Kultusstätten zu Vortragsstätten geworden seien. Eine Reform sei hier dringend geboten. In der lutherischen Kirche sei seit 1864 eine Besserung eingetreten, als L. Meyer den liturgischen Teil des Gottesdienstes reicher gestaltete. In der reformierten Kirche habe dann Versier mit besonderer Berücksichtigung der anglikanischen Kirche eine schöne Form des Gottesdienstes hergestellt. Allein seine Reform sei besonders wegen des fremden Vorbildes, das er benutzte, auf die „Église de l'Étoile" beschränkt geblieben. Eine Reform in der Gegenwart habe an die Vergangenheit anzuknüpfen. Mit feinem Witze

Digitized by Google

unter Hinweis auf Luthers Autorität und die ältesten durch Smends Arbeit bekannt gewordenen evangelischen Messen, bekämpft Redner die Ansicht, als ob der Radikalismus auf dem Boden des Kultus Zeichen des Protestantismus sei. Obwohl in Sachen des Gottesdienstes Freiheit sein müsse, so habe doch die lutherische Kirche eine liturgische Tradition, die auf evangelischen Prinzipien beruhe und die Grundlage einer gründlichen Reform bieten könne. Im einzelnen wies nun Referent nach, wie im Anschluß an Luthers liturgische Schriften eine Reform sich gestalten müsse. Es sei hier nur erwähnt, daß Referent die alten herrlichen Bestandteile der Messe, die biblischen Ursprungs sind, also Gloria, Sanktus, Hosianna, für den evangelischen Kultus beibehalten will. Hier wird, sobald die Frage der Reform praktisch werden sollte, noch manche Arbeit gemacht werden müssen, die Redner allein nicht bewältigen konnte. Neben den Sonntagsgottesdiensten mit Predigt verlangt Referent andere rein liturgische Gottesdienste, besonders in der Passionszeit. Diese seien nicht bloß eine Erleichterung für den in dieser Zeit mit Predigten überhäuften Pfarrer, sondern böten auch der Gemeinde die Gelegenheit, das in dieser Zeit stärker pulsierende religiöse Leben zum Ausdruck zu bringen. — Auch für die Beerdigung wünscht Redner eine größere Beteiligung der Musik. Über die Bedeutung des Sängerchors fällt Referent kein Urteil: 1) weil derselbe in Frankreich eine Seltenheit sei, 2) weil die Verhandlungen über den Wert desselben zur Zeit in Deutschland in der Schwebe seien. Er legt freilich allen Pfarrern ans Herz, einen Chor zu bilden, wo es ihnen möglich sei, damit die herrlichen Schöpfungen eines Schütz, Bach, Händel auch für die Gottesdienste in Frankreich zur Erbauung der predigtmüden Gemeinden benutzt werden können.

3. Orgel und andere Instrumente. Die Orgel die leider heute nur zur Begleitung des Gemeindegesangs benutzt wird, hat nach Ansicht des Referenten einen selbständigen Wert im Kultus. Früher habe man oft ohne Orgelbegleitung gesungen, und dies sei in gewissen Fällen auch besser. Dagegen trügen schöne Orgelstücke, z. B. nach der Predigt, viel zur Erbauung der Gemeinde bei. Freilich sei dann eine gründliche Ausbildung der Organisten nötig. Diese müßten nicht bloß Künstler, sondern vor allem Glieder der Gemeinde und Mitarbeiter des Liturgen sein. Taktlosigkeiten in der Auswahl der Stücke seien zu vermeiden. Neben der Orgel hätten auch andere Instrumente ein Recht im Gottesdienst, z. B. Posaunen oder auch Saiteninstrumente. Es sei sonderbar, daß Leute, die sich z. B. nicht scheuten, in der Kirche Beifall zu klatschen, in Beziehung auf diese Instrumente plötzlich puritanisch werden. Unter nochmaliger Betonung des kirchlichen Charakters aller Musik im Kultus schloß Redner mit den Worten: Eine Kirche, die singt, ist keine tote. — Die Diskussion, die sich an diesen interessanten Vortrag anschloß, zeigte eine auffallende Übereinstimmung mit den Prinzipien des Vortragenden. Neues wurde kaum vorgebracht. Pfarrer Viénot ergänzte die geschichtliche Seite des Vortrags durch Hinweis auf die liturgische Bedeutung der lutherischen Kirche von Montbéliard, und Pf. Dieterlen betonte energisch, daß die liturgische Frage eine Lebensfrage sei. Denn der Niedergang des Gesangs im Kultus sei stets zugleich ein Niedergang des religiösen Lebens selbst. — Es bleibt nur zu wünschen, daß die von Pf. Weber mit so großer Klarheit und Wärme vertretenen evangelischen Prinzipien nun auch in der Praxis ihre Verwirklichung finden.

Links „rein-pneumatische Windlade"

von **G. Weißsäcker** in Öllingen.

In Nr. 12 des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift, S. 405 f. ist eine von Gebr. Link in Giengen a. Brz. erbaute Orgel mit „rein-pneumatischer Windlade" erwähnt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, über pneumatische Systeme im allgemeinen und über das bei der genannten Orgel in Anwendung gebrachte System im besonderen einiges zu hören. Unter „Pneumatik" versteht man im allgemeinen diejenige Konstruktion von Orgeln, bei welcher der Orgelwind nicht mehr bloß zur Tonerzeugung in den Pfeifen benützt wird, sondern auch

Digitized by Google

— zum Teil oder allein — zur Herstellung der Verbindung zwischen Taste und Spielventil, einer Verbindung, welche den Zweck hat, durch den Tastenniederdruck das die Pfeife verschließende Spielventil zu öffnen und damit den in der Windlade befindlichen Wind in die Pfeife einströmen zu lassen. Allerlei Übelstände, die mit der früheren Mechanik verbunden waren, haben die Orgelbaumeister veranlaßt, über eine neue, bessere Konstruktion nachzudenken, und nach mancherlei Versuchen kann nun das Ziel als erreicht angesehen werden.

Man unterscheidet im allgemeinen zwei Hauptarten von pneumatischer Konstruktion: 1) den pneumatischen Hebel, 2) die Röhrenpneumatik.

Beide Arten sollen durch Nachstehendes kurz erklärt werden:

1) In den Orgeln alter Konstruktion wird das Sichöffnen des Spielventils dadurch bewirkt, daß beim Niederdruck der Taste die einerseits mit ihr, andererseits mit dem Spielventil verbundene mehr oder minder komplizierte Mechanik (bestehend aus Abstrakten, Wellen, Winkeln u. s. w.) in Bewegung gesetzt und dadurch das Spielventil aufgezogen wurde. In großen Orgelwerken nun ergeben sich daraus allerlei Unannehmlichkeiten: Beim Schleifladensystem werden sehr große Ventile nötig, bei den Röhrenladensystemen aber müssen durch einen und denselben Tastenniederdruck immer sehr viele Ventile zugleich geöffnet werden. Je größer aber die Ventile sind oder je größer die Anzahl der gleichzeitig zu öffnenden Ventile ist, ein desto größeres Hindernis bildet der beim Spielen zu überwindende Luftdruck. Darum ist bei großen Orgeln die Spielart häufig eine überaus schwierige und viel Muskelkraft erfordernde, so daß ein rasches, leichtes Spiel zur Unmöglichkeit wird. Man hat alle möglichen Versuche gemacht, diesem Übelstande abzuhelfen. Als das Wirksamste (eigentlich als das allein wirklich Wirksame) hat sich der von Charles Barker erfundene „pneumatische Hebel“ erwiesen (zuerst bei der großen Orgel zu St. Denis zur Anwendung gebracht 1841). Das unangenehme Geschäft, den großen Winddruck durch die Kraft der Finger und Arme (bezw. Füße) zu überwinden, wird dem Spieler dadurch abgenommen. Er hat durch den Tastenniederdruck nur ein kleines Ventil (das in besonderem Windkasten liegt) zu öffnen. Durch dieses Ventil strömt der Wind in einen darüber liegenden Balg, an dessen Oberplatte die zum Spielventil führende Mechanik angebracht ist. Wird der Balg durch den einströmenden Wind aufgeschnellt, so pflanzt sich diese Bewegung durch die ganze Mechanik fort bis zum Spielventil, welches dadurch geöffnet wird. Der Orgelwind selbst also besorgt hierbei die früher dem Spieler zugemutete Kraftleistung. Die Spielart wird dadurch durchaus angenehm und leicht, selbst bei den größten Orgeln (wie z. B. in Ulm). Weitere Vorteile sind: größerer Ventilaufgang, Begünstigung von Kombinationseinrichtungen, Erleichterung der Handhabung der Registerzüge u. a.

Das ist die eine Art der „Pneumatik“: „der pneumatische Hebel“. Die Mechanik bleibt, aber die Schwierigkeit ihrer Handhabung wird durch den Wind selbst dem Spieler abgenommen. Man könnte das pneumatische Kraftübertragung heißen.

2) Etwas durchaus anderes ist die neuerdings immer allgemeiner in Anwendung gebrachte „Röhrenpneumatik“, die eine vollständige Umänderung im Orgelbau hervorgerufen hat. Ihr Wesen besteht darin, daß die Mechanik zwischen Taste und Spielventil überhaupt wegfällt. Statt dessen ist zwischen beiden nur eine Röhrenleitung. Der durch dieselbe zu- oder abgeleitete Wind allein öffnet das Spielventil. Von wie großem Vorteil diese Einrichtung ist, — vorausgesetzt, daß die Konstruktion nicht zu kompliziert und daß sie durchaus zuverlässig ist, — liegt auf der Hand. Die Vorzüge, die der pneumatische Hebel bietet, sind hier alle auch zu finden, nur in erhöhtem Maße, und alle die ärgerlichen Mißstände, welche durch Temperatur- und Luftfeuchtigkeitsverhältnisse so häufig hervorgerufen werden, alles Klappern der Mechanik und anderes mehr ist damit beseitigt. Seit geraumer Zeit wird an der Erfindung und Vervollkommnung dieses Systems gearbeitet, und eine ganze Reihe von Orgelbaumeistern hat sich um die Sache verdient gemacht. Namen führe ich nicht an, nur deshalb, weil ich nicht gerne irgend einen, der mir vielleicht nicht genügend bekannt ist, ungerechterweise übergehen möchte. Auch ist es ja nicht mein Zweck, eine Geschichte der

Digitized by Google

Entwickelung dieses Systems zu schreiben. Ich wollte hauptsächlich das pneumatische System der Firma Link (Giengen a. B. in Württemb.) einigermaßen erklären. Es giebt heutzutage eine große Anzahl von Konstruktionsarten, die alle auf dem röhren-pneumatischen Prinzip stehen, aber in der Ausführung nicht unwesentlich voneinander abweichen. Zwei derselben, beide von den Gebr. Link erfunden, möchte ich hier zur Darstellung bringen. Das früher von der genannten Firma angewandte, ebenfalls röhren-pneumatische System ist charakterisiert durch die sogenannte „Membranenleiste": Von den Tastenenden führen Röhren zu einem innerhalb der Orgel angebrachten pneumatischen Apparat und von diesem wiederum andere Röhren zu der unterhalb der Windlade liegenden „Membranenleiste". Die Membranenleiste ist ein Holzschlauch, der oben mit Ledermembranen bedeckte Öffnungen hat. Die Führungsstangen („Stecher") der Kegel, welche in diesen festgeschraubt sind, haben an ihrem unteren Ende, mit welchem sie durch den Boden der Registerkanzellen hindurchgehen, Holzmuttern und ragen so tief heraus, daß sie auf den im Zustande der Ruhe befindlichen, also eingesenkten (zugeklappten) Membranen beinahe aufsitzen. Ein Abstand von mehreren Millimetern ist jedoch notwendig, damit das Kegelventil sicher und vollständig einfallen kann und keine „Heuler" entstehen. Strömt nun in die Membranenleiste Wind ein, so werden die Membranen aufgeblasen, erreichen nach kurzem Leergang die belederte Holzmutter am Stecher und heben durch diesen während ihrer weiteren Aufwärtsbewegung das Kegelventil, so daß der in der Registerkanzelle enthaltene Wind in die Pfeife einströmt und dieselbe zum Erklingen bringt. In die Membranenleiste aber strömt der Wind in dem Augenblicke ein, wo die Taste niedergedrückt wird. Die Tasten verschließen nämlich mit ihrem hinteren Ende die von ihnen ausgehenden Röhren, welche mit Wind gefüllt sind. In diesem Falle kann von dem genannten pneumatischen Apparate aus kein Wind in die Membranenleiste dringen. Wird aber die Taste niedergedrückt und hebt sich infolgedessen das Tastenende, so kann die in der Röhre enthaltene Luft ausströmen; dadurch wird in dem mit Wind gefüllten pneumatischen Apparate eine Öffnung frei, welche den Wind durch eine Röhre zur Membranenleiste dringen läßt, so daß sich sofort die Membranen aufblähen und damit die Kegel heben. — All das ist das Werk eines Augenblicks.

Bei diesem System ist die Kegellade vorausgesetzt. Bei der neueren Konstruktion der „rein-pneumatischen Windlade" dagegen fällt auch Kegel und Stecher völlig weg, desgleichen die Membranenleiste. Der Wind wird (wie bei der Kegellade) jedem Register durch besondere Kanzelle zugeführt. Quer über die Lade liegen die Pfeifenstöcke, starke Holzleisten, auf welchen die Pfeifen stehen. In diesen Leisten liegt der Verschluß der für jede Pfeife vorhandenen, durch den Deckel der Registerkanzelle direkt nach oben führenden Bohrung. Der Verschluß wird durch ein rundes pneumatisches Bälgchen gebildet. Bei ruhender Taste sind diese Bälgchen (von dem „pneumatischen Apparate" aus) mit Wind gefüllt, also aufgeblasen; sie verschließen in diesem Falle die aus der Windlade zur Pfeife führende Windöffnung. Sowohl die vom pneumatischen Apparate aus zur Taste führenden als auch die zu den Bälgchen führenden Röhren sind mit Wind gefüllt (im Unterschied vom erstgenannten System, bei welchem bei ruhender Taste nur die zur Taste führenden Röhren mit Wind gefüllt, die zur Membranenleiste führenden aber ohne Wind sind). Wird nun die Taste angeschlagen und damit ihr hinteres Ende gehoben, so strömt der Wind hier aus; dadurch wird (durch die veränderten Druckverhältnisse) im pneumatischen Apparat eine Öffnung frei, die auch aus den zu den Bälgchen führenden Röhren den Wind ausströmen läßt. Dadurch klappt das Bälgchen zusammen, und der Wind kann in die Pfeife strömen. Und zwar gelangt der Wind auf dem allerdirektesten Weg zur Pfeife, nicht erst auf Umwegen (nicht durch verschiedene senkrechte und wagrechte Bohrungen und „Führungen", wie dies namentlich bei der Kegellade und andern dieser nachgebildeten Laden der Fall ist). Was die Präzision der Ansprache betrifft, so ist der mit diesem System erreichte Grad der Vollkommenheit wohl der höchstmögliche. Auch bei raschester Aufeinanderfolge der Töne, auch bei dem im schnellsten Tempo wiederholten Anschlag ein- und derselben Taste kommt der Ton stets klar und prompt. Dabei hat die Konstruktion den Vorzug größter Einfachheit und Solidität.

Digitized by Google

Und wenn irgendwo, so gilt es hier: je einfacher, desto besser! Weitere Vorzüge mögen aus dem von den Herren Gebr. Link stets kostenlos erhältlichen Prospekt entnommen werden.

Solcher rein-pneumatischen Systeme giebt es zur Zeit wie gesagt eine ziemlich große Anzahl. Von den mir bekannten aber ist das neue Linksche System entschieden das beste.

Eine weitere Empfehlung der Firma Link ist nicht nötig; denn sie genießt überall, wo sie bekannt ist, den Ruf größter Solidität und einer Leistungsfähigkeit, die den höchsten Anforderungen der Neuzeit vollauf gewachsen ist. Ein neuer Beweis dafür ist die Erfindung dieser neuen „rein-pneumatischen Windlade". Das Urteil der Sachverständigen über die in Hochfelden i. Elsaß aufgestellte Orgel ist denn auch entsprechend anerkennend ausgefallen. (Vgl. M.-Schr, Jahrg. 1, S. 406.)

Kleine Mitteilungen.

In Koldes „Beiträgen zur bayer. Kirchengeschichte", III. 5, veröffentlicht Professor v. Schubert-Kiel eine neue wertvolle Studie, den evangelischen Gottesdienst in Nürnberg betreffend: „Der Streit über die Lauterkeit der Nürnberger Ceremonien in der Mitte des 18. Jahrhunderts". Besagten litterarischen Streit hat im Interesse des damals noch bestehenden, in vielen Stücken katholisierenden Nürnberger Kultus der Diakonus an St. Lorenz, Karl Christian Hirsch († 1754), geführt. Dem lokalpatriotischen Eifer des gelehrten Mannes stand ein entsprechendes Maß von Besonnenheit und nüchterner Beurteilung des Wandels der Zeiten nicht zur Seite. So ist er von Rechts wegen unterlegen, und in seinem Todesjahre wurde die (im wesentlichen dem Jahre 1524 entstammende) altnürnbergische Gottesdienstordnung zum letzten Male gedruckt. Für die weitesten Kreise gewinnt v. Schuberts Arbeit dadurch das größte Interesse, daß sie den aktenmäßigen Nachweis bringt, auch in Nürnberg sei die „papistische Liturgie" nicht erst durch den bösen Rationalismus beseitigt worden, sondern durch den braven Pietismus, der, „an Verachtung der historischen Tradition und des künstlerischen Geschmacks" jenem gleich, der Aufklärung vorgearbeitet hat in der Bestattung dessen, was tot war und nicht wieder lebendig werden wollte. Herolds bekanntes Buch „Alt-Nürnberg in seinen Gottesdiensten" (1890) erfährt hier demnach eine neue unabweisbare Berichtigung.

Sm.

Der diesjährigen Pastoral-Konferenz zu Straßburg (15. und 16. Juni) ist der Plan zu einem neuen Gesangbuche für die evangelischen Gemeinden von Elsaß-Lothringen vorgelegt worden, der sich in mancher Beziehung von den neueren Gesangbüchern unterscheidet. Vor allem ist man beflissen gewesen, die Sammlung so knapp als möglich zu gestalten, und ist deshalb nicht über die Summe von 350 Liedern hinausgegangen, wozu noch ein Anhang von 50 Volks- und Jugendliedern für Kindergottesdienste und freiere Gemeindefeiern kommt. — Was die Anordnung betrifft, so hat man neben der praktischen Forderung möglichster Übersichtlichkeit den liturgischen Gesichtspunkt zur Durchführung gebracht, daß das Gesangbuch Mittel zum Vollzug des Gemeindegottesdienstes sei. In dieser Beziehung führt die der Konferenz eingereichte Denkschrift folgendes aus: „Naturgemäß scheidet sich der Stoff in zwei Teile: 1. Lieder, die sich an bestimmte gottesdienstliche Zeiten und Handlungen anschließen, und 2. solche, die das Christentum nach seinen verschiedenen Seiten zur Darstellung bringen ohne Rücksicht auf eine bestimmte Feier. Der erste Teil wird demnach enthalten die Lieder für die Feste und Festzeiten des Kirchenjahres, also Advent, Weihnachten, Neujahr, Epiphanias, Passion, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis; außerdem Missionsfest, Erntefest, Reformationsfest, vaterländische Feste. Dazu kommt der Sonntag und die kirchlichen Handlungen: Taufe und Konfirmation, Beichte, Abendmahl, Trauung, Begräbnis. So einfach hier in der Hauptsache alles liegt, so fehlt es nicht an Schwierigkeiten im einzelnen: Die Stellung des Sonntages. Bald haben ihn die Gesangbücher am Anfang, vielfach in Verbindung mit der Rubrik „Lob, Dank und Bitte", bald beginnen sie mit Advent. Für die eine oder andere Möglichkeit hat man sich zu entscheiden. Den Ausschlag giebt nicht die historische Erwägung, daß der Sonntag der Keim des Kirchenjahres und deshalb vor diesem da war, noch die, daß der Sonntag die allgemeinste Kirchenzeit ist, der die speziellen Feiern folgen müssen, sondern vielmehr die Thatsache, daß der Gottesdienst der Gemeinde sich in Zeitabschnitte teilt, an deren Anfang der Advent steht, während erst die zweite Hälfte des Kirchenjahres die den Festzeiten gegenüber indifferente Sonntagsreihe bringt. Eine nicht leicht zu entscheidende Frage ist, wohin die starke Rubrik „Morgen- und Abendlieder" gehört. Man findet sie meistens mit allem möglichen zusammen unter dem Titel „Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse": eine Bezeichnung, so unbestimmt und allgemein, daß sie im Grunde für alles paßt. In der That ist sie auch nur eine Verlegenheitsauskunft, die dazu da ist, die

Digitized by Google

Fehler der gemachten Einteilung zu verdecken. Da in den Morgen- und Abendliedern die verschiedensten Seiten des christlichen Lebens, die im zweiten Hauptteil des Gesangbuches in systematischer Weise zur Darstellung kommen, sich durchdringen: Lob, Dank, Bitte, Vorsatz zu heiligem Wandel, Buße, Ergebung unter das Kreuz, Hoffnung des ewigen Lebens, so ist es ganz unmöglich, ihnen hier einen Platz zu geben. Sie gehören also zu denjenigen Liedern, deren Charakter durch die Verwendung zu einer bestimmten Zeit, bei Früh- und Abendgottesdiensten an Sonn- und Wochentagen, bedingt ist. Ist dieses Gebiet des Kultus noch wenig angebaut, so bietet sich hier um so mehr Stoff für die Hausgottesdienste. Die fragliche Rubrik wird also hinter die Sonntagslieder und vor die Gesänge bei kirchlichen Handlungen treten. Letztere passen dann auch insofern an diese Stelle, als für die Feiten, wo sie vollzogen werden, nicht bloß Feste und Sonntage in Betracht kommen, sondern ebensogut die Werktage. Was die kirchlichen Handlungen betrifft, so behandelt die große Mehrzahl der Gesangbücher Taufe, Konfirmation und Abendmahl unter dem dogmatischen Gesichtspunkte der „Gnadenmittel"; auch da, wo man nicht von „Sakramenten" redet, sondern von kirchlichen Handlungen (Schlesien, Sachsen-Weimar), bietet man Trauung und Begräbnis in ganz anderem Zusammenhange. Die richtige Zusammenfassung des Zusammengehörigen findet man in Bayern und, wenn gleich nicht vollständig, in Amsterdam. Der zweite Hauptteil des Gesangbuches umfaßt diejenigen Lieder, welche das Christentum der Gemeinde zum Ausdrucke bringen ohne Beziehung auf besondere Zeiten und Handlungen. Auch hier wird das Ordnungsprinzip der Liturgik zu entnehmen sein, sofern es sich nur um die Aussagen des Glaubens vom Standpunkt der zum Gottesdienste versammelten christlichen Gemeinde handelt. Diese Aussagen beziehen sich aber selbstverständlich einerseits auf das, was den göttlichen Grund unsers Heils ausmacht, die im Glauben ergriffene Gnade Gottes und ihre geschichtliche Offenbarung in der heiligen Schrift. Da nun aber in dem ersten Hauptteile des Gesangbuches bereits die Lieder über die einzelnen Stadien der Offenbarung sowie über die Kirche als Vermittlerin der Offenbarung aufgenommen sind, so bleibt für den zweiten Teil nur diejenige Gruppe von Liedern übrig, die im allgemeinen von der Barmherzigkeit Gottes und Christi als dem Grunde unseres Heils redet und von dem Worte Gottes als dem Zeugnis von der Offenbarung des Heilsgrundes. Andererseits beziehen sich die Lieder des zweiten Hauptteils auf das der christlichen Gemeinde zugedachte Heil selbst, und zwar teilt sich der Stoff naturgemäß so, daß das Heil zuerst als gegenwärtiger Besitz in Betracht kommt, sodann aber infolge der Hemmung durch Sünde und Übel als Gegenstand des Verlangens und Ringens. Damit wird die weitverbreitete Einteilungsmethode, nach welcher für die Anordnung des Stoffs der ordo salutis maßgebend ist, als unliturgisch verlassen. Eine Darstellung, an deren Spitze die Kategorie „Bußlieder" steht, ist nicht vom Standpunkt der gottesdienstlichen Gemeinde entworfen, sondern desjenigen, der das Zustandekommen der Gemeinde beschreiben will. Sieht man sich zudem die Bußlieder auf ihren Inhalt an, so erkennt man leicht, daß es sich dort durchweg um das Bekenntnis von Christen handelt, die trotz des erfahrenen Heils wieder in Sünden gefallen sind. Als Prinzip für die Anordnung der beiden Unterteile (das Heil als Besitz, das Heil als Gegenstand des Verlangens) ergiebt sich der Gesichtspunkt, daß das Heil Gabe und Aufgabe ist, als solches unser religiöses Empfinden und unser sittliches Wollen in Anspruch nimmt. Somit ist das Heil als gegenwärtiger Besitz Anlaß zu dankbarer Freude des Christen (Lob und Dank), wie zu liebevollem Anschluß an Gott und an die von ihm gewollten Verhältnisse (Liebe zu Gott und Christus, Bruderliebe, freudiger Gehorsam gegenüber den göttlichen Ordnungen in Stand und Beruf). Das Heil aber als infolge von Sünde und Übel noch in der Zukunft liegender Besitz ist Anlaß zu heiligem Widerstreit gegen die Sünde (Buße, Kampf der Heiligung) und zu getroster Hoffnung auf die ewige Vollendung (Kreuz und Trost, Tod und ewiges Leben). Für das Recht dieser ungewohnten Stellung der Bußlieder spricht auch die Autorität des Vaterunsers in der Anordnung der drei letzten Bitten. Bei der vorgeschlagenen einfachen und übersichtlichen Einteilung bleiben auch, soweit das überhaupt in einem Gesangbuch möglich ist, die zusammengehörigen Materien bei einander." — Diesen Versuch einer neuen Einteilung und seine Begründung habe ich aus der Denkschrift vollständig mitgeteilt in der Meinung, daß sich unter den Lesern der M.-Schr. nicht wenige für diese Fragen interessieren und in der Lage sein würden, sich darüber kritisch auszulassen. Man wolle etwaige Äußerungen an den Vorsitzenden der Gesangbuchkommission, Herrn Pfr. lic. Gerold in Straßburg, gelangen lassen, der auch bereit ist, Interessenten die Denkschrift, solange der Vorrat reicht, kostenlos zuzusenden.

Sp.

Die Frage nach dem Datum des Erntedankfestes in Elsaß-Lothringen, von der in der M.-Schr. wiederholt die Rede war, ist auf der diesjährigen Pastoralkonferenz durch folgende Darlegung des Pfarrers lic. Anrich zur Sprache gebracht: „Eine Anzahl von Mitgliedern des wissenschaftlichen Predigervereins hat sich dieses Frühjahr u. a. auch mit der Frage der Verlegung des Erntedankfestes beschäftigt. Es wurde in dieser Sache eine Resolution gefaßt und beschlossen, den Vorstand der Pastoralkonferenz zu ersuchen, die Frage in die Tagesordnung der diesjährigen Konferenzsitzung aufnehmen zu wollen. Ich werde in Kürze zusammenzufassen suchen, was in unsrer Frühjahrssitzung in dieser Sache hauptsächlich

Digitized by Google

geltend gemacht worden ist. So gut wie Einstimmigkeit herrschte darüber, daß die jetzige Ansetzung des Erntefestes unpassend sei. Der letzte Trinitatissonntag liegt dafür entschieden zu spät. Es fällt bereits einige Wochen nach der Haupterntezeit. Es fällt dazu in eine Jahreszeit, in der unter Umständen bereits Schnee gefallen ist und der Winter seine Herrschaft angetreten hat, die jedenfalls im Durchschnitt die düsterste und unfreundlichste Zeit des ganzen Jahres zu sein pflegt. Eine solche Zeit ist gar nicht dazu angethan, den Menschen zum frohen Dank für die Gaben der Natur zu stimmen. Vielmehr ist es eine Stimmung ganz anderer Art, welche zu dieser Zeit das Naturleben mit Notwendigkeit in dem menschlichen Gemüte wachruft, der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit; und in dieselbe Richtung weisen die kirchlichen Perikopen der letzten Sonntage des Kirchenjahres. Ein Erntefest am letzten Trinitatissonntage ist also nicht mehr aktuell, es ist nicht mehr der naturgemäße, von dem frommen Gemüt als notwendig empfundene Ausdruck einer vorhandenen, das religiöse Empfinden beherrschenden Stimmung; vielmehr muß die der Feier entsprechende Stimmung durch den Gottesdienst erst wieder geweckt, durch das Wort des Predigers erst künstlich hergestellt werden. Und einer Feierstimmung, die sich nicht von selbst einstellt, sondern künstlich erst wachgerufen werden muß, fehlt die nötige Allgemeinheit, Unmittelbarkeit und Frische. Diese Schwierigkeiten würden teils vermieden, teils erheblich verringert, wenn das Erntefest früher gefeiert würde. Aber wann soll es gefeiert werden? Auf diese Hauptfrage eine allgemein befriedigende Antwort zu geben, ist nicht leicht, und die, wie der Erfolg gezeigt hat, höchst unglückliche Ansetzung des allgemeinen Missionsfestes muß in diesem Punkte doppelt vorsichtig stimmen. Festzuhalten ist jedenfalls, daß von einem Erntefest im eigentlichsten Sinne des Wortes, d. h. von einem Fest nach Beendigung der Weizenernte, nicht die Rede sein kann. Infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse der letzten 30 Jahre sind andre Bodenerzeugnisse für den Landmann wichtiger geworden als der Weizen. Die Weizenernte ist lange nicht mehr die wichtigste Ernte des Jahres, sondern an Bedeutung so zurückgetreten, daß, so schön und sinnig an sich der Gedanke wäre, eine besondere kirchliche Auszeichnung dieser Ernte im strengsten Sinne des Worts ausgeschlossen bleibt. Es kann sich also nur um eine Feier handeln, in der in zusammenfassender Weise für die verschiedenen aufeinanderfolgenden Ernten des Jahres gedankt wird. Für eine solche Feier kann nur der Herbst in Betracht kommen. Überschlägt man, wann die Haupternten des Jahres eingebracht sind, so wird man in den meisten Fällen auf den Oktober, genauer etwa Mitte Oktober kommen. Es versteht sich, daß es sich bei solcher Berechnung nur um die Haupternten des Jahres handeln kann, nicht um die Frage, wann der Landmann überhaupt alles, was draußen steht, eingebracht hat. Denn die Jahresarbeit des Landmannes dauert eben so lange, bis es schneit oder friert, und wollte man den völligen Abschluß der Jahresarbeit abwarten, so wäre auch der letzte Trinitatissonntag noch ein zu früher Termin. Haben uns die eben angestellten Erwägungen auf etwa Mitte Oktober geführt, so dürfte noch ein andrer Umstand, nämlich der Gang des Kirchenjahres, eine derartige Ansetzung empfehlen. Geben wir nämlich von dem letzten Trinitatissonntage rückwärts, so ist natürlich mit einer Verlegung auf den vorletzten Trinitatissonntag — der in Baden übliche Termin — nichts gewonnen. Die nächstvorhergehenden Sonntage kommen aber deswegen weniger in Betracht, weil der erste Novembersonntag bereits durch das Reformationsfest in Anspruch genommen ist und es sich im Interesse der Feiern selbst nicht empfehlen dürfte, den dem Reformationsfest nächstvorhergehenden und nächstfolgenden Sonntag wieder durch eine besondere kirchliche Feier auszuzeichnen. Auch diese Erwägungen führen uns also in die Zeit von Anfang bis Mitte Oktober. Damit soll nun aber nur gesagt sein, daß sich diese Zeit im großen und ganzen am meisten empfehlen dürfte. Eine genaue Erörterung dieses Punktes zeigte, daß in den örtlichen Verhältnissen eine solche Verschiedenheit obwaltet, daß es nicht möglich ist, einen für alle Gemeinden wirklich gut passenden Sonntag festzulegen. Unsere Resolution erklärt deshalb den einstimmig befürworteten Vorschlag, es möchte den einzelnen Gemeinden die, durchaus im Prinzip evangelischen Christentums und evangelischen Gemeinde-Ideals liegende Freiheit eingeräumt werden, den Termin des Erntedankfestes je nach den örtlichen Verhältnissen durch ihren Kirchenrat selbständig zu bestimmen. So könnte den verschiedenen Bedürfnissen am besten Rechnung getragen werden. In den weinbautreibenden Gegenden wird sich ja der Sonntag nach der Weinernte von selbst ergeben. Von verschiedenen Seiten wurde zur Erwägung gegeben, ob nicht wenigstens der Versuch gemacht werden sollte, in denjenigen Dörfern, wo die Kirchweih an einem der Herbstsonntage stattfindet, das kirchliche Erntefest mit demselben zusammenlegen, um dadurch das jetzt einer kirchlichen Weihe völlig entbehrende und vielfach schlimm entartete Volksfest wieder zu veredeln. In Städten mit mehreren Kirchgemeinden müßten sich natürlich die einzelnen Presbyterien auf ein- und denselben Tag vereinbaren. Auch in Bezug auf die Wahl des Textes wäre eine wenigstens etwas größere Freiheit wünschenswert. Es kann z. B. geschehen, daß ein- und dasselbe Jahr für den Ackerbauer einen guten Ertrag liefert, für den Rebmann dagegen ein vollständiges Fehljahr bedeutet. Es leuchtet ein, daß dann ein- und derselbe Text für beide nicht gleich gut passen kann. Es lassen sich ja gewiß auch für solche Fälle Texte allgemeinern Inhalts, gewissermaßen neutrale Texte, finden, die für jeden Beherzigenswertes enthalten. Es läge auch

Digitized by Google

gewiß etwas richtiges darin, wollte man sagen, der Mensch solle sich auch bei dieser Feier als Glied eines christlichen Volkes fühlen und nicht bloß an das denken, was ihm selbst und seiner allernächsten Umgebung zugefallen ist, sondern ein Herz haben auch für den Ausfall der Ernte in den andern Gegenden seines Heimatlandes. Aber trotzdem bleibt es dabei: ein allgemeiner neutraler Text wird eben weder dem einen, noch dem andern wirklich aus der Seele gesprochen, wird weder hier noch dort der treffende Ausdruck einer vorhandenen Stimmung sein. Diesem Übelstande würde dadurch sehr einfach abgeholfen, wenn, wie übrigens auch in andern Landeskirchen geschieht, mehrere Texte nebeneinander zur Auswahl geboten würden. Unser, von 25 Geistlichen unterzeichneter Antrag an die Allgemeine Pastoralkonferenz lautet demnach also: „Das hochwürdige Direktorium wolle in Zukunft von der Anordnung eines in allen Gemeinden der Kirche A. C. in Elsaß Lothringen an demselben Sonntag zu feierenden Ernte- und Herbstdankfestes absehen und dafür den Presbyterien resp. Konsistorien anheimgeben, je nach den örtlichen Verhältnissen den Termin dieses Festes zu bestimmen. — Das Direktorium wolle ferner statt des vorgeschriebenen Ernte- und Herbstfest-Textes jedes Jahr eine Auswahl von Texten verschiedenen Charakters darbieten resp. den Pfarrern die Wahl des Textes vollständig überlassen." — —. Die Majorität der Konferenz erklärte sich gegen den Antrag, doch wohl nicht bloß aus Liebhaberei für das Althergebrachte. Eindrucksvoll war, was namentlich von Pfr. lic. Gerold gegen die Feier des Festes an verschiedenen, von den Presbyterien zu bestimmenden Tagen bemerkt wurde. In dieser Hinsicht hat man die an sich so wohl begründete Frage mit bedenklichen Momenten verquickt. Dagegen machte es den Eindruck einer gewissen Ängstlichkeit, wenn man von Seiten der Antragsteller bestritt, daß die Frage irgendwie mit der nach dem vielerseits als katholisch verschrieenen Totenfeste im Zusammenhange stehe. Pfr. D. Hackenschmidt stellte sich auf den Standpunkt, daß gerade das Bedürfnis nach dem Totenfeste ihn veranlassen würde, das Erntefest in den Oktober zu verlegen. Und von anderer Seite wurde mir versichert, in 10—15 Jahren werde das Totenfest im Reichslande die weiteste Verbreitung gefunden haben trotz allem, was man jetzt noch dagegen bemerke; dann werde auch die Frage nach dem Termin des Erntefestes ihrer Lösung näher gebracht sein. Bei solcher Sachlage kann man nur damit zufrieden sein, daß die Frage nicht jetzt schon eine voreilige Lösung gefunden. Wir Elsässer wären sehr dankbar, wenn die Leser der Ml.-Schr. aus der Praxis ihrer Landeskirchen uns den Weg zeigen könnten, auf dem wir der vorliegenden Schwierigkeiten ledig würden. Sp.

Eine eigentümliche Verbindung liturgischer Bestrebungen mit solchen der Inneren Mission tritt in den Posaunen-Vereinen zu Tage, deren Heimat das Ravensberger Land ist. Der erste christliche Posaunenchor wurde 1843 von Pastor H. Volkening in Jöllenbeck begründet. Von der seitherigen Entwickelung dieser Vereinigungen sollte am 18. Juni in Bielefeld das deutsche Kaiserpaar einen imposanten Eindruck empfangen. Die Bläser des Ravensberger Landes, vereinigt mit denen benachbarter Striche und des Wupperthales, 2000 an der Zahl, verstärkt durch mehr als 10 000 Sänger und Sängerinnen aus den Jünglings- und Jungfrauenvereinen der nämlichen Bezirke, durften an dem, für die preußische Geschichte in mehrfacher Hinsicht denkwürdigen Tage eine „Kaiserhuldigung" darbieten. Das uns vorliegende sehr reichhaltige Programm enthält einen Begrüßungsakt, eine Kinderparade und das mit der Jahresfeier von „Bethel" verbundene Posaunenfest. Wie man erwarten konnte, durchdrangen sich in jedem dieser Akte christlich-kirchliche und patriotisch-kriegerische Gedanken, so daß einerseits die Wahl der verwendeten Kirchenlieder durchweg nach Maßgabe von Hohenzollern-Erinnerungen getroffen wurde, andererseits aber die Nationalhymnen von Preußen und Schleswig-Holstein je eine religiös gefärbte Fassstrophe erhalten haben. In der dritten, gottesdienstlich gedachten Vereinigung, wurde inmitten von Sunem, Bersaba, Sarepta und Bethel, unter freiem Himmel nach dem Schema „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn 1) im Reich der Natur, 2) im Reich der Gnade, 3) im Reich der Herrlichkeit" verfahren. Dem entsprechend fanden, umrahmt von Gebeten, drei Ansprachen statt, und dreimal traten Bläser, Sänger, Sängerinnen und Volk hintereinander in Thätigkeit, P. Gerhardts „Geh aus, mein Herz" und andere Lieder in ausgewählten Strophen unter sich verteilend. (Das „Reich der Natur" ward dabei leider durch die zweite Strophe von „Schönster Herr Jesu" sofort degradiert.) Eine vierte Rede war dem Begründer der Bielefelder Anstalten, Pastor v. Bodelschwingh, vorbehalten. — Es liegt uns fern, an Unternehmungen einen künstlerischen Maßstab zu legen, deren Träger und Förderer den Anspruch von Kunstleistungen kaum erheben werden. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn die Oberleitung der Bläser- und Sängerchöre das Interesse an monströsen Massenwirkungen nicht allzu sehr zum herrschenden machte. Crescendo-Effekte so äußerlicher Art, wie sie im Programm mehrfach auftreten, hervorgerufen durch ein staffelmäßiges Hinzutreten der einzelnen Bläserchöre von Zeile zu Zeile, sind nicht geeignet, den Wortsinn und die Gedanken einer Liedstrophe deutlicher zu machen oder zum Nachdenken über sie anzuregen. Man überlege sich einmal folgende Anordnung:

„Lübbecke: Nun lob, mein Seel, den Herren;
u. Minden: Was in mir ist, den Namen Sein.

Digitized by Google

u. Löhne: Sein Wohlthat thut Er mehren;
u. Herford: Vergiß es nicht, o Herze mein.
u. Enger: Hat dir dein Sünd vergeben
u. Bielefeld: Und heilt dein Schwachheit groß;
Errett dein armes Leben,
u. Barmen: Nimmt dich in Seinen Schoß,
u. Elberfeld: Mit reichem Trost beschüttet,
u. Bochum: Verjüngt dem Adler gleich.
u. Schalke: Der Herr schafft Recht, behütet,
u. Hagen (fff.!): Die leid'n in Seinem Reich."

Solcher Mechanismus ist nicht nur unkünstlerisch, sondern überhaupt sinnlos.

Ferner wären Hornsoli und Bläser-Strophen, während deren die Zuhörer einen bestimmten Text zu lesen, nicht zu singen haben, doch wohl nur dann zu rechtfertigen, wenn das Volk oder der Chor der betreffenden Melodieen nicht mächtig wäre. Am wenigsten befriedigt mich das, trotz Fehrbellin und Waterloo nicht angebrachte, fast irreligiös zu nennende „Wollt treten" in der von Herrn Weil hergestellten Übersetzung. Und das Eine sei noch zu sagen erlaubt, daß ein Textbuch, das eine Gottesdienstordnung enthält, mit der Aufschrift „Kaiserhuldigung in Bethel" nicht zutreffend betitelt sein kann. Sm.

Bücherschau.

Carl Pintti, op. 26. Psalm 103, für Solo und Chor a capella. Leipzig, Rieter-Biedermann. Mk. 2,50. Derſ., op. 27. Sonate Nr. 2 (Emoll), für Orgel. Leipzig, Rieter-Biedermann. Mk. 4. Derſ., op. 28. 2 geistliche Lieder für eine Singstimme mit Orgelbegleitung. Leipzig, Fritz Schuberth jun., je Mk. 1.

Diese drei Werke des Leipziger Thomaskirchenorganisten Carl Pintti, seine neuesten Kompositionen, können allen Lesern der Monatschrift nicht dringend genug empfohlen werden. Den Orgelspielern unter ihnen wird die Bekanntschaft mit der 3sätzigen, geistvollen, moderuen, aber durchaus orgelmäßigen Sonate sicher einen schönen und bleibenden Genuß verschaffen; die beiden geistlichen Lieder von Julius Sturm („Herr, ich lasse nicht von Dir", am Schlusse der Choral: „Jesus, meine Zuversicht", und „Empor die Herzen", am Schlusse: „Lobe den Herren, den mächtigen König") sind so überzeugend empfunden und dabei so schlicht, daß sie, mögen sie gesungen werden, wo sie wollen, einen unvergeßlichen Eindruck machen müssen und vor allen Dingen in der evangelischen Hausmusik sich einen festen Platz erobern werden. Keiner der Leser, der sich durch diese Zeilen zur Kenntnisnahme der Lieder veranlaßt sieht, wird sie seinem Musikalienhändler ohne weiteres zurückschicken! Der Psalm, op. 26, hat einen Fehler! Er ist sehr schwer! Aber große Chöre, Vereine, die geistliche Musik pflegen, sind künstlerisch verpflichtet, das bedeutende Werk, das vielleicht nur in Motetten von Brahms Seitenstücke in der neueren Litteratur hat, zu studieren. Der Schreiber dieser Zeilen, der den Psalm mit dem Riedel-Verein in Leipzig aufgeführt hat, kann versichern, daß selten ein Stück, das solche Ansprüche nicht nur an die Stimmen, sondern vor allem an die Intelligenz aller Ausführenden stellt, mit solcher Begeisterung gesungen worden ist. Freilich muß man auch allen Feinheiten in den drei Sätzen gerecht zu werden versuchen; es steckt in der Vertonung der alten Textesworte so viel neue, echt musikalische Poesie, daß auf Einzelheiten hier einzugehen unmöglich ist. Neben einer geradezu elementaren Kraft im Preise des Herrn und seiner Wunder finden sich bei den Stellen, wo des schwachen Menschen und des gnädigen Gottes gedacht wird, jene echt deutschen, gefühlstiefen, stillen Schönheiten in der Harmonik und Melodik, die gerade in der evangelischen Kirchenmusik ihren eigentlichen Platz haben. Übrigens sei auch allen denen, die nicht in der Lage sind, das Stück aufzuführen, das Studium desselben dringend ans Herz gelegt, sie werden alle auch daheim am Flügel sich einige Stunden wirklichen Kunstgenusses verschaffen, wenn sie dem Komponisten durch die Schönheiten seiner Partitur aufmerksam folgen. Jedenfalls ist Pintti ein durch und durch musikalischer und durch und durch poetischer Komponist, und so sehr es anzuerkennen ist, daß er erst bei op. 28 angelangt ist, so sehr wäre es doch zu wünschen, daß er der evangelischen Kirchenmusik noch mehr Werke wie seinen 103. Psalm schenkte. Heutzutage sind die wirklichen Kirchenkomponisten an den Fingern einer Hand zu zählen; eine Kraft wie Pintti könnte uns hier viel Segen bringen! Dr. Georg Göhler.

Digitized by Google

Albert Becker, Sechs geistliche Lieder für gemischten Chor a capella oder auch für eine Singstimme mit Klavier- oder Orgelbegleitung (1. Zu Bethlehem geboren, 2. Ich wollt, daß ich daheime wär, 3. In Gottes Namen fahren wir, 4. Selge Stunde, 5. Jesu Wunden, 6. Starker Herr Zebaoth). op. 71. Hameln, H. Oppenheimer.

Vorliegende Kompositionen, meist kurze Strophenlieder, bereiten schon beim Durchspielen große Freude. Vermöge ihrer einfachen Melodik und natürlichen Harmonik werden sie gesungen einen noch viel höheren Genuß gewähren. Das Weihnachtslied Nr. 4, die einzige Chornummer mit Orgelbegleitung, dürfte bald zu den beliebtesten Sätzen unserer Kirchenchöre gehören. Besonderer Dank gebührt dem Komponisten für die Bearbeitung der Lieder für eine Singstimme mit Begleitung der Orgel. Unsere jüngeren Gesangessolisten, deren Litteraturkenntnis selten über die bekanntesten Arien und Oratorien hinausreicht, mögen sich vorliegende Lieder für ihre Mitwirkung in Kirchenkonzerten recht bald zu eigen machen; aber auch unsere Kollegen mit dem Taktstock, denen doch die Zusammenstellung der Programme obliegt, werden aus den Gesängen in beiderlei Formen Nutzen ziehen. Die Wahl der solistischen Einlagen sollte doch in erster Linie dem Dirigenten zustehen, damit nicht das bißchen innerer Zusammenhang in unseren geistlichen Konzerten in gar zu sinnloser Weise zerstört werde. Auch rein musikalisch betrachtet, muß die Begleitung der meisten „beliebten" Arien, um für die Orgel erst brauchbar zu sein, verstümmelt werden auf Kosten des inneren Gehaltes.

Auch desselben Komponisten op. 88: „Zwiegespräch der Kinder mit dem Christkinde" für 4stimm. Knaben- oder Frauenchor, Sopransolo und Orgel, ebendas., sei warm empfohlen.

Chr. Wilhelm Köhler, Bonn.

Heckner, Praktisches Handbuch der kirchlichen Baukunst einschließlich der Malerei und Plastik. XVI, 424 S. mit 188 Abbildungen. 3. Auflage, Freising 1897. M. 4.—.

Der Verfasser ist 25 Jahre Baumeister gewesen und jetzt katholischer Pfarrer in Neustift. Diese seltene Laufbahn prädisponiert ihn vorzüglich für seine Arbeit. Das Buch hat denn auch den dreifachen Vorzug, daß alle technischen Fragen mit voller Sachkenntnis erörtert, schwierige und dem Laien fremde Punkte des Kirchenbaues in lichtvoller Klarheit vorgetragen und die kirchlichen Vorschriften zusammenfassend dargestellt und bis ins Einzelnste angewandt werden. Hierdurch ist es unserm Meurer weit überlegen. Der entscheidende Grundsatz regiert das Ganze, daß nicht archäologische Liebhaberei, sondern das Bedürfnis und die kirchliche Vorschrift das Gotteshaus zu bauen und einzurichten habe. Wenn darnach doch der mittelalterlichen Basilika der Vorzug gegeben wird, weil sie dem Meßgottesdienst am meisten entspricht, so giebt uns das sehr zu denken.

Das Buch ist zunächst für den Klerus bestimmt und empfiehlt sich vor ähnlichen Werken durch eine lückenlose Anleitung in allen Fragen des Baues, der Restaurierung, der Einrichtung. Es kann geradezu als ein Rezeptierbuch für Materialien, Bezugsquellen, Preise u. s. w. gelten. Wer sich hierüber unterrichten will, wird stets klare, praktische und auf gründlicher Kenntnis und Erfahrung beruhende Antwort erhalten. Die Belehrung über Brauch und Recht der katholischen Kirche wird auch dem Protestanten sehr dienlich sein. Kurz, das Buch ist eine Fundgrube theoretischer und praktischer Kenntnisse und kann ohne Einschränkung empfohlen werden.

Bergner.

Ernst Freiherr von Mirbach, Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Gr. Fol. 265 S. 16 Taf. Berlin 1897. E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—.

Das Buch ist ein würdiger Beitrag und Nachklang zur Zentenarfeier des großen Kaisers, und es ist dem Verfasser sehr zu danken, daß er, dem die Quellen natürlich in ausgiebigster und reichster Weise zu Gebote standen, die Baugeschichte des monumentalen Werkes auf dieser sicheren Grundlage und aus lebendiger Anschauung dargestellt hat. Wer nur irgend das Dunkel kennt, das die Geschichte der mittelalterlichen Dome und selbst moderner Kirchen aus Mangel an gleichzeitigen Nachrichten umgiebt, wird diesen authentischen Bericht noch mit ganz besonderer Freude hinnehmen, zumal der Verfasser auch die ganze Vorgeschichte der Berliner Kirchenbaubewegung und ihre bisherigen Resultate kurz und schlicht in dem farbenreichen Bild andeutet.

Es ist das große Verdienst unserer jetzigen Kaiserin, eine tiefgehende Bewegung zur Bekämpfung der schreienden Kirchennot in Berlin eingeleitet zu haben. Durch ihre ganz persönliche Anregung bildete sich nach der vielberufenen Waldersee-Versammlung der Evangelisch-Kirchliche Hilfsverein, gegründet am 28. Mai 1888, welcher sich die Linderung der allgemeinen Notstände zur Aufgabe machte, zum Schmerz der hohen Frau aber den Kirchenbau nicht mit in sein Programm aufnehmen konnte. Doch wuchs aus demselben durch immer erneutes Anregen Ihrer Majestät ein engerer Ausschuß hervor, welcher sich die begrenzte Aufgabe des Kirchenbaues zum Ziel setzte und, getragen von einer ungeahnten Opferwilligkeit nicht nur der Berliner Bevölkerung, sich am 2. Mai 1890 als Kirchenbauverein konstituieren konnte. Die Entvölkerung der inneren Parochien, das riesenhafte Anwachsen der Außen- und Vorstadtgemeinden drängte nun mit zwingender Macht, neue Pfarrkirchen zu gründen, Paro-

Digitized by Google

chien zu zerschlagen oder in alte Gemeinden neue Kirchen hineinzusetzen. Eine Tabelle, welche den kurzen Zeitraum von 1890—1895 umfaßt, veranschaulicht sehr lehrreich den alten Zustand und die Ergebnisse des großen Liebeswerkes. Es wurden in dieser Zeit 31 Kirchen vollendet resp. im Bau, davon 21 neue Parochialkirchen. Während die alten Sprengel teilweis 70, 80, 96, 122, 127 Tausend Seelen umfaßten, bewegen sich die neuen im Durchschnitt von 20—30 Tausend, und die weniger großen werden in kurzer Zeit auch noch auf eine Normalhöhe zurückgeführt sein. Dementsprechend ist die Zahl der Geistlichen von 96 auf 135 gestiegen und wird entsprechend weiter wachsen, ebenso die der übrigen Kirchendiener und Gemeindeschwestern. Fast alle diese Kirchen sind Monumentalbauten. Sie haben über 19 Millionen gekostet und repräsentieren mit den meist geschenkten Bauplätzen einen Wert von 25 Millionen Mark. Wie der Verfasser meint, habe sich gerade durch die Schönheit der Bauten der Kirchenbesuch wie die Opferwilligkeit sehr gehoben. „Der Vorwurf, daß in Berlin zu schön und kostbar gebaut würde, ist durch den Erfolg glänzend widerlegt. Der Bau von 50 unkünstlerischen, schmucklosen, billigen Betsälen wäre schwieriger gewesen als der Bau von 50 schönen Kirchen." Man wird unwillkürlich an Wallenstein erinnert, aber der Erfolg spricht für die Richtigkeit des Vorgehens, und wer das alte, stumpfe, gleichgültige Berlin kannte, wird hierdurch angenehm überrascht sein. Die Geschichte kennt nur zwei Perioden ähnlicher Begeisterung, die Zeit der ersten Liebe im 12. Jahrhundert und die Zeit des Gewissensdruckes und der katholischen Ausschlachtung im 15. Jahrhundert. Diese überragt unbedingt unser arg verschrieenes fin de siècle durch die Zahl, abgeschlossene Schönheit und Solidität ihrer Werke, wie durch die Reinheit der Motive. Muß man auch hier der Mode und gemachten Stimmung ihr Teil einräumen, so bleibt doch ein reicher Fonds echt evangelischer und vaterländischer Liebe, welcher sich mit den reichen Mitteln des wachsenden Wohlstandes und im Segen des „edlen Friedens" auswirkte. Diese Bemerkungen werden durch die Geschichte der K. W. G. K. aufs beste belegt.

Die K. W. G. K. hat von Anfang im Plan des Kirchenbauvereins gestanden, und schon am 28. Juni 1890 wurde eine erste, beschränkte Konkurrenz für einen Bau von 650000 Mark ausgeschrieben. Es ist für die anfängliche Ängstlichkeit und die jährlich wachsenden Mittel und Opfer bezeichnend, daß bei der Prüfung der eingegangenen Pläne ein Projekt Kyllmanns mit $1^1/_2$ Million Kosten als zu teuer verworfen und das des Baurats Schwechten angenommen wurde, das sich in den vorgeschriebenen Grenzen hielt, schließlich aber durch immer neue Entwürfe (drei davon auf den Tafeln) sich zum gegenwärtigen Prachtbau mit $3^1/_2$ Millionen Kosten entfaltete. Von der Stadt Charlottenburg wurde der jetzige, schöne Auguste-Viktoria-Platz geschenkt, den einst der hochselige alte Herr selbst zu einer Dankeskirche aus Anlaß der 78er Attentate ausersehen hatte. Im Januar 1891 ging der erste Aufruf aus, am 22. März, dem Palmsonntag, wurde der Grundstein gelegt und nun unter steter Ausweitung der Pläne, des Aufbaues, der Ausstattung munter drauf los gearbeitet, ein Verfahren, das hier herrlich gelang, indes recht sehr eines Musterschutzes gegen Nachahmung bedarf. Erlaubten doch sogar die reichlich zuströmenden Mittel, die ersten, nicht ganz wohl gelungenen Details (Säulen, Kapitäle 2c.) durch neue, geschmackvollere zu ersetzen. Da Architekt Schwechten selbst giebt nun einen Baubericht und eine Beschreibung seines Werkes, und man kann nichts Genußreicheres lesen als die kurze, sachliche Darstellung des genialen Meisters. Wir heben nur folgendes daraus hervor. Bis Ende Juli 1894 waren Chor, Schiff und vier kleinere Türme unter Dach, gewölbt und abgerüstet, am 22. Dezember war auch der gewaltige Hauptturm im Rohbau fertig; es wurde durchschnittlich mit 550 Bauhandwerkern gearbeitet. 1895 und 1896 wurde der innere Ausbau vollendet. Die Kirche stellt sich als kreuzförmige Basilika im Übergangsstil dar, welcher westlich die von zwei Türmchen flankierte, den Hauptturm tragende Gedächtnishalle für den großen Kaiser vorgelegt ist. Die Nachahmung der Formen um 1250 ist bewußt und peinlich und soweit gehend, daß die anfänglich freier nachgebildeten Details wieder entfernt und durch treue Kopien ersetzt wurden. Namentlich rheinische Bauten, vorweg die Marienkirche in Gelnhausen, sind als Vorbilder benutzt. Es wird dies gewiß den Unmut der Doktrinäre erregen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß durch Schwechten ein viel umstrittenes Problem der Lösung sehr nahe gebracht ist. Hatte man bisher meist das Schema der eigentlichen Basilika mit niedrigeren Seitenschiffen oder das der Hallenkirche angewandt, welche beide sich als unhörsam erweisen, so ist Schwechten dem Ideal einer evangelischen Predigtkirche bei stilgerechtem äußern mittelalterlichen Gerüst fast gerecht geworden, indem er an die kolossale Vierung ein kurzes, breites Langhaus, ein fast ebenso breites Querhaus und einen kurzen Chor anlegte, die Seitenschiffe auf Emporenbreite verminderte und den ganzen, reichgegliederten und doch einheitlichen, übersichtlichen und durchaus hörbaren Raum mit Sterngewölben von nicht dagewesener Spannweite überdeckte. Nur die vier unvermeidlichen Pfeiler der Vierung können in etwas die Freiheit des Überblickes benehmen. Der Chor ist als halbes Zehneck geschlossen, mit einem Kapellenkranz (zwei Sakristeien, zwei Konfirmandensäle) umgeben, eine Anlage, die zu den notwendigen Übeln gehört, dem Östeil unten aber ein störendes, gedrücktes Ansehen giebt. Die Abmessungen sind in den edelsten Proportionen gehalten, die Vierung 20.5 in der Diagonale, das Schiff hoch 20.70, die Chortürme 61.60, der Hauptturm 100, resp. bis zum Kreuzende 113 m. Besonders imposant

Digitized by Google

wirkt die Westseite, welche als Hauptzugang ein dreifaches Portal, darüber eine gewaltige Rosette und einen Ziergiebel zeigt, hinter dem sich der erst vier, dann achteckige Hauptturm mit dreifach durchbrochenen Rundbogenfenstern, der Glockenstube und einer steinernen Haube erhebt. Die Chorpartie hingegen wirkt durch die reiche Fensterarchitektur und eine Chor und Seitentürmchen umlaufende Zwerggallerie bei aller Massigkeit ganz reizvoll.

Die Ausführung Schwechtens über das angewandte Material und die Konstruktion wird den Technikern gewiß viel zu lernen geben, kann hier aber nicht weiter verfolgt werden. Das Werk wird ohne Zweifel in vielen Hinsichten schulbildend wirken. Die äußerste Solidität der Bauweise und Einrichtung lehrt uns die enormen Kosten verstehen. Es wurden 1,35 Millionen Mauersteine, 2,24 Millionen Hartbrandsteine, 1 Million Klinker, 9050 Tonnen Zement verbraucht. Die Ausstattung ist vom kleinsten bis zum größten dem gewählten Stil entsprechend ausgeführt, und das deutsche Kunsthandwerk hat sich damit ein ehrendes Denkmal gesetzt.

In gleicher Weise kann das Geläut als die vornehmste Schöpfung der Gießkunst aller Zeiten gelten. Man war wohl seit dem teilweisen Mißerfolg mit der Kölner Kaiserglocke etwas mißtrauisch gegen allzu große Glocken geworden. Hier aber hat die altberühmte thüringische Firma C. F. Ulrich (Inhaber Franz Schilling) in Apolda ein Geläute in den größten Dimensionen von wunderbarem Wohlklang und von überraschend leichtem Gebrauch hergestellt. Die fünf Glocken D. F. A. B. C. geben vereint einen wahrhaft majestätischen Chorgesang, wie ihn Berlin noch nie gehört, lassen sich aber auch für feierliche, freudige und ernste Gelegenheiten in ausdrucksvoller Weise, wie es bei größeren Geläuten selten ist, zu einem harmonischen oder melodischen Geläut der verschiedensten Klangfarbe zusammenstellen. Die größte, D-Glocke „Kaiser Wilhelm-Königin Louise", wiegt 264,5 Zentner und kommt somit als viertgrößte Glocke Deutschlands der Maxima des Magdeburger Doms von 266 Ztr. aus dem Jahr 1701 ganz nahe, während die kleinste C-Glocke mit 42½ Ztr. immer noch ein ganz stattliches Gefäß darstellt. Zusammen wiegen die Glocken 633,86 Ztr., mit der Armatur aber gegen 900 Ztr. Auch äußerlich tragen die Glocken so edlen Schmuck und vielbedeutende Inschriften wie vornehme Zeichnung der Rippe, daß man meint, die bewunderte Kunst eines Gerhard Won wieder erstanden, wenn nicht übertroffen zu sehen. Der Kenner wird vollkommen die Exaktheit verstehen, welche v. Mirbach beim ersten Probeläuten am 13. Mai 1895 in Apolda an allen Teilnehmern schildert. Am 18. Juni wurde das Geläut durch eine tiefsinnige Rede Fabers eingeweiht.

Am 1. September 1895 konnte die ganze Kirche geweiht werden, und besser ist das Andenken des Heldenkaisers nirgend geehrt worden, der an diesem Tag vor 25 Jahren auf fremder Erde für des Vaterlandes Einheit stritt und siegte.

Die Baukosten von 3443000 M. sind außer dem großen, 1 Million übersteigenden Geschenk des königlichen Hauses fast ganz durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Der Kirchenbauverein hat ein System der Sammlung angewandt, das wenigstens in seinem Ergebnis erstaunlich ist. Die gangbaren Methoden einer Lotterie oder allgemeiner Kollekten verschmähend, hat er sich die „reichen Leute" herausgesucht und diese zu namhaften Opfern vermocht. Der altpreußische Adel, die Großindustriellen und die Hochfinanz glänzen mit teilweise fürstlichen Beiträgen. Berlin selbst hat sich sehr freigebig gezeigt. Daß man in der Wahl der Donatoren etwas vorsichtiger hätte sein können, beweisen die 55000 M. von Katholiken und die 19000 M. von Juden, die man angesichts der großen Gesamtsumme wohl hätte missen können. Sie haben einer feindlichen Presse doch nur den Anhalt gegeben, die ganze Bewegung mit Gift zu übergießen.

Der Verfasser giebt nun eine eingehende Beschreibung namentlich der inneren Einrichtung, der heiligen Stätten, Geräte, und Gefäße und knüpft daran eine Darstellung der vaterländischen und kirchlichen Erinnerungstage, die schon in der Kirche gefeiert wurden, sowie der neugeschaffenen Parochie. Durch Mitteilung aller auf die Kirche bezüglichen Urkunden, Reden, Verträge und Bestimmungen erhält das Buch einen weit über die Fachkreise hinausgehenden Wert. Es ist ein wahrhaft patriotisches Erinnerungszeichen, welches wir den Freunden des evangelischen Kirchenbaues um so mehr empfehlen können, als der Reinertrag zum Kirchenbaufond bestimmt ist. Denn die innere Ausstattung wird noch weitere große Mittel erheischen.

Die Geschichte dieses Monumentalbaues wird der evangelischen Christenheit für die Zukunft viel Anregung geben. Nur muß man immer die hier vorliegenden besonderen Umstände im Auge behalten. Was bei einer Gedächtniskirche so großen Stils unter einem genialen Meister gelang, wird nicht überall, zumal nicht in kleinen Verhältnissen, nachahmenswert sein. Die warme Anerkennung kann nur mit der Beschränkung gelten: „Eines schickt sich nicht für alle."

Bergner.

Druckfehler: In No. 5 S. 92 Z. 24 v. u. ist zu lesen „frische Weide", statt „süße Weide".

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ✻ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Hessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 57a. **DRESDEN-A.**, Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, froo. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Bochumer Gußstahl-Glocken.

354. Dem Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation bezeuge ich hierdurch gern, daß er das von mir für die Gemeinde Ertner gestiftete dreistimmige Geläute aus Gußstahl-Kirchenglocken zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Dem belobenden Attest des als sachverständigen Beurtheiler berufenen Professor Th. Krause kann ich mich, nachdem am 9. April die Glocken in meiner Gegenwart geläutet wurden, ohne Vorbehalt anschließen. Die Glocken sind in den von mir bestimmten Tönen B, F, G rein eingestimmt, haben einen sonoren, feierlich-majestätischen Klang und füllen wie die Landschaft, so besonders auch den Raum der Kirche selbst mit Wohllaut.

Es macht mir Freude auszusprechen, daß die Ausführung meines Auftrages meine kühnsten Erwartungen übertrifft und ich jeder Kirche ein so herrliches Geläute wünsche.

Berlin, den 22. April 1897. (gez.) **Carl Bechstein**, Geheimer Commerzienrath.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Hierzu eine Beilage von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Ausgegeben am 29. Juni 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** Bremen 1890.

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Herzogenberg, Heinr. von, Op. 99. **Liturgische Gesänge**

für Chor a capella komponiert und Herrn Prof. Dr. Julius Smend zugeeignet.

V. **Zum Erntefest** (No. 5 daraus für Gemeindegesang, Chor und Orgel.)

Partitur Mk. 4.—, Sopran, Alt, Tenor, Bass je 50 Pfg. (Vergl. die Empfehlg. S. 160 o.)

Leipzig, 1. Juli 1897. **J. Rieter-Biedermann.**

F. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, vom Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Südenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Reinerichstr. 14. ✻ ***HANNOVER*** ✻ *Reinerichstr. 14.*

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ❋ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.

Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.**, Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.

Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling u. a.

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste** aller seither in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 5. August 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Gallwitz, Sichtbare oder unsichtbare Kirche? — Luther, Eine Judentaufe im Jahre 1744. — Brion und Hang, Kirche in Plobsheim. — Grotefend, Die Abtei-Kirche in Offenbach a. Glan. — Smend, Zu v. Schuberts anonymer Gottesdienstordnung. — Lang, Noch ein Wort über kirchliches Vor- und Nachspiel. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau.

Sichtbare oder unsichtbare Kirche?

von Superintendent H. Gallwitz in Sigmaringen.[1])

Dem Protestantismus ist es bisher noch nicht gelungen, seine Stellung zur christlichen Gesamtkirche richtig zu erfassen, und darüber ist die Vorstellung von dem Wesen der christlichen Kirche selbst geschädigt worden. Luther hat, nachdem ihm die Autorität der Papstkirche erschüttert war, unbedenklich ausgesprochen: Wo die heilige Schrift ist, d. h. wo Predigt und Sakrament schriftgemäß verwaltet werden, da ist die Kirche Christi. Auch wenn er allein geblieben wäre mit seiner Erkenntnis der reinen Lehre und von seinem Schriftverständnis aus alle anderen Christen der Irrlehre hätte zeihen müssen, so würde er doch folgerichtig haben bekennen müssen: Ich bin die Kirche.

Durch die Übermacht seiner gewaltigen Persönlichkeit hat er den größten Teil seiner lieben Deutschen zu sich gezogen, so daß nun der Anspruch: „Die lutherische Kirche ist die Kirche Christi", nicht mehr als schlechthiniges Paradoxon erscheinen konnte, zumal auch die Reformierten als Verwandte des Augsburger Bekenntnisses angesehen wurden: eine Anschauung, die nach dem Westfälischen Frieden wohl staatsrechtliche Geltung besaß, in Wirklichkeit aber an dem damals unversöhnlichen, jedes christliche Gemeingefühl ausschließenden Gegensatz dieser zwei Konfessionen zu schanden wurde. Bei diesem Zwiespalt zwischen Idee und Erscheinung der Kirche hatte erstere die Kosten zu zahlen. Die Idee der Kirche wurde zu einer farblosen Abstraktion, während in der heiligen Schrift und im dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses die eine, heilige, allgemeine Kirche ebenso als eine einheitliche, aktiv wirkende, persönliche Kraft behandelt wird, wie dies der heilige Geist selbst ist. Die wahre Kirche galt ihrem Wesen nach

[1]) Von demselben Verfasser ist im Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen: Eine heilige allgemeine christliche Kirche. (I. Welches sind die religiösen Lebenskräfte des Katholizismus? II. Evangelische Kirchenzucht.) 1896. 69 S. gr. 8.

Digitized by Google

als unsichtbar, und angesichts der Unmöglichkeit, eine Verständigung zwischen den verschiedenen Kirchen herbeizuführen, wurde auch nicht der Versuch gemacht, die einheitliche, allgemeine, heilige Kirche irgendwie der Verwirklichung näher zu führen.

Durch die Definition der wahren Kirche als einer unsichtbaren ist dem Protestantismus der Keim der Schwindsucht eingeimpft worden. Die rechte Kirche blieb ein Ideal, ein Traumbild, das unerreichbar seine Wohnstätte im Himmel hat und erst nach Ablauf dieser Weltzeit seine Verwirklichung auf Erden findet. Kein Wunder, wenn die kirchlichen Einrichtungen innerhalb des Protestantismus mehr durch die Ecken und Kanten der harten Wirklichkeit als durch die bildenden Kräfte des heiligen Geistes gestaltet wurden. Zu einer richtigen Erkenntnis der Bedeutung der einzelnen Bethätigungen der Kirche konnte es nicht kommen. Man mußte suchen, die in der Erscheinung der Kirche vorliegenden Mängel durch irgend eine Theorie, so gut es gehen wollte, zu rechtfertigen. Dies zeigt sich unter anderm an der Lehre von der Bedeutung des Gottesdienstes und vom Wesen der Kirche, welche in ihm handelnd auftritt.

Luther erkennt grundsätzlich in dem Kultus keine Äußerung des kirchlichen Lebens, an der jedes Gemeindeglied sich beteiligen muß, weil es dadurch die zu seinem geistlichen Wachstum erforderlichen Kräfte empfängt. Der rechte Gottesdienst ist ihm, unter Berufung auf Römer 12, 1; Phil. 2, 17; Jakobus 1, 27, das Leben im Glauben, in der Liebe und der Hoffnung, das christlich fromme Einzelleben, das seine Kraft allein aus der heiligen Schrift und aus der Botschaft der Sündenvergebung zieht, welche durch das private Trostwort eines einzelnen christlichen Bruders am wirksamsten nahe gebracht wird. Die Anbetung der versammelten Gemeinde ist ihm nur ein äußerlicher Gottesdienst. Da seine Unerläßlichkeit aus dem fundamentum stantis et cadentis ecclesiae (d. h. dem Hauptartikel), der Rechtfertigung aus dem Glauben, nicht abgeleitet werden kann, so bleibt ihm nur die Begründung übrig, daß Gott den Kultus im Gesetz geboten habe: ein Abfall von der Freiheit eines Christenmenschen, vom Glauben zu dem Buchstabendienst der Kirche, welcher er den Rücken gekehrt hatte!

Einen Übergang zu einer selbständigen, innerlichen Schätzung des Gottesdienstes der Gemeinde bildet bei Luther der Gesichtspunkt, daß gemeinsamer Kultus aus pädagogischen Gründen gehalten werden müsse. Die Unwissenden und Unmündigen sollen darin Gottes Wort und Willen kennen lernen.[2]) Damit ist nicht nur für die Unmündigen, sondern auch für die gereiften und wissenden Christen grundsätzlich die Teilnahme am Gemeindegottesdienst zur Pflicht erhoben worden. Ist auch für sie die kirchliche Feier nicht erforderlich, so ist sie doch dem schwachen Bruder nützlich. Es wird daher nach den Grundsätzen der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" den Gläubigen die Pflicht erwachsen, sich den Bedürfnissen der Schwachen unterthan zu machen und ihnen durch Teilnahme am Gottesdienst zur Erbauung zu verhelfen. „Wir stellen solche Ordnung gar nicht um der willen, die bereits Christen sind, denn die bedürfen der Dinge keins." Wenn sie sich dem doch unterziehen, so fällt der Gottesdienst für sie damit unter das allgemeine Gebot, daß das ganze Leben des Christen im Dienst Gottes stehen soll; dieser dem Nächsten erwiesene Liebesdienst ist ihr be-

[2]) Ecclesia festa retinuit propter necessitatem verbi Dei pro imperfectis. Siehe Achelis, Praktische Theologie, II, S. 225.

Digitized by Google

sonderer Gottesdienst. Der eigenartige Charakter der kultischen Gemeinschaft ist dabei verwischt. Als das handelnde Subjekt beim Gottesdienst erscheint der Pfarrer oder auch der einzelne Christ, der aus Liebe zu dem Schwachen sich am Gemeindegottesdienst beteiligt. Die Gesamtkirche, als unsichtbare, vermag überhaupt nicht wirksam zu handeln oder wahrnehmbar zur Darstellung zu kommen.

Wenn Gottschick[3]) neben dieser pädagogischen Auffassung des Gottesdienstes bei Luther eine Unterströmung nachweist, nämlich die Anschauung, daß der Gottesdienst das Lob- und Dankopfer der priesterlichen Gemeinde sei, so ist auch mit dieser Definition noch keine scharfe Abgrenzung des Kultus von den übrigen sittlichen Lebensbethätigungen des Christen gewonnen. Der Dank gegen Gott ist die Wurzel, aus welcher der Baum des christlichen Lebens mit allen seinen Verzweigungen hervorwächst, mit den Erweisungen sowohl der Gottes- als der Nächstenliebe. Der mystische Einsiedler und der christliche Wohlthätigkeitsverein bringen beide in priesterlicher Weise auch ohne Kultus Gott Lob- und Dankopfer dar; auch der vielbeschäftigte Staatsmann, für den es keine Sonntagsruhe und keinen regelmäßigen Gemeindegottesdienst giebt, wird, wenn er als Christ handelt, seine Arbeitskraft zu Nutz und Frommen seines Vaterlandes und der Menschheit Gott als Dankopfer weihen. Die besondere Aufgabe, welche durch die Vereinigung der priesterlichen Gemeinde zu gemeinsamen Gottesdiensten erfüllt wird, ist noch nicht kenntlich gemacht.

Eben darum ist es auch nicht möglich, aus dieser Definition des Gottesdienstes seine richtige Gestalt abzuleiten oder doch wenigstens Grenzlinien zu ziehen, welche verhindern, daß der christliche Gemeindegottesdienst nach grundsätzlich falschen Richtungen hin abirre.

Wer ist die priesterliche Gemeinde, welche beim Gottesdienst Gott Lob und Dank opfert, oder, um mit Achelis zu reden, „welche als Gemeinde Christi mit Gott verkehrt im Empfangen von Gott durch sein Wort, im Geben an Gott durch Dank, Lob und Bitte“? Als was hat sie sich anzusehen? Soll die Schar der Zusammengekommenen nur sich selbst, d. h. den Kreis der im Gotteshause thatsächlich Versammelten, als die Gemeinde Christi betrachten und ihre eigenen Stimmungen und Bedürfnisse bei diesem Gottesdienst zum Ausdruck bringen? Dann würde es unmöglich sein, eine feste Theorie über den Verlauf des Gottesdienstes aufzustellen; er würde verschieden gehalten werden müssen je nach der Verschiedenheit der Stimmungen, welche die Einzelnen mitbringen. Es müßte jeder, der unter dem Druck einer besonderen Not oder auf der Höhe besonderer Freude und Begeisterung steht, sein Herz dem andern aufschließen, sich selbst mitteilen, um den christlichen Bruder anzuregen und von ihm Anregung zu empfangen. Erst nachdem ein solcher Ausgleich der Stimmungen stattgefunden hätte, würde es möglich sein, durch Gesang, geeignete Schriftlesung und Predigt sich zu gemeinsamer Andacht zusammenzuschließen. Der Gottesdienst würde den Charakter der urapostolischen Gemeindeversammlungen beibehalten müssen. Die freie Aussprache dessen, was das Herz eines jeden einzelnen bewegt, müßte vorhergehen, um erst den zufälligen Kreis der Anwesenden zu einer wirklichen Gemeinde, d. h. einer von christlichem Gemeinsinn und Gleichheit der Stimmung beseelten Einheit, zu erheben. Solche Gottesdienste finden sich bei den pietistischen Gemeinschaften des Schwaben-

[3]) Luthers Anschauungen vom christlichen Gottesdienst und seine thatsächliche Reform desselben S. 26 ff.

Digitized by Google

landes in den sogenannten „Stunden" wie in den bible classes der englischen Baptisten. Die Versammelten, wenigstens die Männer, sprechen sich der Reihe nach aus über einen gelesenen Bibelabschnitt, wobei die besondere Stimmung eines jeden Anwesenden genügend zum Ausdruck kommen kann, so daß der Vorsteher das freie abschließende Gebet aus den Herzen aller Anwesenden zu Gott emporzusenden vermag. Wer solchen Stunden beigewohnt hat, wird unter günstigen Verhältnissen in eine tiefere Andacht versetzt gewesen sein und ein innigeres Gemeinschaftsgefühl empfunden haben als bei dem sonntäglichen Hauptgottesdienst einer großen Gemeinde. Und doch ist ein solcher Gottesdienst nicht nur aus praktischen Gründen nicht überall durchführbar, sondern er leidet auch auf die Dauer an Monotonie, da ihm eine Fülle erbaulicher Kräfte, die der Kirche Christi geschenkt sind, fehlen.

Die gottesdienstliche Gemeinde ist ein größerer und höherer Kreis als die Schar der jeweils Versammelten. Wäre die Kirche, welche Gottesdienst feiert, die Lokalgemeinde, so würde sie das Recht und die Pflicht haben, bei ihrer Anbetung Gottes zunächst ihren besonderen Lokalcharakter zum Ausdruck zu bringen. Wie der eigentümliche Charakter eines Hauses in dem besonderen Geist der Geselligkeit und des Verkehrs der Familienglieder untereinander sich darstellt und jede Sitte des elterlichen Hauses von den Kindern pietätvoll beibehalten und weiter gepflegt wird, so müßte es das Ideal des Gemeindegottesdienstes sein, daß möglichst viele lokale Beziehungen und Überlieferungen im Gottesdienst zum Ausdruck kämen. Vor allem wäre anzustreben, daß jede Gemeinde ein besonderes Gesangbuch für sich in Gebrauch hätte, unter dessen Liedern diejenigen den Vorrang behaupten müßten, welche von Dichtern desselben Orts oder doch derselben Landschaft gedichtet sind, oder die in irgend einer Zeit eine besondere Bedeutung für die Gemeinde besessen haben. Thatsächlich haben in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts viele Gemeinden die Neigung gezeigt, dem Gottesdienst irgend eine örtliche Besonderheit beizulegen, an welcher dann mit Zähigkeit festgehalten wurde. In der Provinz Sachsen war hinsichtlich der Gesangbücher dieses erstrebte Ideal nahezu verwirklicht, da in ihr jetzt noch 81 verschiedene Gesangbücher in Gebrauch sind, von denen die große Menge der veralteten erst allmählich durch das Provinzialgesangbuch den verdienten Abschied erhalten wird.

Wenn überhaupt gemeinsame Formen des Kultus von größeren Kirchengemeinschaften anerkannt und eingeführt werden, so weist dies darauf hin, daß als Subjekt des Gottesdienstes nicht die Einzelgemeinde gedacht ist. Nun sind Gesang, Gebet, Schriftlesung und Predigt die vier unveräußerlichen Stücke, deren keines bei einem Gottesdienst fehlen darf, ohne unserm Empfinden den Eindruck der Unvollständigkeit und Unzweckmäßigkeit zu hinterlassen; d. h. zunächst nur unserm deutsch-evangelischen Empfinden! Englische Sekten wie die Quäker lassen Gesang und Schriftlesung fort und ehren Gott nur mit freiem Gebet und vom Geist eingegebener prophetischer Rede.

Aber welche Mannigfaltigkeit der Zusammenordnung dieser vier Elemente findet sich in den verschiedenen Kirchen des evangelischen Deutschlands, von dem schlichten reformierten Predigtgottesdienst bis zu der künstlerischen Fülle eines lutherischen Festgottesdienstes!

Auch über die sinngemäße Folge der vier Bestandteile lassen sich keine notwendigen, vernunftgemäßen Regeln aufstellen. Ich erinnere mich eines Ausspruches des großen Baptistenpredigers Ch. H. Spurgeon, der den „Formalisten" seiner Ge-

Digitized by Google

meinde in seiner grundsätzlichen Formlosigkeit zurief: Für Gott ist es gleichgültig, ob wir zuerst singen und nachher predigen, oder ob wir mit der Predigt beginnen.

Gilt der Gottesdienst als Mittel der Erbauung der jeweils versammelten Schar von Christen, d. h. der Ortsgemeinde, oder soll er nach Schleiermacher eine Darstellung des christlichen Lebens der Gemeinde sein, wie es wirklich gegeben ist, nämlich ein Ausdruck des zwischen Pfarrer und Gemeinde zirkulierenden frommen Gefühls, so wird man davon absehen müssen, eine feste Norm für die Ausgestaltung des Gottesdienstes zu finden. Die frommen Empfindungen und Bedürfnisse der Christen sind wechselnd und unterschiedlich; wenn sich doch für den Gottesdienst eine Summe feststehender Bestandteile sowie eine gleichförmige Anordnung herausgebildet hat, so kann nicht das Erbauungsbedürfnis der einzelnen Christen oder Christengemeinden das formgebende Prinzip sein, sondern es muß eine unwandelbare göttliche Offenbarung im Kultus sich ausprägen. Um diese zu finden, nehmen wir die am reichsten gegliederte Form des evangelischen Hauptgottesdienstes zum Ausgangspunkt und versuchen seine einzelnen Bestandteile unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu begreifen. Ist dies gelungen, so lassen sich die einfacheren Gestaltungen als freigewollte oder aus Not erzwungene Abkürzungen leicht verstehen.

Der evangelische Gottesdienst ist aus dem römischen Hauptgottesdienst, der Messe, herausgewachsen, bei welcher die Vereinigung Gottes mit der Menschheit aufs Neue vollzogen wird. In dieser Allgemeinheit kann es auch vom evangelischen Gottesdienst heißen: Gott naht in ihm der ihn anbetenden Gemeinde; freilich nicht durch priesterliche Vermittlung, noch durch die wiederholte Fleischwerdung und Opferung Christi, aber ebensowenig durch Mitteilung neuer Offenbarungen und Erkenntnisse seitens des Standes der Prediger. Gott naht der Gemeinde durch seinen Geist, der sich auf die andächtig in Jesu Namen Versammelten herniederläßt; er redet zu ihr durch die Worte, welche aus allen Jahrhunderten, in denen eine Gemeinde der Kinder Gottes bestanden hat, als Gottes Wort überliefert sind; und die Gemeinde naht sich ihm ebenfalls mit den Worten und Gesängen, den Künsten und Erkenntnissen, mit denen frühere und spätere Geschlechter von Frommen Gott ihre Ehrfurcht und Anbetung dargebracht haben.

In dem liturgischen Teil des Gottesdienstes, vor und nach der Predigt, sind vorzugsweise Gebete und Verheißungsworte aus den ältesten Zeiten der alttestamentlichen Gottesanbetung für die Gemeinden der Gegenwart ausgewählt. Nach dem Eingangslied wird die Gemeinde hingewiesen, ihre Augen zu erheben zu dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Damit ist die Grundstimmung des Vertrauens angeschlagen. Der Bund, den Gott in Christo mit uns Menschen geschlossen hat, ist in der Schöpfung der Welt bereits vorbereitet und ist mithin ebenso unerschütterlich wie die Fundamente der Gebirge, die Gott unergründlich tief in das Erdreich eingesenkt hat.

Von dem Untergrunde dieser Stimmung lösen sich nun die verschiedenartigen Empfindungen des religiösen Lebens aus, welche dem nüchternen Verstandesmenschen vielleicht als ausschließende Gegensätze erscheinen, während sie nur das ganze wahre Wesen der menschlichen Natur zur Darstellung bringen: Buße, Selbstanklagen und Verzagen und andererseits selige Gewißheit der Gnade Gottes und Jubel

Digitized by Google

über die Gemeinschaft, welche er mit uns hält. Auch hier wird die Zusicherung der Gnade Gottes mit den Trostworten ebensowohl des alten wie des neuen Bundes gegeben, Naturordnung und Gnadenbund erscheinen als eng zusammengehörig, woranf die Gemeinde ihrem Dankgefühl Ausdruck giebt mit dem Jubelgesang der himmlischen Heerscharen, den die Hirten in jener seligen Weihnacht vernommen haben, welche die Wende der Zeiten für die Geschichte unserer Welt bedeutet. An die Schriftlesungen schließt sich in der Mehrzahl der deutschen evangelischen Gemeinden das Bekenntnis des gemeinsamen christlichen Glaubens, und zwar, abgesehen von den vereinzelten Gemeinden, welche ein Glaubenslied aus der Zeit der Kirchenerneuerung singen, mit den Worten eines der Bekenntnisse aus den ältesten Zeiten der Kirche. Es soll an dieser Stelle nicht wieder der Streit entfacht werden, ob das römische Taufbekenntnis gerade zum Gemeindebekenntnis sich eignet. Die persönliche Form: „Ich glaube“ und die frühere Bestimmung als Taufbekenntnis lassen es als Ausdruck der individuellen Überzeugung des Bekennenden, als Quintessenz seines Heilsglaubens, seiner persönlichen Lebensanschauung erscheinen. Dazu ist es aber weder von Anfang bestimmt noch geeignet. Das Glaubensbekenntnis der ganzen Christenheit im sonntäglichen Gottesdienst kann nur den Sinn haben, die zyklopischen Fundamente des die Welt umspannenden und die Zeit überdauernden Baues der christlichen Kirche vorzuführen, Gott zur Ehre und der Christenheit, die inmitten des Wechsels der Zeit steht, zur Glaubensstärkung. Dann aber erscheint die Kollektivform: „Wir glauben“, welche sich im griechischen Text des Nizänischen Bekenntnisses findet, als die einzig widerspruchslose und zweckentsprechende.

Auch das Ausklingen des Gemeindegottesdienstes nach der Predigt, sei er mit oder ohne Feier des heiligen Abendmahls gehalten, schließt die Einzelgemeinde mit der gesamten Christenheit, die unter dem Himmel ist, zusammen, und nicht nur mit der jetzt lebenden, deren Anliegen in dem allgemeinen Kirchengebet zugleich mit den Bedürfnissen der Ortsgemeinde zu Gott emporgetragen werden. Noch deutlicher als beim Eingang redet die Gemeinde zu Gott mit den Lobgesängen der Väter des alten Bundes, ja, mit den Zungen der Engel und Erzengel und empfängt den Segen Gottes in derselben Form, wie er vor 3000 Jahren bei der Gesetzgebung am Sinai erteilt worden ist. In dem sonntäglichen Lobgesang ist der Preis des heiligen Gottes, welchen der königliche Prophet des alten Bundes aus dem Munde der Engel vernommen hat, zusammengefaßt mit dem Jubelruf, mit dem das alttestamentliche Volk Gottes seinen messianischen König, den Statthalter Gottes und Repräsentanten seiner Bundestreue zu grüßen pflegte. Das „Heilig, heilig, heilig“ ist mit dem: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“, in dem sonntäglichen Lobgesang zu einer Einheit verknüpft, welche die Gemeinschaft der Engel im Himmel, der Frommen des alten Bundes und der Christen aller Zeiten und Orte zu einer wirklichen in die Erscheinung tretenden Größe werden läßt.

Das „Unser Vater“, das mehr als irgend ein Glaubensbekenntnis das Einheitsband aller christlichen Kirchen bildet und dem Beter das Ziel setzt, die Herrschaft Gottes auf Erden in derselben Weise aufzurichten, wie sie im Himmel bereits besteht, darf darum nach unserm Empfinden ebenfalls in keinem Gemeindegottesdienste fehlen.

Obschon es im Neuen Testament an abschließenden Segens- und Friedenswünschen nicht fehlt, so hat doch die evangelische Kirche in Deutschland als Schluß

Digitized by Google

des Gottesdienstes den Aaronitischen Segen beibehalten, der jeder Beziehung auf das Heil in Christo entbehrt. Das ehrwürdige Alter dieses Segens hat den Sieg behauptet über das Bedürfnis des Christen, auch den Schlußsegen, der ihn aus dem Gottesdienst ins Leben hinausgeleitet, an Christi Person und Werk zu knüpfen. Die Stimmung des Schlusses kehrt zu der des Anfangs zurück. Das Auge erhebt sich zu dem unwandelbaren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, der einst Israel in der Wüste zu erhalten gewußt hat, der beim Sinken der Sonne über ihm sein Angesicht hat leuchten lassen und ihm auch im Grauen der Nacht Frieden und Sicherheit geschenkt hat. Auch jetzt noch weiß er zu segnen und zu behüten. Er ist Licht, in ihm ist keine Finsternis, er neigt sein Angesicht über uns, wie eine Mutter sich herniederbeugt über ihr unruhiges Kind und ihm zu friedlichem Schlummer verhilft.

Der Schlußsegen sieht ab von jedem Einzelwerk Gottes, auch von dem Mittelpunkt seines Erlösungswerkes, der Sendung Christi; die Andacht steigt empor bis zu der letzten ewigen Grundthatsache, die uns alles Heil verbürgt, dem unwandelbaren, heiligen Wesen Gottes, wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit; er deutet hinaus in die Zeit, da Christus wird die Herrschaft dem Vater übergeben, und Gott sein wird alles in allem.

Diese Bemerkungen genügen zu dem Nachweis, daß im evangelischen Gemeindegottesdienst, wie er in allen deutschen Kirchen gefeiert wird, stets die heilige, allgemeine, christliche Kirche, die Gemeinschaft aller derer, die mit reinem Herzen Gott schauen und anbeten, als das Subjekt des Gottesdienstes gedacht wird. Auch die reformierte Form des Gottesdienstes bringt in Eingang und Schlußsegen, in Schriftlektion, Psalmengesang und „Unser Vater“ den das beständig wechselnde Leben der Menschen überdauernden, sich stets gleichbleibenden Glauben der Kirche zur Darstellung. Auch sie schließt die anbetende Einzelgemeinde mit den Gotteskindern aller Zeiten und aller Orte zu einer heiligen Kirche zusammen.

Ist nun diese Kirche oder Gemeinde Christi eine unsichtbare? Die Apologie der Augustana spricht dies mittelbar aus: Im Gegensatz zur römischen Kirche, die ihren Zusammenschluß in äußerlichen Dingen und Riten besitzt, ist die wahre Kirche „keine äußerlich verfaßte Gemeinschaft“ (externa politia), sondern sie besteht aus den „über die ganze Erde zerstreut lebenden Menschen, die über das Evangelium einer Meinung sind und denselben Christus, denselben heiligen Geist und dieselben Sakramente besitzen, gleichviel, ob sie denselben menschlichen Überlieferungen folgen oder nicht.“ IV, 10.

Die Kirche Christi in eigentlichem Sinn galt als unsichtbar; man wagte nicht, irgend einer organisierten Kirche als solcher die Verheißungen, die Christus über seine Kirche ausgesprochen hatte, beizulegen, aus Furcht, daß damit der in der Kirche waltende heilige Geist allen der Kirche äußerlich angehörenden Gliedern zugeschrieben werden müsse. Damit würde, wie man argwöhnte, die Hauptverbildung des Evangeliums in der römischen Kirche, die mechanische Erlösung des Menschen durch die kirchliche Heilsanstalt, in die evangelische Kirche übergehen. Aber das Ausfegen des römischen Sauerteigs hätte nicht erfordert, die wahre Kirche als eine nur unsichtbare, in den Herzen wirkende Kraft des heiligen Geistes zu definieren. Auch die römische Kirche erkennt an, daß in ihr viele tote Glieder sich befinden, auf welche die christlichen Prädikate und Verheißungen nicht angewendet werden dürfen. Sie sind nach Bellarmin wie die Haare und Nägel am

Digitized by Google

Körper, welche unbeschadet des Gedeihens des Organismus abgeschnitten werden dürfen, ja, wenn sie lästig fallen, abgeschnitten werden müssen. Gehört darum auch nicht alles, was bei einem Organismus in die Augen fällt, wesentlich zu demselben, ja, findet auch durch Stoffwechsel eine fortgesetzte Ausscheidung einzelner Teile statt, so darf daraus doch nicht gefolgert werden: der Organismus selbst ist unsichtbar. Er ist vielmehr eine sichtbare und fühlbare Größe, ja, die ganze Welt, die geistige wie die sinnliche, wird uns nur soweit sichtbar, als sie durch unsichtbare organische Kräfte gegliedert und gestaltet wird; das Gestalt- und Formlose, das Unorganische ist das schlechthin Unwahrnehmbare.

Da die evangelische Kirche sich bei dem Lehrsatz von der Unsichtbarkeit der wahren Kirche Christi beruhigt hat, so hat sie auch nicht die Aufgabe erkannt, sich als einen lebendigen Organismus zu begreifen, welcher die einzelnen Teile durchdringt, zu lebendiger Gemeinschaft zusammenschließt und die toten Glieder, von denen ein Hauch der Verwesung ausgeht, schließlich von sich ausscheidet. Sie hat sich dessen getröstet, daß die wahren Jünger Christi nur „über die Erde zerstreut lebende Leute“ seien, sie hat die Haare und Nägel, von denen Bellarmin spricht, an sich niemals abgeschnitten. Kein Wunder, daß sie oftmals wie ein Strumwelpeter ausgesehen hat.

Verschiedene Gründe haben zusammengewirkt, um dem Satz von der Unsichtbarkeit der Kirche Christi zur Herrschaft zu verhelfen: neben der Scheu, der äußeren organisierten Kirche eine dingliche Heiligkeit beizulegen, auch die einseitige Beschränkung der kirchlichen Aufgabe auf das Ziel, durch Wort und Sakrament nur Buße und den Glauben an die Vergebung zu wirken. Die von diesem Werk unabtrennbare Aufgabe, lebendige christliche Gemeinden zu bilden und dadurch das Gemeinde- und Volksleben auf allen Gebieten erneuernd und heiligend umzugestalten, war noch nicht zum Bewußtsein erwacht und hätte auch im 16. und 17. Jahrhundert sich noch nicht ausgestalten können. Buße und Glaube als innere Vorgänge des Einzellebens können zur Not als geheime, unsichtbare Wirkungen bezeichnet werden, obwohl ihre Äußerungen an dem ganzen Leben der Persönlichkeit offenbar werden müssen. Wären der evangelischen Kirche von Anfang an große organisatorische Aufgaben gestellt gewesen, so hätte es nicht ausbleiben können, daß man den Satz von der unsichtbaren Kirche hätte fallen lassen. Sobald die Kirche als gestaltende oder umgestaltende Macht auftritt, tritt sie in die Sichtbarkeit und kann die heilsamen offenkundigen Wirkungen, die von ihr ausgehen, nicht als unwesentliche Nebenerscheinungen ihres unsichtbaren Wesens behandeln.

Die Gegenüberstellung der unsichtbaren und sichtbaren Kirche stammt aus dem Nominalismus der mittelalterlichen Scholastik, der die organische Welt in zwei Abstraktionen, Naturmechanismus und reinen Geist, auflöste. Die herrschende Philosophie an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts hat wieder dieselbe Scheidung vollzogen zwischen dem Ding an sich, welches jenseits der Welt der Erscheinungen zu suchen ist, und den wahrnehmbaren, dem Naturmechanismus unterstehenden Einzeldingen, mit denen es keine Gemeinschaft unterhält. Im Gegensatz zu diesem Kantschen Axiom hat Lotze wieder eine Vereinigung der idealen und realen Welt hergestellt durch den Grundsatz: „In den Erscheinungen, welche in einem begrenzten Raume sich in begrenztem Umfange und bestimmter Ordnung verändern, offenbart sich „das Ding an sich“ als Ursache seiner auf uns wirkenden Merkmale, als Zweck, dem dieselben als Mittel dienen, und als Gesetz ihrer

Digitized by Google

konstanten Veränderungen". Von dieser Grundanschauung aus kann die geistige Welt Gottes, davon die christliche Kirche den wesentlichen Teil bildet, nicht mehr als unsichtbar bezeichnet und behandelt werden. Sie ist aktive, schöpferische und gestaltende Kraft, sie hat außer dem geschichtlichen Erbe des göttlichen Wortes und der Sakramente auch fortlaufende Kräfte des heiligen Geistes in sich, deren Wirksamkeit ebenso gut und sicher erkennbar ist, wie jedes einen Organismus beherrschende geistige Gesetz.

In der Praxis des kirchlichen Lebens hat das neue Prinzip noch nicht umgestaltend gewirkt. Nach wie vor wird die Kirche Christi im Gegensatz zur römischen „äußerlichen Rechtsgemeinschaft" als unsichtbare bezeichnet. Es ist dies nicht auffällig. Die theoretischen Prinzipien werden aus den Erscheinungen des wirklichen Lebens abgeleitet, nicht wird umgekehrt der Gang des geschichtlichen Lebens aus Prinzipien gestaltet. Die evangelische Kirche in Deutschland steht noch in den Anfängen der Arbeit, der unsichtbaren Kirche Gestalt zu geben und sie sichtbar zu machen. Sie ringt noch danach, sich eine ihrer Idee entsprechende Gemeindeorganisation und Verfassung zu schaffen. Sie hat die Grundzüge einer evangelisch-theologischen Wissenschaft im Gegensatz gegen weltliche Wissenschaft noch nicht klar herausgearbeitet. Sie beginnt eben erst, in kirchlicher Kunst ihrem unsichtbaren Wesen einen entsprechenden, sinnenfälligen Ausdruck zu schaffen. Auch die vorliegende Zeitschrift arbeitet daran, die Kirche Christi aus einer unsichtbaren zu einer sichtbaren zu machen und damit das Prinzip einbürgern zu helfen, daß die Kirche Christi grundsätzlich sichtbar sei, ebensogut wie man Organisation und Wirksamkeit einer Missionsgesellschaft, einer Universität, einer Kunstakademie nicht als unsichtbare Dinge bezeichnen wird.

Die wahre christliche Kirche ist von der Apologie eine unsichtbare genannt worden im Gegensatz gegen die römische, welche in festen unwandelbaren Rechtsformen versteinert war, sodaß die starre äußere Form die im Innern treibenden Lebenskräfte ersticken mußte, wie eine Pflanze abstirbt, wenn ihre Wurzeln den ganzen Topf, in den sie gepflanzt ist, ausgefüllt haben. Der Begriff „unsichtbare Kirche" will einschärfen, daß die Kirche von ewigen Geisteskräften getrieben wird, die nie stille stehen, und deren Maße und Ziele über jede menschliche Berechnung hinausreichen. „Was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig". 2. Kor. 4, 18.

Diese Bestimmung des Wesens ist geeignet, auf evangelischem Boden dem Irrtum zu wehren, daß eine Ortsgemeinde oder eine Einzelkirche sich für die wahre und vollkommene Kirche halten dürfe. Dagegen ist die Bezeichnung „unsichtbare Kirche" verhängnisvoll geworden durch die Auslegung, es müsse die Kirche verzichten, ihr unsichtbares Wesen immer mehr in wirkliches Leben umzusetzen und die ihr geziemende Erscheinung zu suchen.

Über viele unwürdige Zustände des Staats- und Landeskirchentums hat man sich getröstet mit der Erwägung, daß die wahre Kirche unsichtbar sei, und daß daher auf ihre Erscheinung nicht viel ankomme. Ja, wenn nur nicht von der jeweiligen Erscheinung die Kraft und Fähigkeit des Wirkens der Kirche in der Welt abhinge! Der Geist muß sich einen Leib, eine Form und Gestalt schaffen, wenn er auf Menschen wirken will. Wie Gott selbst, der Geist ist, hat ins Fleisch kommen müssen, um die Menschen erlösen zu können, so muß auch der heilige Geist sich verleiblichen in der Kirche, um die Welt heiligen zu können.

Digitized by Google

Die eine, heilige, allgemeine Kirche soll in der Welt zur Darstellung gebracht werden. Wie dies in dem „liturgischen Teil“ des evangelischen Gottesdienstes geschieht, ist im Vorhergehenden kurz skizziert worden. Ebenso müssen auch Predigt und Sakramentsfeier, kirchliche Kunst, Verfassung und Wissenschaft diesem selben letzten Zweck dienen, was in der Theorie und damit auch in der kirchlichen Praxis oft nicht genügend im Auge behalten worden ist.

Eine Judentaufe im Jahre 1744

von Dr. **Luther** in Kremmen.

Im Kirchenbuch zu St. Nicolai in Kremmen (Brandenburg) aus dem Jahre 1744 hat ein Pfarrer, der auch sonst mit peinlichster Genauigkeit über sein Thun und Treiben seinen Amtsnachfolgern Bericht erstattet hat, das Formular aufgezeichnet, das er bei der Taufe einer Jüdin angewandt hat. Das Formular bietet manche interessante Züge. Es sei mir daher gestattet, es zunächst hier dem Kirchenbuch gemäß wiederzugeben.

Nachdem der Pfarrer erzählt, wie eine junge Jüdin aus Teplitz in Böhmen zu ihm gekommen, von ihm in seinem Hause mit „Alimentation, Reinigung und Betten“ versehen, ½ Jahr lang von ihm im Christentum unterwiesen, vier Mal öffentlich im Gottesdienst durch alle Glaubensartikel examiniert und noch zu anderen Predigern zur Prüfung gesandt worden, beschreibt er den Taufakt:

„Nach gehaltener Predigt am 3. heiligen Pfingstfeiertage ward noch vor dem Altar eine Rede gehalten aus Joh. 6, 37: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen. Es hatten sich aber vorher die Pathen unter dem Lied: „Es woll uns Gott genädig sein“ vor dem Altar hingestellet. Es erfolgeten nach geschlossener Rede folgende Fragen, welche die Jüdin beantworten mußte:

1. Wer bist du deiner Geburth und Ankunft nach? — Ich bin eine Jüdin aus Böhmen, meine Geburthsstadt heißet Töplitz.

2. Wornach hast du ein Verlangen? — Eine Christin zu werden.

3. Warum wilt du eine Christin werden? — Damit ich zum Messias kommen könne, welcher ist Jesus Christus.

4. Ist der Messias Jesus Christus schon gekommen? — Ja; denn weil er sollte zu Bethlehem geboren werden zur Zeit des anderen Tempels, so muß er schon gekommen sein: denn Bethlehem und der andere Tempel sind ja schon längst zerstöret.

5. Beweise aus deiner Bibel, daß Jesus Chr. der Messias solt zu Bethlehem geboren werden! — Mich. 5, 1. Und du Bethlehem Ephrata etc. Legebat ex Bibliis.

6. Beweise es auch, daß er zur Zeit des anderen Tempels kommen sollte! — Hagg. 2, 7. 8. 10. Iterum evolvebat cod. sacr.

. . . . . .

14. Wilt du auch durch die Taufe zu einer Christin werden? — Ja, darnach hat mich von Jugend auf verlanget.

15. Nimmst du das Christentum gezwungen oder aus eigenem freien Willen an? — Ich nehme es ganz ungezwungen, aus eigenem freien Willen an.

. . . . . .

25. Verdammst du aber auch alle Jüdische Lästerungen und Aberglauben? — Ja, ich verdamme alle Jüdische Lästerungen und Aberglauben, welche wieder das Christentum sind, auch begeb ich mich meiner Eltern und Freunde, wenn sie sich nicht bekehren wollen.

26. Wirst du dich aber auch zum Judentum wieder hinbegeben und dein Christen-

Digitized by Google

tum verlassen? — Nein, ich will im Glauben an Jesum Christum beharren bis in den Todt.

27. Was soll dir für ein Nahme gegeben werden, bei welchem du dich deiner Treue und Beständigkeit stets erinnern kannst? — Ich will heißen Maria Wilhelmina Christina.

28. Wilt du auch in der That und Wahrheit, im Glauben auf Jesum, beständig bleiben? — Ach ja! von Hertzen, dazu mir Gott helfen wird durch Jesum Christum in der Kraft des heil. Geistes, Amen!

Nun allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Taufzeugen! Wie groß ist nicht die Gnade, welche Gott dieser gebohrenen, aber nun bekehrten Jüdin erzeiget hat. Soll sie in derselbigen zur Heil. Taufe, zum Reiche Jesu Christi, ja zu ihrer Ewigen Seligkeit kommen und gelangen: so lasset uns darüber mit Andacht beten:

Allmächtiger, Ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, der du nach deiner Hochberühmten Barmherzigkeit niemanden jemahls die Thüre der Gnaden verschlossen, sondern ohne Ansehen der Person Juden und Heyden, wenn sie dich fürchten und recht thun, annimmst. Wir bitten dich durch dieselbe deine grundlose Barmherzigkeit, du wollest gegenwärtiger Jüdin Vergebung ihrer Sünden gnädigst wiederfahren lassen und mit deinem H. Geist ihr Hertz versiegeln und versichern, damit sie wahrhaftig an deinen Sohn Jesum Christum glaube, in desselben Tod getaufet werde, der Sünden abgestorben in einem neuen Leben wandle und die Erbschaft des ewigen Lebens endlich davonbringe, um deines lieben Sohnes Jesu Christi willen, welcher mit dir und dem H. Geiste lebet und regieret ein Hochgelobter Gott in Ewigkeit. Amen!

Wir hören, andächtige lieben Freunde in Christo, alle Tage aus Gottes Wort, erfahrend auch beide an unserm Leben und Sterben, daß wir von Adam her allesamt in Sünden empfangen und geboren werden, darinnen wir denn unter Gottes Zorn in Ewigkeit verdammt und verloren sein müssen, wenn uns nicht durch den eingeborenen Sohn Gottes, unsern lieben Herrn Jesum Christum, daraus geholfen wäre. Weil denn diese gegenwärtige Frauensperson und bisher gewesene Jüdin in ihrer Natur mit gleichen Sünden inmaßen wie wir auch vergiftet und verunreinigt ist, derowegen sie auch des ewigen Tods und Verdammnis sein und bleiben müßte, und aber Gott, der Vater aller Gnade und Barmherzigkeit, seinen Sohn Christum der ganzen Welt und demnach auch den Juden nichts weniger als andern Völkern zugute gesendet hat; welcher auch der ganzen Welt Sünde getragen und die Juden nichts weniger als andere ungläubige Völker von Sünden, Tod und Verdammnis erlöset und selig gemacht hat und befohlen, man solle sie ihm durch christlichen Unterricht und dem Sakrament der Heil. Taufe zuführen. Derohalben, so nehmet Euch doch auch dieser armen Person, der allhierstehenden Jüdin und neuen Christin mit ernstlichem Gebete an, helfet sie mit Christo vortragen, bittet für sie, daß ihr der Heiland alle Sünden vergeben und sie ins Reich der Gnade aufnehmen möge, ungezweifelter Zuversicht, unser lieber Herr Jesus Christus werde solches euer Werk der Liebe gegen diese Frauensperson erzeiget in allen Gnaden von Euch annehmen und euer Gebet auch gewißlich erhören. Amen!

Baile! Nun höreſt du deinen Namen aus dem Judentum her zum letzten Male, und bekenneſt mit demselben allhier vor dem wahren Gott, deinen gegenwärtig stehenden Taufzeugen und einer ganzen christlichen Gemeinde, daß du bisher nicht von der Zahl der Gläubigen, sondern der Ungläubigen gewesen, so hat freilich

Digitized by Google

der Satan sein Werk in dir gehabt; wo aber Christus hinkommt, da muß der Satan mit allen seinen Werken weichen. Fasse nun den neuen Christennamen in dein Herz, damit du jetzund um Christi hochteuren Verdienstes willen, das hier zugegen ist, ins Buch des ewigen Lebens eingeschrieben wirst, er heißet:

Maria Wilhelmina Christina.

Fahre aus, du unreiner Geist, und gieb Raum dem heiligen Geiste.

M. W. Chr., so nimm das Zeichen des heiligen Kreuzes, beide an der Stirn und an der Brust.

Lasset uns beten: O Allmächtiger, Ewiger Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, ich rufe dich an über diese Mariam Wilhelminam Christinam, deine Dienerin, die deiner Taufe Gabe bittet u. s. w.

Lasset uns ferner beten: Allmächtiger, ewiger Gott, der du hast durch die Sündfluth nach deinem strengen Gericht die ungläubige Welt verdammet und den gläubigen Noah u. s. w. Wir bitten durch diese deine grundlose Barmherzigkeit, du wollest diese Mariam W. Chr. gnädiglich ansehen und mit rechtem Glauben im Geist beseligen, daß durch diese heilsame Sündfluth an ihr ersäufe und untergehe alles, was ihr von Adam angeboren ist und sie selbst hinzugethan hat, und sie aus der ungläubigen Zahl gesondert, in der heiligen Arca der Christenheit trocken und sicher behalten, allezeit brünstig im Geist, fröhlich in Hoffnung deinem Namen diene, auf daß sie mit allen Gläubigen deiner Verheißung, ewiges Leben zu erlangen, würdig werde, durch Jesum Chr. unsern Herrn. Amen!

Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, bei dem Namen des Vaters ✝ und des Sohnes ✝ und des H. Geistes ✝, daß du ausfahrest und weichest von dieser Dienerin Jesu Chr. Maria W. Chr. Amen.

Lasset uns hören ein Stück aus der schönen Tauf- und Pfingstpredigt Petri: Folgt die Rede des Petrus.

Hierauf lasset uns in einem andächtigen Vaterunser diesen Täufling dem großen Gott vortragen und beten: Vater unser etc.

Sie ward in die Mitte der umstehenden Taufzeugen zur Taufe geführt, allwo das Taufbecken auf einer niedrigen Bank, welche wohl angepuhet war, stund; ich ging voran, die neue Christin folgete und die zwei Geistlichen nahmen sie in die Mitte, daß ich mein Gesichte gegen Morgen, sie aber dasselbe gegen Abend hatte, und ich fing also fortzufahren an:

Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Maria W. Chr., entsagest du dem Teufel, antworte: ja! Ja!

Und allen seinen Werken u. s. w.

Maria W. Chr., glaubest du an Gott den Vater u. s. w.

Maria W. Chr., willst du auf dieses Glaubensbekenntnis getauft sein? antworte: ja! Ja!

Mag auch niemand dies Wasser wehren, daß diese nicht getaufet werde, die den heiligen Geist empfangen hat, gleichwie auch wir (Ap. Gesch. 10, 47). Bei dem Aussagen dieser Worte kniete sie nieder vor das Taufwasser, damit sie drei Mal besprenget ward mit diesen Worten: Und so taufe ich dich im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des H. Geistes! Amen.

Oratio post actum baptismi, cum monitu.

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der dich nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergebohren hat durch das Bad der Wiedergeburt und Er-

Digitized by Google

neuerung des Heiligen Geistes, welchen er reichlich ausgegossen hat zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. Jetzt bist du aus Kind des Satans ein Kind des lebendigen Gottes worden; nun ist deiner Seele Heil widerfahren. Von dieser Stunde an stehet dir der Himmel offen im Leben und im Sterben. Gedenke demnach an diesen Tag, der dir worden ist ein Brunnquell der ewigen Seligkeit. Aber siehe zu, daß du nicht vergeblich die Gnade Gottes empfahest. Laß es nicht dabei bewenden, daß du nun einmal den Namen der Christin bekommen, sondern glaube auch als Christin, lebe als Christin, bete als Christin, sei geduldig als Christin, bleib beständig, wie es Christen gebührt, so wirst du auch empfahen, was allen Christen Jesus im Himmel zu geben versprochen hat. Wirst du aber dieses nicht thun: so soll diese Kirche, dieses Taufwasser, so werden diese deine Taufzeugen, ja alle diese anwesenden Christen wider dich auftreten und dich anklagen an jenem Tage. Nun, Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der dich anderweit wiedergebohren hat aus dem Wasser und dem H. Geist und hat dir alle deine Sünden vergeben, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben! Amen.

Der Friede des Herrn sei mit dir! sage: Amen! R. Amen!

Der Schluß wird mit dem Gesange gemacht: Sein Wort, sein Tauf, sein Nachtmahl etc., mit einer Kollekte und dem Segen.

Die Gesänge bei dem ganzen Gottesdienst waren: 1. Komm, heilger Geist, Herre Gott. 2. Christ, unser Herr, zum Jordan kam (nach der ordentl. Epistel). 3. Te deum laudamus (anstatt des Glaubens). 4. Es woll uns Gott genädig sein (auf der Kanzel vor der Predigt über das ordentl. Evgl.). 5. Nun bitten wir den heilgen Geist (nach der Predigt). 6. Sein Wort, sein Tauf, sein Nachtmahl (nach der Taufe). 7. Sei Lob und Ehr mit hohem Preis (nach gesprochenem Segen).

Nur wenige Bemerkungen seien hinzugefügt! Man kann dem Herrn Pfarrer Ernst, Eifer und Gründlichkeit nicht absprechen. Aber sie verführten ihn zu einer Ausdehnung des Taufakts, die ermüdend wirken mußte und darum nach unserem Gefühl der Sache die Weihe nahm und das innerliche Miterleben der Gemeindeglieder hinderte. Letzteres ist mir noch zweifelhafter im Hinblick auf das Examen, das der Taufhandlung vorangeht. Diese Fragen hätten im Taufunterricht behandelt werden müssen, hier in der gottesdienstlichen Feier hätte etwas von der Übermacht Jesu über das Judentum, etwas von seinem großen gewaltigen Leben, an dem sich das des Täuflings entzündete, allen zum Bewußtsein kommen müssen. Der Grundriß des christlichen Glaubens, der da gegeben wird, ist so dürr, so schematisch öde. Jesu leuchtende Heilandsgestalt hätte dastehen müssen, daß man etwas von dem innerlichen Verkehr des Täuflings mit ihm spürte. Vielleicht ist das aber nicht zu fordern von einer Zeit, wo nicht viele von der tiefinnerlichen Erfassung des Glaubens eine Ahnung hatten.

Kirche in Plobsheim

von **A. Brion** und **J. Haug**.

Anfangs dieses Jahres wurde in Plobsheim i. Els. der Bau der evangelischen Kirche in Angriff genommen, nachdem bis jetzt die alte Kirche als Simultaneum diente. Dieser Kirchenbau verdient in sofern einige Beachtung, als bei der Grundrißanlage mit der herkömmlichen Langschifform gebrochen und der Versuch gemacht werden sollte, eine „Seh"- und „Hör"-Kirche zu erbauen, in welcher die Gemeindeglieder so nahe wie möglich um den Prediger gruppiert werden. — Um unsern Lesern eine Gesamtübersicht über diesen Kirchenbau zu bieten, lassen wir neben den beigedruckten Bildern, Grundrisse, Ansicht und Querschnitt darstellend, einige Erläuterungen folgen. — Wir, die mit dem Entwurf betrauten Architekten, A. Brion und J. Haug in Straßburg, haben die gestellte Aufgabe in dem Sinne gelöst, daß wir eine

Digitized by Google

Zentralanlage schufen, die durch ein hochgehendes Mittelteil (Vierung) und vier, mit Emporen versehenen Flügeln gebildet wird. Das Ganze hat die Form eines griechischen Kreuzes. Der vordere und die zwei Seitenflügel enthalten Emporen für Zuhörer, der hintere Flügel jedoch im Erdgeschoß den Konfirmandensaal mit Sakristei, darüber die Orgelempore, die somit im Angesicht der Zuhörer sich befindet. An die durchbrochene Orgelemporenwand lehnt sich, in einer Nische angebracht, die Kanzel als Mittelmotiv. Der Altar ist, um einige Stufen erhöht, der letzteren

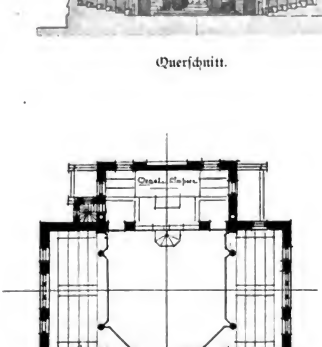
Hauptansicht.

vorgelegt. Während die mittleren Sitzreihen horizontal liegen, sind dieselben in den Flügeln, sowohl im Erdgeschoß als auf den Emporen, als Stufensitze angeordnet, was ermöglicht, daß der Prediger sowohl am Altar als auf der Kanzel von allen Plätzen sichtbar ist. Dem vorderen Flügel ist der Glockenturm und beiderseits anschließend die Emporentreppen vorgelegt. An den hinteren Flügel schließt sich links Eingang und Treppe zum Konfirmandensaal, Sakristei und Orgelempore, rechts Abort und Raum für Gerätschaften an. Von der Überspannung der Vierungsöffnungen durch einen Gurtbogen wurde zur Vermeidung zu großer Höhen-

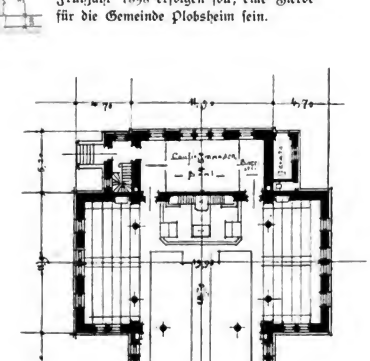
Digitized by Google

entwicklung abgesehen und Säulenstellungen eingefügt, die je zwei seitliche kleine und eine große Mittelarkade tragen. Während zur Erreichung eines möglichst kleinen Durchmessers dieser Säulen an dem vorderen und den zwei Seitenflügeln Gußeisen verwendet wird, ruhen die Arkaden an der Orgelempore auf Steinpfeilern, was der Kanzelseite einen dominierenden Ausdruck verleiht. Die Orgel, wenngleich im Angesicht der Zuhörer, tritt durch ihre Stellung im Hintergrund der Empore vollständig zurück. Zur Heizung sind Öfen vorgesehen, die in Nischen Aufstellung finden. Die äußere und innere Ausstattung ist in höchst einfacher, jedoch würdiger Architektur gehalten, und wird die Kirche nach ihrer Vollendung, die im Frühjahr 1898 erfolgen soll, eine Zierde für die Gemeinde Plobsheim sein.

Querschnitt.



Grundriss der Empore.



Grundriss zu ebener Erde

Die Abtei-Kirche in Offenbach a. Glan

von **G. A. Grotefend** in Trier.

Hart an der Grenze der Pfalz erhebt sich über den Dächern eines kleinen Dorfes der Turm einer Kirche, welche mit Recht die Anerkennung fordert, eins der bedeutendsten Bau-

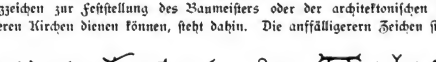
Digitized by Google

denkmäler einer weit zurückliegenden Kunstepoche zu sein. Es ist die ehemalige Klosterkirche der früheren Benediktiner-Propstei Cella Mariae in Offenbach am Glan, einem von keinem Schienenstrange berührten, von den breiteren Verkehrsstraßen abgelegenen, nur durch seine Rindviehzucht (Glaner Rasse) in weiteren landwirthschaftlichen Kreisen bekannten Dörfchen.

Die Offenbacher Kirche bildet im Süden der Rheinprovinz den Schluß in der Reihe der für die Geschichte der Baukunst bedeutungsvollen kirchlichen Gebäude dieser Provinz und nimmt unter diesen eine hervorragende Stellung ein. Dennoch war sie bis in die jüngste Zeit hinein in Vergessenheit geraten; sie findet sich wohl in keinem Werke über die Geschichte der Baukunst erwähnt. Mit der glanzvollen Abtei schwanden die Verhältnisse, unter welchen und für welche sie einst erbaut war, kein Weg führte kunstliebende Wanderer an dem abseits gelegenen Orte vorbei. Unter der Ungunst der Zeiten war der herrliche Prachtbau zu einer Ruine geworden, obwohl die evangelische und die katholische Kirchengemeinde in Offenbach sie als ihre Pfarrkirche gemeinsam benutzten. Woher sollten die Mittel kommen, den so arg verstümmelten Bau in seiner einstigen Größe und Schönheit wieder herzustellen, und woher die Gemeinde, welche eines solchen großen Gebäudes bedurft hätte?

Die Kirche in Offenbach ist um wenige Jahre älter als die Liebfrauenkirche in Trier — diese geniale Schöpfung der frühgotischen Bauperiode mit dem schönen romanischen Portal — und wohl um noch weniger Jahre jünger als die herrliche Zisterzienser-Kirche in Marienstadt bei Hachenburg im Westerwalde. Sie gehört zu den Bauwerken in Deutschland aus der Zeit des merkwürdig jähen Übergangs der ausgereiften romanischen Kunstepoche in die frühgotische und veranschaulicht diesen Untergang deutlicher, als ein anderes Bauwerk jener Zeit. Für die urkundlich nicht nachweisbare Annahme, daß die Offenbacher Abteikirche gegen Ende des 12. Jahrhunderts erbaut worden ist, spricht schon der Umstand, daß die Propstei der Benediktiner daselbst 1157 gegründet und daß höchst wahrscheinlich mit der Erbauung der Kirche sofort vorgegangen ist. An den Geldmitteln für den weithin leuchtenden Prachtbau konnte es der reich ausgestatteten Propstei nicht fehlen.

Die Kirche ist aus dem in der Umgegend von Offenbach vorfindlichen grauen Sandstein erbaut, ganz nach den Regeln und dem Kunstsinn der jungen gotischen Bauschule. Fast gleichzeitig mit dem Magdeburger Dom erbaut, teilt sie mit diesem Grundplan und architektonischen Aufbau. Da nicht angenommen werden kann, daß diese beiden räumlich von einander so weit entfernten und ganz verschiedenen politischen Gebieten angehörigen Kirchen von demselben Meister erbaut worden sind, läßt sich eine solche Übereinstimmung der beiden Bauwerke kaum anders erklären, als daß an der im 12. Jahrhundert weithin berühmten Bauhütte zu Laon deutsche Baumeister ihre Studien gemacht haben oder thätig gewesen sind, und daß der dort entstandene Bauplan in Magdeburg und in Offenbach zugleich ausgeführt ist. Ob die an verschiedenen Stellen des Mauerwerks der Offenbacher Kirche vorhandenen Steinmetzzeichen zur Feststellung des Baumeisters oder der architektonischen Verwandtschaft mit anderen Kirchen dienen können, steht dahin. Die auffälligerern Zeichen sind diese:



Das dreischiffige Langhaus der Kirche in Offenbach ist im Laufe der Zeit, besonders während der Fremdherrschaft 1808/09, völlig zerstört worden, so daß es nur durch einen Neubau von Grund aus wieder hergestellt werden könnte. Die beiden Kirchengemeinden mußten und konnten sich mit dem der Zerstörung entgangenen Chore für ihre gottesdienstlichen Feiern begnügen. Noch mehr genügt gegenwärtig der Raum, da dessen Mitbenutzung seitens der katholischen Kirchengemeinde aufgehoben und die evangelische Kirchengemeinde jetzt nach Zahlung einer Abfindung im Betrage von 9000 Mark alleinige Eigentümerin des Kirchenrestes geworden ist.

Als im Sommer 1882 die öffentlichen Blätter die Absicht des damaligen preußischen Kultusministers verbreiteten, geeignete Maßnahmen für die Erhaltung der Kunstdenkmäler

Digitized by Google

und Altertümer im Wege der Gesetzgebung vorzubereiten, trat das Presbyterium der evangelischen Gemeinde Offenbach mit dem Wunsche hervor, daß auch an die Erhaltung und Instandsetzung ihrer ehrwürdigen Kirche Hand angelegt werden möge. Zugleich deutete es an, was zur Erfüllung seines Wunsches und um der kunstgeschichtlichen Bedeutung dieser Kirche willen geschehen müsse. An der Westseite müsse ein stilgerechtes Portal oder ein sonst passender Anbau errichtet werden, damit die Kirche einen einigermaßen architektonischen Abschluß erhalte, und der — noch immer — gute Eindruck des Vorhandenen nicht länger durch den armseligen Zustand der Westseite, die nur noch Trümmer des mit roher Gewalt niedergerissenen Langhauses zeigte, beeinträchtigt werde. Um die Ruine an dieser Seite vor dem gänzlichen Verfall zu sichern, sei eine regendichte Bedachung notwendig. Aber auch im Innern müsse vieles verbessert, namentlich Kapitäle erneuert, und die aus Not mit gewöhnlichem Glase versehenen Fenster wieder durch stilgemäße Glasmalereien ersetzt werden. Der mit einem unpassenden Dachhelm bedeckte Turm erfordere einen stilgerechten Ausbau.

Glücklicherweise fanden die Wünsche des Presbyteriums bei den zuständigen Staatsbehörden warmes Interesse. Bei der finanziellen Leistungsschwäche der Eigentümerin des Bauwerks konnte ohne sehr erhebliche Beihilfen zu den bedeutenden Baukosten aus Staatsmitteln an die Ausführung der Wiederherstellung der Abteikirche in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht gedacht werden. Der Kultusminister ließ deshalb zunächst wie den kunstgeschichtlichen Wert so auch den baulichen Zustand des Kirchenrestes durch einen besonders dazu befähigten höheren Banbeamten feststellen. Das Ergebnis seiner Untersuchung war die volle Anerkennung der besonders hohen kunstgeschichtlichen Bedeutung des Bauwerkes, seines hohen Ranges unter den kirchlichen Bauten aus der Zeit des Übergangs aus der romanischen in die frühgotische Banepoche. Auch in künstlerischer Beziehung gebühre der Kirche ein hoher Rang, da sie, in sehr solider, teilweise vortrefflicher Technik erbaut, bei musterhaft schönen Raumverhältnissen eine Fülle der besten Details aus dieser Übergangszeit besitze.

Bei der im Jahre 1887 vorgenommenen bautechnischen Prüfung fand sich, daß nur die stattliche Osthälfte mit den drei Polygonchören, der Vierung mit dem Vierungsturme und den beiden Kreuzflügeln sowie mit einem Südostjoche des Langhauses noch aufrecht standen, daß dagegen der größere Teil der Kirche, nämlich das dreischiffige basilikale Langhaus mit zwei Westfronttürmen und zwei damit verbundenen sehr zierlichen Treppentürmen, abgebrochen war. Durch die Beseitigung der beiden Kreuzgewölbe nördlich von dem Südostjoche des Langhauses waren die notwendigen Widerlager gegen den beträchtlichen Druck des hohen Vierungsturmes verschwunden. Bei der dadurch herbeigeführten Verminderung des konstanten Gleichgewichts der stehen gebliebenen Massen hätten die ersten Anzeichen des eintretenden Verfalles sich schon früher einstellen müssen, wenn nicht der Werksteinbau so vortrefflich ausgeführt gewesen wäre. In dem Unterbau des Vierungsturmes zeigten sich infolge von Rissen und Ablösungen Formveränderungen, welche um so bedenklicher erschienen, als der hohe steinerne Turm die Glocken enthält und die durch das Läuten bedingten Schwankungen unter Mitwirkung elementarer Naturkräfte eine Vermehrung der Trennungen und Ablösungen ziemlich sicher voraussehen ließen.

Die Erhaltnng des vorhandenen und noch als Pfarrkirche dienenden Kirchenteiles war durch die Verwandlung der bestehenden, sehr ungleichen Schubverhältnisse in gleichmäßig wirksame durch Wiederherstellung rationeller Widerlager bedingt. Zu solchem Zwecke sollten die beiden abgebrochenen Kreuzgewölbe nördlich von dem Südostjoche des ehemaligen Langhauses wieder hergestellt werden, wodurch nicht nur normale statische Verhältnisse hergestellt, sondern auch das Äußere wie das Innere der Kirche wesentlich schöner gestaltet wurden. Zur Gewinnung einer vollendeten Erscheinung würde noch ein aus drei Kreuzgewölben bestehendes Langhaus aufzubauen gewesen sein; aber im Hinblick auf die sehr bedeutenden Mehrkosten mußte hiervon abgesehen werden. Zudem würde die kleine evangelische Gemeinde Offenbach von dem Langhaus keinen Gebrauch haben machen können. Ihrem Bedürfnisse genügte die Instandsetzung und die Wiederherstellung des Chorteiles der Kirche vollauf. Aber auch dieser Teil konnte sich als ein einheitlicher Bau darstellen, wenn ihm nur nach Westen hin ein an-

Digitized by Google

gemessener Abschluß durch eine mit Strebepfeilern gegliederte Fassade gegeben wurde, mochte diese auch wegen der notwendigen Vermeidung größerer Kosten möglichst schlicht gehalten werden müssen.

Die Kosten der geplanten Bauausführungen bezifferten sich auf 70000 Mark. In Würdigung der monumentalen Bedeutung der altehrwürdigen Abteikirche in Offenbach am Glan teilten der Staat und die Rheinprovinz sich in das nobile officium der Erhaltung und des stilgerechten Ausbaues des noch vorhandenen Kirchenteiles. Der Kirchengemeinde verblieb nur ein Kostenbeitrag von 2000 Mark. Nachdem so die Mittel gesichert waren, wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Gegenwärtig sind sie vollendet.

So besitzt die kleine evangelische Gemeinde Offenbach am Glan eine der bedeutendsten Kirchen aus der romanisch-gotischen Übergangszeit, zwar nur einen Torso, aber auch in solcher Form ein kunstgeschichtliches Kleinod, ein leuchtendes Denkmal der geistvollen Kunst aus weit zurückliegender Zeit, eine herrliche Stätte, da man deine Ehre verkündet, du Höchster!

Zu v. Schuberts anonymer Gottesdienstordnung

von **J. Smend.**

Die von Prof. v. Schubert im vorigen Hefte, S. 110 ff. mitgeteilte, einer Spenglerschen Handschrift entnommene Gottesdienstordnung verdient das lebhafte Interesse aller an der Geschichte der Reformation und des evangelischen Gottesdienstes näher beteiligten Leser. Dem Aufrufe des Einsenders zur Meinungsäußerung über den eigentümlichen Fund will ich hiermit nach Kräften folgen; mag ein anderer oder v. Schubert selbst dann weiterhelfen.[1])

1. Der Aufbau des Ganzen ist dieser: Predigt, „Patrem", Psalm mit Auslegung, deutsches Gloria, Kirchengebet, Epistel und Evangelium mit zweifacher kurzer Anwendung, Glaubensbekenntnis, Abendmahlsvermahnung. Die, zumal bei Annahme der Unvollständigkeit des Berichts, sehr reichgegliederte Ordnung würde die Vermutung nahelegen, daß hier zwei Gottesdienste aneinander geschoben seien, würde nicht in dem an letzter Stelle stehenden Stück ausdrücklich auf alles Vorhergegangene Bezug genommen. Immerhin liegt möglicherweise dem Ganzen die Voraussetzung zu Grunde, daß an der Predigt alles Volk, an dem, was ihr weiter folgt, nur die Kommunikanten teilnehmen. Merkwürdig nimmt sich auf den ersten Blick das doppelte Kredo aus. Das erste, „Patrem" genannt, scheint seine Stelle dem Umstande zu verdanken, daß die Predigt als Auslegung des Evangeliums sonst diesem sich anzuschließen und demnach dem Glauben vorauszugehen pflegte, während sie jetzt an die Spitze der Handlung getreten ist. An das, nebst andern Lesestücken, der mittelalterlichen Predigt folgende, gesprochene Bekenntnis zu denken, verbietet wohl der Name „Patrem", der vielmehr auf das gesungene Kredo weist und vermuten läßt, daß sich während des Gesanges der Geistliche von der Kanzel an den Altar begiebt. Was nun dort geschieht, ist in wesentlichen Bestandteilen der herkömmlichen Meßordnung entsprechend. Nur ist an die Stelle des Introitus der ganze in Betracht kommende Psalm getreten; dieser und die beiden Perikopen werden ausgelegt; Kyrie und Salutation sind gefallen; die Kollekte ist zum Kirchengebet geworden; die Abendmahlsvermahnung ist an dieser Stelle neu. Dazu kommt, daß das Gloria deutsch gesungen wird (es ist, wie die Vermahnung beweist, das große, mit dem Laudamus); das Glaubensbekenntnis, „die stuck unsers christlichen glaubens", wird als deutsches Lesestück gemeint sein. Letzteres entnehme ich aus der Bemerkung in der Ansprache: „Habt auch gehoret, was einfeltigs glaubens ir sein sollend". — Von diesen Änderungen und Neuerungen im Aufbau erinnern die lehrhaften Zusätze an Straßburg (S. 156), weniger an Nürnberg

[1]) Die in diesem Aufsatz in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die bezügl. Belegstellen in meinem Buche: „Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers Deutscher Messe." Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1896.

Digitized by Google

(S. 164 f.), am wenigsten an die Nürnberger Ostermesse (vgl. im vorigen Jahrgang S. 321 ff.). Das Gloria ohne Kyrie gemahnt an Zwingli (S. 197 f.), wiewohl es dort gesprochen wird; die Stellung des Kirchengebets an Brenz (S. 10); die Verwendung einer Exhortation an Straßburg (S. 135, 141 f.), Nürnberg (S. 168 f., 185 f.), Preußische Gottesdienstordnung (S. 9), Brenz (S. 8, 10) u. s. w. Das gesamte freie Schalten mit dem überkommenen Schema weist mehr von Nürnberg als von Straßburg hinweg. Als Einzelheit sei noch herausgestellt die Reihenfolge der Fürbitten, bei welcher, abweichend von 1. Tim. 2, 1 f. sowie von Straßburg, die weltliche Obrigkeit zurückgestellt wird hinter die geistliche, die ebenfalls „oberkhait" heißt. — Ließe dieser Umstand an sich auf ein hohes Alter unserer Ordnung schließen, so will daneben beachtet sein, daß sie zwar von einer „Mes" weiß, aber nichts von Priester, Altar u. s. w. Der Gesamt-Eindruck des Stückes ist der, den alle ältesten Erzeugnisse des deutschen Südwestens hervorrufen.

2. Vielleicht hilft uns der Gedankengehalt der Vermahnung zu einer noch bestimmteren Erkenntnis. Sie ist offenbar der Brennpunkt und das Herz des Ganzen. Alles, was die Gemeinde im bisherigen Verlaufe der Feier erlebt hat, wird hier zusammengefaßt. Eine auf Predigt, Epistel und Evangelium fußende Ansprache finden wir in Straßburg (S. 135, 141), also eine freie Rede an Stelle des in Nürnberg üblichen Formulars. Ich will nicht versäumen, nebenbei zu bemerken, daß mir der auffallende Ausdruck, Christus habe das Abendmahl „hinder ihm gelassen", der uns in der Vermahnung der anonymen Gottesdienstordnung zweimal aufstößt, in der ganzen einschlägigen Litteratur nur noch einmal begegnet ist, nämlich in dem 1522 erschienenen Abendmahlsbüchlein von Jakob Strauß (S. 32), das freilich sonst keinerlei Anklang an unsere Exhortation verrät. Wichtiger ist, daß die Anschauung vom Abendmahl, die der unbekannte Verfasser zu erkennen giebt, eine unbefangene, aber schweizerische ist. Die Unbefangenheit zeigt sich in dem Verzicht auf jede, sei es die katholische, sei es eine andere Auffassung, verneinende Wendung. Diese Zurückhaltung, an der der Eingangssatz des Schriftstücks „vmb vielfeltigs abfals holben" nichts ändert, macht es wahrscheinlich, daß dem Autor bei dem Genusse evangelischer Freiheit bisher von dem Sakramentsstreit nichts bewußt ist. Schweizerisch nimmt sich dagegen die ausgesprochene und fast einseitig ethische Haltung der Ansprache aus, die in dieser Art mit der vorangegangenen Predigt durchaus zusammenklingt. Von der Sündenvergebung wird nicht geredet, wohl aber mit aller Ausführlichkeit von der Brudergemeinschaft, aus welcher alle Weisungen der christlichen Haustafel abgeleitet werden. Ja, der Hinweis auf die öffentlichen Sünder, denen gegenüber die Kommunikanten eine erziehlich wirksame Reserve bewahren sollen, klingt ganz wie die entsprechenden Mahnungen in Zürich (S. 195) und in Basel (S. 215). Die starke Hervorhebung der communio fratrum im Abendmahl ist mir sonst nur noch bei Matthäus Frey (S. 47) und, doch hier unter gleichzeitiger Wahrung der Gemeinschaft mit Christus, in Straßburg (S. 132, 141 f.) nahe getreten. — Dies alles bestärkt mich in der Ansicht, daß unsere Gottesdienstordnung der schweizerisch-straßburgischen Gruppe zuzuschreiben ist. Und da sie „vnser zeit entpörung" erwähnt, scheint das Jahr 1525 in der That die Zeit der Entstehung zu sein.

3. Allein die Vermahnung gestattet uns noch einen andern bedeutsamen Schluß. Unsere Gottesdienstordnung ist offenbar, wie sich aus den angeführten Einzelheiten ergiebt, für einen bestimmten Sonntag entworfen oder in Erinnerung an einen solchen aufgezeichnet worden. Es lassen sich nämlich alle zur Verwendung gekommenen Schriftabschnitte mit ziemlicher Deutlichkeit bestimmen, und da beide, Epistel und Evangelium, „nach der zeit" gelesen worden, so wird das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Der Text der Predigt fällt hierbei nicht ins Gewicht. Er scheint frei gewählt worden zu sein. Da es sich um ein Wort „von Salomon" gehandelt hat, des Inhalts, „vnser Feind zlieben, khein böse gerucht vber niemandt zuebringen ꝛc.", so kann wohl nur an den Abschnitt Sprüche 25, 18—22 gedacht werden: „Wer wider seinen Nächsten falsch Zeugnis redet, der ist ein Spieß, Schwert und scharfer Pfeil ... Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn du wirst feurige Kohlen auf sein Haupt häufen, und der Herr wird dir's vergelten." Es liegt nicht gar zu fern, daran zu denken, daß diese Predigt einer Serie über die zehn Gebote an-

Digitized by Google

gehört haben kann, wie solche bekanntlich auch in der vorreformatorischen Kirche mannigfach anbefohlen und gehalten worden sind. Denkbar bleibt natürlich auch eine Beziehung auf besondere, z. B. politische Verhältnisse. Deutlicher noch leiten uns die Worte „Jr habt vnsern apostel Paulum vernomen, wie trewlich er vermanet zur keußhait in der ehe, zue auffrichtiger handlungen mit allen brudern, wie ers ihn allen kirchen hab angericht, domit das auch wir vnns darnach richten vnnd vnder den khindern gottes bey trew vnnd glauben erfunden wurden." Sie finden ihren Anhalt in der Perikope 1. Thess. 4, 1—7: „Weiter, lieben Brüder, bitten wir euch und ermahnen in dem Herrn Jesu (nach dem ihr von uns empfangen habt, wie ihr sollet wandeln und Gott gefallen), daß ihr immer völliger werdet. Denn ihr wisset, welche Gebote wir euch gegeben haben durch den Herrn Jesum. Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr meidet die Hurerei ... Und daß niemand zu weit greife, noch vorteile seinen Bruder im Handel ..." Das ist die altkirchliche Epistel für den Sonntag Reminiszere. Auf diesen Sonntag führt uns auch der Eingangspsalm, von dem es heißt: „Jr habt auch aus den psalmen Davids die trostlich vnderweisung des propheten ihn allen nöten zue got zschreyen ghöret vnnd erlernet." Es ist der Reminiszere-Psalm, der 25., „Ein Psalm Davids: Nach dir, Herr, verlanget mich. Mein Gott ich hoffe auf dich ... die Angst meines Herzens ist groß, führe mich aus meinen Nöten ..." Dazu stimmt nun auch das erwähnte Evangelium. Heute liest bekanntlich die römische Kirche am Sonntag Reminiszere die Verklärungsgeschichte (Matth. 17, 1—9); die Missalien der vorreformatorischen Zeit (z. B. Würzburg o. J., Konstanz 1485, Straßburg 1497) haben dagegen als evangelische Perikope die bei uns noch heute gebräuchliche, Matth. 15, 21—28, die Geschichte vom kanaanäischen Weibe. Man vergleiche mit ihr die Bemerkung unseres Redners: „Jr habt auch vnsers Herrn Jesu Christi wunder werck vernomen, sein heilig wort die wahrheit gegen vnns, vnser seligkeit halben zue bekrefftigen." — Hiernach ist nicht zu verkennen, daß diese Messe am zweiten Fastensonntag gehalten worden ist. Und daraus folgt u. a., daß nicht, wie v. Schubert für möglich hält, der Augustinerprior Wolfgang Volbrecht in Nürnberg ihr Schöpfer sein kann, da dieser, nach v. Schubert (vgl. Jahrgang I, S. 277), die Meßreform nicht so früh, nämlich schon am 21. Februar 1524, begonnen haben kann. Überhaupt wird man an das folgende Jahr zu denken haben. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß wir auch in Straßburg eine für den Sonntag Reminiszere gearbeitete Gottesdienstordnung finden (S. 141). Oder liegt kein Zufall vor? War vielleicht dieser Sonntag als der den Frühjahrs-Quatemberfasten nächstgelegene an mehr als einem Orte Anlaß, eine besondere und neue Gottesdienstform zu schaffen und zu handhaben?

Diese und andere Fragen muß ich zur Zeit offen lassen. Auf die Orthographie des Schriftstücks wird nach vorstehenden Beobachtungen nicht viel zu geben sein; sie gehört wohl dem Kopisten. Wer hilft weiter?

Noch ein Wort über kirchliches Vor- und Nachspiel

von Stiftsorganist **Heinrich Lang** in Stuttgart.

In Nr. 3 dieser hochgeschätzten Blätter stellt Herr R. Hartter in der Frage des kirchlichen Vor- und Nachspiels Grundsätze auf, die manchem Leser teilweise neu gewesen sein möchten. Er thut dies mit Bezugnahme auf das Orgelalbum des württembergischen Schullehrer-Unterstützungsvereins und speziell mit Hinweisen auf dessen Vorrede. Die kritische Betrachtung, der er das Werk unterwirft, befaßt sich nicht in erster Linie mit der Frage, ob das Orgelalbum halte, was die Vorrede in Aussicht stellt, sondern setzt an dem der Wurzel der Sache näher liegenden Fragpunkte ein, ob die Auffassung von der Aufgabe kirchlichen Orgelspiels, welche den Herausgebern ihr Unternehmen als der Idee nach einem kirchlichen Bedürfnis entsprechend erscheinen ließ, die richtige sei. Dadurch erhebt sich die Besprechung des zunächst auf württembergische Verhältnisse berechneten Orgelalbums zur Höhe einer Diskussion

Digitized by Google

über Prinzipienfragen der kirchlichen Orgelmusik, welche alle Freunde der heiligen Tonkunst interessieren müssen. Hierdurch dürfte es gerechtfertigt erscheinen — so ungewöhnlich sonst Erwiderungen auf Rezensionen sein mögen —, daß im Nachfolgenden auch einem Mitarbeiter am Orgelalbum das Wort zur Beleuchtung jener prinzipiellen Fragen vergönnt wird.

Einig wissen wir uns mit Herrn Hartter betreffs der Ansicht über das Postludium und über das Spiel während des heiligen Abendmahls. Was das Vorspiel anbelangt, so weisen wir ihm mit Herrn Hartter die Aufgabe zu, die Gemeinde „richtig zu stimmen". Aber in der Frage, wie das geschehen solle, spalten sich die Ansichten. Herr Hartter findet es nicht dem Zweck des Vorspiels gemäß, diese „richtige Stimmung" durch Beziehung des Präludiums auf den Choralkantus anzubahnen; ja, die Verwendung des Kantus im Vorspiel widerstrebt ihm so sehr, daß er sich wenigstens betreffs der Melodie „Ein feste Burg" zu einem „Ja nicht" veranlaßt sieht. Insbesondere steht ihm die Choralfiguration als Vorspiel nicht am richtigen Platze; er will sie nur in Zwischenspielen, etwa in ausgeführter Liturgie, für württembergische Verhältnisse nur bei der Kommunion, zulassen. Dafür wünscht er als Präludium selbständige Stücke eingesetzt. Er macht es darum den Herausgebern des Orgelalbums zum Vorwurf, daß sie nur Vorspiele bieten, welche den Kantus in irgend welcher Art verarbeiten, und sieht dahinter einen „Schulstandpunkt", der seine Vertreter unter der trügerischen Decke des Wahnes, einem kirchlichen Bedürfnis zu dienen, dahin geleitet habe, statt passender Vorspiele zunächst theoretischen und praktischen Übungsstoff für Schüler zu liefern. Er setzt zwar dabei gute Absicht voraus, fürchtet aber doch, das Unternehmen könnte sich, als von musikalisch „autoritativer" Seite ausgehend und in gewünschter Art aufgenommen, zu einem „scholastischen Joch" in musicam für die Kirche und ihre Organisten gestalten.

Demgegenüber handelt es sich für uns zu allererst nicht um Verteidigung, sondern um Aufklärung und Berichtigung. Seite I der Vorrede zum Orgelalbum wird ausdrücklich gesagt, daß die Aufgabe, im Hörer „die durch Gemeindelied und Choralmelodie gegebene Stimmung vorzubereiten, *ohne Frage* auch durch solche Orgelstücke gelöst werden könne, welche auf *frei* erfundenen — nicht dem Choral entnommenen — Motiven aufgebaut sind." Ja, es werden sogar zwei Werke ausdrücklich empfohlen, die nur (bezw. hauptsächlich) solche Orgelstücke enthalten.[1]) Es wundert uns, daß sich Herr Hartter den Hinweis hierauf entgehen ließ, der ihm doch eine Handhabe für das Objektive an seinen eigenen Aufstellungen hätte bieten können (freilich auch den Vorwurf der Einseitigkeit, den er dem Werke machte, hätte abschwächen müssen). Wenn aber in der Vorrede weiterhin gesagt wird, daß eine wirkungsvolle Einheit der Stimmung im musikalischen Teil des Gottesdienstes in ganz besonderem Maße gewährleistet sei, wenn *auch* Vor- und Nachspiele verwendet werden, die den Choralkantus verarbeiten, so lautet das unseres Erachtens nicht gefährlich genug, um die Vorstellung eines „Jochs musikalischer Scholastik" überhaupt aufkommen zu lassen.

Schlimmstenfalls hätten die Veranstalter der Sammlung wenigstens das als mildernden Umstand für sich geltend zu machen, daß sie solches „Joch des Schulstandpunktes" nicht erfunden haben. Vielmehr bekennen sie im Vorwort, daß sie die Autorschaft für ihre Grundsätze über Vor- und Nachspiel nicht selbst in Anspruch nehmen, sondern betreffs der ganzen Anlage ihres Werkes das badische Präludienbuch von 1886 zum Muster genommen haben. Dieses unter der Oberleitung der höchsten kirchlichen Organe Badens (Oberhofprediger Dr. Helbing) und unter Beirat von † Prof. Dr. Faißt in Stuttgart verfaßte Werk bringt in seiner Vorrede die Ansicht, daß Choralbearbeitungen die passendsten Vorspiele bilden, mit ganz anderem autoritativen Nachdruck zur Geltung, als im Orgelalbum geschieht; nach jener Vorrede „muß dringend empfohlen werden, die vom Choral unabhängigen Stücke der Sammlung

[1]) Wie zwischen den Zeilen solcher Empfehlung vielleicht zu lesen ist, war für die Herausgeber bei Ausschluß „selbständiger" Vor- und Nachspiele aus ihrem Werke eben unter anderem der Gedanke mitbestimmend, daß sie auch nicht den Schein eines Versuchs der Verdrängung jener, gleichfalls dem württembergischen Boden entsprossenen Produkte eines anerkannten Meisters aufkommen lassen wollten.

Digitized by Google

nur ausnahmsweise und nie ohne Not und nur nach reiflicher Erwägung zu Choralvorspielen zu benützen." Sollte man es wirklich bei Männern, in denen sich theologische und musikalische Gelehrsamkeit die Hand reichen, wie bei Dr. Helbing, Dr. Faißt und dem theologisch vorgebildeten Mitarbeiter am Orgelalbum, für möglich halten, daß sie unter sich und mit andern eins werden könnten in der befangenen Vorliebe für eine Kunstform und durch solche Vorliebe ihren Sinn für das dem Gottesdienst Angemessene übertäuben lassen? Herr Hartter muß das annehmen, da er ja seine private Ansicht mit dem „Standpunkt der Kirche" schlechthin identifiziert. Man könnte aber noch viel weiter zurück- und höher hinaufgreifen und wohl sagen: Bach und die Herausgeber seiner Werke, sowie so viele ansehnliche Orgelkomponisten von Krebs bis auf Fischer, Rinck, Ritter, Fink, Seyerlen, Barner, Wolfrum, — sie alle haben sich zum allerwenigsten mißverständlich ausgedrückt, wenn sie die von ihnen veröffentlichten Choralbearbeitungen als Vorspiele bezeichnet haben. Oder muß etwa ihnen allen auch der rechte Sensus fürs kirchlich Würdige abgesprochen werden?

Doch prüfen wir sachlich die Gründe, mit denen Herr Hartter seine prinzipiellen Bedenken stützt. Es sei uns gestattet, hierbei zunächst den Fall anzunehmen, daß eine an sich gute Choralbearbeitung als Vorspiel auch ganz entsprechend vorgetragen werde. Herr Hartter glaubt vom kirchlichen Standpunkt aus feststellen zu sollen, daß ein solches Vorspiel den Gemeindegesang in der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seines Einsatzes abschwäche. Könnte man nicht ebensogut behaupten, daß ein Gemeindegesang die Wirkung der Predigt beeinträchtige, wofern er ähnliche Gedanken wie diese zum Ausdruck bringe? Ja, wohl mit noch mehr Recht; denn in diesem Fall besteht der gefürchtete Pleonasmus im klar den Gedanken herausstellenden Wort, dagegen giebt das den Kantus behandelnde Vorspiel denselben im Gewande der bloß instrumentalen Melodie, also in der Sprache derjenigen Kunst, welcher die begriffliche Bestimmtheit des Ausdrucks versagt ist, die aber dafür die Saiten der Empfindung um so unmittelbarer zu treffen weiß. Und wenn es nun einem solchen Vorspiel gelingt, eben unter Beziehung auf den Choral den richtigen Stimmungsgrund für den nachfolgenden Kantus zu zeichnen, sollte es da dem Hörer störend sein oder ihm die Melodie verleiden, wenn er sie vorher — noch dazu in neuer harmonischer Fassung — vernimmt? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß die Lust, nun den Kantus auf solche Anregung hin in entsprechender Weise einzusetzen, durch jene Beziehung nur gewinnen kann?

Man will uns nun freilich das Dilemma entgegenhalten: Entweder müssen die verarbeiteten Motive, Themata oder Melodien so auffallend hervortreten, daß der klangliche Effekt ein befremdlicher, vom erbaulichen Zweck ablenkender wird, oder — eure polyphone Kunstarbeit findet die gewünschte Anerkennung nicht. Aber auf letzteres kommt es uns auch gewiß nicht in erster Linie an. Deshalb haben wir auch keinen Anlaß, die Klarheit der Registrierung unserer Vorträge ins Auffällige zu übertreiben. Wir wollen uns nicht des Fehlers schuldig machen, den jenes schwäbische Mütterlein bekannte, sie habe den „Hairstreau" (Hörst mich auch?) gesungen. Wenn übrigens der eine und andere unter unsern Zuhörern einer thematischen Arbeit zu folgen versteht, so erblicken wir in der Bethätigung solcher Fähigkeit ebensowenig ein Hindernis der Erbauung als im Betrachten eines das Gotteshaus zierenden Bildes, zumal eben die Anklänge an den Choral ähnlich wie die Figuren eines solchen Bildes geeignet sind, erbauliche Reminiszenzen zu wecken. Wir sind aber weit entfernt, solchem Zuhörer zuzumuten, daß er besondere Anstrengung anwende, uns zu folgen. Denn wir halten es für kein großes Unglück, wenn ihm unsere Formgebung nicht nach allen Teilen zum Bewußtsein kommt. Darum sind auch die besonderen Bedenken gegenstandslos, die Herr Hartter gegen die Anwendung einzelner Formen der Choralfiguration in Vorspielen erhebt — Bedenken, mit denen nicht Herr Hartter, aber ein Unverständiger gegen die beste polyphone Musik überhaupt zu Felde ziehen könnte. Ja, wenn man uns sagen würde: Nur ganz wenige deiner Zuhörer haben herausgefunden, was du mit dem Kantus anfangen wolltest, so könnten wir uns auch darüber trösten. Und das nicht bloß mit dem Bewußtsein, unserem eigenen musikalischen Bedürfnis genügt zu haben. Denn der Wert der thematischen Arbeit liegt nicht allein in der Darbietung einer interessanten Form, die als solche dem

Digitized by Google

Musikverstand gleichsam intellektuellen Genuß bietet, sondern noch vielmehr darin, daß sie geeignet ist, einem Musikstück Fluß, Stil und Zusammenhang zu wahren und es von den ausgetretenen Geleisen des Seichten und Alltäglichen fern zu halten. Dieser Vorzug verbleibt der thematischen Arbeit, auch wo sie nicht als solche aufgefaßt wird. Herr Hartter kennt ihn gar wohl und bringt ihn betreffs des Nachspiels in einer kurzgefaßten „Philosophie des Unbewußten“ sehr schön zum Ausdruck. Sollte aber das Unbewußte für das Präludium nicht dieselbe günstige Rolle spielen können wie fürs Postludium?

Wenn aber demnach nicht alles darauf ankommt, daß die thematische Arbeit als solche vernommen werde, ist es dann nicht doch besser, mit Herrn Hartter das Vorspiel überhaupt ganz selbständig zu stellen?

Nun, daß von unserem Standpunkt aus nichts gegen selbständige Vorspiele einzuwenden ist, haben wir oben schon versichert. Doch stellen wir an ein solches — wie an jedes kirchliche Vorspiel — noch andere Anforderungen als Herr Hartter. Zunächst können wir es kaum vereinigen, daß er so ernstlich warnt, nicht „zuviel der Last“ aufs Vorspiel zu wälzen, und demselben doch eine etwas ansehnliche Länge wünscht. Hat es diese, so muß solcher Ausdehnung doch auch der Gedankeninhalt entsprechen. Diesen bestimmt der Herr Referent allgemeinhin als etwas „Ruhiges, Gesammeltes oder Sammelndes, vielleicht Suchendes“. Das paßt sehr gut, wenn gesungen werden soll: „Gott ist gegenwärtig“. Wenn aber nachher anzustimmen ist: „Lobe den Herrn, o meine Seele“ oder „Ein feste Burg“, so mag es leicht geschehen, daß Ruhe im Präludium als Trägheit, Suchen als Unfestigkeit empfunden wird. Und so erwarten wir denn vom Vorspiel mehr, als daß es allsonntäglich im selben Gewande erscheine und nur etwa am Festtage im Schmuck des organo pleno; vielmehr soll seine Stimmung jeweils möglichst auf den Gesamtton des betreffenden Gottesdienstes abgetönt werden, wie derselbe sich in Predigttext und Predigtlied ankündigt. Gewiß ist diese Abtönung herzustellen auch beim selbständigen Vorspiel. Aber in welchen Formen soll es erscheinen, nachdem die Choralbearbeitung ausgeschlossen ist? Als einzige Andeutung hierüber giebt Herr Hartter das Wort „Orgelpunkte“. So hoch diese als Ausgangs- oder Zielpunkte lebensvoll bewegter musikalischer Gebilde zu schätzen sind, so häufig werden sie benützt als Rückzugslinien künstlerischen Unvermögens, ja, sie erweisen sich manchmal als Sandflächen, in denen das Wässerlein des Vorspiels ins Stocken gerät. Sie allgemein zu empfehlen, hat also auch sein Bedenkliches. Uns läßt diese Empfehlung zunächst schließen, daß sich Herr Hartter das Präludium im Ganzen homophon denkt. Es ist nun aber viel schwieriger, als man meinen sollte, in bloß homophoner Gestalt etwas zu bieten, was bei ansehnlicher Länge sich über Plattheiten und Wiederholungen erhebt. Mozart und Schubert vermochten es. Wenn aber Musiker tieferen Ranges dasselbe versuchen, so ertappen sie sich unversehens auf Gemeinplätzen oder darauf, daß ihnen immer wieder die nämlichen Wendungen unter die Finger geraten. Wie gut wird dem vorgebeugt durch etwas Polyphonie! Solche Polyphonie kann wiederum nach ihrer Art eine freie sein, d. h. nur aus selbständig belebter Führung der einzelnen voneinander unabhängigen Stimmen bestehen, und manche Orgelkünstler leisten in dieser Form Prächtiges. Aber daß die Polyphonie noch individuelleres Gepräge und sprechenderen Ausdruck erhält, wenn sie ein Motiv in nachahmender, bezw. figurierender Art oder auch eine Melodie als Figuration behandelt, das haben alle Tonkünstler seit Palestrina gewußt und ausgenützt. Wofür mühten sich auch sonst jahrelang die Schüler der Kunst mit kontrapunktischen Studien ab? (Im Tagebuch Robert Schumanns liest man noch aus dessen letzten Jahren: „Viele kontrapunktische Studien“.) Sollte nun aber dieser Vorteil der theoretisch arbeitenden Polyphonie nicht auch dem kirchlichen Vorspiel zu gut kommen? In Improvisationen solches auszuführen, ist freilich nicht leicht. Doch giebt es Organisten, welche solches mit Glück, einzelne, welche es mit herrlicher Wirkung üben. Ist übrigens der Organist darauf angewiesen, von Noten zu spielen, so wird er nur schwer ein gehaltreiches längeres Stück finden, das nicht eine Durchführung irgend welcher Art enthält. Wird aber doch einmal etwas „durchgeführt“, warum sollte es dann nicht der Choral sein dürfen?

Herr Hartter hofft freilich, die Männer des „Schulstandpunktes“ mit Waffen zu schlagen,

Digitized by Google

die er ihrem eigenen Arsenal entnommen hat, nämlich mit dem Hinweis auf die „formalen Stufen" Herbarts. Uns scheint er diese Waffen für seine Position nicht ganz glücklich gewählt zu haben. Die Hauptforderung der formalen Stufen ist doch die der lückenlosen Aneinanderreihung verwandter Vorstellungen. Ist nun nicht gerade beim selbständigen Präludium Gefahr vorhanden, daß es eine Lücke läßt zwischen sich selbst und dem Neuen, dem Choralkantus? Wie viel Mühe macht es dem Organisten, dem die Gabe ausgeführterer Improvisation versagt ist, von da oder dort her ein „selbständiges" Vorspiel aufzutreiben, von dem er versichert ist, daß es nicht nur für ihn zu bewältigen ist, sondern sich auch nach Tonart, Färbung und Haltung dem einzelnen gottesdienstlichen Anlaß organisch einfügt? Und auch, wenn dies nach seinem individuellen Empfinden der Fall ist, oder wenn der Organist seines Herzens Fühlen in freier „selbständiger" Phantasie ergießt, so ist doch sehr leicht möglich, daß gerade der empfängliche, gebildete Hörer sagt: Das ist nicht übel, vielleicht recht hübsche Musik; was soll es mir aber an diesem Orte, vor dem Choral? Demgegenüber vermag eben die Beziehung des Präludiums auf den Choral, rechter Art hergestellt, einen wohlthuenden Zusammenhang beider zu sichern. Und solcher Zusammenhang wird um so eher nicht bloß in der äußeren Struktur bestehen, sondern auch ein innerlicher sein können, da ja fast jede unserer herrlichen Choralweisen ihre Stimmung schon in sich trägt.

Aber, behauptet Herr Hartter, es muß der Apperzeptions-Apparat des Hörers erst für Aufnahme des Chorals hergerichtet werden. Darauf antworten wir: Bei geistlich lebendigen Kirchengenossen ist das nicht nötig. Ihnen richtet schon die Musik der Kirchenglocken den Apperzeptions-Apparat für geistliche Speise ein, ja, sie haben sich vielleicht zu Hause schon innerlich so vorbereitet, daß sie im Präludium gerade nichts ansprechender berührt als der Anklang an ein geistlich Lied. Für die aber, die mit Gedanken an Heu und Haber, an Coupons, Schulaufgaben, Rezensionen oder Schlimmeres ins Gotteshaus eintreten, kann sichs für die Orgel nicht um ein Anknüpfen an ihre Vorstellungen handeln, vielmehr ist es gewiß kein pädagogisches Verbrechen, wenn sie jählings durch eine deutliche Erinnerung an den Choral veranlaßt werden, ihr Gesangbuch aufzuschlagen.

Gewiß, wir stellen keinen Kanon auf, freuen uns dessen, wenn wir ein schönes, den rechten Ton treffendes „selbständiges" Vorspiel hören, und halten den Organisten, der nach seinem persönlichen Geschmack ein solches vorzieht, darum nicht für minderwertig. Und obwohl wir persönlich es ideell im allgemeinen als das Höhere erkennen, wenn auch das Vorspiel vom Inhalt des Chorals motivisch durchtränkt ist, so halten wir es doch für ganz angemessen, wenn zur Vermeidung jedweder Schablonisierung ab und zu auch freie Vorspiele angewandt werden. Aber das Recht, Choralbearbeitungen als Vorspiele zu benützen, möchten wir Organisten entschieden behaupten, und zwar nicht nur als musiktechnische Fachleute, sondern zugleich als Kirchengenossen, die der Kirche nicht nur um Amts und Brots willen, sondern von Herzen zu dienen beflissen sind und in solchem Dienst auch an ihrem Teil einen Merks für die Bedürfnisse des Gottesdienstes gewonnen zu haben glauben. Für eine Anschauung, die solchen Merks auf den Stand der Theologen allein beschränken wollte, findet sich unseres Erachtens in der Kirche des allgemeinen Priestertums kein Raum. Was große Meister in alten und neuen Zeiten — lange vor Erscheinen unseres württembergischem Orgelalbums — Herrliches an den Choral angeschlossen haben, das ist nicht nur dazu da, daß sich Musiker und Musikfreunde in der Privatübung oder bei Orgelkonzerten daran ergötzen, braucht auch nicht nur unter dem „fortlaufenden Beifall" des Nachspiels vorgeführt zu werden, und muß auch nicht auf die wenigen sanften Nummern eingeengt bleiben, die für unsere Abendmahlsfeier passen, sondern es darf wohl auch im Vorspiel der lauschenden Gemeinde nahegebracht werden — so gewiß u. a. auch die Choralfiguration.

Das wäre die Idee. Wie steht es aber mit deren Verwirklichung?

Wir verhehlen uns nicht, daß die Aufgabe, die wir dem Organisten mit unseren Begriffen von kirchlichem Vor- und Nachspiel stellen, keine geringe ist. Das durfte uns nicht abhalten, als Ideal zu bezeichnen, was uns des Erstrebens wert erscheint. Die Versuche solchen Strebens werden freilich verschieden ausfallen, sowohl was die dahin gerichteten Kompositionen, bezw. Improvisationen betrifft, als auch was deren Ausführung anbelangt.

Digitized by Google

Erstere können gewiß — und leider — auch schulmäßig im ungnten Sinne werden. Dieses Attribut verdienen sie nicht dann und deshalb, wenn und weil sie dieselben Formen behandeln, die in der Schule des Tonsatzes gelehrt werden, sondern etwa dann, wenn sie eine besondere Form einseitig bevorzugen — daß dies in unserem württembergischen Orgelalbum nicht geschehen, vielmehr die Herausgeber in der Wahl bedacht auf größtmögliche Mannigfaltigkeit genommen haben, wird vom Herrn Rezensenten anerkannt —; ferner und hauptsächlich darin, daß die Form zwar instruktiv herausgestellt, aber vom Inhalt nicht ausgefüllt ist, daß also das Ringen, eine bestimmte Form auszugestalten, zu sehr in den Vordergrund tritt. Wenn nun Herr Hartter findet, daß manche Stücke im Orgelalbum diesen Vorwurf unterliegen, so überlassen wir es ruhig der Prüfung weiterer Sachverständiger, ob die vielleicht von ihm gemeinten Stücke nicht immer noch besser sind als manches, was bisher da und dort an Improvisationen oder „freien", „selbständigen" Vorspielen zu hören war. Nur möge solche Prüfung doch ja nicht am Klavier, sondern an der Orgel vorgenommen werden; denn manches, was auf dem Klavier trocken klingt, bekommt oft unerwarteter Weise Stimmung, wenn ihm der echte Legatoklang des Kircheninstruments das richtige Gewand verleiht. Übrigens hat der Herr Rezensent im Album „eine schöne Zahl Sätze" gefunden, welche er sogar „nach Gehalt und Form" als „vollkommen" bezeichnet. Wer es weiß, unter welchen menschlich bedingten Umständen und Anforderungen ein solches Sammelwerk zu stande kommt, muß solch Lob schon hoch anschlagen. Möge es die Wirkung haben, daß mancher um solchen Schatzes willen den ganzen Acker wenigstens in den Kauf nimmt.

Und nun noch ein Wort über die Ausführungsmöglichkeit. Die Pflicht des Organisten, sich vorzubereiten, zum allermindesten sich in die richtige Stimmung zu versetzen, bleibt bestehen, ob Choralbearbeitungen oder selbständige Vorspiele gewählt werden. Und wenn uns in dieser Hinsicht ein weiterer, bescheidentlicher Hinweis auf unser Album vergönnt ist, so dürfen wir feststellen, daß dasselbe, wie es keineswegs so viele kleine Sätze von der Ausdehnung nur einer Linie enthält, als es nach des Rezensenten Ausführung scheinen möchte (bloß fünf Stücke unter 252), so auch an leichten Stücken keinen Mangel hat.[1]) Die Applikaturen und Verweisungen, die zur Beförderung richtiger Auffassung und Darstellung beigefügt sind, machen übrigens die vom Herrn Rezensenten als „vollkommen" befundenen Sätze nicht zu „schulmäßigen". Wir dächten, man könnte in der mühevollen Arbeit, die sich darin birgt, gerade einen Beweis dafür finden, daß die Herausgeber bei Redaktion des Orgelalbums nicht nur das Interesse für die bedürftigen Genossen ihres Standes geleitet hat — dem Wohlthätigkeitszweck hätte ja auch ohne diese spezielle Mühewaltung gedient werden können —, sondern ebenso sehr das Interesse für unsere Kirche und die Förderung würdigen Orgelspiels in ihren Hallen. Und so lassen wir uns auch durch das minder Anerkennende an der Hartterschen Kritik die Hoffnung nicht nehmen, es möchte sich das Orgelalbum in seiner weiteren Anwendung den berufenen Organen wie den Mitgliedern der württembergischen Landeskirche dennoch als ein Unternehmen beweisen, mit dem der württembergische Volksschullehrer-Unterstützungsverein der Kirche, der er das Werk gewidmet hat, einen nicht nur wohlgemeinten, sondern auch ersprießlichen Dienst geleistet habe.

Übrigens, was auch immer die Mittel sein mögen, deren sich der Organist bedient, um sein Spiel erbaulich zu gestalten, ob er diese oder jene Sammlung benützt, ob er diese oder jene Satzweise bevorzugt: wenn er nur als Musiker und Kirchengemeindemitglied Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und die Ergebnisse einer tüchtigen Ausbildung rechter Art verwertet! Dann wird sich sein Wirken dem Ganzen des evangelischen Gottesdienstes in dem ihm zukommenden Maße bestens eingliedern.

---

[1]) Schreiber dieses hörte in diesem Frühjahr einen Kurs von Seminaristen je neben einem freien Vorspiel durchweg auch ein Stück des Orgelalbums, und nicht bloß aus den leichten Nummern der Sammlung, ziemlich einwandfrei vorspielen. Was nun für Seminaristen, die erst ein halbes Jahr im Besitz des Werkes waren, erreichbar ist, sollte das für das Durchschnittsmaß der in Amtsübung stehenden Organisten zu schwer sein?

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Von dem, was bei mir in den letzten Wochen an Mitteilungen und Anfragen, an Briefen und Programmen eingegangen ist, erlaube ich mir unsern Lesern das mitzuteilen, was von Interesse für sie sein wird. Zunächst einiges, was durch Veröffentlichungen in der M.-Schr. veranlaßt worden ist. — Die von Klingemann (Nr. 3 S. 75 Art. „Geschmacklosigkeiten") gerügte Unsitte, Melodien weltlicher Lieder geistliche Texte unterzulegen, zu der Zmend gleich ein frappantes Beispiel aus der neuesten Zeit beibringen konnte, ist von einer Seite aus, von wo man es nicht erwarten sollte, in Schutz genommen worden. Nicht aus methodistischen Kreisen, sondern aus der lmth. Landeskirche Sachsens wurde den Bestrebungen Kniepkamps und seiner Gesinnungsgenossen sekundiert. Nicht bloß, daß man ihr Verhalten in sittlicher Beziehung milder beurteilte als Klingemann, sondern daß man bei ihnen das Bestreben fand, unserm Gemeindegesang frisches Blut volkstümlicher Melodie zuzuführen. Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß damit eine hochwichtige Aufgabe bezeichnet ist, und nicht minder, daß auch in unserer Zeit noch die Grenze zwischen weltlicher Musik und geistlicher eine fließende ist. Möglich auch, daß wir Pfleger der kirchlichen Kunst dann und wann einen zu pedantischen Standpunkt einnehmen. Wir wollen uns das gern sagen lassen und auf unsrer Hut sein. Aber dabei bleibt das Urteil Klingemanns doch wesentlich im Rechte. Es wird Sache der kirchlichen Musiker sein, Sorge zu tragen, daß es unserm Gottesdienst nicht an neuem Material für den Chor wie für den Gemeindegesang fehle; dadurch wird am besten der ungesunden Neigung begegnet, die von Klingemann — dem sich ein Artikel im elsässischen Sonntagsblatt von A. Hering warm anschließt — gegeißelt ist. Übrigens teilt mir der Korrespondent aus Sachsen mit: „Soeben kommt mir eine wirkliche musikalische Geschmacklosigkeit unter die Hände. Vor mir liegt die Mendelssohnsche Melodie „Herr, zu dir will ich mich retten", bearbeitet als Trauungslied mit dem Texte „Herr, mit kindlichem Vertrauen naht sich dir ein treues Paar", für Sopran oder vierstimmigen gemischten Chor mit Orgelbegleitung von E. Paul, Verlag M. Brockhaus, Leipzig. Das scheint mir bei einem Musiker in Wahrheit ein Mißbrauch des schönen Kreuz- und Trostliedes zu sein. Ich werde dabei unwillkürlich an jenen Bräutigam erinnert, der nach der Trauung zum Geistlichen sagte: „Herr Pastor, ich danke Ihnen für die trostreichen Worte." In Nr. 4 der „Fliegenden Blätter des evangel. Kirchenmusik-Vereins in Schlesien" wird auf eine Bearbeitung des Kreutzerschen „Das ist der Tag des Herrn" von Frz. Ch. Cursch-Bühren hingewiesen, wonach die Komposition bei „allgemeinen kirchl. Feierlichkeiten, patriotischen Anlässen, Trauungen, Sängerfesten, Fahnenweihen, Geburtstagsfestlichkeiten" u. s. w. gesungen werden kann. Wer sich für diese Neudichtungen interessiert, möge sich das Werk vom Verleger Hans Licht, Leipzig kommen lassen. — Bezüglich des Lindenbornschen Artikels: „Wie groß ist die Anzahl der durchweg in Übung stehenden Choralmelodien?" (Nr. 4 S. 107) teilt mir der Verf. vom bayerischen Kirchengesang-Vereinstag mit, daß verschiedene Superintendenten aus dem Osten und Norden die Zahl der Melodien auf 6—12 (!) angegeben haben. Sehr interessant sind die mir von Herrn Dr. Kurt Beundorf, Dresden gütigst übersandten statistischen Ermittelungen des Chemnitzer Ephoralvereins für kirchl. Musik in seiner 12. Hauptversammlung Ostern 1895: „Punkt 4 der Tagesordnung brachte den Bericht des Vorsitzenden, Herrn Organist Butze, über die statistischen Ermittelungen bezüglich der in den 36 Parochien, der Ephorien Chemnitz I und II außer den 36 für unsere Volksschulen vorgeschriebenen, am meisten gesungenen Choralmelodien. Anlaß zu diesen statistischen Ermittelungen hatte ein auf der 11. Hauptversammlung des Vereines von Herrn Pastor Schwen-Röhrsdorf gehaltener Vortrag „Einführung in den Melodienschatz des sächsischen Landesgesangbuches" gegeben. Aus diesem statistischen Material sei nun folgendes hervorgehoben: 95 Melodien sind es, die in den beiden Ephorien, d. h. verteilt auf die einzelnen Gemeinden, so oft gesungen worden sind, daß sie dem eisernen Bestand der 36 Choralmelodien zugezählt werden können; doch ist unter diesen 95 keine, die in allen Gemeinden sich eingebürgert hätte. Am meisten volkstümlich sind geworden, — d. h. immer mit Ausschluß der 36 — „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", und zwar in 42 Gemeinden, „Valle stets, o Christ, auf Erden" in 40 Gemeinden, „Freu' dich sehr, o meine Seele" in 36 Gemeinden, Seelenbräutigam" in 33 Gemeinden, desgleichen auch „Wie glauben all' an einen Gott" (C-dur), „O Durchbrecher aller Bande" in 32 Gemeinden, „Schmücke dich, o liebe Seele" in 29 Gemeinden, „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi" in 27 Gemeinden, „Alles ist an Gottes Segen" in 26 Gemeinden, „Erschienen ist der herrlich Tag" in 24 Gemeinden, und endlich „Christe, du Lamm Gottes" in 23 Gemeinden. Diese 11 Melodien sind also in der Hälfte und mehr als der Hälfte der 46 Parochien heimisch, die übrigen 84 in weniger als der Hälfte der Parochien. Die weitere Zusammenstellung ergab 1 Melodie = 22 Gemeinden, 1 = 21, 2 = 20, 1 = 18, 1 = 16, 1 = 15, 5 = 14, 2 = 13, 4 = 12, 4 = 11, 4 = 9, 4 = 8, 5 = 7, 4 = 6, 7 = 5, 2 = 4, 7 = 3, 9 = 2, 19 Melodien in 1 Gemeinde. In den einzelnen Gemeinden stuft sich die Zahl der eingebürgerten Melodien von 47 (Sachsenburg) bis auf 2 (Wüstenbrand) ab.

Digitized by Google

Im Durchschnitt kommen auf eine Gemeinde 21,6 Melodien. Da nun das Landeschoralbuch 193 Melodien verzeichnet, so stellt sich, zu den 21,6 die 36 vorgeschriebenen Melodien hinzugezählt, immer noch ein Fehlbetrag von 135,4 Melodien heraus, die den Gemeinden noch fremd sind. Im Anschluß an diese Mitteilungen betonte der Vorsitzende, daß es doch recht notwendig sei, den Choralgesang in rechter Art und Weise zu pflegen, damit unser Landesgesangbuch immer mehr und mehr erschlossen werde. Die Frage, wie das zu machen sei, soll in nächster Versammlung Gegenstand eines Vortrages sein, zu dem 2 Referenten, Herr Pastor Frommhold-Wittgensdorf und Herr Organist Butze, gewählt wurden. Auf Antrag des Herrn Pastor Tubesing-Schloßchemnitz soll das Ergebnis der statistischen Erhebungen, durch Druck vervielfältigt, den Kirchenbeamten der einzelnen Gemeinden zugesandt und alle 5 Jahre diese Statistik wiederholt werden." — Weitere Mitteilungen erhielt ich durch die Güte des Herrn Pfarrer K. Oberländer in Lindenau (Sachs. Mein.): „Im Fuchthause zu Untermaßfeld bei Meiningen, an dem mein seliger Vater Geistlicher war, ist das sog. Ackermannsche Gesangbuch („Evangelisches Gesang- und Gebetbuch". Meiningen, Keyßnersche Hofbuchdruckerei — Redakteur † Oberhofprediger D. Ackermann zu Meiningen) im Gebrauche. Es enthält 640 Lieder. Nach einer Bemerkung von der Hand meines sel. Vaters, der sich vom Lehrer die Lieder je nach der Sangbarkeit mit Nummern hat versehen lassen, sind davon 413 gut, 57 weniger singbar und 170 unsingbar. Infolge des Lindenbornschen Aufsatzes habe ich nun nachgezählt, wie viele Melodien in Übung stehen. Das Ergebnis ist dies: von 229 Melodien tragen 32 die Bezeichnung 1 oder 1—2 d. h. sind ganz geläufig; 10 mit 2 zensierte sind gut singbar; 15 haben die Zensur 2—3, können noch zur Not gesungen werden; die übrigen gehen gar nicht. Von letzteren lassen sich natürlich manche durch andere singbare Weisen ersetzen, und ihrer viele kommen nur je einmal vor. Ich glaube, daß das Ergebnis einer Erkundigung in den Gemeinden unserer Gegend ungefähr das obige, wenigstens kein schlechteres, sein würde. Da das Untermaßfelder Fuchthaus mehreren thüringischen Staaten gemeinsam ist, mögen ja manche Weisen allenfalls singbar sein, die in einzelnen Gemeinden unbekannt sind; doch ist auch wieder zu berücksichtigen, daß andere Melodien kaum zur Verwendung kommen können, weil keine Übung stattfindet, während in unseren Gemeindegottesdiensten sie nach sonnabendlicher Übung mit der Schuljugend gehen." — Hoffentlich regen diese Mitteilungen zu weiteren Äußerungen über diesen wichtigen Gegenstand an. — Zu der in Nr. 4 S. 125 f. berührten elsässischen Gesangbuchsangelegenheit ist weiter zu berichten, daß letzthin von mir eine Schrift herausgegeben worden ist unter dem Titel „Das Straßburger Gesangbuch für Christen Augsburgischer Confession untersucht" (Straßburg, Heitz & Mündel 98 S. M. 2), die hoffentlich zur Klärung auf diesem dem kirchlichen Parteistreite sehr ausgesetzten Gebiete beitragen wird. In den sechziger Jahren war im Gegensatz zu dem sog. Konferenzgesangbuche, das aus dem Jahre 1850 stammend die Mängel der rationalistischen Periode noch nicht überwunden hatte (vergl. meine Broschüre: Das Gesangbuch für die evang. Gemeinden von Elsaß-Lothringen kritisch beleuchtet. 43 S. Straßburg, Heitz & Mündel, M. 1), von der konfessionellen Richtung ein neues Gesangbuch geschaffen worden, das es als seine Aufgabe betrachtete, den Gemeinden den unverfälschten Liedertext zu bieten, und das in Elsaß eine segensreiche Mission gehabt hat. Die Schärfe der damaligen Parteigegensätze brachte es mit sich, daß der Text absichtlich archaistisch gehalten und infolge davon auch durchweg für eine zuverlässige Wiedergabe des Originales angesehen wurde. Nachdem seit einigen Jahren die Gesangbuchfrage in Fluß gekommen und dem Konferenzgesangbuche das Urteil gesprochen war, mußte man auch Stellung nehmen zu dem Buche der konfessionellen Richtung. Das war der Anlaß für meine oben genannte und jetzt veröffentlichte Untersuchung, die zu meiner eigenen Überraschung ein in jeder Beziehung ungünstiges Resultat geliefert hat. Dieses Gesangbuch steht, was Anordnung, Auswahl und Text der Lieder, sowie die musikalische Seite betrifft, hinter fast allen neueren Gesangbüchern zurück. Ungenauigkeit und Prinziplosigkeit zeigen sich überall. Man hat den peinlichen Eindruck, daß in jener Zeit der kirchl. Parteikämpfe es gänzlich an der Ruhe und Sammlung gefehlt hat, die für das Zustandekommen eines solchen Werkes unbedingt nötig ist. Wahre Unbegreiflichkeiten mußte ich in meiner Schrift ans Tageslicht ziehen: eine doppelt unerfreuliche Arbeit, da viele kirchlich rege Kreise an diesem Gesangbuch hängen. Jeder unbefangen Urteilende wird zugeben müssen, daß es für uns im Elsaß nur Einen Weg giebt, den nämlich, ein neues Gesangbuch zu schaffen, das die Mängel der bisherigen zu vermeiden sucht. Diesem Urteil haben sich auch die Mülhausener angeschlossen, obwohl sie in ihrem, von dem bekannten elsässischen Dichter Adolf Stöber herausgegebenen Gesangbuche eine in mancher Beziehung vortreffliche Arbeit besitzen. — Das schöne Nachtlied von Tersteegen, das Nelle in Nr. 3 S. 77 ff. zugleich mit dem Hinweis auf das bevorstehende 200j. Jubiläum des Dichters mitteilte, hat sogleich seinen Sänger gefunden. Herr Prof. Dr. Max Bruch schrieb mir unterm 11. Juni: „Das wunderschöne Lied von Tersteegen machte mir, als ich es Pfingsten im Junihefte der Monatschrift las, sofort einen solchen Eindruck, daß ich mich nicht enthalten konnte, es in Musik zu setzen. In der Hoffnung, Ihnen vielleicht mit der Komposition eine kleine Freude zu machen, schickte ich Ihnen dann das Blatt, als nachträglichen Pfingstgruß. Für die Monat-

Digitized by Google

schrift stelle ich Ihnen das Lied selbstverständlich sehr gern zur Verfügung." Wir werden die schöne Komposition, in der der Frauenchor nur durch Altstimmen vertreten ist, demnächst veröffentlichen und damit hoffentlich zu einer würdigen Feier des Tersteegen-Jubiläums beitragen. Es wird überhaupt gut sein, wenn die Chöre sich rechtzeitig orientieren, was sie für diesen Fall bieten können; denn bloß mit der Bortnianskyschen Melodie zu „Ich bete an die Macht der Liebe" wird man diese Feier nicht bestreiten können. Von Mergner besitzen wir eine herrliche Komposition des Abendliedes „Nun sich der Tag geendet" (50 geistliche Lieder I, Nr. 46, Erlangen, Deichert), und eben erhalte ich von v. Herzogenberg die Nachricht, daß er im Hinblick auf das Jubiläum das Lied „Gott ist gegenwärtig" zu einer Kirchenmusik für einfache Mittel verwendet habe. Ich bitte die Musiker und Musikfreunde unter unseren Lesern, mir weitere Mitteilungen über Kompositionen Tersteegenscher Texte zu machen. — Für unser nächstes Fest, das Erntefest, liegen neue Kompositionen von Herzogenberg vor, auf die ich hiermit schon warm hinweisen möchte, die nähere Besprechung einem Fachmusiker überlassend (vgl. die Anzeige des Verlegers Rieter-Biedermann in der Anzeigenbeilage dieser Nummer). Die Sätze, sämtlich vierstimmig und leicht auszuführen, sind von einer köstlichen Frische. Besonders wertvoll in liturgischer Beziehung scheint es mir, daß sich der Komponist nicht bloß damit begnügt hat, a capella-Chorsätze zu geben, die bei der Liturgie zu verwerten sind, sondern daß er auch das Hauptlied der Gemeinde „Ich singe dir mit Herz und Mund" in ganz neuer und glücklicher Weise ausgestaltet hat als Wechsel zwischen Gemeinde und Chor, wozu die rhetorischen Fragen der Strophen besonderen Anlaß geben. Wir haben in diesem Stücke für unsere Gottesdienste etwas wiedergewonnen, was der alten Kantate entspricht, aber viel inniger mit der Gemeindefeier verknüpft ist. Mögen unsere Chorleiter sich diese frische, fröhliche Musik nicht entgehen lassen. — Über zwei Anerkennungen kirchlicher Kunst durch die Kaiserl. Familie, von denen auch die Zeitungen berichteten, habe ich von den Nächstbeteiligten bestätigende Mitteilung erhalten. Der Organist Carl Locher aus Bern, dessen Schrift „Erklärung der Orgelregister und ihrer Klangfarben" in No. 6 des vorigen Jahrgangs der M. Schr. S. 182 gewürdigt ist, wurde am 11. Juni von der Kaiserin durch eine Audienz in seltener Weise geehrt. Der Kaiser aber versäumte nicht, bei seiner Anwesenheit in Wiesbaden die Ringkirche, die typische Ausführung des sog. Wiesbadener Programms (vgl. M.-Schr. I, Nr. 8, S. 243), zu besuchen, um sich durch den Augenschein von der Wirkung dieser in letzter Zeit so viel besprochenen Kirchenform, gegen die man ihn einzunehmen versucht hatte, zu überzeugen. Er hat über sein Wohlgefallen an diesem Bau keinen Zweifel gelassen. Man mag sich dessen freuen, sofern es vielleicht dazu beiträgt, manche in ihrer Stellung zur evang. Kirchenbaufrage von der offiziellen Haltung frei zu machen. Im übrigen können wir nur wünschen, daß die aus dem evangelischen Gemeindeleben hervorgegangene Bewegung auf dem Gebiete des Kirchenbaus sich unbeeinflußt durch irgend welchen Druck von oben auslebe. Von einer ganz schlichten Dorfkirche, nach den Gesichtspunkten des Wiesbadener Programms entworfen, berichten in dieser Nummer die beiden Erbauer. Ein Bau gleicher Art, aber größer und reicher, geht in Saarburg i. Lothr. seiner Vollendung entgegen. Noch stattlicher ist die in Mastadt-Burbach von E. Arnold erbaute Kirche, sowie die für Kaiserslautern projektierte von Stempel, die 1000—1500 Zuhörer fassen sollen und deren Pläne einen imposanten Eindruck machen. In Berücksichtigung dessen, was ich über Aufstellung von Chor und Orgel (eine Frage, die, wie die nächsten Hefte unsern Lesern zeigen werden, noch lange nicht zur Ruhe gekommen ist) bemerkt habe (M.-Schr. I, Nr. 7, S. 198), schreibt mir Prof. Lützel in Zweibrücken über den Bau in Kaiserslautern: „Daß Chor und Orgel auf die Empore kommen, halte ich aus verschiedenen Gründen für zweckentsprechend. Die Klangwirkung ist jedenfalls eine bessere, als wenn der Chor zu tief steht; auch wird die Wirkung der Orgel nicht bloß eine architektonisch schönere, sondern auch klanglich eine bessere sein. Auch habe ich mich oft überzeugt, daß es besser ist, wenn der Chor von der Gemeinde etwas entfernt und abgeschlossen steht und nicht, wie es auch hier in einer der Kirchen der Fall ist, ganz nahe bei den Hörern. Auch bei der besten Disziplin wird manchmal ein Mägdelein die Augelein vom Notenblatte und Dirigenten abwenden und nicht mit ganzer Seele bei der Sache sein. Auch mancher Zuhörer wird mehr sehen als hören. Ich habe auch nach dieser Seite hin so manches erlebt, was für einen anderen unwahrscheinlich klingt. . . . . Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß alles, was in der Kirche geschieht, im Angesichte der Gemeinde geschehen muß. Ältere Kirchen soll man aber nicht ummodeln wollen." Ich glaube, daß meine Ansichten von denen des verehrten Freundes nicht gar weit abweichen. Einer zu tiefen Stellung von Chor und Orgel und einer Aufstellung beider in beängstigender Nähe der Gemeinde rede ich nicht das Wort, meine aber, daß beides zu erzielen sei, ohne daß man die Stellung auf einer Empore fordert, was nicht ohne Bedenken ist. Doch über alles dieses wird sich später zu reden noch Gelegenheit finden. Sp.

Vierter Vereinstag des Kirchengesangvereins für die evangel.-lutherische Kirche Bayerns. Der genannte Kirchengesangverein hatte für dieses Jahr Erlangen zum Versammlungsort ausersehen. Er verfolgt den Zweck, durch solche Vereinstage nicht bloß sich selbst Rechenschaft zu geben und die Mitglieder zu belehren, sondern vor allem in der Be-

Digitized by Google

völkerung durch musikalisch ausgestattete Gottesdienste Sinn und Verständnis für Kirchenmusik zu wecken oder zu erhöhen; er wendet sich an seine Mitglieder und an Sachverständige und Liebhaber überhaupt, aber auch an die Gemeinden. Ob gerade Erlangen zu den Plätzen gehört, wo der Verein hinsichtlich der Teilnahme der Gemeinde aus dem Vollen zu schöpfen in der Lage ist, war zweifelhaft. In der Erlanger Bevölkerung giebt es viel werkthätiges Christentum: kirchliches Zusammenleben, kirchliches Zusammenhalten macht sich wenig bemerklich, mögen auch die Gottesdienste gut, unter Umständen, bei besonderen Gelegenheiten sehr gut besucht sein. Die Erwartung, daß der eigentliche Grundstock der Einwohnerschaft Erlangens sich in dichten Reihen zu den Festlichkeiten einfinden werde, war von vornherein nicht groß und wurde auch durch den Erfolg nicht überflügelt. Vermutlich hätte eine kräftige Ausführung des Wortes: Compelle intrare, zu einem besseren Ergebnis geführt. — Davon abgesehen verlief das Fest in der besten Weise. Nach Herkommen begann es mit einem Vorabend, an welchem die Gäste begrüßt wurden. Diese Eröffnungsfeier wurde über die gewöhnlichen geselligen Vorfeiern dadurch erhoben, daß schon an ihm die musikalischen Kräfte in Thätigkeit waren. Das Hauptereignis des Vorabends war, daß der Dekan der theologischen Fakultät den Vorstand des Kirchengesangvereins, Herrn Mar Herold, Dekan von Schwabach, wegen seiner hervorragenden litterarischen Verdienste um die kirchenmusikalische Litteratur, als Doktor der Theologie proklamierte. Die Versammlung war sichtlich von dieser Ehrung überrascht, und zwar aufs freudigste, und gab durch laute Beifallsbezeugung zu erkennen, daß die theologische Fakultät im Sinn der Versammelten gehandelt habe. — Der 6. Juli, der Tag der eigentlichen Feier, war mit zwei Gottesdiensten bedacht. Der erste, eine rein liturgische Morgenandacht, war von Dekan Herold entworfen worden. Dieser hielt auch einen interessanten Vortrag über das Buch des Kantors von St. Sebald. Der zweite, ein Nachmittagsgottesdienst mit Predigt, unterschied sich von der bei uns gebräuchlichen Form des Hauptgottesdienstes (Vorgottesdienst, Predigt, Schlußgottesdienst) darin, daß der Kirchenchor ausgiebig verwendet wurde. Daß der Gottesdienst mit Predigt bedeutend besser besucht war, als die rein musikalisch-liturgische Morgenandacht, kann um so unbedenklicher erwähnt werden, als diesmal niemand gezwungen ist, aus dieser Thatsache den naheliegenden Schluß zu ziehen. Denn nach den Erlanger Verhältnissen liegt für solche außer- ordentlichen Feiern während der Woche die Nachmittagszeit viel günstiger, als die achte Morgenstunde, welche hier auch im Hochsommer durchschnittlich als eine ungewöhnlich frühe Stunde angesehen wird. Den Besuchern des Nachmittagsgottesdienstes wurde die Freude, von Herrn Pfarrer Durst von Franenaurach eine frische und wohlthuende Predigt über Ps. 98 zu hören. Es war überhaupt eine erfreuliche Eigenschaft der Feier, daß alle ausführenden Persönlichkeiten ihrer Aufgabe vollständig gewachsen waren. Dies gilt von dem verdienten und erfolgreichen Leiter unseres akademischen Kirchengesangvereins, Herrn Universitätsmusikdirektor Elias Ochsler, dessen mühevolle, manchmal unter recht erschwerenden Umständen vor sich gehende Arbeit den schönen Lohn hatte, daß die von ihm einstudierten und geleiteten Ensemblestücke sehr gut ausgeführt wurden. Ochsler fand auch als Komponist des 100. Psalms für Chor und Orchester, eines Orgelpräludiums (op. 11, Heft 4) und eines geistlichen Liedes (Drei geistliche Gesänge, op. 12) verdiente Anerkennung. Desgleichen muß Frau Oberbibliothekar Fucker für ihre Gesangsvorträge und Herrn E. Schmidt, Stadtkantor in Rothenburg o. T., für sein Orgelspiel der wärmste Dank ausgesprochen werden. — Was die aufgeführten Musikstücke betrifft, so war die geistliche Musik im weitesten Umfang vertreten. Man bekam geistliche Orchestermusik zu hören (Ouvertüre zu Paulus), Chor mit Orchester, Chor a capella, Gemeindelied, Chor und Gemeinde alternierend, Chor in zwei Hälften, Geistlicher und Gemeinde, Solo mit Orchester, Solo mit Orgel, organum continens und organum solum. Orchestermusik und Sologesang hatten, wie billig, ihren Platz außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes. Aber auch das, was innerhalb des Gottesdienstes geboten wurde, gab ein Bild der mannigfaltigsten kirchlichen Singweisen. Es wurden die Psalmodie und die Litanei verwendet, letztere als Litanei zum heiligen Geist, wozu Berichterstatter, um allenfalls dem Leser eine Stunde Nachsuchens zu ersparen, bemerkt, daß diese Litanei nichts Altkirchliches ist. Sie ist von Löhe verfaßt und steht in Herolds Vesperale. Die gesungenen Choräle gehörten sämtlich dem modernen Consystem an. Da in beiden Gottesdiensten nicht bloß ein geschulter Chor zur Verfügung stand, sondern auch die Besucher des Gottesdienstes sangeskundig waren, so wäre ein Choral in einer der alten Kirchentonarten ganz leicht auszuführen gewesen, und ich erachte es wirklich als eine der Aufgaben der Kirchengesangvereine, dafür zu sorgen, daß die alten Weisen nicht völlig aussterben. Unser Gemeindegesang verarmt zu sehr, wenn die Lieder für den Gottesdienst immer mit Rücksicht auf die nicht zahlreichen gangbaren Melodien ausgewählt werden müssen. Aus der Zahl der Kirchenchorgesänge seien genannt: Du Lamm Gottes, gesetzt von Hasler; Wenn ich nur dich habe, von Reinh. Succo; Wie der Hirsch schreit, von J. G. Herzog; Kommt herzu, von Alb. Becker. Alle diese Stücke wurden trefflich vorgetragen. Daß der hochverehrte, jetzt in München lebende, frühere Leiter des hiesigen Kirchengesangvereines, der viele Jahre an der Kirche von Erlangen-Neustadt wirkte, als Komponist der Orgeltoккate in Cmoll (op. 45) und des oben angeführten Chores zu Wort kam, war für seine dankbaren Schüler und Verehrer, die sich hier zusammengefunden hatten,

Digitized by Google

eine Freude und ein Genuß. Über den Psalm Beckers waren schon vorher aus den Proben heraus Meinungen verbreitet worden: er wurde als hochmodern, ja sogar als wagnerisch bezeichnet. Ich bin nicht geschult genug, um darüber ein Urteil abzugeben und es sachlich begründen zu können, und kann nur sagen, daß er auf mich den Eindruck gemacht hat, als unterscheide er sich hinsichtlich des Stiles nicht wesentlich von den modernen Kirchenkompositionen. Auch dieser Chor hat, wie ich höre, allgemein angesprochen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Zweifel des Berichterstatters, ob die zweichörige Psalmodie, ohne die Beteiligung der Gemeinde, als eine lebensfähige Bereicherung unserer Gottesdienste anzusehen ist, nicht verschwunden sind. Zunächst ist die Aufstellung der beiden Sängerhälften nicht günstig: beide standen nämlich um die Orgel, also im Rücken der Gemeinde. Dies mag seinen Grund darin gehabt haben, daß die rezitierenden Männerstimmen, welche den ersten Chor bildeten, auch zu dem antwortenden gemischten Chor II verwendet werden mußten. Aber wenn das schon in Erlangen notwendig war, so wird es anderwärts noch schwerer gehen, den Chor in zwei sichtbar auseinandertretende Hälften abzuteilen und wenigstens die eine Hälfte für die im Schiffe der Kirche Versammelten sichtbar aufzustellen. Doch ist das nur eine Äußerlichkeit. Ein tieferes Bedenken kommt, wenn man sich die Frage vorlegt: Wie wirkt denn diese Art von Vortrag auf die versammelte Gemeinde? Sie mag diesmal befriedigt gewesen sein. Damit ist die Sache nicht entschieden, denn diesmal erfolgte ein derartiger liturgischer Vortrag unter den günstigsten Umständen: ihm kam der Reiz des Ungewohnten zu gute und ein sehr gut singender und, worauf in diesem Fall alles ankommt, ein sehr deutlich aussprechender Kirchenchor. Ist aber die Sache einmal nicht mehr neu, oder ist der Chor seiner Aufgabe nicht gewachsen, dann wird das Urteil umschlagen. Die Gemeinde wird es empfinden, daß sie zur Unthätigkeit bestimmt ist. Zum mindesten müßte unseren Gesangbüchern, wie dem Common prayer book, der Psalter beigegeben sein. Mögen alle, die ein Herzensinteresse an der Hebung unserer Gottesdienste haben, sich dies wohl überlegen und nicht meinen, die Sache sei damit bewiesen, daß man die Predigt und die Prediger herabsetzt. Das zweite, was der Berichterstatter noch bemerken möchte, ist, daß ihm der Beweis für die Nützlichkeit eines Kirchenchores von neuem erbracht zu sein scheint. Der Kirchenchor ist von großem Werte für die Ausführung der liturgischen Bestandteile unseres Gottesdienstes. Nur darf man unsere Gemeinden nicht auf die Meinung bringen, als sei das Responsieren Sache des Kirchenchores und nicht Sache der Gemeinde. Ferner ist Berichterstatter in seiner Ansicht bestärkt worden, daß selbständige Kirchengesänge, von geschultem Chor vorgetragen, zur Erbauung der Gemeinde dienen, wenn sie nicht zur Gewohnheit werden, sondern bei besonderen Gelegenheiten, also z. B. bei Festen, angestimmt werden. Ferner, daß die Texte für die ganze zuhörende Gemeinde verständlich sein müssen. Deshalb ist es wünschenswert, der Gemeinde die Texte mitzuteilen, wie es hier geschehen ist, oder solche Gesänge zu wählen, deren Texte der Gemeinde an und für sich bekannt sind oder ihr leicht bezeichnet werden können; dies kann da am bequemsten geschehen, wo noch ein Kirchenzettel oder Kirchenanzeiger ausgegeben wird. Ferner hat den Berichterstatter wohlthätig berührt, daß Gesänge in fremder Sprache ausgeschlossen waren. Die Berufung auf vergangene Zeiten oder die Bemerkung, daß durch die lateinische Sprache der ökumenische Charakter des Evangeliums zur Darstellung komme, machen nicht auf jedermann einen überwältigenden Eindruck, und Schenkendorf sagt mit Recht: „Aber soll ich beten, danken, Geb ich meine Liebe kund, Meine seligsten Gedanken, Sprech ich, wie der Mutter Mund". Und so schließen wir denn mit dem Wunsche, daß derartige Feiern in immer weiteren Kreisen die christliche Andacht befördern mögen.

Prof. D. Caspari, Erlangen.

Bücherschau.

A. Goldschmidt, Der Albani-Psalter in Hildesheim und seine Beziehung zur symbolischen Kirchenskulptur des 12. Jahrhunderts, mit 8 Taf. und 44 Textillustrationen, Berlin, G. Siemens. 1895.

Das Bestreben, die fabelhaften Tierfiguren, Kampfszenen ꝛc., an romanischen Kirchen so überaus reichlich vorhanden, einmal authentisch zu erklären, ist durch dies gehaltreiche Buch auf eine neue Basis gestellt. Wir wollen auf dasselbe nur kurz mit der Bemerkung hinweisen, daß einzelne Typen ganz evident aus den Psalterillustrationen hergeleitet werden können; ob die Miniatur aber noch im 12. Jahrhundert die Plastik allgemein beeinflußt habe, bleibt trotzdem offene Frage. Der Reichtum plastischer Formen ist zu groß, die Verknüpfung der verschiedensten Einzeltypen zu willkürlich, uns sinnlos scheinend, als daß man auch nur den derartigen Bilderkreis einer Kirche auf biblischer Grundlage überzeugend

Digitized by Google

erklären könnte. Volksglaube und altheidnische Mythologie haben vielleicht ebenso stark bei den monströsen Darstellungen mitgearbeitet. So ist bisher auch der Schlüssel noch nicht gefunden, der all diese verschlossenen Thüren öffnet. Für Einzelheiten ist die Goldschmidtsche Veröffentlichung mit ihrem reichen Bilderschmuck von grundlegendem Wert. Bergner.

Julius Smend, Der erste evangelische Gottesdienst in Straßburg. 32 S. Straßburg, Heitz 1897. 0.80 Mk.

Es war ein glücklicher Gedanke des Vorstandes des hiesigen Zweigvereins des Evangelischen Bundes, im verflossenen Winter reformationsgeschichtliche, die Straßburger Kirche betreffende Vorträge zu veranstalten. Durch litterarische Nachweise und Zusätze vermehrt, ist der Vortrag des Professors D. J. Smend vom 16. März über „Den ersten evangelischen Gottesdienst in Straßburg“ im Druck erschienen. Zu dem, was er in seinem Buche: „Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers Deutscher Messe“ (Göttingen 1896) darüber sagt, kommen hier wichtige Erörterungen über Ort und Zeit der ersten evangelischen Abendmahlsfeier, oder genauer, der ersten evangelischen deutschen Messe und über ihren Urheber. Wir werden vom Verfasser in die beim linken Querschiff des Münsters (tiefer als dies) gelegene fast gruftartige St. Johannes-Kapelle geführt, wo die Pfarrkinder der Münstergemeinde sich hindrängen. Am Altar, demselben zugewandt und im Ornat eines zelebrierenden Priesters, steht der Vikar Zells, Theobald Schwarz (auch Nigri oder Niger genannt; aus Hagenau gebürtig) bei brennenden Kerzen und Weihrauch, bald sich bekreuzend, bald niederkniend. Trotzdem ist Inhalt und Sinn der offenbar von ihm geschaffenen und nun vorgetragenen Liturgie in deutscher Sprache, von dem Sündenbekenntnis an bis zur Spendung der Kommunion unter beiden Gestalten, — des Kelches jedoch nur an die, welche ihn begehren — bereits ein rein evangelischer. Dies erhellt aus der noch im St. Thomasarchiv vorhandenen Handschrift, deren Schwarz selber sich bediente und welche in der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“, 1. Jahrg. No. 1, vollständig, in obiger Broschüre auszugsweise wiedergegeben ist. Fehlt auch noch Gemeindegesang und Predigt, so haben wir doch schon einen echt evangelischen Abendmahlsgottesdienst vor Augen. Der 16. Februar 1524 war der denkwürdige Tag, an welchem derselbe zum ersten Male — 2¼ Jahre, ehe Luther seine Deutsche Messe herausgab — gehalten wurde, um baldige und allgemeine Nachahmung in den übrigen Stadtkirchen zu finden, und zwar schon drei Tage später zu St. Thomä durch Anton Firn. Auch über die beiden Männer, die also an der Spitze der gottesdienstlichen Reform in Straßburg stehen, teilt uns der Verfasser interessante Einzelheiten mit. Der Leser erhält ein anschauliches Bild von der Art und Weise, wie der evangelische Kultus sich aus der Messe, dem Mittelpunkt des ganzen gottesdienstlichen Lebens im Katholizismus, heraus entwickelte, und wird gewiß, angesichts des Mutes, womit die Neuerer vom Jahre 1524, trotz allem Widerstand der bischöflichen Behörde, ihre auch in kultischer Hinsicht durch das Evangelium geläuterten Ansichten zur Geltung brachten, die Schlußworte zu Herzen nehmen: „Lassen wir niemals unter uns erlöschen den Dank und die Bewunderung für unsere Väter, die Gemeinschaft des Geistes und des Glaubens mit denen, die uns hier erworben und erstritten haben, was uns selig macht: die Freiheit eines Christenmenschen für diese Welt und den freien, offenen Zugang zum Vaterhaus für diese und die zukünftige Welt.“

Straßburg i. E. D. A. Erichson.

Leopold Witte, Aus Kirche und Kunst. VI und 470 S. Leipzig. Buchhandlung des Evang. Bundes (Carl Braun). 1897. Brosch. 6, in elegantem Einband 7.50 Mk.

Achtzehn Nummern bilden den Inhalt dieses gleichzeitig friedlichen und kampfesfrohen Buches: Aufsätze und Vorträge über populär-theologische, kirchenpolitische und kunstgeschichtliche Gegenstände, dazu auch eine Dichtung. Das ziemlich lockere Band für dies Mancherlei ist in des Verfassers Begeisterung für die mannigfachen Aufgaben des Evangelischen Bundes zu suchen. Aus ihr erklärt sich die irenische wie die polemische Haltung der durchgängig interessanten Ausführungen. Sie lassen im ganzen vermuten, daß den Theologen Witte der Kirchenpolitiker übertrifft, und diesen der Kunstenthusiast. Was er über Michelangelo, den bildenden Künstler und den Dichter, sagt, ist ihm sichtlich unter römischem Himmel gegeben worden; es ist eigenartig und schwungvoll. Unter den übrigen, die Gebiete der Kunst behandelnden Nummern sei ein begeisterter Aufsatz über den Kölner Dom, „das schönste Bauwerk der Welt“, genannt. Übrigens erfahren wir nur in diesem Falle, wann Rede oder Aufsatz entstanden ist (1880). Es wird sich empfehlen, in einer neuen Auflage auch den übrigen Bestandteilen des Buches die Zeitangabe beizufügen. J. Smend.

Druckfehler. In No. 3 S. 90 Z. 11 v. u. bei Erwähnung der hervorragenden kirchenmusikalischen Thätigkeit des Musikdirektors Vollhardt muß es Zwickau statt Chemnitz heißen.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

Verlag von Hans Friedrich in Berlin S. 42, Brandenburgstr. 33.

Vor kurzem erschien:

Gerhard Tersteegens Lieder und Sprüche.

Ausgewählt und eingeleitet

von

C. Werckshagen.

Eine sehr gute, sorgfältig getroffene Auswahl aus Tersteegens Liedern und Sprüchen.

Ein heimatlicher Hauch weht Einem daraus entgegen, und wir möchten Vielen die Erquickung wünschen, welche das Lesen dieses Buches bereitet. „Die Friedenshalle (II. Jahrg. No. 21).

Geschmackvoll gebunden (mit Goldschnitt) Mk. 3.—.

Soeben sind erschienen:

Verhandlungen des 8. Evangelisch-sozialen Kongresses zu Leipzig am 10. und 11. Juni 1897. Nach den stenographischen Protokollen. IV, 196 S. gr. 8. Preis 2 Mk.
Enthält u. A. die Vorträge der Prof. Wendt (Das Eigentum nach christlicher Beurteilung), Oldenberg und Schmoller, sowie die vollständigen Debatten.

Oldenberg, Prof. Dr. **R., Deutschland als Industriestaat.** Sonderabdruck aus den „Verhandlungen", mit einem Nachwort. Preis 1 Mk.

Schmoller, Prof. Dr. **G., Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?** (Sonderabdr. desgl.) Preis 80 Pf.

Kürzlich sind erschienen:

Der Evangelisch-soziale Kongreß und seine Gegner. Von **M. A. Nobbe,** Landesökonomierat und Vorsitzendem des Kongresses. 2. unveränd. Aufl. Preis 60 Pf.

Reischle, Prof. Dr. **Max, Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswerth.** Pr. 50 Pf.
„Ein mit lebhaftem Beifall aufgenommener und vielbesprochener Vortrag, der Eltern und Erziehern Freude und viel Anregung giebt."
(Kgl. Kirchenzeitung 1897, 39.)

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Durch

Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel

wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:
Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.

Digitized by Google

Für die festlose Kirchenzeit
erschien in

Max Hesse's Verlag

— LEIPZIG —
Eilenburgerstrasse 4:

88

Motetten und geistliche Gesänge

zur festlosen Kirchenzeit

für gemischten Chor

herausgegeben von

Rudolph Palme

Königl. Musikdirektor.

Op. 59. Partitur brosch. 3 ℳ, gebunden 3.50 ℳ.
Jede Stimme 50 ₰.

Inhalt: Zum Eingang. — Gottesdienst. — Wort Gottes. — Kirche. — Gebet. — Buße. — Glaube und Rechtfertigung. — Christliches Leben und Verhalten. — Von den letzten Dingen.

Urteile:

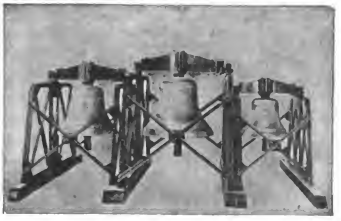
R. Palme's Motettensammlungen (Festmotetten, Festglocken, Feierklänge u. s. w.) sind als gediegen sämtlich bekannt. Aber die 88 Motetten für die festlose Zeit sind doch das Gediegenste, Brauchbarste und Billigste, was es überhaupt wohl giebt. Die Sammlung ist mir geradezu unentbehrlich.

Leipzig, den 20. November 1896. **Moritz Vogel,**
Organist und Chordirektor zu St. Matthäi.

Das ist eine gar köstliche, vielseitige und darum sehr brauchbare Sammlung. Alte und neue Litteratur ist bestens berücksichtigt.

Pädag. Jahresbericht, 48. Band, 1896.

Bochumer Gußstahl-Glocken.



Veranlaßt durch die Direktion des Bochumer Vereins in Bochum haben die Unterzeichneten in dem Glocken-Montierungsraume der Gußstahlfabrik heute drei Glocken von 34, 29 und 22" Dm. und zusammen 585 kg Gewicht geprüft.

Dieses Geläute wurde im Jahre 1858 vom Bochumer Verein der katholischen Gemeinde Linden bei Bochum geliefert, und im Jahre 1895, also nach 37jähriger Gebrauchszeit, gegen ein Bronzegeläute ausgewechselt, weil es angeblich „in einem gar zu unharmonischen Verhältnis zu dem prächtigen Gotteshause in Linden stände".

Es wurde festgestellt, daß die mit neuen Bronzeballenklöppeln versehenen Glocken beim Zusammenläuten den Akkord h, d, fis in vollen, weichen, durchaus angenehmen Tönen erklingen lassen, daß ferner die Glocken wieder ein sehr sauberes Aussehen erhalten haben und sich von neu hergestellten Glocken nicht unterscheiden.

Die Unterzeichneten haben durch Anhören dieses wieder in stand gesetzten Geläutes die Überzeugung gewonnen, daß durch Auswechselung der alten, sehr leichten und während der langen Gebrauchszeit verschlissenen Klöppel gegen die jetzt zur Verwendung gekommenen Bronzeballenklöppel, auch ohne Umtausch gegen Bronzeglocken, ein durchaus würdiges, harmonisches Geläute hergestellt ist.

Die alten Lindener Glocken sind für die neue kathol. Kirche in Gerthe bei Bochum bestimmt und sollen dort in den nächsten Tagen aufgehängt werden.

Bochum, den 12. Juni 1897.

(gez.) **Harbort**, Propst; **Wiekers**, Architekt; **H. Krüger**, Musikdirektor; **Brück**, Rektor; **W. Winkelmann, Fr. Schulte**, Kaufleute.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Ausgegeben am 5. August 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 6. September 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** Bremen 1890.

Henning & Andres, Glasmaler
Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.
× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Wir bringen in Erinnerung:

C. Löwe, Psalm 51 ★ ★ ★ ★ ★
v. Herzogenberg, Psalm 84

als zur Aufführung in der festlosen Hälfte des Kirchenjahres besonders geeignet.

Sonderabdrücke aus der Monatschrift I, 9 und 11
Preis 10 Pfg., von 15 Exemplaren an je 6 Pfg.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Durch
Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel
wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:
Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von
Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,
Heinrichstr. 14. ✱ ***HANNOVER*** ✱ Heinrichstr. 14.
Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. · ❋ · I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12, Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.**, Victoria-Strasse 15.
Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird."

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 6. September 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Ein geistliches Lied aus der Zeit der Belagerung Straßburgs. — Hartter, Nach welcher Melodie? — Brathe, Die Stellung der Orgel in der Kirche. — Spitta, Der Eingang des evangelischen Hauptgottesdienstes. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Ein geistliches Lied aus der Zeit der Belagerung Straßburgs.

Heimat meiner Liebe,
Ziel der heilgen Triebe,
Ort der sel'gen Ruh,
Wo mein Jesus weilet,
Friedensstadt, es eilet
Dir mein Sehnen zu.
Herr, wie lang
Werd ich noch bang
An die Erdennot gebunden
Zählen Tag und Stunden?

Zwar sollt ich nicht zählen,
Sollte mich nicht quälen,
Denn die Zeit entflieht;
Und ich kann mit Freuden
Sehn, wie durch das Leiden
Mich mein Jesus zieht.
Näher stets
Zur Heimat gehts;
Folgt ich nur dem Liebeszuge
Auch im Liebesfluge.

Doch ich geh so träge
Auf dem Leidenswege
Meinem Jesu nach;
Dankend halb, halb zagend,
Nach dem Ausgang fragend
Und mit manchem Ach.
O wie schwer
Ward mirs bisher,
Ganz mir selber abzusagen
Und mein Kreuz zu tragen.

Lehr mich stiller gehen,
Treuer auf dich sehen,
Den ich oft betrübt.
Jesu, voll Erbarmen
Hast du ja mich Armen
Je und je geliebt.
Lauter Güt
Ists, die mich zieht
Hin zum Ziel der heilgen Triebe,
Zu dir, meine Liebe.

Am 1. August dieses Jahres feierte man in Straßburg still den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes, der für die elsässische Kirche von segensreicher Bedeutung gewesen ist und in der Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit stets mit

Digitized by Google

Ehrfurcht genannt werden wird. Franz Härter, geboren den 1. August 1797 zu Straßburg und gestorben in seiner Vaterstadt am 5. August 1874, hat zu gleicher Zeit mit Fliedner und völlig unabhängig von ihm das Werk der altchristlichen Diakonie in der evangelischen Kirche ins Leben gerufen. Auf diese seine Wirksamkeit näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Seit dem Jahre 1866 neigte sich seine Thätigkeit langsam ihrem Ende zu; aber noch war es ihm beschieden, die gewaltigen Umwälzungen zu erleben, die das Elsaß wieder zu einem deutschen Lande machten. Unter dem Donner der Geschütze, denen auch die Kirche zum Opfer fiel, an der er Tausenden zum Segen das Evangelium gepredigt hatte, und in deren Chorraum jene unersetzliche Bibliothek sich befand, die ein Raub der Flammen wurde, hat Härter das Lied niedergeschrieben, das wir oben mitgeteilt haben. In der Handschrift, die mir die Familie Härter zur Verfügung gestellt hat, trägt es die Überschrift „Der Zug nach Oben. Jeremias 31, 3: Der Herr ist mir erschienen von ferne; ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Noch ein anderes Bibelwort klingt durch diese heimwehvollen Verse, Hebräer 13, 14: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." Auf dem Hintergrunde der geschichtlichen Ereignisse und der Lebensschicksale des Dichters müssen diese Verse, welche auch Zeugnis davon ablegen, mit welcher Meisterschaft man vor dem Kriege im Elsaß die deutsche Sprache noch zu handhaben wußte, einen ergreifenden Eindruck machen. Während die Stürme der Schlachten die blühenden Fluren der Heimat verwüsteten und die geliebte „wunderschöne" Stadt ein rauchender Trümmerhaufen zu werden drohte, richtete sich der Blick des müden Kämpfers Christi sehnsüchtig auf die „zukünftige, bleibende Stadt", auf die „Friedensstadt", wo Jesus, der Friedefürst, lebt. Es geht ein Ton Tersteegenscher Mystik durch diese melodischen Verse, und es ist wohl nicht bloß die Weise des Liedes „Jesu, meine Freude", die dem Dichter bei ihrer Abfassung durch die Seele gezogen. Der Mann, der sie verfaßt, die weltgeschichtlichen Ereignisse, unter denen sie geboren sind, der Geist stillen, demütigen Christentums, den sie atmen, die Schönheit ihrer sprachlichen und dichterischen Form — alles dieses rechtfertigt es, daß man ihr Gedächtnis neu belebt und ihnen eine Stätte sichert unter den Bekenntnissen des Glaubens, die in unsern Gesangbüchern bewahrt werden.

Nach welcher Melodie?

Suite in sieben Sätzen von **Rudolf Hartter.**

Vorbemerkung.

Nach welcher Melodie? Das war die Frage, die mich umtrieb. Ich dachte an unsere schönen Gesangbuchslieder, dachte, ob es denn recht sei, so viele Choralmelodien, die wir dazu haben, brach liegen zu lassen. Man kann darüber so gut und leicht ein verständiges Wort sagen.

Die Dinge aber, auf die ich nun im Verlauf meiner Überlegung stieß, waren der Art, daß ich noch einmal auf die Frage kam: „Nach welcher Melodie?" Nach welcher Melodie mußt du deine Sache, dein Anliegen vortragen? Ich fand keinen bessern Ton, als den Uhlands.

Wird er euch zu schneidend sein? Ich kann euch nur sagen: wenn man in die Dinge hineinsieht, und hat ein Herz, so schneidets eben ins Herz. Ich habs empfunden, und ich

Digitized by Google

will gar nichts anders, als daß ihr auch ein wenig davon empfinden möchtet. Die Sache ist kein Spaß und ist wichtiger, als daß man sie weiter verschlafen dürfte.

Nach welcher Melodie?

Nach der Weise: „Ich nahm den Stab zu wandern" von Uhland.

I.

In eine Kirche.

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört ich christlich Recht.
Hier innen: Brüder alle,
Da draußen: Herr und Knecht.

— — Jawohl, die prächtige Tempelhalle, und die Töne so süß, die da drinnen erklangen. Aber was war denn das? Bei der dritten Verszeile plötzlich eine Unordnung im Gesang, die sich noch bis in die nächste Zeile hinüber erstreckte. Übrigens, so kleine Unregelmäßigkeiten können überall einmal vorkommen. Nach und nach waren Orgel und Gemeinde wieder beieinander, und in bester Harmonie ging man zum zweiten Vers über. Da, wahrhaftig an der gleichen Stelle dieselbe unangenehme Störung. Und wie wenn sie zum Programm der Feier gehört hätte, quasi ex edicto, wiederholt sie sich bei jedem Verse in derselben peinlichen Weise. Nein — die Sache wurde in ihrem weiteren Verlauf weniger peinlich, weil die Gemeinde den richtigen Ausweg gefunden hatte, mit Stillschweigen über den fatalen Punkt hinwegzukommen.

Mich interessierte denn doch die Geschichte, und nach dem Gottesdienst wurde ich des Organisten habhaft. Ein lieber, gefälliger und, wie ich bei seinem übrigen Spiel wohl bemerkt hatte, ein in seiner Kunst durchaus bewanderter Mann. Um so unerklärlicher war mir jener Vorfall im Gemeindegesang. Ich hätte ihn nun gern aufgeklärt, drum fragte ich meinen Herrn Organisten zunächst, was für ein Lied denn gesungen worden sei.

„Es kostet viel, ein Christ zu sein."

„Ah, ich verstehe; und dazu nahmen Sie Kochers Melodie zu: „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen." Sie haben hierbei wohl nicht scharf genug beachtet, wo bei den beiden Liedern, die im Versbau einander so ähnlich sind, der kleine Unterschied liegt. Diese Nichtbeachtung hat sich gestraft; vielleicht eine kleine Nemesis dafür, daß man so schnell bei der Hand ist, dem Lied ein anderes Kleid anzuziehen als das, das ihm gehört. Sie kennen doch die rechtmäßige Melodie? Ein Musiker wie Sie muß aber wissen, daß es eine wesentlich andere Stimmung ist, mit welcher wir an die Schwierigkeit denken, ein Christ zu sein, als die, wenn wir uns des guten Herrn freuen, in dessen Dienst wir stehen. Das hat der alte Kocher richtig empfunden, deswegen hat er seine Melodie auf den guten Herrn komponiert und nicht für die anderen Lieder."

„Ich bitte um Entschuldigung! Ihre musikalische Auffassung ist auch die meinige. Aber wir Organisten hier empfangen unsere Melodien von dem amtierenden Geistlichen vorgeschrieben. Da ist manchmal der Geschmack ein etwas anderer. Oder vielleicht ists nicht einmal der Geschmack; möglicherweise entscheidet eine praktische Rücksicht. Ich nehme das für unsern heutigen Kirchengesang an. Sehen Sie, diese schöne Mollmelodie liegt eben unserer Gemeinde von heute arg ferne. Hätte ich mir erlaubt, sie zu wählen, so hätte es vielleicht auch eine gesangliche Störung gegeben."

Digitized by Google

„Leider, daß wirs soweit gebracht haben! Aber mein Guter, wie konnte Ihnen denn entgehen, daß Sie die Melodie, welche Sie nun um Ihres frommen Zweckes willen nicht bloß raubten, sondern auch vergewaltigten, nur bei der ersten und nicht auch bei der dritten Zeile kürzen durften? Oder wenn Sie es das erste Mal übersehen hatten: der von Ihnen angerichtete Wirrwarr mußte Ihnen doch gebieten, den Fehler vom zweiten Vers an zu meiden."

„Ich habe nichts übersehen. Ich sah auch das Unglück kommen. Aber so ists mit den Weisungen, die uns gegeben werden. Ich hatte den Auftrag erhalten, die Melodie für die erste und dritte Zeile zu kürzen. Also mein Herr Pastor hat etwas übersehen."

„Und Sie — Sie" — — nein, ich war sprachlos vor der Erscheinung einer solch blinden Unterordnung, die ich bloß einem militärischen Kommando gegenüber für möglich gehalten hätte.

Mein Organist aber verstand mich und bemerkte mit mildem Lächeln: „Hier innen: Brüder alle, da draußen: Herr und Knecht. Und soll der Herr gut sein, in dessen Dienst wir stehen, so macht mans genau so, wie ichs gemacht habe. Man hält sich kurzweg an seine Vorschriften und erlaubt sich keine Abweichung. Ich habe die Ehre."

II.

Zur Schule.

Ich ging zur hohen Schule,
Dort schöpft ich reines Licht.

Ich hatte ein ansehnliches Dorf erreicht. Droben an der Straße erhob sich ein Prachtbau, ein neues Schulhaus, und aus den weitgeöffneten Fenstern erscholl Gesang. Mich freut jedesmal so ein Schülergesang; aber die zwei Töne, die ich hier unaufhörlich vernahm, waren doch gar zu einförmig. d—d, d—d—c— so, glaube ich, lautete es etwa. Beim Näherkommen hörte ich auch den Text: Heiliger Bar, heiliger Bar! War ich denn vor einer katholischen Schule? Wurde da eine Litanei geübt und gesungen? Dann war die Sache ja zum Verstehen. Aber draußen auf der Straße hatte ich doch kein Kruzifix und im Orte nichts von einem Heiligenbild wahrgenommen.

Indessen man muß nur warten können. Horch! jetzt kommen doch noch zwei weitere Töne mit dem Text: herziger Heiland! Ich gestehe, ich konnte mich auch mit dieser Fortsetzung des Gesanges nicht befreunden. Es ist schon recht, wenn man den Heiland lieb hat, aber die Kinder sollen ihn doch anders lieben lernen als eine herzige Puppe. Mit dem Heiland spielt man nicht.

Auf einmal ging mir das Licht auf. Denn nun wurden die beiden erst so maßlos oft für sich wiederholten Phrasen zusammengenommen, und ich hörte jetzt deutlich singen: hēi·liger bärm·herziger Heiland. Wie ich nur auch so einfältig sein konnte! Vorher war mir eben das stumme m nach dem „heiliger Bar" entgangen. Und wie es nun weiterging im Text, nein: im Lied, da merkte ich, daß es das beliebte württembergische Lied: Stärk uns, Mittler, sei. Das Lied aber hatte einen ganz anderen Text: Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Not! Und meine Verlegenheit hub von neuem an. Mein ganzer Glaube fing an, ins Schwanken zu kommen. Achtete ich der Töne, so war mein Glaube an den Text in Gefahr. Achtete ich des Textes, so glaubte ich der Melodie nicht mehr. Der Text zeigt den finstern Abgrund, des bittern Todes Not. Und die

Digitized by Google

Melodie? Dieser glänzende Falter schwebt so wunderschön hinauf, macht einen reizenden Bogen und läßt sich auf einem honigduftenden Blütenstengel nieder!

Plötzlich ein Geräusch. Die Stunde ist vorbei, die Jugend stürmt heraus, jetzt das Interstitium zu genießen. Auch der Lehrer erscheint unter dem Portal. Er sieht freundlich genug aus, daß mans wagen kann, ihm näher zu treten und sich ihm vorzustellen. Bald ist man am Kapitel des Singens.

„Also Sie singen das: Mitten wir im Leben sind nach Stärk uns, Mittler? Wie stellen Sie sich zur ursprünglichen Melodie des ersten Liedes? Sollten Sie dieselbe nicht für die angemessenere halten? Wissen Sie, es muß doch alles auch zu einander passen. Man steckt die alten Ritter und Haudegen nicht in Frack und Lackschuhe, so wenig ich mir vorstellen kann, der freundliche Organist Knecht habe allemal einen Harnisch und Helm angelegt, wenn er ging seine musikalische Beute zu machen. Aber Ihre Entdeckung, daß man zwei so grundverschiedene Lieder nach einer Melodie singen kann, interessiert mich immerhin. Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie darauf gekommen sind?"

„Nun, mein Herr, Sie sind schwerlich mit unseren württembergischen Bestimmungen so bekannt. Ursprünglich hatten unsere Volksschulen die Aufgabe, 80 Choralmelodien in drei Kursen mit ihren Schülern einzuüben. Die letzte unter den vorgeschriebenen Melodien war eben das Mitten wir. Sie trägt aber schon in dem bezüglichen Erlaß ein Sternchen, das auf eine Ausnahme aufmerksam macht. Später ist uns dann unsere Aufgabe bedeutend erleichtert worden, indem uns die Einübung von 20 Melodien nachgelassen wurde. Ich glaube, da werden die meisten meiner Kollegen das Mitten wir aufgegeben haben. Wie oft kann man denn auch von einem derartigen Lied Gebrauch machen? Und doch kann man nicht wissen, wo man den so bedeutenden Text dieses Liedes verwenden könnte? Nun habe ich schon vor Jahren einmal einen Aufsatz gelesen, der ganz praktische Ratschläge giebt, wie man mit kleiner Kunst eine ganze Masse Gesangbuchslieder gesangsfähig machen kann, von denen man zuvor gemeint hatte, wegen ihrer fremdartigen Melodien müsse man auf ihren Gebrauch verzichten. Bei dem Mitten wir im Leben macht nun mein Gewährsmann die ganz vernünftige Bemerkung, im neuen Choralbuch sei zwar der Gebrauch der Stärk uns, Mittler-Melodie von dem Lied Mitten wir im Leben ausdrücklich abgewehrt. Aber dies schade gar nichts. Man dürfe nur zu der Silbe barm im zweiten Choralteil zwei Melodietöne zusammenschleifen. Dieses Zusammenschleifen habe ich eben eingeübt." — Jetzt wußte ich, woran ich war.

So schöpf ich reines Licht,
Wo solche Weisheit spricht.

III.

Zu einer Feier unter freiem Himmel.

Gern denk ich dran zurück:
Fern vom Parteigebrause
Blüht Tugend hier und Glück.

Ein wonniger Gang durch dieses reiche, segenverheißende, lichtüberstrahlte Gelände. Eine Festfeier meiner Diasporabrüder hatte mich hergezogen. Dort sah ich sie auch schon. Auf freiem, bevorzugtem Raum hatte der Zug Halt gemacht. Und sie sangen eine Melodie, die doch jedesmal die Herzen rührt: „Geh aus, mein

Digitized by Google

Herz, und suche Freud!" Ja, Wetter und Landschaft unvergleichlich schön. Dazu der Freudentag, an dem der Grundstein zum Kirchlein gelegt wurde. Aber, wie ich nun einmal bin: mein ewiges Reflektieren!

„Evangelische auf katholischem Gebiet! Dazu holder Friede, süße Eintracht! Kein Parteigebrause! Und diese Idylle! Dieses, der heutigen Naturstimmung so wunderbar angemessene: Geh aus, mein Herz, und suche Freud! Haben nicht deine Glaubensgenossen am Ende von ihren katholischen Mitbrüdern gelernt, auch eine Maiandacht zu halten? So sind sie heut hinausgezogen und singen frohen Herzens ihr Sommerlied. Doch halt! Heut ist ja Grundsteinlegung. Das ist nicht Maiumgang. Wohl merk ich, daß hier die Konfessionen in Eintracht leben. Wahrhaftig, man kann nicht immer Krieg führen. Und wo eine hübsche Feier ist, da freut man sich mit den Fröhlichen. Das können dazwischen hinein auch die Katholiken mit den Protestanten, und die Protestanten mit den Katholiken; und wo gesungen wird, da möge immerhin auch der Ton darnach sein. — Aber, aber! Hernach kommts doch wieder anders, und darf man bei der heutigen Feier des scharfen Ernstes und der in der Tiefe des Gegensatzes lauernden Gefahr so ganz vergessen und mit Naturwohllaut sich einwiegen?"

Ich war aber wiederum irre gegangen in meinen Gedanken. Sie hatten ja „Verzage nicht, o Häuflein klein!" gesungen.

Gut, ihr Lieben! Eure Gedanken hattet ihr also beim Rechten. Aber wie kommt ihr darauf, diesem eurem tiefernsten Empfinden einen so merkwürdigen musikalischen Ausdruck zu geben?

„Ach" — sagte mir da einer — „wer wird denn an allem so herumnörgeln? Wir sind heute fröhlich aufgelegt, und wenn einem das Herz so aufgegangen ist, dann singt man gerne nach der Melodie: Geh aus, mein Herz, und suche Freud! Und wir sind richtige Protestanten und gute Gustav-Adolf-Leute, drum singen wir zu dieser Melodie das: Verzage nicht, o Häuflein klein!"

Lebt häuslich fort, wie heute,
Ihr guten, guten Leute!

IV.

Ein Besuch.

Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Könige sei!

„Freund, was machen Sie denn für ein Gesicht?"

„O, wenn Sie wüßten, wie ich diesmal Advent gefeiert habe!"

„Ach gehen Sie! Warum feiern Sie Advent nicht anders? Advent gehört doch zu den fröhlichen, seligen Zeiten. Ich kann nicht anders! Ich muß da an unsern sanftmütigen und in seiner Niedrigkeit erhabenen König denken."

„Jawohl, wenn ich den nicht stets auch wiederfände und seine milde Hand spürte! Den laß ich nicht. Aber — meine anderen Könige!"

„Ihre Könige? Wie viel denn?"

„Drei sinds meiner Vorgesetzten."

„‚Drei Könige — das ist viel!' Aber nun bin ich wirklich aufs Weitere begierig."

„Also in der Adventszeit wars, und wir hatten das Prachtlied: Mit Ernst, ihr Menschenkinder. Sie wissen doch, welche Melodie nicht bloß im amtlichen

Digitized by Google

Choralbuch, sondern auch in den Gesangbüchern für diesen Text vorgeschrieben ist? Die Mollweise des Freiberger Kantors zu: Von Gott will ich nicht lassen."

„Ich merke schon, was kommt. Sie nahmen diese Melodie, und Ihre Herren haben Ihnen eine gelinde Bemerkung gemacht, Sie sollen keine Weisen spielen, die kein Mensch mitsingen könne. Sie haben recht. Die Weise unseres Demantius hat ihre ganz unvergleichlichen Vorzüge. Wenn wir nur an den frappanten Quintenschritt am Schluß des ersten Teils denken! Aber durchs Ganze hindurch: diese richtige Teilung von Licht und Schatten; Schatten, von denen der 23. Psalm redet, und Lichter, die über das Ganze doch einen so beruhigenden Ton verbreiten, daß einen die Schatten nicht ängstigen."

„Ganz recht, Sie verstehen mich. Darum wäre ich denn für das: Mit Ernst, ihr Menschenkinder, bei dieser Melodie geblieben. Sie ist die amtlich vorgezeichnete. Aber auf meiner Orgel fand ich einen Zettel vor, der mir die Melodie: Aus meines Herzens Grunde, vorschrieb, also, wie wenn mein Text der gleiche wäre mit: Nun jauchzet all, ihr Frommen! oder: Auf, auf, ihr Reichsgenossen! Hören Sie den Originaltext der Melodie: „Herzlich thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit, all mein Geblüt erneuen, der Mai viel Wollust geit, die Lerch sich thut aufschwingen mit ihrem süßen Schall, lieblich die Vöglein singen, dazu die Nachtigall". — Was sagen Sie jetzt zu einem solchen Mangel an Geschmack, zu einer solchen Oberflächlichkeit des Urteils, wobei es einem nichts ausmacht, so heterogene Dinge wie jenen Text und diese Melodie zusammenzuschweißen?"

„Ich sage, das Unpassende hätte sich selbst jenem alten Kurrendepräfekten in meiner Heimat nicht verborgen. Auf der höchsten Höhe befand sich ja sein Geschmack nicht. Namentlich pflegte er, wenn er in der Kirche den Gesang allein zu führen hatte, in ein lahmes Tempo zu verfallen. Der Organist machte ihm darüber je und je eine Vorstellung, und bei einer gewissen Gelegenheit fragte er ihn: ‚Aber lieber A.! Warum haben Sie heut wieder so unerträglich langsam vorgesungen?' Doch diesmal wußte sich der Kantor gut zu verantworten: ‚Wissen Sie, heute wars ein Sterbelied. Da durfte ich nicht schneller singen, sonst wärs in ein Lob Gottes ausgeartet.' Damit nötigte mir dieser Meistersänger eine wirkliche Achtung ab. Er bekundete ein richtiges Gefühl fürs Stilgemäße und eine Erkenntnis, wo Gefahr wäre, daß etwas ohne tiefere Begründung in ein Lob Gottes ausarte. Und ich habe später hundertmal an diesen bescheidenen Künstler denken müssen, wenn ich so viele andere Meister kennen lernte, deren Leistungen eben häufig in einer Weise ausarteten, daß es mein alter Freund sicher nicht gebilligt hätte. Aber die realen Verhältnisse! Wenn nun einmal eine Melodie noch so schön, aber eben unbekannt ist?"

„Seien Sie ruhig! Ich weiß wohl, womit man da immer gleich bei der Hand ist. Man sagt dem Organisten: Du hast die Erbauung gestört, hast die Leute ganz aus der Stimmung gebracht mit deiner fremden Melodie. Alles hat sich nachher darüber beschwert! Ich sage, es ist gar nicht so. Meinetwegen sinds so ein paar Schwatzbasen, die nicht wissen, wie sie sonst ihre Zeit ausfüllen sollen. Die laufen zum Pfarrer und heulen ihm eins vor wegen ihrer gestörten Andacht. Statt daß er ihnen nun den Mann zeigte, erschrickt er und stellt sich das Ärgste vor. Eine leere Kirche das nächste Mal! Und nun kommen die Schutzmaßregeln,

Digitized by Google

daß, wofern das Gesangbuch eine so bedenkliche Maßregel nahe legen würde, dem Organisten ein anderer Weg gezeigt werde, den er wandeln soll."

„Erkennen Sie aber dem Standpunkt, der Störungen vermeiden will, die infolge unpraktischer Melodiewahl thatsächlich möglich sind, keine Berechtigung zu?"

„Weit entfernt! Glauben Sie mir, ein Mann wie ich konnte an diesen Fragen auch nicht blind vorübergehen. Ich kenne diejenigen Verhältnisse recht wohl, wo man sich im kirchlichen Choralgesang auf wenigeres einschränken muß. Aber hier in meiner Kirche: Hab ich nicht meinen Posaunenchor? Hab ich nicht meine Vorsänger? Die schmettern Ihnen eine neue Melodie in die Kirche hinein, daß jeder mit singen kann, der nicht verstockt ist wie Pharao. Es kommt ganz allein darauf an, ob er will. Ich garantiere Ihnen und jedem: beim dritten Vers geht eine neue Melodie, gehen jedenfalls jene alten ehrwürdigen Choräle, welche das Gesetz ihrer Tonfolgen in sich tragen. Und was hab ich den geistlichen Herren schon so oft gesagt? Ihr empfindet das lebhafte Verlangen, nach gewissen Liedern im Gesangbuch zu greifen. Ihr strauchelt nur an der Melodie, und es thut euch weh, den Schatz liegen lassen zu sollen. Nicht doch! Greifet zu! Lasset das Bedenken, ob die Sache gehe! Der Organist thut das Seinige, und er drücket eure Sache durch. Ihr dürft nur so ein Lied, das euch am Herzen liegt, öfters bringen. Das freut zuerst euren Organisten, bald wirds eure Gemeinde freuen. Ihr aber fahret nur so fort, Samen auszustreuen. Euch wird die größte Freude erwachsen an den neuen Liedern, die so nach und nach dem Herrn gesungen werden. Ihr werdet euch ‚freuen, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt' (Jes. 9.)".

Hab ich das Recht, so etwas zu sagen? Wie heißts bei Mörike? Bin jung gewesen, kann auch mitreden, und alt geworden, drum gilt mein Wort. — Es waren so schöne Jahre, wo Männer noch da waren, die ihren Organisten kannten und verstanden. Da durft ich reden. Die Probe auf den zweiten Satz Mörikes, die ich wohl machen muß, wird weniger gut ausfallen. Ich fürchte, ich fürchte! Ach, wenns den Herren ihr hohes geistliches Amt dermaßen angethan hat, daß es ihnen ist, als ob ihr Wort — — — — nein, sagen wir: „als ob die ganze Bibel — diese liebe heilige Bibel — ein Buch der Könige sei!"

V.

Nachtgedanken.

Duck dich, schweig dabei!

Guter Freund! Das war also der Gang der Dinge. Hast gerungen und geeifert, aber was ist einer gegen so viele? Ach, es ist schon oft dagewesen, und dein Fall ist nicht der erste. Gleichwohl faßt einen die Sache jedesmal aufs neue. Ich komme nicht los davon, und doch, wenn ich sie näher prüfe, so muß ich mir sagen: Es ist jetzt Nacht, es wäre gescheiter, zu schlafen. Das tiefere Interesse fehlt dem Gegenstand. Manches Problem ist schon durchgearbeitet und manche Frage durchgekämpft worden. Und wenn die Gegensätze aufeinander prallen, die Geister aufeinander platzen, dann wirds dramatisch. Nur müssen die handelnden Personen des Dramas sich einigermaßen ebenbürtig sein. Daran fehlt es leider in dem Drama, in das du verflochten wardst. Darum sage ich, es ist ja gut, daß das Spiel aus ist, und am besten ists, wir schlafen jetzt.

Es ist ja Nacht!

Digitized by Google

Du hast gekämpft. Deine Waffen waren fein und scharf, deine Ziele kanntest du genau, und doch war nichts zu erreichen. Alle deine Töne hast du ausprobiert, ob nicht durch einen wenigstens deinem Gegner etwas abzugewinnen gewesen wäre. Die Resonanz fehlte vollständig. Vortreffliche Musik verstehst du zu machen, aber über aller Musik schwebt der Taktstock, und den, der über deiner Musik hin- und herzuckt, den kennst du jetzt. Es ist ein besonders massiver Taktstock. Klopft der auf das Direktionspult, dann hat deine schönste Musik ein Ende.

Du kamst da mit einer ganzen Sinfonie. Dein erster Satz hat etwas scharf Ausgesprochenes, Energisches; Mannesbewußtsein, Kraftgefühl, wie sichs geziemt für eine Persönlichkeit, der eine oberste Behörde ihre musikalischen Fragen mit unbedingtem Vertrauen in die Hände legt.

Aber der Taktstock unterbricht. Er klopft: § 7!

Du kommst zum andern Satz, der fast immer durchschlägt und die Herzen gewinnt, weil er die feineren Empfindungen der Herzen zu berühren weiß. Im gewinnenden Adagio bittest du, man möchte doch die alten Heiligtümer bewahren und schützen und Barbareien aus dem Tempel fernhalten. Als Gebildeter möchtest du zu Gebildeten, als Mensch zu Menschen, als Christ zu Christen reden. Und die, an die du dich wendest, haben Bildung, Menschen- und Christentum so gut wie andere. Wenn nur der Taktstock nicht wäre!

Aber der unterbricht und klopft: § 7!

Noch ein Versuch. Du kommst mit einem Satz in dem bekannten scharfen Rhythmus. Man nennt ihn gewöhnlich Scherzo, weiß nicht recht, warum. Es liegt doch fast immer mehr darin als Spaß und bloßes Spiel. Meist hat er seine Schwierigkeiten, aber wer die Sache versteht, hat dann auch daran seine besondere Freude. In dem Sinn darf man deinen Satz wohl ein Scherzo nennen, wegen der Schwierigkeit und wegen der Freude. Ich muß doch noch einmal dein Hauptmotiv hören.

„A. D. M. D. XXIV erschien zu Wittenberg im Druck für die evangelische Gemeinde das erste Geystliche Gesangkbüchlein, enthaltend deutsche Kirchenlieder mit Melodien und Tonsätzen als Frucht der gemeinsamen Arbeit von D. M. Luther und Kantor Joh. Walther. Um die Freundschaft für seinen kirchenmusikalischen Berater und Mitarbeiter, welche gleichermaßen beide Männer ehrte, wie der Kirche frommte, auch öffentlich zu bekunden, schrieb Luther dazu selbst die Vorrede und sagt in derselben:

‚Die Kunst aber soll durchs Evangelium nicht zu Boden geschlagen werden, sondern dem dienen, der sie gegeben und geschaffen hat.'"

Ja, wem muß das Herz nicht lachen und jauchzen, auch mir, ob dieser alten Lutherſprache!

Aber halt! Wer lacht! Wer untersteht sich? Wer nimmt sich heraus, einen mit diesem lichtstrahlenden Spiegel anzublitzen? Das ist ja eine Verhöhnung schwerster Art!

Der Taktstock, schwer wie ein Knüppel, fährt nieder, daß diesmal der Pult splittert und dir Hören und Sehen vergehen möchte. Eine alte Melodie dringt wieder durch, du kennst jetzt dieses Solo zur Genüge. Aber die andern möchten doch endlich den Text auch gerne wissen.

Er ist ganz kurz und lautet: „Duck dich, schweig dabei!"

Zum Schluß fällt dann noch der Chor in voller Stärke ein. Der singt:

„Wir haben ihn geduckt."

Digitized by Google

VI.

Am andern Morgen.

Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

„Ihr guten Freunde! Sieht keiner von Euch die Not! Geht sie keinem zu Herzen? Will keiner helfen?"

„Wo brennts denn?"

„In unseren Kirchen brennts. Unsere edlen, unvergleichlichen Choräle gilt es zu retten und zu bewahren. Man geht daran, die einen zu tilgen, die andern zu verstümmeln. Dürfen wirs dazu kommen lassen?"

„Müssen leider bekennen, daß wir die musikalische Seite des Kirchenliedes nicht verstehen. Wir fühlen uns auf diesem Gebiet inkompetent."

„Aber wenn es in dieser wichtigen Sache Differenzen giebt zwischen denen, die das teure Erbe der Väter erhalten wollen, und denen, die nicht wissen, wie schnell sie damit aufräumen sollen: wer ist denn dann kompetent?"

„Es steht geschrieben, daß der Geistliche dem Organisten Weisungen zu geben hat."

„Und wie weit geht nun die Befugnis des Geistlichen? Hat er unbeschränkte Gewalt?"

„Das wohl nicht. Denn abermals steht geschrieben, daß der Organist sich an den Kirchengemeinderat wenden kann, wenn er sich mit den Weisungen des Geistlichen nicht befreunden kann."

„Und an was ist denn Pfarrer und Kirchengemeinderat gebunden? Nicht etwa daran, was im Choral und Gesangbuch über den Kirchengesang bestimmt ist?"

„Wir zweifeln, ob das amtlichen Charakter hat. Aber wir bekennen, daß wir inkompetent sind."

„So? Das ist tröstlich! In einer Agende, in den Formularien, die ihr herunterlehrt, wird aufgepaßt, daß alles seine Erfüllung finde. Diese Dinge sind so wichtig, daß eine ganze Synode, wer weiß wie lang, daran sich abarbeitet, ob man setzen will: dieſen Glauben oder unſern Glauben. Und wenn bei einer Trauung der Augenblick gekommen ist, wo die Braut vor des heiligen Gottes Angesicht ihr „Ja" sprechen soll, da wird das streng und pflichtlich eingeleitet mit der Aufforderung an die N., geborene N. N., und darf sich niemand beikommen lassen, auf diesem Gebiet den Geſchmack zu verletzen! Aber wo es sich um den Choralgesang handelt, der ja die Aussprache der ganzen Gemeinde ist, da läßt man die Leute machen, was sie wollen. Da giebt es auf einmal nichts Amtliches mehr, ausgenommen dem Organisten gegenüber. Und dasjenige Amt, das ihm hier Weisungen giebt, steht ganz einzig da in der Welt. Es kennt kein Gesetz, keine Vorschrift. Von dem, was man dafür ansehen könnte, heißt es: es steht wohl da, hat aber keine amtliche Geltung! Der Pfarrer hat die Gewalt. Nur muß er natürlich seinen Kirchengemeinderat hinter sich haben. Aber es handelt sich ja nur darum, ob der Weg bergan oder bergab geht. Bergab — — da gehen sie alle mit! Wie soll man vorwärts kommen! Leimt euch nur recht fest: ‚Das Wappen ist die Schnecke!'"

Aber wärs doch nur die Schnecke! Ich wollte dann noch nicht an allem verzweifeln. Jedoch wir stehen augenscheinlich unter einem noch viel bedenklicheren Zeichen. „Schildhalter ist der Krebs." Schöner Choralschatz: Rückgang ist die

Digitized by Google

Losung. Wie oft hab ich mich doch schon darüber besonnen, wozu wir eigentlich unser Gesangbuch mit seinen 651 Liedern, unser Choralbuch mit seinen 211 Gesängen haben! Das letztgenannte unzweifelhaft dazu, daß unsere jungen angehenden Organisten daran eine große ausgedehnte Aufgabe finden. Sie müssen alles spielen lernen, was darin steht. Sie lernen tüchtig am Seminar. Respekt vor dem, was dort gearbeitet wird. Sie üben tüchtig aufs zweite Examen. Denn da wird nicht gewählt. Das Buch wird aufgeschlagen, und die Choräle kommen an die Prüfungskandidaten, wie sie im Choralbuch aufeinander folgen. Hier, Vogel, friß oder stirb! — In der Praxis hernach kommts ganz anders!

Jetzt muß man auf die singende Kirchengemeinde blicken, und da heißts: Des Volkes, d. h. der Melodien, ists viel zu viel! Die größere Hälfte der Choräle ist gar nicht zu brauchen. Wie sollte man auch mit dem dorischen: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin", zurecht kommen? Und mit 100 anderen! Dann zum andernmal: Des Volks ist immer noch zu viel! Warum denn zu einem Versmaß 2—12 Melodien? Zwar sinds, wenn wir nicht irren, 55 Lieder im Gesangbuch, die dasselbe Versmaß haben, und sie sind sehr verschieden nach Inhalt und Stimmung. Aber 12 Melodien dazu? Der Luxus ist doch zu stark! Scheiden wir aus! Und zuerst kommt das Moll weg. Wozu denn noch dieses traurige Tongeschlecht, das keinem Menschen gefällt? Welch ein Unterschied zwischen Dur und Moll? Was ist er? Nach der heutigen Höhe allgemeiner Erkenntnis fällt er ungefähr zusammen mit dem zwischen Apfel- und Birnbaum, den wir einmal so bestimmen hörten: Der Birnbaum ist gerade, der Apfelbaum ist krumm! Die Frucht des Birnbaums schmeckt süß, die des Apfelbaums sauer. Trifft genau zu für das Dur und Moll! Dur ist schön gerade, Moll abscheulich krumm. Dur schmeckt süß. Und Moll? Das ähnelt dem Büchlein, das der Prophet schlucken mußte, und das ihn im Bauche grimmte.

Wozu noch weiter über die Sache sich verbreiten! Wir haben den Gang klar vor Augen. An unsern Bäumen giebts so viele Blüten, daß nur aus wenigen etwas werde. In unserem Choralbuch haben wir so viele Gesänge, damit nur wenige lebendig werden! Und dieweil es in der Natur nirgends Stillstand, sondern immer nur Vorwärts- oder Rückwärtsbewegung giebt: hier sehen wir genau, welcher Art die Bewegung ist: Krebsgang!

Sollte etwa das Gesangbuch noch einen kleinen Anreiz geben, daß man nach der einen oder andern noch ungewohnten Melodie griffe? Trügerischer Hoffnungsschimmer! Man braucht zum ungewohnten Versmaß jetzt keine ungewohnte Melodie mehr. Die Praxis wird kultiviert, eine allbekannte Choralmelodie durch allerhand Veränderungen auch Liedern von anderem Versmaß anzupassen. Ganz klein fängt man an, nach und nach wird man immer kühner. Wir versprechen uns noch außerordentliches von dieser Kunst. Einst werden wir vielleicht noch alles nach einer einzigen Grundmelodie singen. Warum denn nicht? „Schildhalter ist der Krebs!"

VII.

Nach Haus.

Als ich mir das entnommen,
Kehrt ich den Stab nach Haus.

Ich habe genug. Woran wir mit unsern Chorälen sind, ist mir nun zum Bewußtsein gekommen. Und die Quelle des ganzen Jammers?

Digitized by Google

Die Klagen über die Umschnürung der Schule durch die Kirche werden immer stärker. Wenns damit seine Richtigkeit hat, dann, o Schule, bist du bereits an der Kirche bitter gerächt. Nicht nur du hast dein schweres eisernes Anhängsel, sondern du selbst bist für die Kirche das Anhängsel, das sie noch um ihren Atem bringen wird. Dein Normallehrplan. Du weißt gar nicht, wie der auf der Kirche drückt. Deine kirchlichen Aufsichtsorgane, hoch und nieder, schleppen ihn Tag und Nacht mit sich herum in Kopf und Herz. Das ist der Horizont, über den sie nicht hinausblicken. Das 14. Lebensjahr ist die Grenze, bis zu welcher es eine Entwicklung giebt. Dann ist auf einmal alles abgeschnitten. Bis zum 14. Jahr entwickelt sich der Christ oder im Menschenkind das Christentum. Was hernach kommt, ist gleich Null. Denn nur die Schule ist der Boden, auf dem man etwas leisten kann. Da hat man das Gesetz hinter sich. Später ist diese schöne Hilfe weggefallen, und die Versuche, nachher noch etwas zu schaffen und zu bilden, sind totgeboren.

Aber ich übertreibe. Ganz kann selbst ein Normallehrplan die lebendige Menschennatur nicht verstimmen, auch im Singen nicht. Die Natur des Volks bleibt nicht stehen beim Singen dessen, was in den kleinen Liederheftchen steht. Was aber nach der Schulzeit weiter gesungen wird, seis auf Grund der empfangenen Vorbildung, seis ihr vielleicht zum Trotz, ist im ganzen nicht sehr erfreulich. So bleibt auch das religiöse Sangesbedürfnis bei der bekannten Zahl 60 nicht stehen. Es wird weitergesungen, und das ist der handgreifliche Beweis, daß es an Lust zu weiterem Singen, an dem Suchen nach weiteren Stoffen nicht fehlt. Aber auf was geraten nun unsere lieben Christen? Ein Blick in die religiösen Liederbücher zeigt es uns: Wir heben nur ein Lied heraus als Typus der süßlichfrommen, tändelnden Gesetzlein, das aus England importierte: Wo findet die Seele die Heimat, und erinnern an den getreuen Abklatsch dieses Musters in dem ebenso verbreiteten: Laßt mich gehen! und: Harre, meine Seele! Wie, trügen mich meine Augen? Das letztgenannte Lied steht auch im Militärgesangbuch? Laßt doch den matten Weibern solche Leiern; aber einen Mann muß ein Ekel erfassen bei der bloßen Vorstellung, so etwas mitsingen zu sollen, wenn er noch Mark in seinen Knochen spürt.

Solche Erscheinungen sind der Mehltau, der sich an das edle Gewächs unseres Chorals ansetzt und macht, daß er vollends verkümmern muß. Die, die etwas vermögen oder vermöchten, machen es so, daß jene entnervenden Gesänge unseres Volkes Herzen diesen durch und durch heiligen Weisen entwenden dürfen.

O die edlen Choräle des 16. Jahrhunderts, so rein und herb und geschlossen wie eine junge Knospe! Und die Prachtchoräle des folgenden Jahrhunderts, wo die Knospe in idealer Herrlichkeit sich geöffnet und entfaltet hat. Die Leistung der folgenden Jahrhunderte soll man nicht geringschätzig beurteilen. Zwar das Gefüge am Choral beginnt sich zu lockern. Keine Frage: die Höhe der Rosenzeit ist überschritten, die Blätter fangen an herabzuflattern. Der lebendige Bildungstrieb stockt schon, und man kommt auf das Auskunftsmittel der Fabrikation. Hat man keine lebendigen Rosen, so macht man oder kauft man künstliche. Die Subjektivität beginnt gleichfalls sich auszubreiten, und an die Stelle der Empfindung tritt nicht selten Empfindelei. Jedoch auch das bleibt wahr: Der lebendige Geist hört nie ganz auf zu wehen. Wer möchte die liebenswürdigen Melodien Knechts missen? Und herzliche Hochachtung vor den Männern, deren treuer und

Digitized by Google

sachkundiger Arbeit wir unser Choralbuch verdanken! Wie sieht mans ihrer Arbeit an, daß ihnen die Sache des Chorals heilig war! Wir erinnern uns an die drei guten Männer, die damals auch eigene Beiträge der Sammlung zufügten. Wie richtig und wahrhaftig war in ihnen das Gefühl, daß die Texte ihre passenden Weisen haben müssen! Ihre Begabung war eine verschiedene. Aber der feine Kocher hat gewußt, wo seiner Schmelz angebracht war, und der lichtklare Silcher, wo Sonnenglanz die Herzen wecken sollte. Und der bescheidenere, ehrliche Frech: an gutem musikalischem Takt hats ihm gar nicht gefehlt. Er merkte bei dem Weihnachtslied: Wohlauf, mein Herz! daß diesem Text weder die Melodie: Kommt her zu mir — die zu schwer, noch: Geh aus, mein Herz! — die zu sommerlich ist, entspricht. So komponiert er etwas, was nicht großartig, aber zweckentsprechend ist. Bei den Hauptabschlüssen fehlt die notwendige Kraft. Aber da, ihr Herren Vorgesetzte, könntet ihr beweisen, daß ihr befähigt seid, den Organisten höhere „Weisungen" zu geben! Wir wollten mit einer leichten Änderung in der dritten und sechsten Zeile nicht bloß die Mattheit dieser Stellen beseitigen, sondern die ganze Stimmung des Chorals in einer Weise erhöhen, daß jedermann zufrieden sein könnte. Jedoch wer will das? Wer interessiert sich noch für Choräle, die nicht unter die 60 fallen?

Nächstens wirds wohl an dem sein, daß man straffällig wird, wenn man über die neue, oft genannte Norm hinausgeht. Über die Sozialdemokraten kann man schelten, wenn sie die Arbeit einstellen und die, die sie beeinflussen können, nötigen, daß sie von ihrer Arbeit lassen. Aber das will man nicht merken, daß auf dem Gebiet unseres Kirchengesangs auch Erscheinungen hervortreten, die leider an jene Brutalität erinnern. „Wenn ich nicht gesonnen bin, etwas zu thun, daß eine Sache gefördert werde, dann darfst du, anderer, auch nicht daran arbeiten, oder du wirst vernichtet!" Ist das nicht trostlos?

Ach, daß man halten wollte, was wir haben! Aber man versteht nicht mehr, was unsere Ehre, unser Schmuck, unsere Krone ist. Es gälte, was wir von den Vätern ererbt, neu zu erwerben. Aber wer denkt daran, dies zum Ziel sich zu machen und einen Aufschwung zu nehmen? Man läßt die Hand davon und weiß sich und andere hübsch zu beschränken.

„Wann einst das Heil gekommen,
Dann zieh ich wieder aus!
Wohl werd ichs nicht erleben!" [1])

Die Stellung der Orgel in der Kirche

von **P. Brathe**, Pfarrer in Cobstedt, Sachsen-Gotha.

Die Frage nach der normalen Stellung der Orgel im evangelischen Kirchengebäude ist im Anschluß an den bezüglichen Artikel von Professor Spitta in Nr. 7 des I. Jahrg. dieser Monat-

[1]) Welche Berechtigung diese zunächst durch württembergische Verhältnisse veranlaßten Ausführungen auch sonst in der evangelischen Kirche haben, beweisen z. B. die Bemerkungen Lindenborns M.-Schr. II, 5, S. 158 und Casparis S. 161 („ich erachte es wirklich als eine der Aufgaben der Kirchengesangvereine, dafür zu sorgen, daß die alten Weisen nicht völlig aussterben"). Auf ähnliche Mißstände im Elsaß machen die S. 159 genannten Schriften Spittas aufmerksam. Die Redaktion.

Digitized by Google

schrift mehrfach zur Besprechung gekommen. Wie in allen Fragen des evangelischen Kirchenbaues gehen auch hierin die Meinungen weit auseinander. Im Interesse der Klärung der Anschauungen ist es sehr dankenswert, daß diese Zeitschrift allen Richtungen Gelegenheit zur Aussprache giebt. Gerade der schriftliche Meinungsaustausch kann aus mehrfachen Gründen fruchtbarer sein als der mündliche. Sicher ist und tritt gerade hierbei recht zu Tage, daß diese Streitfragen nicht durch die munteren Husarenattacken geistreicher Ein- und Ausfälle gelöst werden, daß vielmehr auch hier die Entscheidung nur durch die geschlossene Reihe von Erwägungen und Beweisen herbeigeführt werden kann, die mit den Füßen auf dem festen Boden, langsam aber unaufhaltsam vorrückend, das Terrain Schritt für Schritt in Besitz nehmen. Das ist es, was bei den Erörterungen über die Fragen des evangelischen Kirchenbaues vielfach zu vermissen ist — ich rede hier keineswegs speziell von denjenigen in dieser Monatschrift —, nämlich eben das Bewußtsein, daß es sich um theoretische Fragen handelt, bei denen lediglich das klare, auf alle Nebenwirkungen verzichtende Darlegen und Abwägen der für oder wider bestimmte Ansichten, Wünsche und Anordnungen sprechenden Gründe von Nutzen sein kann, die also nicht sowohl mit „frischer Unbefangenheit", als vielmehr mit wissenschaftlicher Nüchternheit zu behandeln sind.

Je mehr letzteres geschieht, um so deutlicher wird sich herausstellen, daß die hauptsächlichsten der auf dem Gebiet der Kirchenbautheorie hervortretenden Differenzen im letzten Grunde auf einer Verschiedenheit prinzipieller Anschauungen beruhen, deren Wurzeln ins dogmatische Gebiet hinüberreichen, die daher vom Kirchbautheoretiker nicht zu beseitigen, sondern lediglich zu konstatieren und in ihrem Umfang und in ihrer Begrenzung klar zu stellen sind.

Bei der Behandlung der in der Überschrift gekennzeichneten Frage wird dies wenigstens teilweise sichtbar werden. Um die normale Stellung der Orgel handelt es sich, und zwar in rein theoretischem Sinne. Die praktische Frage, ob das sich ergebende Resultat bei schon vorhandenen Kirchengebäuden leichter oder schwerer ausführbar ist, kommt dabei nicht in Betracht.

Drei Stellen können für die Placierung der Orgel in Frage kommen. Sie kann aufgestellt werden: 1. gegenüber dem Altar, 2. hinter dem Altar, 3. seitlich vom Altar. Die erstgenannte Stellung ist die bei uns gebräuchlichste und wird vielfach als die allein richtige angesehen. Für die zweite ist Professor Spitta, wie schon in seiner Schrift „Zur Reform des evangelischen Kultus", so neuerdings in dem eingangs bezeichneten Artikel mit Nachdruck eingetreten. Hier aber mit näherer Begründung als dort. Man darf wohl annehmen, daß derselbe alles, was er für seinen Vorschlag ins Feld führen zu können glaubte, hier angeführt hat. Seitens derjenigen, die ihm ganz oder mit Vorbehalt zustimmten, sind weitere Gründe nicht hinzugebracht worden. Spitta will den alten Chorraum beibehalten, aber den Altar nach vorn rücken und hinter demselben Orgel und Sängerchor placieren. Zu Gunsten dieser Anordnung finden sich in seinem Artikel, mehr oder minder deutlich herausgehoben, folgende Gesichtspunkte geltend gemacht, die wir in derselben Reihenfolge ins Auge fassen wollen:

1. Die jetzt gebräuchlichen westlichen Orgelemporen haben Mängel räumlicher Art;
2. es hat akustische Mängel, wenn man den Sängerchor im Rücken der Gemeinde aufstellt;
3. der notwendige geistige Rapport zwischen Gemeinde und Chor wird dadurch behindert;
4. alle Mitteilungen an die Gemeinde ergehen sonst von vorn her an dieselbe;
5. die Geschichte spricht für diese Anordnung;
6. die praktischen Unzuträglichkeiten lassen sich vermeiden.

Hierzu kommt 7. der in einer Anmerkung ausgesprochene Gedanke: die schöne Symbolik des Orgelprospektes darf dem Auge der Gemeinde nicht entzogen werden.

Diese Gründe sind teils praktischer, teils liturgischer, historischer und ästhetischer Art. Zur Voraussetzung haben sie die Verbindung von Orgel und Sängerchor.

Was in praktischer Beziehung gesagt wird, daß nämlich die dem Altar gegenüberliegenden Orgelemporen vielfach zu eng angelegt seien, kann als irgend ein durchschlagender Grund nicht gelten, wiewohl auch Franck in Nr. 1 dieses Jahrgangs durch drastische Schilderung der vorhandenen Mißstände demselben Nachdruck zu verleihen sucht. Einer Erweiterung der

Digitized by Google

Empore stehen gerade an dieser Stelle weniger Hindernisse entgegen, als an irgend einer anderen. Spitta selbst giebt zu, daß bei Neubauten bereits für bessere Raumverhältnisse Sorge getragen werde, und legt auf diesen Grund offenbar nicht viel Gewicht.

Um so mehr betont er die akustischen Mißstände, welche die derzeitige Stellung der Orgel im Rücken der Gemeinde für das Verständlichwerden des gesungenen Wortes habe. Er führt dabei zur Bekräftigung das Wort von Professor Frentzen an, daß „wir nun einmal unsere Ohrmuscheln nach vorn kehren", und weist darauf hin, daß man ja bei allen Kirchenanlagen auch, und mit Recht, fordere, den Prediger überall sehen zu können. Was das zitierte Wort von Frentzen anlangt, so ist man versucht, darauf zu erwidern, daß normale menschliche Ohrmuscheln ihre Hauptrichtung nicht nach vorn, sondern nach der Seite haben, eben damit sie im stande seien, alle Geräusche um uns her wahrzunehmen, sie mögen von vorn, von hinten oder von der Seite her kommen. Immerhin mag soviel zugegeben sein, daß der von vorn kommende Schall etwas vollkommener gehört wird als der von rückwärts kommende, und daß man sowohl aus physiologischen wie aus psychologischen Gründen es gern zu haben pflegt, wenn man bei Gesangsvorträgen den Sänger selbst vor sich hat. Daß dies in allen Fällen auch den künstlerischen Genuß erhöhe, wird man jedoch nicht behaupten können. Und nach den Ausführungen eines Fachmannes wie Krause wird man es mindestens für zweifelhaft erklären müssen, ob die Gesamtwirkung des Chorgesanges in der Kirche wirklich durch die Stellung im Rücken der Gemeinde wesentlich beeinträchtigt wird. Jedenfalls heißt es weit über das Ziel hinausschießen, wenn die Forderung, den Sängerchor zu sehen, auf gleiche Stufe gestellt wird mit derjenigen, daß der Prediger in der Kirche überall sichtbar sein müsse. Sängerchor und Prediger sind zwei verschiedene Dinge, und was dem einen recht ist, ist nicht ohne weiteres auch dem anderen billig oder auch nur für ihn angemessen. Der Prediger soll nicht lediglich durch sein Wort wirken, sondern auch durch seine Person, seinen Ausdruck, seine Mienen, Gesten und Bewegungen. Gerade die Person, die dahinter steht, giebt dem gepredigten Wort eigentümlichen Inhalt und eigentümliches Gewicht. Darin eben beruht die weit größere Wirkung, die dem gepredigten Worte gegenüber dem gedruckten innewohnt, daß dort die Predigt das Zeugnis einer lebendigen, gläubigen Persönlichkeit ist. Eine gedruckte und gelesene Predigt ist uns eine halbe Predigt. Predigt und Prediger gehören zusammen. Beide sollen mit und durcheinander wirken. Anders bei Kunstgesängen. Da soll der gesungene Ton durch sich selbst wirken. Die Person tritt zurück. Ferner: zum Verständlichwerden des von einem Einzelnen gesprochenen oder gesungenen Wortes trägt das Sehen des Redners oder Sängers allerdings nicht unwesentlich bei. Ob es aber möglich ist, einem ganzen Chor das gesungene Wort von den Lippen abzulesen, ist eine andere Frage. Zumal, wenn der Chor sich hinter dem Altar befindet, in einer Entfernung also, welche jedenfalls größer ist als die Entfernung der Kanzel von der Gemeinde, und die in der Regel eine genauere Beobachtung der Mundbewegungen unmöglich machen wird, was auch im übrigen nicht zu beklagen ist. Endlich ist doch nicht zu vergessen, daß die gewöhnliche Thätigkeit des Chores in der Ausführung von Responsorien besteht, welche der Gemeinde dem Texte nach nicht fremd sind, vielfach von ihr mitgesungen werden. Spitta denkt in seinem Artikel offenbar viel zu sehr an größere zusammenhängende musikalische Aufführungen und bemißt danach die für den Chor zu stellenden Forderungen.

Daß der geistige Rapport zwischen Gemeinde und Chor beim Gegenüberstehen beider lebendiger wäre, mag sein. Ganz fehlt er auch dann nicht, wenn der Chor im Rücken der Gemeinde steht. Jedenfalls ist auch hier die Parallele, welche zwischen Prediger und Sänger gezogen wird, als nicht zutreffend zurückzuweisen. Der Prediger redet mit der Gemeinde. Die gottesdienstliche Predigt ist eine *ὁμιλία* (= *διάλογος*), eine Unterredung, ein Zwiegespräch mit der christgläubigen Gemeinde und setzt demnach notwendig außer dem Redenden eine Gemeinde voraus, zu und mit welcher der erstere redet. Dies muß äußerlich darin zum Ausdruck kommen, daß Gemeinde und Prediger sich gegenüber stehen und ansehen. Der Chor aber redet nicht mit der Gemeinde, sondern als Teil der Gemeinde mit dem Geistlichen oder direkt mit Gott oder mit sich selbst, sich in heilige Thatsachen oder Gedanken versenkend und

Digitized by Google

dieselben im Ton sich selber objektivierend. Eine Predigt ohne Gemeinde ist ein Nonsens, ein Widerspruch in sich selbst. Ein Chorgesang ist etwas auch ohne irgend einen Zuhörer. Er hat seinen Zweck in sich selbst. Die Anwesenheit von Hörern ist dabei sozusagen zufällig, das heißt: sie wird nicht durch das Wesen des Chorgesanges selbst gefordert.

Daß es für den Sänger anregender ist, vor gleichgesinnten Hörern zu singen, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Aber das dürfte klar sein, daß für den Chor nicht entfernt mit demselben Rechte wie für den Geistlichen eine ihm gegenüberstehende Gemeinde gefordert werden kann.

Zu diesen praktischen Erwägungen fügt der Verfasser solche liturgischer Art. Er meint, bei der jetzigen Stellung füge sich der Chorgesang nicht organisch in das Ganze des Gottesdienstes ein. Derselbe würde nur dann nicht als etwas Fremdartiges empfunden, wenn er von der Seite her erklinge, woher sonst alle Mitteilungen an die Gemeinde — Gebet, Vorlesung, Predigt — gelangen. Hier stoßen wir auf den entscheidenden Punkt der ganzen Darlegung, man kann ruhig sagen: den Grundfehler der Ausführung, der schon vorher — in der Parallelisierung der Thätigkeit des Sängerchors mit der des Predigers — deutlich durchschimmerte, nämlich die prinzipiell falsche Auffassung von Wesen und Stellung des Chores. Mit Recht macht Prof. Smend in No. 10 auf diese Seite als die in der ganzen Frage ausschlaggebende aufmerksam. Spitta betrachtet die Thätigkeit des Chores wesentlich als „Mitteilung an die Gemeinde". Er stellt den Chor der Gemeinde gegenüber in derselben Weise, wie der Geistliche der Gemeinde gegenüber steht. Das ist falsch. Es giebt in der evangelischen Kultusgemeinde nicht drei handelnde Personen, nämlich Geistlichen und Chor einerseits und die durch jene zu erbauende Gemeinde andererseits, sondern nur zwei: Gemeinde und Geistlichen. Der Chor ist durchaus nur ein Teil der Gemeinde, wie auch Spitta selbst gelegentlich sagt, derjenige Teil der Gemeindeglieder nämlich, der, in stimmlicher Beziehung besser begabt, dem Gesang der übrigen Halt und Leitung giebt, zu Zeiten auch einmal ohne Mitwirkung der übrigen Gemeindeglieder den Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, von welchen die ganze Gemeinde bewegt ist, singend Ausdruck giebt. Auch die Chorgesänge, die sich nach altkirchlichem Brauche an Schriftlektionen anschließen, sind ihrem Begriffe nach nichts weiter als der künstlerisch gestaltete Ausdruck der Gedanken, welche durch das gehörte Wort Gottes in der Gemeinde geweckt worden sind. Anstatt dieselben durch einen gemeinsam gesungenen Vers kundzugeben, thut sie dies im Interesse der Lebendigkeit und Schönheit des Gottesdienstes manchmal durch ihre musikalisch begabteren Glieder, wenn nämlich solche vorhanden sind. Die allermeisten evangelischen Gottesdienste werden ohne derartige Mitwirkung eines Sängerchors gefeiert. Eine ständige, allgemeine Einrichtung der evangelischen Kirche ist der Chor nicht, und das Fehlen seiner Mitwirkung erweckt in dem evangelischen Christen nicht das Gefühl, daß der Gottesdienst unvollständig gewesen sei. Daß der Chor aus dem Kreise der Gemeinde heraustrete, kann man nur in sehr beschränktem Sinne sagen. Er tritt aus ihr nur etwa so heraus, wie ein Konfirmand, der bei der Konfirmation in aller Namen das Glaubensbekenntnis spricht, oder wie ein Chormitglied, das bei einem Chorgesange einige Takte Solo zu singen hat. Er singt nur im Namen der anderen, als Teil der Gemeinde, und in dem Moment, wo seine Funktion beendet ist, sinkt er vollends wieder zurück in die Masse, aus der er sich einen Augenblick heraushob, und ist nichts weiter als eben ein Teil der Erbauung suchenden Gemeinde. Er unterscheidet sich wesentlich nicht von ihr, tritt ihr niemals gegenüber, sondern tritt nur zuweilen auf als Wortführer des einen im Gottesdienst handelnden Subjektes, nämlich der Gemeinde (die aber als mündige meistens selber sagt, was sie zu sagen hat), gegenüber dem anderen handelnden Subjekt, nämlich dem Geistlichen.

Eine andere Stellung nimmt der Chor bei geistlichen Musikaufführungen ein; und der Gedanke an diese hat, wie es scheint, die Spittaschen Darlegungen beeinflußt. Hier ist die Aufstellung des Sängerchors im Angesicht der Zuhörerschaft innerlich berechtigt; ob auch wünschenswert, hängt von praktischen Erwägungen ab. Aber unsere Kirchen werden nicht für Musikaufführungen gebaut, sondern für die Gottesdienste. Und der Platz, welcher dem

Digitized by Google

Sängerchor zuzuweisen ist, darf sich daher nicht nach den Wünschen bemessen, die man für jene Gelegenheiten haben kann, sondern nach der Stellung, die dem Chor im Gottesdienst zukommt. Und da ist eben derselbe durchaus nichts weiter als ein Teil der Gemeinde.

Auch der Geistliche ist allerdings ein Glied der Gemeinde. Nach evangelischer Anschauung eignet ihm kein character indelebilis, wodurch er sich dem Wesen nach von den anderen Gemeindegliedern unterschiede. Dennoch hebt er sich aus ihnen heraus durch sein Amt. Er ist auch ein Gemeindeglied, aber ein rite voziertes und ordiniertes, mit bestimmten kirchlichen Funktionen, die lediglich ihm vorbehalten sind, ein für allemal betrautes Gemeindeglied. Man findet hierin bei der lutherischen und der reformierten Kirche eine Verschiedenheit der Nüancen. Die letztere sieht im Gottesdienst wesentlich ein Handeln der Gemeinde, während nach lutherischer Auffassung im Gottesdienst zugleich ein Handeln Gottes mit der Gemeinde stattfindet. Dementsprechend betont die reformierte Kirche den gemeindegliedlichen Charakter des Geistlichen, die lutherische den Amtscharakter. Der ersteren ist er mehr der Mund der Gemeinde, der letzteren zugleich der Diener Gottes, der im Namen Gottes zur Gemeinde spricht.

Man mag sagen: Da ist eben in dem lutherischen Amtsbegriff noch ein Rest römischer Anschauung vom Priestercharakter stecken geblieben, der unevangelisch ist und beseitigt werden muß. Aber darüber haben wir hier keine Erörterung anzustellen. Der Architekt und Kirchentheoretiker — das sei einmal deutlich ausgesprochen — hat den einzelnen Konfessionen nicht vorzuschreiben, wie sie über diesen oder jenen Punkt zu denken haben, sondern er hat sich lediglich nach den vorhandenen Anschauungen zu richten und ein Gebäude hinzustellen, welches in seiner Anlage und Erscheinung den Prinzipien dieser Glaubensgemeinschaft entspricht, mögen dieselben seiner Meinung nach richtig sein oder nicht. Es würden viele überflüssige Erörterungen und nutzlose Streitigkeiten vermieden werden, wenn dies insonderheit von seiten der Theologen, welche sich mit diesen Fragen beschäftigen, genügend beachtet würde. Aufgabe der Kirchentheorie ist es nicht, prinzipielle Anschauungen zu korrigieren oder widerstrebende zu versöhnen, sondern lediglich: klar zu stellen, welche Prinzipien dabei in Frage kommen und ob und wieweit eben auf der einen oder anderen Seite unberechtigte Folgerungen daraus gezogen worden sind. Die Prinzipien, die Grundanschauungen, welche im Kirchengebäude ihren Ausdruck finden sollen, liefert die Kirche. Der Architekt hat sie ohne Kritik anzunehmen.

Über die Folgerungen, die daraus für den Kirchenbau sich ergeben, über die Art und Weise, wie jene Prinzipien zur Darstellung gebracht werden können, darüber mögen Architekten und Theologen gemeinsam verhandeln. Die Ausführung und Einzelgestaltung fällt den Architekten allein zu. — Im übrigen ist jene Differenz zwischen lutherischem und reformiertem Amtsbegriff in den Bekenntnisschriften nirgends fixiert. Beide Konfessionen erkennen dem an sich von der Gemeinde nicht unterschiedenen Geistlichen eine ihm durch sein Amt zukommende Würde zu. Der im Gottesdienst funktionierende Geistliche ist eben — ganz allgemein ausgedrückt — *eine beamtete Person*.

Und darin beruht der Unterschied zwischen ihm und dem Chor. Der Chor ist keine beamtete Person, sondern nichts weiter als ein Teil der Gemeinde. Eben deswegen ist es unzulässig, ja, für lutherisches Empfinden völlig unerträglich, den Sängerchor im Hintergrunde eines Chorraumes aufzustellen, durch Chorraum und Altar völlig von der Gemeinde abgesondert, über den letzteren teilweis erhöht. Mit dieser Placierung würde ihm eine Stellung angewiesen, die ihm prinzipiell nicht zukommt, weil sie seinem Begriffe widerspricht.

Seinem Wesen gemäß gehört er dahin, wo die Gemeinde ist. Gruppiert diese sich etwa um den Altar herum, ist also ein eigentlicher Chorraum nicht vorhanden, so mag jener allenfalls hinter dem Altar seinen Platz finden. Wenigstens prinzipielle Bedenken sind dann nicht vorhanden. Ob eine evangelische Kirche eines Chores im alten Sinne bedarf, ist eine Frage, die zu wichtig ist, als daß sie bei einer Debatte über die Stellung der Orgel gelegentlich mit abgethan werden könnte. Jedenfalls: wo ein Chor ist — und diesen Fall setzt Spitta voraus —, da gehört der Sängerchor nicht hinein. Da bedeutet die Aufstellung desselben

Digitized by Google

hinter dem Altar nicht eine „Gliederung" der Gemeinde, die allerdings wünschenswert ist, sondern eine Zerreißung der Gemeinde, ein Auseinanderreißen zweier Teile, die zusammengehören, wodurch der eine Teil dem anderen gegenüber in eine falsche Stellung gedrängt wird. Diese prinzipielle Seite ist etwas ausführlicher behandelt worden, weil hier die Entscheidung liegt.

Spitta sucht endlich noch nachzuweisen, daß weder die Geschichte noch die Praxis gegen die von ihm empfohlene Einrichtung spreche. Aber wenn die priesterlichen Chöre in der katholischen Kirche ursprünglich im Altarraum standen, so folgt daraus nicht ohne weiteres, daß auf Grund des allgemeinen Priestertums in der evangelischen Kirche jeder andere Chor dasselbe Recht haben müsse, so wenig als man auf Grund des allgemeinen Priestertums jedem beliebigen Gemeindegliede das Predigen oder die Sakramentsverwaltung freistellt.

Auch die praktischen Bedenken, die jener Stellung des Sängerchores entgegenstehen, erscheinen durch Spittas Ausführungen nicht überzeugend widerlegt. Daß das „Viel hin und herlaufen" sich ziemlich beschränken läßt, wenn vor dem Gottesdienste alles sorgsam angeordnet wird, mag sein. Aber „Generalproben" werden wohl noch nicht vor jedem Gottesdienste gehalten werden. Alle Unruhe und Bewegung zu verhüten (darüber dürften alle einig sein), wird auch dem eifrigsten und sorgsamsten Dirigenten nicht möglich sein. Wir vermeiden sonst in der Kirche alles, was den Sinn der Kirchenbesucher ablenken und zerstreuen könnte. Die Fenster werden mit undurchsichtigem Glas versehen, damit die Gedanken nicht durch dieselben hinausfliegen. Und nun will Spitta uns gerade an die Stelle, wohin das Auge fortwährend gerichtet ist, eine Schar von Männlein und Fräulein stellen! Wenn auch wirklich alle sich durchaus korrekt verhalten, wenn auch alle lässigen, unschönen Haltungen, alles zerstreute Umherschauen bei jedem einzelnen Mitgliede während des ganzen Verlaufes des Gottesdienstes gänzlich ausgeschlossen wäre, so bringt doch schon die einfache Anwesenheit vieler an Aussehen und Kleidung verschiedenen Personen in den Altarraum eine Unruhe hinein, die der Sammlung der Gemeinde nicht förderlich und gerade an dieser Stelle zu vermeiden ist.

Somit ergiebt sich, daß der Placierung von Orgel und Sängerchor im Altarraum mehrfache, zum Teil schwere Bedenken entgegenstehen. Wenn Spitta am Schlusse seiner Ausführungen unter Benutzung eines Ausspruches von Frentzen zu verstehen giebt, daß der Widerspruch gegen die von ihm befürwortete Anordnung lediglich aus der Empfindung stamme, so kann man mit der Frage antworten: Aber woher stammt die Empfindung? Auch Empfindungen pflegen nicht absolut grundlos zu sein, wenn sich der Mensch auch ihrer Gründe oft nicht klar bewußt ist. Empfindungen sind undeutliche Gedanken. Sie bedürfen der Prüfung, ob die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken stichhaltig sind. Sie können aber nicht a limine zurückgewiesen werden. Und daß der Empfindung von der Unangemessenheit der in Frage stehenden Anordnung thatsächlich bestimmte Gedanken, und wohl keine unberechtigten, zu Grunde liegen, dürfte aus diesen Ausführungen klar geworden sein.

In einer Anmerkung führt Spitta endlich noch eins an: „Der Anblick eines entsprechend gestalteten und geschmückten Orgelprospektes hat gerade für die evangelische Gemeinde eine hohe symbolische Bedeutung, auf die unser an sprechenden Symbolen nicht allzureicher Gottesdienst leichten Herzens zu verzichten keinen Anlaß hat." Das ist wahr. Dieser Gedanke verdient Erwägung. In der Kirche der Reformation nimmt die Orgel eine ganz andre Stellung ein wie einst in der katholischen Kirche. Der Gemeindegesang ist ein hochbedeutsamer Faktor des evangelischen Gottesdienstes. Diese gemeinsam gesungenen gereimten Gebete gehören zu den ständigen geistlichen Opfern, welche die feiernde Gemeinde ihrem Herrn darbringt, nicht minder als die Gebete, welche der Geistliche im Namen der Gemeinde am Altare dem Herrn opfert. Und die Orgel ist die sichtbare Verkörperung jener Opfer der Gemeinde, fast könnte man sagen: evangelischer Weihrauch in Metall. Hat auch, wie Platz hervorhebt, das Kirchenlied lange vor der Orgel existiert, jetzt ist es thatsächlich für uns längst mit derselben verknüpft. So gut die Kanzel im baukünstlerischen Sinne Repräsentantin der Predigt ist, obwohl letztere auch lange vor der Kanzel existiert hat, ebenso hat die Gemeinde Recht, wenn sie in der Orgel die Repräsentantin derjenigen gottesdienstlichen Thätigkeit sieht,

Digitized by Google

an welcher sie selbst am nächsten und allgemeinsten beteiligt ist, die zugleich für ihre Erbauung von eminentem, theologischerseits sehr oft nicht genug gewürdigtem Werte ist, eine Darstellung ihres gemeinsamen Gespräches mit Gott. Hieraus erklärt es sich, daß in den Gemeinden vielfach das Verlangen auftritt, von der Orgel auch etwas zu sehen, eben weil darin eine Symbolik und damit eine gewisse erbauende Kraft liegt. Aber die Berechtigung des Spittaschen Vorschlages ist daraus noch nicht zu folgern. Hinter den Altar gestellt, um ein paar Stufen höher als dieser, würde sie mit ihren Dimensionen den Altar erdrücken und sich in einer Weise der Beachtung aufdrängen, die von ihrer thatsächlichen Bedeutung ein weit übertriebenes Bild gäbe. Zudem gehört sie als Trägerin und Repräsentantin einer gottesdienstlichen Funktion der Gemeinde auch in die Gemeinde hinein, könnte also hinter dem Altar nur dann mit Recht stehen, wenn die Gemeindesitze bis dahin gehen. Da im übrigen die Verbindung von Orgel und Sängerchor allgemein für wünschenswert erachtet werden dürfte, so kommt alles das, was gegen die Stellung des Sängerchors im Altarraum gesagt wurde, auch hier in Betracht. Der Spittasche Vorschlag ist daher für uns nicht annehmbar.

Werfen wir endlich einen kurzen Blick auf die sonst noch möglichen Stellungen. Manche von den gegen die Spittasche Anordnung angeführten Bedenken verlieren etwas von ihrem Gewicht, wenn man, wie in der Dresdener Frauenkirche, Orgel und Sängerchor auf einer Empore im Altarraum aufstellt. In der Perspektive wirkt die Orgel nicht ganz so erdrückend, und die Sänger werden durch die Brüstung etwas mehr verdeckt. Aber dies gilt doch nur, wenn — wie in dem angeführten Beispiel — die Orgelempore sehr hoch angelegt ist. Und die übrigen Bedenken bleiben auch in diesem Falle in Kraft. Die Raumverhältnisse werden an dieser Stelle mehr Schwierigkeiten bereiten als an der jetzt gebräuchlichen. Denn das Bestreben wird immer dahin gehen müssen, diese Orgelempore in möglichst engen Schranken zu halten, eben damit der Altar nicht darunter leide oder zu weit nach vorn gedrängt werde, wodurch der Platz für die Gemeinde beschränkt würde. Schon von anderer Seite wurde betont und von Prof. Smend zugestanden, daß es nicht angemessen ist, wenn ein Teil der Gemeinde, welcher vom Geistlichen beim Gruß, Segen ꝛc. doch auch angeredet wird, dabei hinter dem Rücken des Liturgen steht. Insonderheit wird sich aber auf die prinzipielle Frage: Welchen Sinn hat es, die Orgel über den Altar zu stellen? schwerlich eine befriedigende Antwort finden lassen. Wir sehen in der Orgel die Trägerin des Gemeindegesanges, nicht ein Instrument, welches uns himmlische Sphärenmusik vermittelt, und der Sängerchor ist uns nicht Vertreter der himmlischen Heerscharen, die von der Höhe her zur Gemeinde herniederjubeln. Oder sollte man in der Orgel eine Art Altaraufsatz sehen, eine Fortsetzung und Ergänzung des Altars, sodaß der Orgelprospekt sozusagen eine Röhrenleitung darstellte, durch welche die auf dem Altar geopferten Gebete nach oben geleitet würden? Nicht übel. Allein in strenger Beziehung zum Altar steht doch die Orgel innerlich nicht. Sie dient doch, wie gesagt, vornehmlich dem Gemeindegesang. Erwidert man aber etwa, durch die Verbindung der Orgel mit dem Altar würde der Gemeindegesang charakterisiert als das, was er wirklich ist, als Opfer, so wäre zu erörtern, ob der Altar wesentlich als Opfertisch der Gemeinde angesehen werden darf, eine Frage, die von lutherischem Standpunkt aus zu verneinen ist. Aber ausschlaggebend gegen die in Frage stehende Anordnung ist, daß bei ihr wie bei der Spittaschen der Sängerchor völlig von der Gemeinde losgelöst würde, zu der er gehört, und — wie oben angedeutet — etwas ganz anderes vorstellen würde, als er in Wirklichkeit ist.

Viel häufiger als die oben besprochene ist eine Anordnung, wo die Orgel zwar über dem Altar steht, die seitlichen Emporen aber um den Altar herumreichen und sich mit der Orgelempore berühren. Das letztgenannte prinzipielle Bedenken fällt da weg; die praktischen hingegen bleiben in voller Kraft auch in diesem Falle bestehen. Ihr Gewicht mag jedoch verschieden eingeschätzt werden. Die Schlußentscheidung liegt auch hier wieder bei einer prinzipiellen Frage, nämlich der: Ist es angängig, die Gemeinde um den Altar herum zu gruppieren? Mit andern Worten: Brauchen wir einen besonderen Chor im alten Sinne des

Digitized by Google

Wortes? Diese Frage, welche für die ganze Kirchbautheorie von hervorragender Wichtigkeit ist, bedarf zunächst eingehender Untersuchung und klarer Beantwortung. Mit einigen kleinen Bemerkungen ist sie nicht abgethan. Bis dies geschehen ist, muß die Frage nach der Berechtigung der zuletzt bezeichneten Orgelstellung in suspenso bleiben. Wichtig wäre auch festzustellen, wie die evangelische Tradition sich dazu stellt, besonders die älteste. Fritzsch sagt zwar in dem Werke über den „Kirchbau des Protestantismus“ (S. 547 f.), daß in der älteren protestantischen Kirchbaukunst Deutschlands beide Orgelstellungen (die letztbesprochene und die dem Altar gegenüber) gleichmäßig vertreten seien. Allein es wäre erst zu untersuchen, ob dies auch von beiden evangelischen Konfessionen gesagt werden kann, oder ob nicht in diesem Punkte die älteste Praxis der lutherischen Christenheit von derjenigen der reformierten sich unterscheidet. Das genannte Werk bedürfte einer Ergänzung dahin, daß man daraus bei den geschilderten einzelnen Kirchen zugleich ersehen könnte, welchem evangelischen Typus der Bauherr, sei es eine Gemeinde oder eine Einzelperson, zur Zeit der Erbauung der Kirche zuneigte.

Soviel ist schon jetzt klar: Unzulässig ist jede Stellung von Orgel und Sängerchor, wodurch diese von der Gemeinde losgelöst werden. Zu verlangen ist prinzipiell, daß beide da sind, wo die Gemeinde ist, zugleich aber auch, daß ihnen ihrer Bedeutung entsprechend ein etwas hervorragender Platz im Gemeinderaum angewiesen werde. Dieser Forderung genügt die derzeitige Aufstellung auf einer Empore dem Altar gegenüber. Sie hat aber, wie wir sehen, kleine Nachtheile. Besonders ist es nicht recht angemessen, daß der Chor, der im Namen der Gemeinde sprechen soll, von ihren hintersten Reihen her sich hören läßt. Eine Notwendigkeit, ihn gerade an dieser Stelle zu placieren, liegt jedenfalls nicht vor. Dies wäre nur dann der Fall, wenn die Wechselgesänge in der Liturgie der Idee nach solche zwischen dem Geistlichen und dem Chore wären. Da sie aber vielmehr solche zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde sind, und der Chor nur eine subsidiäre Aufgabe innerhalb der Gemeinde hat, so ist prinzipiell auch auf lutherischer Seite jede Stellung annehmbar, bei der sich der Chor innerhalb der Gemeinde befindet. Sprächen nicht starke praktische Gründe dagegen, so könnte man den Chor recht wohl in den vordersten Reihen der Gemeinde unterbringen (man erinnere sich an das oben gebrauchte Beispiel des Konfirmanden). Unbedenklich ist die von anderer Seite bereits empfohlene Aufstellung seitlich vom Altar, mag sie nun zu ebener Erde oder auf einer Empore erfolgen. Doch fragt sich, ob nicht dadurch diese Orgelseite der Kirche ein zu starkes Gewicht erhielte und für das Auge der Eindruck des Unsymmetrischen entstände. Daß die Gegenüberstellung der Kanzel — die aber nicht ganz unbedenklich erscheint — ein genügendes Gegengewicht geben würde, ist nicht ohne weiteres sicher. Dieser Punkt bedürfte weiterer Aufklärung. Es hängt hier viel von der Gesamtgestaltung des Kirchengebäudes ab. Eine verdienstliche Arbeit wäre es, wenn hierüber eine Spezialuntersuchung veröffentlicht würde, aus der sich auch ergeben müßte, wie weit etwa die evangelische Tradition zu Gunsten dieser seitlichen Anordnung herangezogen werden könnte. Redlin hat einige Beispiele gebracht, vielleicht vervollständigt er seine Studien hierüber. Nötig wäre aber die Beigabe von Ansichten des Innern der betreffenden Kirchen, da Skizzen allein den Eindruck zu wenig erkennen lassen, den diese Anordnung in der Wirklichkeit macht. Dann wird man sich endgültig entscheiden können, ob diese Stellung der bisherigen gegenüber den Vorzug verdient. An sich sind beide gleich zulässig.

Der Eingang des evangelischen Hauptgottesdienstes.

Prinzipielle Erörterungen und praktische Winke von **Friedrich Spitta.**

Es ist ein doppelter Anlaß, der mich bestimmt, die folgenden Ausführungen niederzuschreiben. Wiederholt hat man mich gebeten, eine Ordnung zu entwerfen für den sonntäglichen Hauptgottesdienst in solchen Gegenden, in denen man das Schema der lutherischen

Digitized by Google

Messe verlassen hat, wie das durchweg im deutschen Südwesten der Fall ist. Immer wieder aber habe ich die Erfüllung dieser Bitte hinausgeschoben, weil ich eine natürliche Scheu habe, zu einem vorzeitigen Gefrieren des vielerorts noch lebhaft strömenden Flusses der liturgischen Entwickelung beizutragen. Und als ich in der Osterwoche dieses Jahres in Limburg über die Möglichkeit eines lebendigen evangelischen Gottesdienstes bei Festhalten der einfachen süd-westdeutschen Form der Liturgie sprach, habe ich mich wohl gehütet, ein Schema anzugeben, nach dessen Ordnung man die Gottesdienste vollziehen solle, sondern hielt es für genügend, aufzuweisen, wie die richtige Fassung des evangelischen Charakters des Gottesdienstes eine Fülle von Mitteln angebe, durch die man den einfachsten Grundriß eines Kultus auf das lebendigste und reichste entwickeln könne. Immerhin dürfte der Wunsch berechtigt sein, daß einmal wenigstens an einigen Beispielen gezeigt würde, wie man dabei zu verfahren habe. In dieser Absicht wurde ich bestärkt durch die anregenden Untersuchungen eines lutherischen Liturgikers über die Bedeutung der drei ersten Stücke des luth. Hauptgottesdienstes. Professor D. Knoke in Göttingen hat in der Zeitschrift für Pastoraltheologie „Halte was du hast", XX. S. 385—402 hierüber in einer Weise geschrieben, die wohl geeignet ist, bei denjenigen, die sich mit der Frage nach der Gestalt unseres Hauptgottesdienstes beschäftigen, Aufmerksamkeit zu erwecken und sie zu genauer Prüfung anzuregen.

Knoke hat die in seiner hannoverschen Landeskirche bestehende Gottesdienstordnung im Auge, die in den Hauptzügen mit der Liturgie in Preußen, Sachsen, Bayern u. s. w. übereinstimmt. Danach gehen dem das Anfangsgebet einleitenden Gruße „Der Herr sei mit euch", woraus die drei Stücke des Introitus oder Eingangsgesangs (meistens mit dem Gloria patri — „Ehre sei dem Vater" — verknüpft), das Kyrie oder „Herr, erbarme dich", das Gloria in excelsis oder „Ehre sei Gott in der Höhe" mit dem sich anschließenden „Wir loben dich, wir benedeien dich". Diese Form des Gottesdienstes hat sich z. B. in Hannover erst um die Mitte des Jahrhunderts an die Stelle der damals gebräuchlichen gesetzt, wonach die Gemeinde mit einem Liede begann und der Pastor sodann mit dem Gruß „Der Herr sei mit euch" das Eingangsgebet (Kollekte) einleitete. Diese einfache Form (mit oder ohne „Gruß") findet sich auch heute noch an vielen Orten; aber immer mehr wird sie durch jene vollere ersetzt, gegen die sich wohl allerlei Einwände der in Kultusfachen mehr reformiert Gerichteten erhoben haben, für die man aber sehr dringend nicht bloß ihren lutherischen Charakter, sondern auch ihre tief sinnvolle Anordnung geltend gemacht hat. Die Folge davon ist, daß sie letzthin auch in kirchliche Gebiete einzudringen beginnt, denen sie bisher fremd war. Kn.'s Stellung in dieser Frage ist nun insofern bedeutsam, als er diese reichere Gottesdienstform im wesentlichen beibehalten will, dabei aber die bisher übliche Motivierung ihres Zusammenhangs, durch die z. B. auch mir im Konfirmationsunterricht die Notwendigkeit des Kyrie und Gloria deutlich gemacht wurde, als verkehrt zu erweisen sucht. Mir will es nun scheinen, daß seine negativen Ausführungen schlagend sind, schlagender als seine positiven Erklärungen, sodaß sein Aufsatz wohl geeignet ist, das innere Recht der oben genannten Bereicherung unseres Gottesdienstes durch Zurückführung auf ältere, im Laufe der Zeit abgeworfene Formen ernstlich in Frage zu stellen. Insofern erscheint mir dieser Aufsatz des lutherischen Liturgikers von weittragender Bedeutung.

Kn. geht von dem Satze aus, mit dem er meint, auf allgemeine Zustimmung rechnen zu dürfen, die drei Stücke: Vorlesung des Wortes Gottes, Gemeindegebet und Feier des heiligen Abendmahles, seien die konstituierenden Elemente des Hauptgottesdienstes, dessen eigentlicher Beginn durch den Gruß des Pastors „Der Herr sei mit euch" angezeigt werde. Ich muß dieser Meinung in jeder Beziehung widersprechen. Als Elemente des Gottesdienstes pflegt man Wort Gottes und Gebet zu nennen, und die Liturgiker verknüpfen diese beiden Teile mit den Begriffen sacramentum und sacrificium und reden von einer sakramentalen Seite des Gottesdienstes (der Gabe Gottes an die Gemeinde) und von einer sakrifiziellen (der Gabe der Gemeinde an Gott). Es hat jetzt keinen Wert, herauszustellen, was an dieser Definition unvollkommen ist. Aber so viel wird zunächst klar sein, daß das Abendmahl nicht ein drittes neben diesen zwei Grundelementen sein kann, sondern daß sich in seiner Feier jene

Digitized by Google

beiden Elemente bei einander finden. Sodann aber — und das geht uns hier an —, kann man doch nicht sagen, daß sich in dem lutherischen Hauptgottesdienste erst nach dem „Gruße" jene beiden Grundelemente finden. Das sogenannte „große Kirchengebet" steht freilich erst hinter der Predigt. Aber mit welchem Rechte kann man dieses als das Gebet, das evangelische sacrificium bezeichnen und davon absehen, daß vor dem Gruße Stücke wie Kyrie und Gloria stehen, die mit demselben Rechte als „Bet-, Lob- und Dankopfer der feiernden Gemeinde" bezeichnet werden können? Was aber das Wort Gottes betrifft, so ist ja der am Beginn der Feier stehende Eingangspsalm (Introitus) ein Bibelwort, das nicht bloß auf die alttestamentlichen Vorlesungen der alten Kirche zurückweist, sondern in den Liturgien der Reformationszeit oft ebenso wie Epistel und Evangelium ausgelegt wurde. Somit beruht die Behauptung, erst mit „Der Herr sei mit euch" beginne der eigentliche Gottesdienst, auf einer eigentümlichen Verwechselung gewisser Stücke der zweiten Hälfte des Gottesdienstes mit den generellen Begriffen sacrificium und sacramentum, Gebet und Gottes Wort. Mithin wird man von vorn herein sagen können, daß die Deutung der drei Stücke Introitus, Kyrie und Gloria als Vorbereitung zum Gottesdienst falsch sein muß. Doch untersuchen wir das im einzelnen.

Was Kn. über die Geschichte des „Introitus" mitteilt, kann hier nicht näher erörtert werden. Der Weisung von Luther, an Stelle des Introitus den entsprechenden ganzen Psalm oder ein deutsches Lied zu singen, folgt er so, daß er den allgemeinen Gesang des letzteren als den „rechten evangelischen Introitus zum evangelischen Gemeindekultus" bezeichnet. Was er gegen den Gesang der Psalmen sagt, daß sie nicht immer so einheitlich gestaltet wären, um sich zum Eingangsstück für den Gottesdienst zu eignen, ist wohl nicht ganz glücklich ausgedrückt. Es giebt genug Psalmen von vollkommener Einheitlichkeit. Aber der Inhalt dieser vorchristlichen Gesänge kann allerdings oft nur sehr künstlich zu einer christlichen Feier in Beziehung gebracht werden. Nimmt man an ihrer Statt ein christliches Lied, so muß man Kn. darin durchaus Recht geben, daß nun kein Grund mehr vorhanden ist, das an die Psalmen sich anschließende und ihnen das christliche Siegel gebende kleine Gloria aufzunehmen. Übrigens schließen die Lieder selbst oft genug mit einer Gloria-Strophe. Ich darf wohl annehmen, daß Kn. den von ihm nicht berührten Fall, wo ein Psalm (bezw. Introitus) neben dem Gemeindelied, sei es vor oder nach ihm, angewendet wird, als eine durch Luthers Vorschläge ausgeschlossene Überladung beurteilt.

Welche Bedeutung hat nun Kn.'s Eingangsstück? Das Eingangslied, in dem der besondere Charakter der einzelnen gottesdienstlichen Zeiten deutlich zum Ausdruck kommt, soll die rechte Stimmung erwecken, in der sich die Gemeinde in ihrem Gottesdienste erbauen soll. Der Normalton jenes Liedes muß der des Lobes sein. Es ist mir nicht klar, wie letzteres z. B. bei den von Kn. angeführten Advents- und Passionsliedern P. Gerhardts der Fall sein kann; auch in Luthers Bittgesängen zu Pfingsten herrscht dieser Ton nicht vor. In den Eingangsliedern durchdringen sich durchweg verschiedene Stimmungen. Jedenfalls sollen sie nicht erst die gottesdienstliche Stimmung erwecken, stellen vielmehr die Gemeinde durch Dank und Bitte ohne weiteres hinein in den Gottesdienst, unmittelbar vor Gottes Angesicht. Das muß betont werden; diese Thatsache allein wirft alle folgenden Konstruktionen Kn.'s um.

Sehr gut weist Kn. an der Hand der Geschichte nach, daß das unmittelbar an den Introitus sich anschließende Kyrie keine Bitte speziell um Vergebung der Sünden, sondern ein Bittgebet ganz allgemeiner Art ist. Nicht minder, daß es für den Uneingeweihten, für das schlichte Gemeindeglied unmöglich ist, jenen Sinn dem Kyrie zu entnehmen, sodaß es sich begreift, wie man dazu gekommen ist, zwischen Introitus und Kyrie das bei Luther überhaupt fehlende, in der Messe aber an anderer Stelle stehende Konfiteor, das Bekenntnis der Sünde, einzuschalten. So giebt denn Kn. dem Kyrie eine andere Bedeutung; es ist nicht Bitte um Sündenvergebung, sondern um Gottes Gegenwart bei der Feier und kann zusammengefaßt werden in die Schmolckschen Verse: „Ich bin, Herr, zu dir gekommen, Komme du nun auch zu mir." Merkwürdig, daß es Kn. bei diesem Zitate nicht klar wird, wie er sich an einer ganz unmöglichen Konstruktion abmüht. Eine solche Bitte, wie er sie als charakteristischen

Digitized by Google

Inhalt des Kyrie angiebt, sprechen ja schon viele unsrer Eingangslieder aus. Sollen wir, damit sich das Kyrie charakteristisch vom Introitus abhebe, die ganze herrliche Gruppe unsrer Sonntagslieder vom Hauptgottesdienst ausschließen? Wenn wir aber noch singen dürfen „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend," „Liebster Jesu, wir sind hier," „O Gott, du höchster Gnadenhort," „Beschwertes Herz, leg ab die Sorgen," „Halleluja, schöner Morgen," „Thut mir auf die schöne Pforte," „Zeige dich uns ohne Hülle" u. s. w. u. s. w., sprechen wir dann nicht in diesen Liedern viel klarer, reicher und tiefer aus, was wir uns von Kn. als den Sinn von Kyrie eleison auslegen lassen mußten? Und das gilt für die Festlieder ebenso.

Man kann sich vorstellen, wie nach diesen Voraussetzungen die Deutung des Gloria ausfallen wird. Vortrefflich weist Kn. nach, wie die offizielle Erklärung, wonach das Gloria die Absolution für die im Kyrie bekannten Sünden bringe, geschichtlich wie sachlich eine völlige Unmöglichkeit sei; daß man, um einen derartigen Zusammenhang zwischen Kyrie und Gloria herzustellen, allerlei Einschaltungen, so auch die der „Absolution", habe vornehmen müssen. Seine eigene Deutung ist nun die Folge derjenigen des Kyrie: Das Gloria ist „die liturgische Antwort, welche auf die Bitte des Kyrie: Ach, daß du den Himmel zerrissest und fuhrest herab! von der oberen Welt her gegeben wird . . . . Der Herr, der Dreieinige, hält seinen Einzug bei den Gläubigen, die sich zu gemeinsamem Gottesdienste versammelt haben. Er naht sich zu denen, die sich zu ihm genaht haben . . . . Des zum Zeichen wird der himmlische Lobgesang angestimmt und erschallt bis hinab auf die Erde, bis hinein in die Herzen der Gläubigen, an welchen Gott sein Wohlgefallen hat; in dem vollen Gefühl der seligen Gewißheit: Gott ist gegenwärtig, stimmt die Gemeinde ein in den Jubelhymnus: Laudamus te ꝛc. . . . . Auf den Lobliedern der himmlischen Heerscharen thronend, schwebt der Herr selbst in die Mitte der feiernden Gemeinde." — Diesen ekstatischen Äußerungen gegenüber erlaube ich mir ein paar nüchterne Fragen. Werden wir bei dieser Auffassung nicht gezwungen sein, das Lied „Gott ist gegenwärtig" als Eingangsgesang im Hauptgottesdienste zu streichen? Zu den Lob- und Dankliedern, die mit besonderer Vorliebe zu Beginn des Gottesdienstes gesungen werden, gehört das Gottersche „Womit soll ich dich wohl loben", das als Nr. 453 des hannov. Gesangbuches Kn. vielleicht selbst schon an jener Stelle hat singen lassen. Wie stellt er sich den Sinn dieses innigen Redens mit Gott, dem großen König, vor? Muß die Gemeinde, wenn sie hier zu ihm redet wie Kinder zum Vater, sich dessen bewußt bleiben, daß das eine Illusion ist, da sie der Gegenwart Gottes erst beim Gloria voll bewußt werden kann? Oder darf sie sich jetzt schon dessen trösten, daß Gott denen nahe ist, die ihn mit Ernst anrufen, muß sich aber dann während des Kyrie in die künstliche Situation zu versetzen suchen, daß Gott noch nicht gegenwärtig sei, und dann mit dem Gloria die Erfüllung der Bitte preisen, welche sich auf die Erscheinung dessen richtet, mit dem sie schon vorher in der innigsten Weise verkehrt hat? Welcher schlichte Christ, der im Gottesdienste nicht etwas vorstellen will, sondern vielmehr die Gemeinschaft mit Gott im Gebete erlebt, kann sich diese Kn.'schen Auffassung aneignen? Sie entspricht weder dem Wortlaut und Sinn des Introitus noch dem des Kyrie und Gloria und liefert einen neuen Beweis dafür, daß nicht erst mit dem „Gruß" der eigentliche Gottesdienst beginnt, sondern mit dem ersten Stücke, in dem die Gemeinde vor Gottes Angesicht tritt. So schlagend Kn. die Unrichtigkeit der herkömmlichen Deutung nachgewiesen hat, so gestehe ich doch, daß ich mich eher dazu verstehen könnte, sie anzunehmen, als die seinige. Beide sind unhaltbar.

Aber was hat denn die Reihenfolge von Introitus, Kyrie und Gloria im lutherischen Gottesdienste für einen Sinn? Daß bei dessen Urbild, der römischen Messe, diese Stücke nicht als die Äußerungen einer einheitlichen Idee zu begreifen sind, daß sie sich vielmehr nach und nach aneinander gelegt haben, ist von Kn. vortrefflich dargestellt. Erst nachdem dieser geschichtliche Prozeß sich vollzogen, hat man in dessen Resultate eine tiefsinnige Idee zu finden versucht. Daß aber Luther, der die Messe gereinigt in seine Kirche herübernahm, in der Reihenfolge dieser Stücke nicht eine wertvolle Gedankenreihe ausgesprochen sah, die mit zarter Hand geschont werden müsse, ergiebt sich ohne weiteres daraus, daß er in der „Formula missae" das Gloria nicht als unbedingt notwendig behandelt (in arbitrio stabit episcopi, quoties

Digitized by Google

illum omitti voluerit) und in der „Deutschen Messe“ es ganz ausgelassen hat. Hätte er die modernen Deutungen geteilt, so würde er ja hinter dem Konfiteor die Absolution, hinter der Bitte um die göttliche Gnadengegenwart den Dank für die Erhörung weggelassen haben. Wer ihm eine solche mutwillige Verstümmelung nicht zumuten will, muß zugestehen, daß er die fraglichen drei Stücke einfach als drei schöne Gebete angesehen hat, die nicht durcheinander bedingt sind, und von denen man deshalb nach Belieben eines oder mehrere auslassen kann. Daß das überhaupt die ältere und in der Sache begründete Ansicht ist, ergiebt sich auch aus anderen Meßordnungen. Nicht bloß in Zwinglis „Aktion oder Brauch des Nachtmahls“ fällt das Kyrie weg, während das Gloria bleibt, sondern auch in Schnberts anonymer Messe (M.-Schr. II, 4, S. 111). In der Straßburger Liturgie vom Jahre 1526 heißt es: „Auf das fahet an die Kirche zu singen ein Psalmen, als das Miserere oder ein anderen Psalmen, anstatt des Introits, und etwan das Kyrie eleyson und Gloria in excelsis.“[1]) In der hessischen Liturgie kann das Kyrie an Stelle des Eingangspsalmes gesungen werden. Hieraus ergiebt sich, daß die späteren Deutungen der Eingangsstücke, die Kn.s sowie die von ihm bekämpften, weder historisch berechtigt sind, noch aus dem Geiste der Reformatoren stammen. Es sind Erklärungen, wie die Ausdeutungen der römischen Messe, über die eine nüchterne historische Forschung zur Tagesordnung übergeht.

Nun wolle man erwägen, mit welchem Rechte man in unserm Jahrhundert diese Stücke, wo sie außer Brauch gekommen waren, wieder eingeführt hat! Ich meine nicht die Stücke an sich, sondern in der besprochenen Reihenfolge und an der betreffenden Stelle des evangelischen Hauptgottesdienstes. Die schlichte Kultusform: 1) Eingangslied, 2) (Gruß und) Gebet, 3) Vorlesung, hat wenigstens den großen Vorzug, daß sie klar ist und keinerlei geistreiche Deutungsversuche zuläßt. Wenn man sich mit ihr nicht zufrieden gegeben hat, so lag ein berechtigter Grund dazu in dem Bedürfnisse, unsere Gottesdienste lebendiger und reicher zu gestalten. Daß man zu diesem Zwecke sich an das Werk unserer Vorfahren erinnerte, ist an sich gut und löblich. Man hätte es aber mit größerer Vorsicht thun und nicht eine Form unseres Gottesdienstes für normal und der unbedingten Annahme würdig erklären sollen, über die nicht erst der böse Rationalismus, sondern die Reformatoren ein anderes Urteil abgegeben haben. Dem zu einer Art Glaubensartikel gewordenen Satze, zu einem normalen lutherischen Gottesdienste gehörten Introitus, Kyrie und Gloria, muß man auf das entschiedenste entgegentreten. Diese Anordnung hat, auch wenn man ihre traditionelle Rechtfertigung einmal annehmen wollte, ihre großen Unbequemlichkeiten. Im preußischen Agendefreit ist z. B. von Sachße, dem Herausgeber der Zeitschrift, in der Kn.s Artikel erschienen ist, mit Recht betont worden, wie es Schwung und Stimmung eines Festgottesdienstes hemme, wenn in den eben anhebenden Jubel die Worte des allsonntäglich ausgesprochenen Konfiteors und Kyrie träten. Es ist ja richtig, daß durch das Eintreten der besprochenen drei Stücke das oben gegebene Schema eines einfachen Gottesdienstes reicher gestaltet wird. Aber diese Stücke ermöglichen nach unseren Untersuchungen doch keine organische Entfaltung der einfachen Grundgestalt, und dadurch, daß zwei von ihnen immer denselben Wortlaut haben, geben sie dem durch sie erweiterten Gottesdienst sofort wieder ein Moment der Eintönigkeit. Will man die einfachen Grundformen der ersten Abteilung des Hauptgottesdienstes organisch entwickeln, so wird man vor allem die verschiedenen Faktoren ins Auge zu fassen haben, die im Gottesdienste wirken. Ein Beispiel wird die Sache deutlich machen: Erster Advent: 1) Der Chor begrüßt die Gemeinde und fordert sie zum Gesang auf: „Freue dich, du Tochter Zion, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir“ u. s. w.; 2) die Gemeinde stimmt das Lied an: „Wie soll ich dich empfangen“; 3) der Pfarrer tritt auf und mahnt „Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn“ u. s. w.; 4) die Gemeinde antwortet: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz“ u. s. w.; 5) der Pfarrer spricht das Eingangsgebet; 6) die Gemeinde antwortet mit einer Strophe wie: „Komm, o mein Heiland, Jesu Christ“. Das ist ein Eingang für den Gottesdienst, der auch für festliche Ver-

[1]) Vergl. J. Smend, Die evangelischen deutschen Messen. S. 139.

Digitized by Google

hältniſſe reich genug iſt, zumal wenn man bedenkt, daß nun noch die Vorleſungen kommen, wo auch dem Chor wichtige Aufgaben erwachſen. Es bedarf keiner Verſicherung, daß bei ſolcher Geſtaltung des Gottesdienſtes die Stücke des Gloria patri, Kyrie, Gloria in excelsis mit dem folgenden Hymnus je zu paſſender Zeit ihre Stelle finden, aber ſo, daß der Sinn ihres Auftretens ohne weiteres klar iſt und nicht erſt eines tiefſinnigen Kommentares bedarf.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man derartige Vorſchläge als modernen Subjektivismus mancherſeits abweiſen wird. Ich will nicht ſo unhöflich ſein, anseinanderzuſetzen, welches Urteil dem Vorgehen gebührt, das jene drei beſprochenen Stücke als den von der lutheriſchen Liturgik zu fordernden Eingang des Hauptgottesdienſtes hinſtellt; das mildeſte wäre: gänzliches Verkennen der geſchichtlichen Thatſachen, und alſo wohl auch Subjektivismus, wenn auch nicht „moderner“. Von Herzen bitte ich aber unſere Leſer, unter denen ſich ſo viele gelehrte und kundige Arbeiter auf dem Gebiete des Gottesdienſtes finden, meine Ausführungen ſcharf ins Auge zu faſſen und unnachſichtlich alle ſubjektive Willkür darin herauszuſtellen, damit wir alle noch lernen und weiterkommen. Dabei will ich, ob es wohl überflüſſig iſt, noch ausdrücklich bemerken, daß die Worte „Tradition“ und „Pietät“ auf unſerm Gebiete ein weit greifendes Recht haben, und daß es mir deshalb nicht in den Sinn kommt, eine eingebürgerte Tradition, ſelbſt wenn ſie zu Bedenken Anlaß giebt, beſeitigen zu wollen. Nur daran liegt mir, daß man nicht in Unkenntnis der geſchichtlichen Entwickelung und in Mißdeutung der gottesdienſtlichen Formen berechtigte gottesdienſtliche Gebilde gewaltſam umgeſtalte. Solches iſt gerade bei dem beſprochenen Fall in unſerm Jahrhundert vielerorts geſchehen. Daß ein gleiches Geſchick den Landeskirchen erſpart werde, die bisher mehr oder weniger einer ſolchen Umgeſtaltung ihres Gottesdienſtes widerſtanden haben, das iſt der „praktiſche Wink“, den ich mit dieſer Arbeit zu geben mir erlaube.

Kleine Mitteilungen.

Der in dem Artikel des Herrn Prof. D. V. Schultze „Zum Studium der kirchlichen Kunſt“ M.-Schr. II, 4, S. 104 genannte Archäologiſche Katechismus von D. Otte iſt zur Zeit gänzlich vergriffen. Die weſentlich erweiterte 3. Auflage wird von Herrn Pfarrer Dr. Bergner bearbeitet und Oſtern 1898 im Verlag von Hermann Tauchnitz in Leipzig erſcheinen. Sp.

Am 18. Juli wurde auf der Nordſee-Inſel Borkum zum Erſatz für die 1801 erbaute und bei der franzöſiſchen Invaſion verwüſtete, ärmliche reformierte Kirche ein neues, von Otto March erbautes Gotteshaus eingeweiht. Wie in den von demſelben Meiſter errichteten Kirchen zu Osnabrück und Duisburg ſind auch hier Kanzel, Altartiſch, Orgel und Chorſängerraum im Angeſicht der Gemeinde vereinigt, die Sitzplätze aber in gebrochenen geraden Linien ſo geordnet, daß man den Geiſtlichen von jedem Platze aus ſieht. Bemerkenswert erſcheint der für eine reformierte Gemeinde noch neue Farbenreichtum der Ausſtattung; die Orgelniſche bietet ſogar außer den Evangeliſten-Symbolen zwei Engelsgeſtalten. Hieraus wie aus der Unterbringung von 900 Plätzen erſieht man die Rückſicht auf den bekanntlich recht ſtarken Fremdenzufluß während der Badezeit. Das Ganze bildet einen Backſteinbau nach Art altholländiſch-oſtfrieſiſcher Vorbilder und wird als ſehr anſprechend bezeichnet. Von einer Verbindung mit Pfarr- und Küſterwohnung wurde, weil dieſe bereits vorhanden, abgeſehen. Von der Bauſumme iſt die größere Hälfte (60000 M.) noch aufzubringen. Sm.

Kein günſtiges Zeichen der Zeit bilden die mannigfachen Auswüchſe der ſogenannten „chriſtlichen“ Induſtrie der Gegenwart. Insbeſondere in den Fabriken für illuſtrierte und kolorierte Bibelſprüche begegnet man zur Zeit den gröbſten Verſtößen gegen guten Geſchmack und Feinſinn. Ja, es hat oft den Anſchein, als ſollte ſich hier das Chriſtentum als gleichbedeutend mit Gedankenloſigkeit und Barbarei darſtellen. Kürzlich ſah ich in dem Lagerraum einer ſolchen Fabrik auf einem Abreiß-Bogen vereint folgende Sprüche mit den nebenbezeichneten Genrebildern: „Habe deine Luſt an dem Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünſchet“, dazu ein Knabe, der auf einem Bach ſein Schiffchen ſchwimmen läßt; „Halt im Gedächtnis Jeſum Chriſtum, der auferſtanden iſt von den Toten“, daneben ein Hühnerhof

Digitized by Google

mit stolzem Kochinchinahahn; „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir", darüber ein Kaninchenbau mit einem wahren Rudel dieser Tierchen, großen und kleinen. Ein erkennbarer Zusammenhang von Bild und Wort besteht nicht, ist auch gar nicht beabsichtigt; man könnte die Illustrationen beliebig vertauschen. Aber ist nicht ein solcher Industriezweig, der die Frommen zur Stumpfheit und die Gottlosen zum Spotte reizt, des Unterganges wert? Sm.

Programme kirchlicher Feiern und Musikaufführungen. Es trete dieses Mal Rußland an die erste Stelle. Dreizehn Programme, die mir aus Mitau (Mus.-Dir. W. Röttgers) zugegangen sind, geben mir Anlaß, mein Urteil über den Stand der evang. Kirchenmusik in Rußland, wie ich es in No. 1, S. 28f. ausgesprochen habe, wenigstens in Bezug auf Mitau zu korrigieren. Hier kommt die deutsche evangelische Kirchenmusik zu ihrem Rechte. In einem Konzerte, das dem Gedächtnis von Joh. Brahms gewidmet war, finden wir außer seinem Namen J. S. Bach, B. Klein, F. Mendelssohn, außerdem Muffat, Rheinberger und Guilmant. Die bei dem Gottesdienste verwendeten Chöre habe alle, mit Ausnahme von dem am Totenfeste zu einem deutschen Texte gesungenen Mozartschen Ave verum, evangelischen Charakter. An erster Stelle steht mit Recht J. S. Bach, dessen Lieder in der vierstimmigen Bearbeitung von Wüllner besonders häufig verwendet sind; daneben ältere Meister wie Vulpius, M. u. W. Franck. Händel erscheint einmal, Schütz nur in dem Schlußchor der ihm zugeschriebenen, aber zweifellos von einem Anderen komponierten Markuspassion. Unter den Neueren erscheinen wiederholt Mendelssohn und Postel. Hoffentlich wird demnächst dort auch der wirkliche Schütz einziehen und nicht minder die Meister evangelischer Kirchenmusik in der Gegenwart. In wesentlich demselben Geiste, mit entschiedener Bevorzugung von Bach, aber freilich viel reicher in der Auswahl, wird die Kirchenmusik unter Trautners Leitung in Nördlingen gepflegt; der 15. Bericht des Chor- und Orchestervereins giebt darüber interessante Kunde. Von älteren Komponisten sind vertreten Schröter, Erythraeus, Gesius, M. u. W. Franck, Lassus, Siegfried, Vulpius, Hammerschmidt, von Meistern der Gegenwart Lützel, Mergner, Rheinberger, Trautner — hier sind also die Bayern unter sich geblieben. Aus dem reichen Programm eines Kirchenkonzerts in Crefeld ragt Bachs Motette „Jesu, meine Freude" und Psalm 150 von César Franck bedeutsam hervor. — In zwei anziehenden Feiern in Birnstadt i. Sachsen an Charfreitag und Ostern sind zwei von Mergners P. Gerhardt-Liedern zu ergreifender Wirkung gekommen. Zu Ostern wurde in der Marktkirche zu Halle die in Nr. 1 veröffentlichte Succofche Motette „Ich bin die Auferstehung und das Leben" gesungen; den cantus firmus sangen 36—40 besonders engagierte Knabenstimmen. In einem Konzerte zu Haspe, Westf., das im Ganzen Passionscharakter trug, wurde zu Eingang der 84. Psalm von Herzogenberg (M.-Sch. I. Nr. 11 S. 380) „sehr wirkungsvoll" zum Vortrag gebracht. In einem hochinteressanten Konzerte des Riedel-Vereins in Leipzig (25. Mai) erschienen Kompositionen des Italieners E. Bossi, eingerahmt von Werken Herzogenbergs (op. 67, 6. 34, 89, 2—4) und Piutti (op. 27. 28. 26.): drei moderne Kirchenkomponisten von sehr verschiedenartigem Charakter. Zu Pfingsten wurde in St. Johannis zu Leipzig „Der Tag der Pfingsten" von R. Bartmuß zur Aufführung gebracht; zu Seelscheid fand eine liturg. Feier statt, wesentlich in Anschluß an den M.-Sch. I. Nr. 2 S. 71 f. gegebenen Entwurf und ausgestattet durch den Sologesang von zwei Bachschen Liedern. Das Johannisfest, das sächsische Allerseelen, feierte man in St. Johannis zu Leipzig durch Vortrag von sinnig ausgewählten Stücken aus Mendelssohns Paulus. Zum Schluß darf ich wohl eine kirchliche Aufführung des akadem. Kirchenchors in Straßburg nennen, in der A. Beckers Choralmotetten „Morgenglanz der Ewigkeit" und „Nun sich der Tag geendet hat", drei Chöre aus Herzogenbergs Erntefest-Liturgie, Bruchs Nachtlied (vgl. M.-Schr. II, 5, S. 159), 2 Lieder von J. S. Bach, ein zweistimmiges Konzert von Schütz „Habe deine Lust an dem Herrn" und ein Männerchor von Wilsing gesungen wurden. Sp.

In der sächs.-thür. Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Leipzig giebt es ein „Thüringer Dörfchen" und darin eine Dorfkirche, „zu St. Elisabeth" genannt, die für den Gottesdienst völlig hergerichtet ist. Einer Anregung, am Sonntag früh wirklich Gottesdienst darin zu halten, wurde zwar nicht stattgegeben, aber allmöchentlicher Chorgesang mit Freuden begrüßt. Und so singt denn der Kirchenchor zu St. Johannis jeden Montag abends 8 Uhr — natürlich bei freiem Eintritt für jedermann — vor einer starken und aufmerksamen Zuhörerschaft. Orgelspiel verbindet die einzelnen Gesänge. Besonders erbaulich war der Gesang („Ps. 100" von Mendelssohn, „Dir, dir, Jehovah" von Bach und „O du mein Trost" von J. W. Franck) am Morgen des ersten Pfingstfeiertages. Br. Röthig, Leipzig.

Die Orgelbauer, Gebr. Jehmlich in Dresden, haben im Vereinshause zu Dresden eine Konzertorgel nach Disposition des Vereinshausorganisten H. Menzel 1896—1897 erbaut, über die letzterer eine interessante und instruktive Beschreibung veröffentlicht hat, die man durch die Expedition des Stadtvereins für innere Mission zu Dresden, Zinzendorfstraße 17, für den Preis von 30 Pf. (Disposition allein 10 Pf.) beziehen kann. Indem wir diese Ab-

Digitized by Google

handlung allen Interessenten aufs wärmste empfehlen, teilen wir die Schlußworte Menzels mit: „So erweist sich die neue Vereinshausorgel in jeder Beziehung als Kunstwerk ersten Ranges und lobt ihre Meister, die in liebevoller Sorgfalt nach tiefdurchdachten Plänen alles aufs beste bereiteten. Daher kann sie getrost mit gleichgroßen Konzertinstrumenten in Wettbewerb treten — ein thatsächlicher Beweis, daß der sächsische Orgelbau durchaus nicht „auf dem Wege ist, sich zu isolieren und überflügelt zu werden", wie vor einiger Zeit ein nichtsächsischer Orgelbautheoretiker, der von den hervorragenden Leistungen des sächsischen Orgelbaues scheinbar keine Ahnung hat, sich auszudrücken beliebte; ein thatsächlicher Beweis, daß unser Orgelbau gleich anderen die berechtigten Fortschritte der Neuzeit ebenso anerkennt als anwendet, daß er freilich im Gegensatz zu jenem Radikalismus, der alles neu und besser machen will, in konservativer Gesinnung das sich als gut bewährt habende Alte auch bewahrt und zu neuen Ehren bringt, und letzteres umsomehr, als er die Fehler der Vorfahren natürlich besser kennt als Herren, die über Werke den Stab zu brechen sich genügsigt fühlen, welche sie in ihrem Leben weder gesehen noch gehört noch gar gespielt haben. — Möge Dresdens neue Vereinshaus-Orgel als hochbedeutsames Denkmal sächsischer Orgelbaukunst ihren vieltausendfachen Mund mit all seinen Lippen und Zungen auf lange Jahrzehnte hinaus zu Gottes Ehre und im Dienst einer gottgeweihten Kunst öffnen; möge dieselbe — ohne Altmeister Silbermanns herrliche Frauenorgel verkleinern zu wollen, mit Recht als schönste Orgel der Stadt bezeichnet — im musikalischen Leben der Residenz ein unentbehrlicher Faktor und für den Orgelbau des Landes von grundlegender Bedeutung werden; möge sie schließlich auch ihren uneigennützigen Erbauern, die nach dem ehrenvollen Gutachten des berufenen Revisors, königl. Musikdirektors und Organisten Höpner, für den verhältnismäßig billigen Preis von etwa 18500 Mark (außer Gehäuse und Motor) wahrhaft Bewundernswertes geschaffen haben, zur Freude und Ehre in der lieblichen Weichheit ihrer Solostimmen erklingen oder dahinbrausen im Jubelgesang des vollen Werkes und Begeisterung zu neuen Ruhmesthaten in deren Herzen erwecken."

Von der dritten Jahresversammlung des Westf. Kirchengesangvereins. — Am 16. und 17. Mai 1897 fand in Bochum die 3. Jahresversammlung des Ev. Kirchen-Gesangvereins für Westfalen statt, welche einen erhebenden Verlauf nahm. Sie wurde eingeleitet durch einen herrlichen Gottesdienst in der Christuskirche, wo Superintendent Nelle-Hamm die begeisternde Festpredigt hielt und der Christuskirchenchor die alten Osterweisen der Gemeinde durch die schönsten Sätze von Prätorius, Eccard, J. M. Bach u. a. verstärkte. Zeigte sich schon im Gottesdienst der Leiter des Chores, August Große-Weischede, als feinsinniger, gewandter Dirigent und als ausgezeichneter Meister der Orgel durch Bachs Vorspiel „Christ ist erstanden" und die große Schlußtoccata, so am Abend als Komponist eines großen Werkes „Der Erlöser". Dieses ist zunächst als Kirchenoratorium mit Orgelbegleitung am 10. Dezember 1895 in Bochum zum ersten Male und dann, für Orchester instrumentiert, auch in Krefeld und Dortmund mit großem Beifall aufgeführt worden. Wenn auch die zuhörende Gemeinde nicht direkt durch Gesang beteiligt ist, so steht man doch stets unter dem Eindruck eines in kunstmäßigen Formen ausgeführten Gottesdienstes. Dabei handelt es sich im Stil um ein durchaus selbständiges Werk, soweit nicht alle Oratorien von Händels Geist beeinflußt sind und die Verwertung der Choräle auf Bach zurückweist. Ja, wir möchten behaupten, daß Große-Weischedes „Erlöser" aus dem evangelisch-protestantischen Bewußtsein unserer Tage direkt entsprungen und sich in selbständigen Formen kraftvollen Ausdruck gesucht hat. Zu dieser Bedeutung des Werkes im allgemeinen kommen viele besondere Vorzüge. Die Soli sind von melodischer Schönheit, die Orgelpartie verrät in der feinsinnigen Registrierung, in der geschickten Behandlung den geübten Organisten. Auch die Instrumentierung für großes Orchester enthält manche Feinheiten und prachtvolle Klangwirkungen. Vor allem aber sind die Chöre, in denen der Schwerpunkt des ganzes Werkes ruht, voll dramatischer Kraft, voll sprudelnden, frischen Lebens, vokalmäßig gesetzt und in ihren, oft überraschenden Harmonienfolgen und ihrem farbenreichen Stimmungston von ergreifender Wirkung. Endlich verdient die außerordentlich geschickte Verwendung aller Choräle in schlichtem, wohlklingendem Satz besondere Erwähnung. Ihre Wirkung wird noch erhöht durch das mehrmalige Eintreten eines Knabenchors, dessen Klänge in der Gemeinde das Gefühl des inneren Mitempfindens verstärkt. — Von dem weiteren Verlauf der Jahresversammlung sei der Vortrag des Militäroberpfarrers und Konsistorialrats Dr. Richter aus Münster besonders erwähnt. Seine Ausführungen über „Gründung und Leitung von Kirchenchören" waren so frisch und warm, aus Erfahrung geschöpft und reich an praktischen Winken, daß alle mit der größten Spannung folgten und sich in der nachfolgenden, sehr lebhaften Diskussion in allen wesentlichen Punkten ihm gern anschlossen. Er wies zunächst darauf hin, daß es ein unleugbares Verdienst der Kirchengesangvereine sei, wenn man auf dem Gebiete des Kirchengesanges heute auf einem besseren Wege sei, als vor Jahrzehnten. So erfreulich nun auch die Fortschritte seien — bis jetzt sind 28 Ortsvereine mit 1600 Mitgliedern angeschlossen —, so stehe man doch immer noch im Anfang der Bewegung und müsse mit allen Kräften auf die weitere

Digitized by Google

Belebung des kirchenmusikalischen Interesses hinarbeiten. Als obersten Grundsatz stellte er dann die Forderung, daß die Kirchenchöre lediglich eine kirchliche und praktische Tendenz haben dürften; gegenüber den Oratorien-Vereinen, deren Bestrebungen mehr musikalisch-ästhetischer Art wären, sollten sie der Erbauung der Gemeinde dienen. Dabei wären geistliche Musikaufführungen außerhalb des gottesdienstlichen Rahmens nicht ausgeschlossen, und die sogen. Motetten, unentgeltliche Kirchenkonzerte an Wochentagen in der Abendstunde, wie sie in Berlin, Hamburg, Altona u. a. O. eingeführt sind, zu empfehlen. Der Männerchor lasse eine kirchliche Stimmführung nicht zu, während dem Knabenchor für den Figuralgesang die nötige Kraft und Fülle fehle. (Letzterer könne dagegen für die Leitung des Choralgesanges Verwendung finden.) Auch existiere die kirchenmusikalische Unterrichtspflicht für die Schulen und humanistischen Bildungsanstalten nicht mehr, und was von dem Kurrende-Institut und den Alumnen mit den singenden Lateinschülern übrig geblieben sei, gleiche einer Ruine, die kaum noch reparaturfähig sei. Allen Anforderungen genüge in musikalischer Beziehung nur der gemischte Kirchenchor, der auch zugleich den evangelischen gottesdienstlichen Grundsätzen am meisten entspreche (unter Hinweis auf Kümmerles Encyklopädie für Kirchenmusik wurde dies näher begründet.) Diese Kirchenchöre sollen dazu dienen, die Gottesdienste als schöne nach Luthers Sinn zu gestalten und die Monotonie zu beseitigen, an der, gegenüber der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit, unsere evangelischen Gottesdienste heute vielfach leiden; hierdurch sei auch der mangelnde Kirchenbesuch, über den man heute klage, nicht wenig mitverschuldet. Das Wort der Predigt berühre zumeist den denkenden Geist, aber es durchdringe nicht die Seele und das Gemüt mit andächtiger Erhebung. „Darum gebe man der trauernden Seele den verklärten Leib der Töne zurück, und die Gottesdienste werden wieder Boten, die unseren Herzen die Herrlichkeit des Herrn verkünden." Sollen aber die Kirchenchöre wieder dauernde Institutionen der evangelischen Kirche werden, so müssen Geldmittel dafür aufgewendet werden, wie es im 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Legate und Vermächtnisse zur Bildung von Kirchenchören gab. Zu dieser schönen Sitte müsse man wieder zurückkehren. Auch die kirchlichen Gemeindevertretungen müßten in dem Etat eine Summe für Kirchenchöre aussetzen. Mit Dank sei es zu begrüßen, daß die Westf. Provinzialsynode 4000 Mk. für kirchenmusikalische Kurse in Westfalen pro 1897/98 bewilligt habe. Für die Leitung der Kirchenchöre sei der Geistliche die berufene Persönlichkeit. Als verantwortlicher Leiter sämtlicher Kultushandlungen sei er auch verantwortlich für die Vorführungen des Kirchenchors. Eine kirchenmusikalische Vorbildung sei darum unerläßlich. Die auf den Universitäten vorhandenen Veranstaltungen zur Aneignung kirchenmusikalischer Vorbildung würden aber von den Theologie Studierenden zu wenig benutzt. Die Fakultäten sollten hierauf größeren Nachdruck legen, und die Kirchenregierungen seien zu bitten, von den Kandidaten einige Kenntnis und technisches Geschick für Kirchenmusik zu fordern. Die Organisten und Kantoren seien die berufenen Dirigenten der Kirchenchöre. Abgesehen von den größeren Städten werde in der Regel das Organisten- und Kantorenamt von den Lehrern versehen. Da nun die Seminarien an kirchenmusikalischer Ausbildung der Lehrer anerkanntermaßen das nicht mehr leisten, was die Kirche von den Organisten zu fordern berechtigt ist, so ist es Pflicht der Kirche, Institutionen zu schaffen, auf denen den Organisten eine genügende kirchenmusikalische Vorbildung zu teil werde. Als Anfang solcher Institutionen seien die kirchenmusikalischen Kurse freudig zu begrüßen. Von den der Diskussion zu Grunde gelegten Thesen seien die beiden letzten mitgeteilt: 6) Junge Kirchenchöre haben sich vor dem Fehler zu hüten, sich an Aufgaben zu wagen, die noch über ihre Kräfte gehen, da die Würde des Gotteshauses die höchstmögliche Vollkommenheit der Vorführungen erheischt. 7) Lateinische Chöre dürfen nur dann zur Vorführung gelangen, wenn die Gemeinde die deutsche Übersetzung in Händen hat. — Aus den übrigen Verhandlungen sei noch der Anregung gedacht, liturgische Zeitschriften, wie die „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst", auf Kosten der Kirchenkasse in den Gemeinden zu halten. Möchte dem in vielen Gemeinden entsprochen werden!

Hamme bei Bochum. Fr. Anspach.

Bücherschau.

C. Werckshagen, G. Tersteegens Lieder und Sprüche, ausgewählt und herausgegeben. VII, 196 S. Berlin, Hans Friedrich. M. 3.—.

Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält Stücke aus allen Teilen des Tersteegenschen Blumengärtleins. Doch sind aus den Sprüchen, Betrachtungen und Losungen nicht gerade zahlreiche Proben gegeben. Von den 597 Sprüchen des 1. Büchleins finden wir hier 44, von

Digitized by Google

den 120 Betrachtungen des II. Büchleins 9, von den 412 Losungen aus „der Frommen Lotterie“ 30. Anders steht es mit dem III. Büchlein des Blumengärtleins. Von seinen 111 Liedern bietet Werckshagen 59, also die größere Hälfte. Leider fehlt eine Anzahl von Liedern darunter, welche zu den gesegnetsten und verbreitetsten des Dichters gehören. Nennen wir nur: Liebster Heiland, nahe dich, das Passionslied: Ruhe hier (Setze dich) mein Geist ein wenig, Brunn alles Heils, dich ehren wir, O Majestät, wir fallen nieder und das in dieser Monatschrift (im Juni) mitgeteilte Nun schläfet man. Bedenklicher als die Auswahl der Lieder ist die Auswahl der Strophen innerhalb der Lieder. Durchweg sind starke, gar zu starke Kürzungen vorgenommen. Da gewinnt man keinen vollen, reinen Eindruck von dem Wesen eines Dichters, wenn z. B. in Nr. 1 des Blumengärtleins von 15 Strophen 9, in Nr. 2 von 19 Strophen 9, in Nr. 5 von 22 Strophen 6 gegeben werden (lieber hätten wir Nr. 5 ganz entbehrt!). Das schöne Loblied: Groß ist unsers Gottes Güte, in welchem Tersteegen uns Einblicke in seine Lebensgeschichte gewährt, ist von 18 Strophen auf 7 gebracht, das Pilgerlied: Kommt, Kinder, laßt uns gehen, hat von 19 nur 9, also weniger als die meisten Kirchengesangbücher unserer Tage. Von den 8 Strophen des Liedes: Ich bete an die Macht der Liebe, finden sich nur 4. Nr. 68 des Blumengärtleins beginnt hier mit der zweiten Strophe, Nr. 69 mit der dritten Strophe. — Ist auf diese Weise der Blick in die dichterische Art und Eigentümlichkeit Tersteegens durchweg in dieser Auswahl beschränkt, so wird er zudem getrübt durch die Überarbeitungen, zu denen der Herausgeber sich veranlaßt geglaubt hat. Diese Überarbeitungen sind sehr wenig gleichmäßig. Eine der wenigen starken Geschmacklosigkeiten Tersteegens ist in dem schönen Abendliede: Der Abend kommt, die Anrede an Gott: „Mein Stall, mein Nest, mein Ruhplatz, thu dich auf“. Der Überarbeiter hat sie unverändert gelassen. Auch das Wort „ankleben“ hat er nicht beanstandet. Dagegen finden sich in großer Zahl die unbegründetsten Änderungen. Nennen wir nur eine einzige Probe. Die Schlußstrophe von Gott ist gegenwärtig beginnt: Komm, in mir zu wohnen, laß mein Geist auf Erden dir ein Heiligtum noch werden. Werckshagen ändert: „Daß mein Geist auf Erden dir zum Heiligtum mag werden“. In derselben Strophe ändert er die Worte: „Wo ich geh, sitz und steh“ in: „Wo ich geh, wo ich steh“. Der Leser weiß also nie, ob er Tersteegens eigene Worte vor sich hat, und wird sich um so öfter unangenehm berührt fühlen, als die neueren Gesangbücher nicht selten treuer als die Werckshagensche Ausgabe das Original beibehalten haben.

Der Herausgeber bietet die Lieder in der Reihenfolge des Blumengärtleins. Diese ist keine sachliche, sondern folgt lediglich der Entstehungszeit der Lieder. Wie viel bedeutsamer würden die Lieder wirken, wenn die inhaltlich zusammen gehörenden zusammen ständen! — So schön der Druck ist, so ist es doch ein Mangel, daß das Strophenbild nicht immer klar hervortritt. O Jesu, göttlich Wunderkind z. B. hätte in zwölfzeiligen Strophen, Jesu mein Erbarmer höre in sechszeiligen gedruckt werden müssen. Leider fehlt dem Büchlein ein alphabetisches Register, für das Auffinden der Lieder ein unangenehm sich fühlbar machender Mangel. Seite 1—31 enthält einen schönen Lebensabriß mit treffender Charakteristik des evangelischen Mystikers. Nelle-Hamm.

F. Noack, Die Geburt Christi in der bildenden Kunst bis zur Renaissance, 72 S. mit 4 Taf. und 11 Textbildern. Darmstadt. 1894. M. 4.—.

Den Ausgangspunkt dieser Untersuchung bildet eine Reihe Elfenbeintafeln des Großherzoglichen Museums zu Darmstadt, welche den deutschen Typus der Geburt Christi wiedergeben: Maria auf dem Wochenbett liegend, darüber das Kind in der Krippe mit Ochs und Esel, davor Joseph in der bekannten, verwunderten Haltung. Von hier aus wird der Gegenstand rückwärts verfolgt. In der oströmischen Kunst finden wir die Badeszene des Neugebornen, welche aber auf antike Darstellungen, das Bad des Bacchuskindes, zurückweist, wie auch die Lage der jungen Frau an antike Bilder der Wochenstube anklingt. Diese Badeszene des byzantinischen Kanons wird nun einerseits von den italienischen Meistern des Trecento aufgenommen und der Renaissance vermittelt, andererseits dringt sie in die französische Elfenbeinschnitzerei und von da in die deutsche Kunst des späteren Mittelalters ein. — So richtig der Grundgedanke ist, so wenig hat sich der Verfasser bemüht, demselben durch eine lückenlose Beweisführung die wünschenswerte Klarheit und Überzeugungskraft zu verleihen. Begeisterte Lobsprüche auf die Italiener und allgemeine Stimmungsbilder findet man besser und verständlicher in einem Handbuch der Kunstgeschichte. Der Mangel an Methode und an Bekanntschaft mit den litterarischen Quellen der Geburtsszene wird hierdurch nicht ersetzt. An kleinen Irrtümern ist kein Mangel. S. 42 vermutet Noack in dem Architekturhintergrund der Domthüren, welcher allgemein die Stadt Bethlehem bezeichnet, die „Festungswerke und stattlichen Gebäude“, mit denen Berward von Hildesheim seine Stadt umgab. Da indes der Verfasser selbst für mildernde Umstände plädiert, so sollen sie ihm nicht versagt werden. Die Arbeit wird hoffentlich bald noch einmal von Grund aus aufgeführt. Rohmaterial dazu hat Noack in reicher Masse herzugeführt. Bergner.

Digitized by Google

Joh. Hillmann, Die evangelische Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche. 208 S. mit 7 Abb. Düsseldorf, August Bagel. 1896. Geb. M. 2.50.

Die glanzvolle Herstellung des „evangelischen Doms der Rheinlande" hat uns dies Buch beschert, in welchem der frühere Pfarrer der Willibrordkirche (jetzt in Braunschweig) auf Grund bisheriger Vorarbeiten sowie fleißiger und einsichtiger Urkundenbenutzung in frischer, oft etwas sehr lebhafter Weise die Geschichte der Gemeinde und ihres Gotteshauses aufrollt. Das mittelalterliche Wesel gehört zu den interessanten Rheinstädten, welche frei von hierarchischer Bevormundung in kraftvollem Bürgersinn ihr kirchliches Leben entfalteten, vielfach befruchtet von den vorreformatorischen Strömungen des Unterrheins, reich an kirchlichen Stiftungen aller Art, bis 1450 ein Wunder an der Mathenakirche den heiligen Antonius fast zum alleinigen Herrn der Stadt machte. In dem gebildeten und mit trefflichen Schulmännern bedienten Bürgertum, welches sich vielleicht sogar den Laienkelch gegen römisches Verbot bewahrte[1]), fand die Reformation seit 1523 durch das Wirken Adolph Clarenbachs, des späteren Blutzeugen, schnellen Anhang. Doch ist der weitere Verlauf unter den schwachen Fürsten der clevischen Lande, ihren humanistisch-vorsichtigen Räten, dem Druck der wiedertäuferischen, dann der spanisch-kaiserlichen Gefahren ein seltsames Schwanken zwischen den Gegensätzen. 1540 ist die Reformation in gemäßigter Form allein durch Rat und Bürgerschaft zum Sieg gelangt, kurze Zeit bedroht durch das Interim, seit 1552 wieder frei, doch zugleich mit einem reformierten Grundzug, welcher sich nach einer unerfreulichen Alleinherrschaft des fanatischen Lutherthums (Heßhusius) seit 1565 immer mehr zum calvinistischen Bekenntnis ausmächst. Der Umschwung ist den Fremdengemeinden zuzuschreiben, von welchen auch die Presbyterialverfassung angenommen wurde. Erst 1612 ist die Entwickelung abgeschlossen und hält sich dann unter der sittenverderbenden spanischen Besatzung in stetem Kampf gegen die Jesuiten, welche dreimal die Altäre der Kirchen auspeitschten und neu einweihten, gegen Sekten und Lutheraner, die schließlich vergeblich um ein kleines Hauskirchlein bitten. Der Ruhm der Stadt ist die großartige Gastfreundschaft, welche sie, eine Ausnahme abgerechnet, den vertriebenen wallonischen, englischen und niederländischen Flüchtlingen gewährte: Vesalia hospitalis, deren Kirchensiegel die Inschrift trug: hospes eram, et excepistis me. Aus den Presbyterialprotokollen des 17. Jahrhunderts entwickelt der Verfasser ein schönes Bild des Gemeindelebens, das in ernster Armen- und Krankenpflege, Seelsorge und Kirchenzucht, Opferstinn und Aufklärung inmitten des Hexenwahns alle Tugenden des reformierten Kirchenthums zeigt.

Ebenso reich an neuem Material ist der Abschnitt über die Willibrordkirche, welche wahrscheinlich aus einer Kapelle des großen Utrechter Bischofs entstand, sicher um 1000 vorhanden war, in romanischer Zeit zur dreischiffigen Basilika erbaut und frühgotisch nach Westen erweitert und abgeschlossen wurde, wovon die aufgegrabenen Fundamente zeugen. Indes mußte dies alles der spätgotischen drei-, dann fünfschiffigen Kreuzbasilika weichen, welche mit Unterbrechungen von 1424—1500, dann bis 1540 in reichen Formen errichtet wurde, sich aber in der verarmten Gemeinde und unter den Stürmen der Zeit nur als halbe Ruine auf unsere Zeit gerettet hat. Erst 1882 wurde die Herstellung nach Flügges und Adlers Plänen in der ursprünglichen Ausdehnung begonnen. Sie ist mit 1240800 M. Kosten vielfach einem Neubau nahe gekommen. 1896 konnte die Einweihung unter hoher Teilnahme stattfinden. Die Mittel wurden auch hier zum größeren Teil aus der unvermeidlichen Lotterie gewonnen. Nunmehr macht die Kirche allerdings mit dem imposanten Westturm, dem siebenseitigen Chorumgang, dem malerischen Strebesystem und der gediegenen, inneren Ausstattung, alles in einheitlichen Formen der reichsten Spätgotik gehalten, der Stadt wie der evangelischen Kirche der Rheinlande, schließlich auch dem neuen Reich, alle Ehre. Die Aufhellung der ganzen Baugeschichte mit vielen lehrreichen Einzelzügen aus sorgfältigem Quellenstudium ist ein wesentliches Verdienst des Verfassers, wofür ihm die Kunstgeschichte und die kirchliche Archäologie gerne danken wird. Den auffallend billigen Preis des vornehm ausgestatteten und sorgfältig gedruckten Buches hat die Unterstützung des Presbyteriums und die Hochherzigkeit des Verlegers ermöglicht.

Bergner.

[1]) Die wichtige Frage ist einer näheren Untersuchung wert. Die beiden von H. beigebrachten Rentenbriefe von 1542 und 1379 haben offenbar nur das Ausschenken von Wein im Auge (S. 29 tot behoif des wyns toe schenken . . . vit den vurß stenehuys allen den genen die daer ontfangen dat helige sacrament), wie ja im M. A. auch Brot, Fleisch, Kleider, Schuhe an hohen Festen nach der Messe verteilt wurden. Das ist wohl auch in den Kirchrechnungen des 16. Jahrhunderts gemeint: omb dat vollick mede to communiciren. Auffallend ist nur 1519 wyn gehalt wurdie krancken toe communicyren 4 quart und 1500: dat volck die spoylinck van ontfynge als sy gecommicyrt haden. Die Inschrift im Rathaus wird Recht haben, daß 1540 „das Nachtmahl unter beider Gestalt zu Wesel erstmalig angerichtet". Die Messe unter beider Gestalt (S. 60. Anm.) ist nicht denkbar.

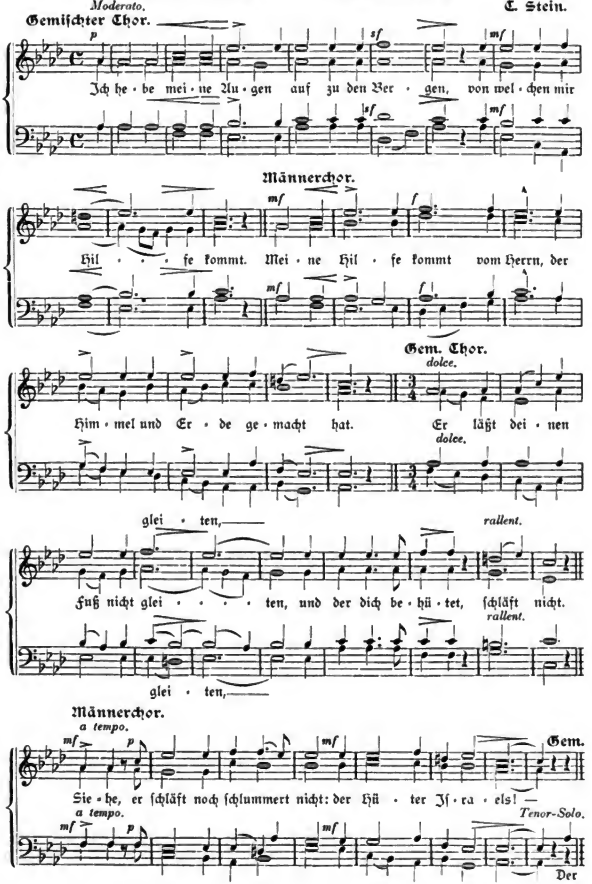
Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

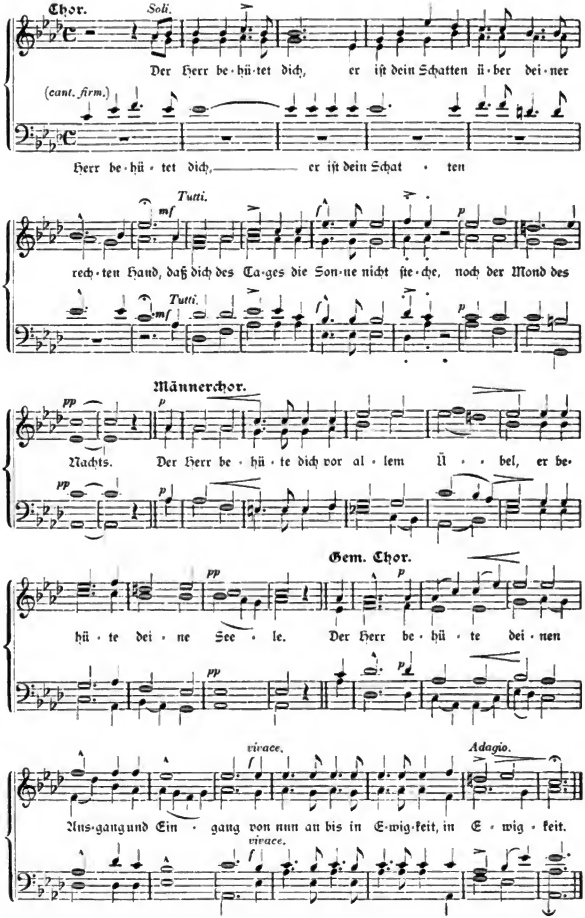
Notenbeigabe.

Psalmodie im 5. Kirchentone.

C. Stein.



Digitized by Google



Digitized by Google

— LEIPZIG —
Eilenburgerstrasse 4:

Max Hesse's Verlag

empfiehlt nachstehende
Werke für Kirchenchorgesang und Orgel:

Für Männerchor:

Palme, Rud., 46 Festmotetten für Männerchöre. Nur Originalkompositionen der größten Tondichter der Gegenwart. Part. brosch. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.
— — Stimmenausgabe. Jede der 4 Stimmen steif broschiert 80 ₰.
Palme, Psalmen- und Harfenklänge. Eine Sammlung leicht ausführbarer Festmotetten und Festgesänge für Männerchor. Part. 2. Aufl. Brosch. 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ.
— — Stimmenausgabe. 2. Aufl. Jede der 4 Stimmen nur 25 ₰.
Palme, op. 34. **„Traugesang."** Part. 50 ₰. Jede der 4 Stimmen 10 ₰.

Für gemischten Chor:

Palme, Festglocken. I und II. Eine Sammlung leicht ausführbarer Festmotetten und religiöser Festgesänge für gemischten Chor. Part. 6. Aufl. Brosch. nur à 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ.
— — Stimmenausgabe. 12. Aufl. Jede der 4 Stimmen nur 25 ₰.
Palme, 45 Festmotetten für gemischten Chor. Part. 4. Aufl. Brosch. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.
— — Stimmenausgabe. 4. Aufl. Jede der 4 St. steif broschiert 80 Pf.
Palme, 88 Motetten und geistliche Gesänge zur festlosen Kirchenzeit für gemischten Chor. Part. Preis brosch. 3 ℳ, geb. 3,50 ℳ.
— — Stimmenausgabe. Jede der 4 Stimmen 50 ₰.

Für dreistimmigen Chor:

Palme, Der kirchliche Sängerchor. Eine Sammlung dreistimmiger Gesänge und Choräle für Kinder-, Frauen- oder Männerchor. Part. 5. Aufl. Brosch. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.
— — Stimmenausgabe. Jede der 3 Stimmen steif broschiert 50 ₰.
Palme, Feierklänge. 36 Festmotetten und religiöse Festgesänge für dreistimmigen Kinder-, Frauen- oder Männerchor. Part. brosch. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.
— — Stimmenausgabe. Jede der 3 Stimmen steif broschiert 50 ₰.
Palme, op. 56. **Traugesang** für dreistimmigen Frauen-, Kinder- oder Männerchor. Part. 60 ₰. Jede Stimme 20 ₰.

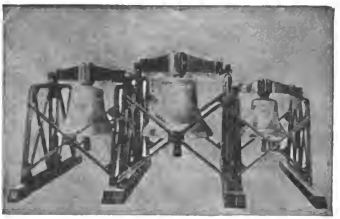
Für Orgel:

Palme, Der angehende Organist. 1. Teil: Eine Sammlung leichter und kurzer Präludien für Orgel in allen Tonarten. 5. Aufl. Preis brosch. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. 2. Teil: Nachspiele. 2. Aufl. Preis brosch. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. 3. Teil: Choralvorspiele. Preis brosch. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.
Palme, 110 leichte und kurze Vorspiele in den gebräuchl. Tonarten f. Orgel ohne Pedal oder Harmonium. 2. Aufl. Brosch. 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ.
Palme, Sonate über die Choralmelodie: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" für Orgel. Preis 1,50 ℳ.
Bartmuß, Rich., Sonate Nr. 1 für die Orgel. Op. 17. Preis 2 ℳ.

Jede bessere Musikalien- und Buchhandlung liefert diese Werke zur Einsichtnahme, auf Wunsch direkt

Max Hesse's Verlag in Leipzig, Eilenburgerstraße 4.

Bochumer Gussstahl-Glocken.



Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Anfang 1897 mehr als 3600 Kirchen- und 5000 Signal-Glocken geliefert. — Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gusstahlfabrikation.

J. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- ꝛc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine ꝛc. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen ꝛc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW. 12**, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Ausgegeben am 24. August 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

J. W. Jul. Aßmann
Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- etc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine etc. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen etc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Durch
Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel

wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:

Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von
Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.

Zum Totenfest empfohlen:

Chöre zum Totenfest:

J. M. Bachs Choralmotette **„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt"** und 4 leichte liturgische Sätze von A. Mendelssohn. Sonderabdruck aus der Monatschrift I, 8. In Partien von 15 Exemplaren an je 8 Pfg.

Hier ist das Material zur Bestreitung einer ganzen Totenfest-Andacht beisammen. Die 1. Auflage war binnen wenigen Wochen nahezu vergriffen. **Trotz Neudrucks** bitten wir, rechtzeitig zu bestellen.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Heinrichstr. 14. ✻ ***HANNOVER*** ✻ **Heinrichstr. 14.**

Kirchenschmuck,

Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.

Die Verlagshandlung versendet diese Werbe-Nummer gern kostenfrei an jede ihr genannte Adresse. Sonderabdrücke des Zweingli-Reformationsbriefes aus dieser Nummer sind zu 10 Pfg. in Partien à 5 Pfg. zu haben.

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ❋ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.

Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.

Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weiss, Sally Liebling *u. a.*

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird.""

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung."" Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Zwinglis Reformationslied. — Smend, Butzers „Grund und Ursach". — Steinhausen, Zur Frage: Sichtbare oder unsichtbare Kirche? — Spitta, Die Prinzipien für die Aufstellung der Orgel im evangelischen Gotteshause. — Rasch, Baugeschichte der Katharinenkirche in Oppenheim. — Spitta, Der Entwurf eines Liederbuches für den evangelischen Bund. — Hartter, In Sache des württembergischen Orgel-Albums. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Zwei Notenbeigaben.

Zwinglis Reformationslied.

Original.	Übersetzung.
HERR, nun heb den wagen selb,	HERR, nun selbst den Wagen halt,
scheib wirt sust all unser fart,	bald abseit geht sonst die Fahrt,
das brächt lust der widerpart,	das brächt Freud dem Widerpart,
die dich	der dich
veracht so fräuenlich.	veracht't so freventlich.
GOTT, erhöch den Namen din	GOTT, erhöh deins Namens Ehr,
in der straaff der bösen böck,	wehr und straf der Bösen Grimm,
dine schaaff widrumb erweck,	weck die Schaf mit deiner Stimm,
die dich	die dich
lieb habend innigklich.	lieb haben inniglich.
HILFF, das alle bitterkeit	HILF, daß alle Bitterkeit
scheide feer vnd alte trüw	scheide, Herr, und alte Treu
widerkeer vnd werde nüw,	wiederkehr und werde neu,
das wir	daß wir
ewig lobsingind dir.	ewig lobsingen dir.

Das nahende Reformationsfest fordert uns auf, die Gemeinden von neuem mit dem Geist der gewaltigen Zeit der Kirchenerneuerung und ihrer Helden zu erfüllen. Wirksamer kann das nicht geschehen als durch Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott". Mehr als die beste Predigt reißen uns Wort und Weise dieses Heldengesanges hin; und auch in den reformierten Gemeinden ist man in diesem Punkte gut lutherisch, ja, man läßt darüber den Gesang des eigenen großen Reformators ganz in Vergessenheit geraten. Denn auch von Zwingli haben wir ein Reformationslied, von ihm selbst nicht bloß gedichtet, sondern auch in Töne gesetzt. Es stammt ungefähr aus derselben Zeit wie „Ein feste Burg", nämlich

Digitized by Google

aus dem Ende des zweiten Dezenniums des Reformationsjahrhunderts, und ist wie jenes zunächst nicht gemeint als ein, gegen besondere Zeitverhältnisse indifferentes Kirchenlied, sondern trägt die Überschrift: Ein geistlich Lied um Hilf und Beistand Gottes in Kriegsgefahr von Huldreich Zwingli, und ist veranlaßt durch den ersten Kappeler Krieg 1529. Aber wie Luthers „Der alt böse Feind mit Ernst ers jetzt meint" von jeder Generation in Bezug auf die Gefahren der eigenen Gegenwart gesungen werden kann und wird, so gilt ein Gleiches von dem Liede Zwinglis, und man braucht, leider Gottes, um es bei uns singen zu können, nicht erst einen Krieg zwischen den Genossen desselben Volkes heraufzubeschwören.

Aus beiden Liedern bricht der Glaubensheldenmut der Reformatoren hervor. Wie Luther in Anschluß an den 46. Psalm verkündet, daß Gott allein unsre Hilfe sei in den großen Nöten, die uns betroffen haben, so stellt Zwingli an die Spitze seiner Strophen je ein Wort seines Wahlspruchs „Herr Gott, hilf!" Daneben tritt die Verschiedenheit beider Männer charakteristisch hervor: bei Luther jener religiöse Idealismus, der sich nur darum kümmert, daß Gott mit seinem Wort, seinem Geist und Gaben uns verbleibt; bei Zwingli der praktische Sinn, der selbst Hand ans Werk legt und auf eine sittliche Erneuerung des Volkes hinarbeitet. So wenig wir in unsern Tagen Luthers Geist entbehren können, so wenig Zwinglis Thatkraft. Das Wirken des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes zeigt auch, daß wir daran sind, die evangelische Einseitigkeit früherer Zeiten abzulegen. Da wird uns denn bei unsern Feiern das Zwingli-Lied eine erwünschte Ergänzung des Luther-Liedes bieten: neben dem trotzigstolzen Kraftgefühl des Glaubens die demütige und zugleich mannhafte Bitte für die Rettung der guten Sache und der Ausblick, weg von dem Streite der Gegenwart mit seiner Bitterkeit, hin auf die Einigung der getrennten Brüder. Ja, die innigen Worte der dritten Strophe sprechen gerade das aus, was in dem konfessionellen Kampfe der Gegenwart immer wieder als das letzte Ziel alles Streites empfunden und laut bekannt werden muß. Wo finden wir dafür einen so kurzen und gewichtigen Ausdruck wie bei Zwingli?

In der Schweiz hat man in die letzthin hergestellten Gesangbücher nur Zwinglis ergreifendes Pest-Lied aufgenommen. Sein Kriegslied hat man ausgeschlossen, da man im Vergleich mit „Ein feste Burg" darin einen bäuerischen Ton fand, den man leider auch bei den Eidgenossen noch als nicht kurfähig zu behandeln scheint. Die Bilder aus Luthers ersten Strophen sind dem Kriegs- und Soldatenleben entnommen und eignen sich vorzüglich zu dem trutzigen Tone des Ganzen. Man mag es merkwürdig finden, daß gerade in einem ausgesprochenen Kriegsliede, wie in dem Zwinglis, die Bilder einem anderen Gebiete entstammen. Für den kirchlichen Gebrauch und die Anwendung auf das geistliche Gebiet bedeutet das keinen Nachteil, zumal da niemand sagen kann, daß sie weniger zutreffend und anschaulich seien als die Luthers. In dem gebirgigen Schweizerlande, dessen gefahrvolle Straßen Anlaß gegeben haben sollen zu Notkers Originale von Luthers „Mitten wir im Leben sind", versteht man die Bitte, daß Gott mit starkem Arm den Wagen halten wolle, damit die Fahrt nicht des Weges fehle und im Abgrunde ende. Wie aber dieses Bild mehr als Eine Parallele in der Bibel hat (vgl. z. B. Psalm 23), so nicht minder das von den Schafen in der zweiten Strophe (vgl. z. B. Matth. 25, Joh. 10). Wie unzutreffend es wäre, dem Zwingli-Liede

Digitized by Google

bäuerischen Ton im schlechten Sinne des Wortes nachzusagen, ergiebt sich vollends aus dessen Form, die an Kunst — man könnte fast sagen: an Künstlichkeit — das Lutherlied weit übertrifft, und von der wir im Druck durch Anwendung von großen Buchstaben und gesperrtem Satz eine deutliche Vorstellung zu geben versucht haben. Von dem Akrostichon „Herr Gott, hilf" war schon oben die Rede. Besonders künstlich sind die Reime behandelt: Das letzte Wort der ersten Zeile findet seinen Reim im ersten Worte der zweiten; diese reimt sich mit der dritten nicht bloß durch Endreim, sondern auch durch Binnenreim.[1]) Es ist die Kunst der Meistersinger, die uns hier entgegentritt. Aber wie spielend beherrscht sie der Humanist, und wie tritt sie so ganz hinter der Größe des Inhalts zurück! Was kann man mehr in drei fünfzeiligen Strophen sagen! Wie klar und konzis spricht jede Strophe einen scharf begrenzten Gedanken aus! Hat man Zwinglis Pestlied seine schönste Dichtung genannt, so kann man das gelten lassen beim Blick auf die Breite der Form, den Reichtum der Gedanken und die Tiefe der aus persönlichem Erleben hervorgequollenen Stimmung. An mannhafter Knappheit, die in wenig Worten alles zu sagen weiß, ist das Kriegslied nicht zu übertreffen.

Seine künstlerische Vollendung erhält es aber erst durch die kräftige, schwungvolle, in ihrem Bau an die besten Weisen aus der Blüte des Kirchengesangs hinanreichende Melodie, die der „kunstfeindliche" Zwingli nicht bloß erfunden, sondern mit einem vierstimmigen Satze versehen hat, der seiner Zeit in den Kapellen viel musiziert worden ist. Leider ist er uns nicht erhalten. Dagegen sind wir in der Lage, die Melodie unsern Lesern in vierfacher Bearbeitung von Herzogenberg darzubieten: für Gemeinde mit Orgelbegleitung, für gemischten, Männer- und zweistimmigen Kinder-Chor, letztere a capella oder mit Orgelbegleitung zu singen. Wir sind überzeugt, daß die Gemeinde, wenn sie Zwinglis Weise einige Male vom Chore singen gehört hat, die volkstümlich kraftvollen Wendungen so fest in Ohr und Herz haben wird, daß es ihr ein Leichtes ist, sie nachzusingen. — Das wird herrliche Reformationsfeiern geben, wenn außer dem Lutherliede auch die Weise Zwinglis erschallt, wenn die Gemeinde wie ein geistliches Kriegsheer Meister Ulrichs Feldgeschrei anstimmt: „Herr Gott, hilf!" Mit solchem Gesange würde der Reformator selbst, der in keuscher Strenge auch die von ihm so sehr

[1]) Die Eigentümlichkeit der Dichtung machte eine Übertragung des schweizerdeutschen Originals in modernes Schriftdeutsch außerordentlich schwierig. Unsere Leser werden der mitgeteilten Übersetzung nicht ansehen, welche Arbeit sie gekostet hat und aus wie vielen Vorschlägen ihre jetzige Gestalt hervorgegangen ist. Für wichtige Beiträge danken wir besonders Herrn Prof. Dr. Budde und den Mitgliedern der elsässischen Gesangbuchskommission. Wiederholt haben wir geglaubt, uns bei Nachbildung der Strophen lediglich auf die Endreime beschränken zu müssen, wie es z. B. Chr. Joh. Riggenbach in Rud. Löws Ausgewählten Psalmen S. 95 f. gethan hat. Auch beim 4hundertjährigen Zwingli-Jubiläum hat man sich in der Schweiz damit begnügt, zu einem guten 4stimmigen Satz von G. Weber eine die poetische Eigenart preisgebende Übersetzung zu singen. Das Gleiche gilt von Nr. 676 im Pfälz. Ges.B. 1860. Noch weiter weicht vom Originale ab die im Mülhaus. Ges.B. Nr. 134 sich findende Überarbeitung, welche Zwinglis Gedanken in 4 Strophen verteilt, die nach der Melodie „Ach, Gott und Herr" gesungen werden sollen. Wir hoffen, daß es uns schließlich gelungen ist, die poetische Form festzuhalten, ohne zu viel von der Eigenart des Inhalts preiszugeben. Daß die „Böck" in der zweiten Strophe gefallen sind, wird man im Interesse einer anstandslosen Aufnahme des Liedes kaum zu bedauern haben. Eine Motivierung der Übertragung im einzelnen können wir uns wohl sparen. Sollte jemand Besseres zu bieten haben, so wären wir ihm für Zusendung dankbar. Weiteres zu unserem Liede findet man in Zwinglis Werken II, 2, S. 274, Joh. Zahn, Die Melodien I, Nr. 1570, Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 500—503, Kümmerle, Encyklopädie IV, 638 f., G. Weber, H. Zwingli, seine Stellung zur Musik und seine Lieder.

Digitized by Google

geliebte Musika aus den gereinigten Gottesdiensten verbannt hatte, wohl zufrieden sein. Möchte es uns gelingen, dieses Kleinod evangelischen Volksgesanges in unsern Gemeinden wieder einzubürgern!

Butzers „Grund und Ursach"

von **J. Smend.**

1. Reformation und Kultus.

In seinem Vortrag „Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre"[1]) sagt Julius Kaftan: „Alles gesetzliche Wesen" — im Bereich der Religion — „stammt aus der nicht-ethischen, in diesem Sinne physischen Bestimmung des höchsten Gutes. Denn unter solcher Voraussetzung kann das Ethische nur in der Form der Gesetzlichkeit, daß es Bedingung des höchsten Besitzes ist, gewürdigt werden. Ferner legt das Ideal der Vollkommenheit, dem wir als evangelische Christen nachjagen, eben dafür Zeugnis ab, daß das Ethische allem Andern überzuordnen, in ihm den Weg zu Gott und zur Teilnahme am göttlichen Leben zu suchen, in unsrer Kirche als die Aufgabe des Christen erkannt wird. Entsprechender Weise ist der Kultus umgestaltet und seine Bedeutung in der christlichen Gemeinde auf das ihm zukommende Maß eingeschränkt worden". Was in diesen Worten als der entscheidende Gegensatz zwischen katholischem und evangelischem Christentum behauptet wird, läßt sich auch auf außerchristlichem Boden, zumal auf dem des Alten Testaments, in dem Widerstreit von sinnlich gebundener und sittlich freier Religion, von Priestertum und Prophetentum erkennen; vor allem doch in dem Kampfe Jesu und des Apostels Paulus wider die Verfechter des religiösen Herkommens. Und hiermit hängt es zusammen, daß die Reformatoren, durchdrungen von ihrer Geistesgemeinschaft mit allen den Streitern Gottes im Alten und Neuen Bunde, sich mit der denkbar größten Zuversicht auf die hl. Schrift gestützt und berufen haben. Denn nicht nur als Christen, d. h. für ihr persönliches Glaubensleben, fanden sie dort den Halt, den die Einrichtungen der alten Kirche ihnen nicht mehr bieten konnten; vielmehr wußten sie sich auch bei der Neuordnung des kirchlichen Gemeinlebens, also als Reformatoren, umgeben und getragen von einer Wolke von Zeugen.

Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß die Väter unsrer Kirche den Zeugnissen der Schrift nicht mit der Voraussetzungslosigkeit gegenüber traten, die uns heute als eine selbstverständliche Forderung der Wissenschaft erscheint. Sie kamen zum Studium der Bibel als so oder so geartete christliche Persönlichkeiten und als in dieser oder jener Art vorgebildete Theologen. Daraus erklärt sich die Verschiedenartigkeit ihrer Überzeugungen wie ihrer reformatorischen Maßnahmen, vor allem auch auf gottesdienstlichem Gebiet. Ein jeder von ihnen meinte, nur dem Worte Gottes zu gehorchen, und folgte doch unbewußt zugleich ganz anderen Bedürfnissen und Interessen, nach Maßgabe deren er die Bibel betrachtete, auslegte, anwendete. Nur selten begegnet uns bei den Reformatoren die deutliche Erkenntnis, daß die eigentümlichen Verhältnisse, unter denen etwa ein Paulus dies

[1]) Zeitschr. f. Theol. u. Kirche, VII (1897), 1. Auch als Separatabdruck bei Mohr, Freiburg und Leipzig, erschienen.

Digitized by Google

und das geschrieben oder angeordnet hat, wesentlich verschieden seien von ihrer eigenen Zeitlage. Noch seltener natürlich die Empfindung, daß bei gleicher Christlichkeit der Gesinnung und gleich hoher Wertschätzung der Schrift, zumal in Sachen äußerer Einrichtungen, der Eine so, ein Anderer anders entscheiden könne und dürfe. Thatsächlich aber waren es doch immer ganz bestimmte, örtliche oder landschaftliche Zustände, die einen jeden nötigten, abweichend von den Andern und frei von jeder sklavischen Nachahmung biblischer Vorbilder zu Werke zu gehen.

Wenn ich nicht irre, nimmt in den bezeichneten Richtungen und soweit die Neuordnung des Gottesdienstes in Betracht kommt, Martin Butzer unter den Reformatoren eine sehr hervorragende Stelle ein. Ja die eingangs aufgeführten Worte eines modernen Theologen erscheinen mir besonders geeignet, in das Verständnis von Butzers liturgischen Anschauungen einzuleiten. Jene entschiedene Betonung des Ethischen, bis zur Einseitigkeit übertrieben, ist das protestantisch-evangelische Prinzip in der gottesdienstlichen Reform des Straßburger Theologen. Seine Ethik, bestimmter sein volkspädagogisches Interesse, heißt ihn ein Altes zerbrechen und ein Neues aufbauen. Seine Liturgik, wenn man es so nennen darf, erhebt sich auf dem Grunde der Forderungen der christlich-bürgerlichen Sittlichkeit. — An der Hand der umfangreichsten und gehaltvollsten, den Gottesdienst betreffenden Schrift des Reformations-Zeitalters, an Butzers „Grund und Ursach", will ich seine Gedanken über diesen Gegenstand darstellen, auf deren theologische Voraussetzungen zurückgehen und hinzufügen, was für uns und die heutige Zeit davon zu lernen sei.

2. Geschichtliches und Inhalt von „Grund und Ursach".

Die Einführung eines gereinigten Gottesdienstes in Straßburg datiert vom 16. Februar 1524. Der entscheidende Schritt ging nicht unmittelbar von den hervorragenden evangelischen Predigern der Stadt aus, sondern von dem Helfer Zells, Theobald Nigri[1]). Von dem genannten Tage an haben dann die alte und die neue Messe nebeneinander bestanden, bis nach fast genau 5 Jahren durch Ratsbeschluß die erstere endgültig beseitigt wurde. Daß die Reform von Anfang an heftige Proteste von seiten des Bischofs und schwere Anschuldigungen aus dem Lager der römisch Gesinnten hervorrief, machte den Erasmus in seinem besonnenen Urteil nicht irre, nirgend sei die Umwälzung mit weniger Geräusch und Unordnung vor sich gegangen als in Straßburg. Gleichwohl sahen sich die Geistlichen der Stadt veranlaßt, noch vor Schluß des Jahres, in welchem die deutsche Messe in das Münster und andere Pfarrkirchen ihren Einzug gehalten hatte, ihr Beginnen auch vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Und dies geschah in der bereits erwähnten Schrift, an deren Ende wir die Namen der neun evangelischen Geistlichen Straßburgs finden, an letzter Stelle den des Butzer. Dieser ist ihr Verfasser, wie denn er allein den Sendbrief unterzeichnet hat, der den Ausführungen voraufgeht und an den Pfalzgrafen Friedrich gerichtet ist, dessen Hofprediger Butzer vor seiner Übersiedelung nach Straßburg gewesen war. Der Brief richtet an jenen Fürsten die Bitte, in die Verdammung evangelischer Prediger auch dann nicht zu willigen, wenn sie an die Stelle des herkömmlichen Meßopfers einen neuen Gottesdienst setzen, der doch älter ist als die Messe. An dieser Stelle sei nur noch erwähnt,

[1]) Vgl. in dieser Monatschrift, I. S. 4 ff.

Digitized by Google

daß Butzer dem Pfalzgrafen versichert, jeder Laie, vor allem aber eine christliche Obrigkeit sei befähigt und berufen, auf Grund der hl. Schrift zu entscheiden, ob die angeblichen Neuerungen im Kultus recht und gut seien oder nicht. Zugleich erklärt er sich bereit, nicht nur den Gegnern im öffentlichen Disput Rede stehen zu wollen, wozu doch drüben keiner den Mut zeige, sondern auch Leib und Leben einzusetzen, falls man ihn mit Zeugnissen der Bibel widerlege. Der Sendbrief ist am 26. Dezember 1524 unterzeichnet worden; die Schrift selbst, älter als jener, mit ihm zusammen 15 Bogen 4° stark, hat diesen Titel:

Grund vñ vrsach auß gotlicher schrifft d' neüwerungen / an dem nachtmal des herren / so man die Meß nennet / Tauff / Feyrtagen / bildern vñ gesang / in der gemein Christi / wan die zůsamen kompt / durch vnnd auff das wort gottes, zů Straßburg fürgenomen. (Folgt der Titel des Sendbriefs.) **Martinus Butzer.**

Wie die Aufschrift zu erkennen giebt, bilden den Hauptinhalt die Ausführungen über das Abendmahl. Sie nehmen mehr als zwei Drittel des Ganzen ein und handeln nach allgemeinen Vorbemerkungen von der Abschaffung der Messe und der Wiedereinführung der Stiftung Christi. Alles Übrige betrifft das Wesen und die Feier der Taufe sowie allgemein gottesdienstliche Bräuche (Feiertage. Bilder. Gesang und Gebet). Kurze Schlußbemerkungen der unterzeichneten Geistlichen, die sich ausdrücklich einmütig zu Butzers Darlegungen bekennen, folgen hinterdrein. Ich will jetzt die leitenden Gedanken, die das Ganze beherrschen, herausstellen.

3. Leitende Gedanken.

1. Niemand wird erwarten, daß unsere Schrift mit der überkommenen Gestalt des Kirchentums sänftiglich verfahre. Die wird mit einer Unerbittlichkeit verworfen, die an Luthers und Zwinglis entsprechende Kraftäußerungen erinnert, ja diese wohl noch übertrifft. Darin tritt uns also zunächst ein entschlossener Radikalismus entgegen, der auch dort, wo keinerlei Empörung über den „Seelenmord" der Vergangenheit hervorbricht, mit größter Entschiedenheit reine Bahn schafft. Hören wir ein paar Worte zur Bestätigung.

Wir haben zu gut solchen schwachen und tregen Christen, denen alweg zun worten auch erempel der werk und thaten wöllen von nöten sein, das leyplich, so von gott nit auskomen und darum bisher so schedlich gebraucht worden ist, aus den augen than, sye damit zum geistlichen [zu] füren. — Wes man in Christlicher gemein handlet, solt also zugen, das man dadurch leyplichen pracht und geschmuck leret verachten. — Was leyplich da ist, mag dich nichts helfen. So du aber das geistlich hie fassen möchtest, brecht dir das ewig leben.

Für eine solche Auffassung der Dinge muß die römische Messe der Inbegriff aller Verirrung sein. Daher selbst abgesehen von der erlogenen Opferung, welche die „Baalspriester" und „Christmörder" behaupten, die äußeren Formen des vormaligen Kultus als solche verwerflich sind. Die Kleidung der Meßlinge, an der bei Strafe der Todsünde kein Stück fehlen darf, wird man, ehe viel Zeit verstrichen ist, für ein Märlein halten, ersonnen zur Verspottung der Gegner. Aber sie ist ja wohl vonnöten, um die Unsittlichkeit ihrer Träger zu bedecken. Ist doch all der Glanz und Schimmer nicht nur ein Verrat an Gott, sondern zugleich Betrug der Leute. Dies vorgeschriebene Mienenspiel, das von allen jederzeit auf einerlei Weise vorgeführt werden muß, wie immer das Herz dazu sich stellen mag, ist wider die Wahrheit, die wir Gott und den Menschen schuldig sind. Die Priester

Digitized by Google

selbst lachen heimlich darüber und nennen das „bucken und gnappen“ vor dem Altar ihre „Schirmstreiche“.

Man sieht, nicht eine Spur von Verständnis waltet hier für die sinnvolle Symbolik der einzelnen Meßvorschriften, gar keine Empfänglichkeit für die mystischen Reize einer Handlung, die doch auch ein Butzer von Rindesbeinen an bewundert und geliebt hat. Die Elevation z. B. ist ein unerträglicher Anblick für ihn; denn es ist nicht wahr, daß man die Hostie Gott darbringen soll. Die Wendung nach Osten, dies beständige Kreuzschlagen und Sichneigen ist schlechterdings sinnlos; denn der Sinn, den es haben soll, beruht auf Irrtum und Täuschung. Vollends die lateinische Sprache, den Priestern selbst oft unverständlich, das heimliche Wispeln und Murmeln, — wer kann denn Amen dazu sagen? Und was hilft es nun, nachzuweisen, das alles bestehe seit Jahrhunderten! Das Altertum ist für sich nie eine ausreichende Legitimation; selbst Apostel haben geirrt. An der Frucht wird der Baum erkannt. Die Frucht aber von dem ererbten Mummenschanz ist die, daß Priester und Volk auf all das äußerliche Wesen hundertmal mehr Wert gelegt haben als auf Glaube und Liebe. Der überkommene Kultus hat sich demnach als ungöttlich erwiesen, weil er die Christen hinweggeleitet hat von dem lebendigen Gott zu eitlen Sachen, von dem Gottesbilde, das uns der Nächste vor Augen stellt, zu den Hölzern und Steinen, die wir mit Silber und Gold umkleidet haben. Dasselbe gilt von den Feiertagen, nicht minder von Tauf- und andern Bräuchen.

Kein heiligkeit mag je sein in dingen, so doch durch den brauch under henden verschleissen. — Es bindt Gott sein gnad nit an wasser. — Bein seind bein, und nit Gott.

Aus solchen und ähnlichen Worten erkennt man, daß Butzer den Gegensatz des Hergebrachten zum Wahren und Rechten in rigorosester Art als den von Sinnlichkeit und Übersinnlichkeit verstanden hat, zugleich aber auch als den von Unsittlichkeit und Sittlichkeit. Der herkömmliche Gottesdienst, wie er in der Messe Herz und Seele hat, erhält Priester und Volk bei dem, was vor Augen ist, und nährt bei beiden, was schlecht ist, Unglauben und Lieblosigkeit. Daher müssen fallen und weichen alle die äußerlichen, sinnlichen, dinglichen Handlungen und Bräuche, die man als heilsverbindlich hingestellt und um derentwillen man die Christen um ihre Freiheit gebracht hat. Fort mit den Gewändern, Bildern, Kerzen, Weihwasser, Weihrauch, lateinischen Gesängen und Gebeten, Taufzeremonien, Feiertagen! Zurück zu dem lebendigen Gott, der Geist und Wahrheit ist, und bei dem allein Leben und Heil zu finden sind. Wo er uns nahe ist, da ist Leben und Seligkeit. Wo er uns ein Kreuz auflegt, wollen wirs nicht durch Kreuzschlagen zu vertreiben suchen. Getrost, er ist barmherziger als aller Menschen Kinder. Doch will auch er allein angebetet werden, sonderlich im Nachtmahl.

Hette das volk, die meßling, der armen seelen und der lauterkeit des glaubens so vil sorg gehebt als ires bauchs, — wie sye bey iren vättern gelesen vom Thoma, das er ein anders gesehen und ein anders geglaubt und anbettet habe (gesehen den menschen und Gott anbettet), — hetten sye hir auch wol sagen künden: ein anders sicht man, ein anders glaubt man, ein anders bettet man an. Das brot und den kelch sicht man (also nents der heylig geist, der es am besten weis zu nennen); das der leyb und das blut Christi einmal am creuz zu unser seligkeit aufgeopfert ist, glaubt man; Gott soll man aber allein anbetten. Darumb Christus auch allweg zum vatter gewisen hat, wiewol er mit dem vatter eins ist, auf das niemand an der

Digitized by Google

menſcheit hangen bleibe. Darumb er ſich auch ein weg genant hat und geſagt: niemand kompt zum vatter dann durch mich. Doher auch Paulus jn ein mitler nennet zwiſchen gott und den menſchen, doch der menſchheyt nach.

Die eigentümliche Stellung zur Abendmahlsfrage, die ſich hier verrät, ſteht in enger Verbindung mit Butzers entſchloſſenem Verzicht auf jeden Kultus der Sinnlichkeit. Selbſt die „Sakramente“, — der Name iſt ihm fremd — ſind, ſtreng genommen, wider den Geiſt des Neuen Bundes und nur ein Zugeſtändnis an menſchlichen Leibes Schwachheit, ja, ob auch in Freiheit gebraucht, noch ein Stück Geſetz. Dafür noch ein bezeichnendes Zeugnis.

Lon uns doch fleißig anſehen die lere Chriſti und der Apoſtlen. Wie wenig findt ir da vom nachtmal, wie wenig vom außerlichen tauf. Wievil aber vom geiſtlichen eſſen und trinken des leibs und bluts Chriſti und vom geiſtlichen tauf, das iſt: vom glauben, abſterbung der ſünd und einem neuen geiſtlichen leben? Alſo, ſo wir den weltlichen, außerlichen dingen ſollen abgeſtorben ſein, lond uns auch alle ding auf das geiſtlich, das iſt: rechten glauben und wore lieb, richten und alweg im herzen haben: Der geiſt macht lebendig, das fleiſch iſt kein nütz, — und das auch nimer aus gedechtnüs laſſen.

2. Es erſcheint uns faſt unmöglich, von dieſen Gedanken aus zu einem poſitiven Aufbau des Gottesdienſtes zu gelangen. Wird nicht Butzer höchſtens zu einer Feier des frommen Herzens geführt werden, dagegen die gemeinſame Ausſprache des Glaubens preisgeben müſſen? In der That tritt er mit bedeutſamen Worten für die Freiheit des Einzelnen, auch inmitten der Gemeindefeier, ein; insbeſondere ſagt er vom Veſpergottesdienſt:

Es würt in der verſammelten gemein, on die predigen, gemeinlich nichts fürgenomen, ſondern eins jeden geiſt und andacht heimgeſtellet, bey jm ſelb im herzen on underlaß zu bitten und loben.

Kommt unſere Schrift aber dennoch über ſolch einfache Veranſtaltung hinaus, zur Aufrichtung „neuer“ und reicher Ordnungen, ſo wird ihr Verfaſſer dazu keineswegs durch Pietät gegenüber dem Herkommen genötigt. In dieſer Beziehung giebt ſich zwiſchen ſeiner Haltung und derjenigen Luthers ein gewichtiger Unterſchied zu erkennen. Wird Luthers Radikalismus durch einen Konſervatismus ausgeglichen und ergänzt, der ganz vorherrſchend in perſönlichen Neigungen und Bedürfniſſen wurzelt, ſo tritt bei Butzer an Stelle deſſen etwas ganz anderes hervor, was man vielleicht mit dem Namen Kommunismus nicht unzutreffend bezeichnen wird. Es ſind durchaus objektive Maßſtäbe, deren er ſich bedient; es iſt allein die Rückſicht auf das Volksganze, was ihn zur Erhaltung eines geregelten gottesdienſtlichen Lebens zwingt.

Zunächſt ſoll überhaupt nicht „geſtürmt“ werden. Paulus hat in Athen die fremden Altäre nicht zerbrochen, wiewohl er ſich für ſolches Thun auf Weiſungen des Geſetzes Moſis hätte ſtützen können. Vielmehr hat er gepredigt. Und das Wort Gottes iſt es, was auch in Straßburg ſeine heilſame Macht an den Götzen erweiſen wird. So lange keine Erkenntnis des Wahren und Rechten beſteht, iſt z. B. die Entfernung der Bilder eine Vergewaltigung der Brüder, eine Schädigung ihrer Freiheit und ihres Gewiſſens. Ja ſelbſt wenn das Evangelium chriſtliche Überzeugung begründet hat, iſt nur die Obrigkeit berufen, die Ärgerniſſe des Glaubens zu beſeitigen. Hierbei muß man zwar wohl bedenken, daß jene Wirkung des Wortes allein bei den Erwählten zu ſtande kommt, nicht bei dem großen

Digitized by Google

Haufen. Selbst dieser aber hat Anspruch auf unsere Rücksicht. Und weil ihm, was bisher bestanden hat, nicht heilig ist, darf es ihm genommen werden zu seinem Heil.

Es ist nun wieder für Butzers Anschauung charakteristisch, daß er, abweichend von Luther, an ein schnelles Wachstum christlicher Erkenntnis im Volke glaubt. Ist einmal Jahre hindurch das Wort Gottes verkündet worden, so steht einem mutigen Aufräumen nichts im Wege. Nur daß auch jetzt noch die Freiheit der Gewissen geachtet und geschont werden soll. Alles, was das Wort des Herrn nicht verbietet, muß dem Christen freistehen. Das Kreuzschlagen z. B. lasse man getrost denen, die es noch üben. Der Kunst muß ihr Recht bleiben. Auch Salomo litt Löwenbilder auf den Staffeln seines Thrones, ließ Rosen und dergleichen machen, und das eherne Meer ruhte auf „rinder götzen“ (hier denkt Butzer offenbar an das Hauptportal am Münster, dessen Taufstein u. s. w.). Ja selbst in Sachen der von Christus eingesetzten Zeichen muß um der Liebe willen Freiheit walten. Die Kindertaufe ist nirgend geboten; also darf man den nicht verachten oder ausschließen, der auf sie verzichtet. Zum Genusse des Nachtmahls wird niemand genötigt, auch niemand zurückgewiesen.

Das sich die leut entsetzen, allemal des herren tisch teylhaftig zu werden, kompt, als zu besorgen, aus altem irsal, das sye meinen, sye seien nit geschickt und würdig genug, so doch die einig schickung ist zu diesem nachtmal, das einer glaube, er sey durch den tod Christi erlöset, und begere, in solichem glauben und lieb gegen dem nechsten von gott gesterkt zu werden. Disen sinn und meinung hat ein jeder Christ. Darumb er zum nachtmal des herren, so oft man das haltet, geschickt ist. Hat einer den sinn und die meinung nit, so ist er auch kein rechter Christ. Und so er sich doch in die gemein Christi menget und wil für ein Christen gehalten sein, verachtet er gleichwol den leyb des herren, des er sich fälschlich ein glid dargibt.

Aber sintemal das nachtmal halten ein eußerlich Ding, das für sich selb nit vonnöten ist, haben wir nit wissen die leut dazu etwas ernstlicher weis zu treiben, damit nit die vorigen aberglauben gesterkt oder neue gepflanzet wurden, als ob solich nachtmal frum oder selig machte. Herwiderumb so allemal etliche gewesen, die solichs nachtmal zu halten mit uns begert haben, haben wir solche (ob da schuld unser oder irer schwacheyt im glauben sey, weiß gott) je nit dörfen davon abwenden; doch haben wir sye den rechten brauch aufs fleißigste geleret.

War die Messe der alten Kirche stolzester Besitz, so ist das Abendmahl der Gemeinde des Herrn unentbehrliches Gut. Daher streite man nicht um den Sinn von Wörtern, sondern frage nach der Absicht des, der es gegeben hat, und lasse sich durch sein Wort hinwegführen von dem, was sichtbar ist, zu dem, was ewig währet! Jesu Worte zeigen deutlich, daß sein Abendmahl „ein verbündnüß ist zu christlicher gemeinschaft“. Lauter Sünder, aber auch lauter Erlöste, die da gemeinsam bekennen, daß sie nichts Eigenes haben, sondern alle insgemein Christum zu einem „gedechtnüß und Dankſagung“, und damit „die lieb gegen allen menschen, und bevorab zu den Hausgenossen des glaubens, entzündet und erfrischet würt“.

Um Christi willen soll man die Taufe nicht verachten, doch auch nicht auf sie bauen. Die Kindertaufe besteht zu Recht; denn Warten hilft ja nicht, und es ist nicht gut, einem Menschen, weil er nicht getauft, das Wort auf die Lippen zu legen: Wie sollte ich christlich wandeln, da ich doch kein Christ! — Wichtiger

Digitized by Google

ist freilich, daß er das Wort höre. Und dazu bleiben wir bei der Ordnung des Sonntags, trotz der dahin gefallenen Feiertage.

Ob aber jemant wolte sagen: So thue man die Sonnentag auch abe, Antwort: Das folget nit. Jn zehen gebotten haben wir den sibenden tag gepotten zu feyren, auf das die dienst und gesind auch ire rug haben. Nun solche rug abstricken mag die lieb nit geleyden. Deshalb soll man sechs tag arbeiten und den sibenden rugen. Dieweyl dann ein Christ allweg ordnung, so wider gott nit seind, lieber haltet, dann das er ordnung mache, wie er dann allweg mer zu dienen bereyt ist, dann das man jm diene, so ist kein ursach, warumb der sonnentag, den die gemein Christenheit so vil jar für den sibenden tag gefeyrt hat, zu feyren solt abgestellt werden. Sol man aus siben tagen einen feyren, wie das die lieb erfordert, so ist der sonnentag als gut als ein anderer. Und so man leyplich dran ruget, ist je geschickte, das man drauf auch Christlich gemein halte, übe das wort gottes, gepett und des herren nachtmal. Dazu hat man auf den Sonnentag kein besonder fest und abergläubige gotsdienst, als auf die andern feyrtag gehalten. Nachdem aber die feyr des Sonnentags auch greulich mißbraucht worden ist, muß man solichs durchs wort gottes bey den erweiten und durch christlicher öberkeit gute ordnung bey dem übrigen haufen abtreiben, das dann auch auf den einigen Sonnentag zu thun leichter sein würt dann auf so vil feyrtag. Also findt sichs, das die brüderlich lieb die feyr des Sonnentags erfordert; der andern feyrtag ab gar nit, sondern dieweyl sye dem nechsten so schedlich seind, als anzeigt ist, mag sy sye ganz nit dulden.

Gepredigt wird zudem alle Tage, so daß ein jeder täglich des Herrn Geburt, Sterben, Auferstehung und Auffahrt bedenken und erleben mag. Was aber wird der Gemeinde verkündigt? Daß unser keiner ihm selbst leben soll, sondern dem Nächsten; daß, da wir den Christus von Holz und Stein nicht mehr zu schmücken brauchen, wir den nackenden Christum, der durch die Gassen geht, zu bekleiden haben; daß die Armen die Rechtsnachfolger der bis dahin verehrten Heiligen sind; daß es besser ist, für Weib und Kind sorgen als Feiertag halten; daß auch am Sonntag für den Nächsten zu arbeiten erlaubt ist.

Dazu ermanet man die herschaft, das sye ir gesind früntlich halten und zu göttlichem fürdern, das auch durchs wort das mag erlangt werden, dann das sich das gesind, der jung und groß hauf, der feyrtag wol gebrauchte.

Doch nicht mit dürren Worten allein soll solches Zeugnis an den Nächsten ergehen, sondern auch in gottgefälligen Tönen. Man brauchte nicht des Gesangs in der Kirche, wären wir nicht berufen, einander eindringlich zu ermahnen.

Allein das solich gesang im herzen geschech, nit allein mit dem mund, sonder das es aus dem herzen quelle und herkomme. Das der Apostel damit meinet, da er spricht: Und singet dem herrn in euern herzen. Dann sein meinung nit ist, on stym zu singen. Wie künnten sust die andern ermanet und bessert werden oder wir mit einander reden, das er zun Ephestern schreibt?

Bei solcher Betonung des „Ein Leib und Ein Geist" bleibt für Butzer die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit der Gemeindefeier, und zwar einer vergleichsweise reichgegliederten, bestehen. Um der Bruderliebe willen. Und nun sei noch das Schema aufgeführt, nach welchem der sonntägliche Hauptgottesdienst verläuft: Nachdem der Diener die Gemeinde zum Bekenntnis der Sünde und zur Bitte um Gnade ermahnt hat, spricht er das Beichtgebet und verkündet darauf die Vergebung. Die Gemeinde singt „etliche Psalmen und lobgesang", der Diener liest

Digitized by Google

eine apostolische Lektion mit kurzer Erklärung; es folgt der Gesang der zehn Gebote „oder etwas anders". Daran schließt sich Evangelium und Predigt, worauf die Gemeinde „die artikel unsres glaubens" singt. Das Kirchengebet mit auf das Abendmahl bezüglicher Bitte leitet über zu einer Ermahnung, in welcher die Kommunikanten erinnert werden, der Sünde zu sterben, ihr Kreuz zu tragen, den Nächsten zu lieben und ihren Glauben stärken zu lassen durch das Gedächtnis der Wohlthat Christi. Jetzt wird die Geschichte der Stiftung nach den Synoptikern und Paulus verlesen. Sodann kommuniziert das Volk mit dem „Priester". Ein Lobgesang, Dankgebet, Segen und „Friede des Herrn" machen den Schluß.

Der Leser erkennt auf den ersten Blick die Grundzüge der alten Meßordnung. Im Ganzen stimmt Butzers Beschreibung mit der Messe des Theobald Nigri überein, besser noch mit deren späteren Wandlungen. Introitus, Kyrie und Gloria sind durch Psalmengesang ersetzt, neu ist, außer dem Wegfall der Präfation, vor allem der Gesang der zehn Gebote, der uns in gedruckten Straßburger Formularen nirgend begegnet, den aber Calvin von dort herübergenommen haben muß. Diese und andere Abweichungen von den uns bekannten Agendenbüchlein sind jedenfalls ein deutlicher Beweis für die auch sonst bezeugte Abneigung der Straßburger gegen jeden gesetzlichen Zwang.

Es wird sich nun kaum noch fragen, worin Butzers Anschauungen vom rechten Gottesdienst ihre tiefere Begründung gehabt haben, insbesondere, in welchem Gedanken sich jene beiden treibenden Kräfte, sein Radikalismus und sein Kommunismus, zusammenschließen.

4. Die theologischen Voraussetzungen.

1. Wer „Grund und Ursach" flüchtig überliest, wird den Eindruck empfangen, der Verfasser sei schlechthin Biblizist, und seine Stellungnahme in gottesdienstlichen Fragen beruhe einfach auf dem „Es stehet geschrieben". Wirklich ist Butzer allenthalben beflissen, sich auf die Schrift zu gründen, die ihm das Wort Gottes ist. Auch das Alte Testament betrachtet er so. Der Dekalog hat für ihn normatives Ansehen, die Reform des Josias ist ihm vorbildlich, des Elias Thun und Treiben weiß er zu verteidigen. Daneben weist er freilich ab, was vergangen ist, vor allem natürlich die Opfervorstellungen des Alten Bundes, und durchaus will er das Alte Testament mit den Augen eines Christen gelesen wissen. Anders erscheint sein Verhältnis zum Neuen Testament, das er gewöhnlich im Anschluß an Luther, dessen Fehler nicht immer meidend, zitiert. Hier ist es selbstverständlich neben dem Wort Jesu (Joh. 6, 63! und Matth. 23, 34 ff.) Paulus und der Hebräerbrief, was ihm über Alles geht. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß er in seinem Kampf wider gesetzliche Kirchlichkeit und in Sachen der Kindertaufe mit bemerkenswerter Klarheit ausführt, wie verschieden die neuzeitliche Lage der Dinge von der Situation der Apostel und der Urgemeinde sei. Gleichwohl bleibt er dabei: Gotteswort geht über Doktorenwort!

Hiernach wäre die Lösung unserer Frage sehr einfach. Butzer hat seine negativen wie seine positiven Antriebe in gottesdienstlichen Dingen aus der heiligen Schrift, speziell von Paulus empfangen. Und so könnte die Erinnerung an Apostelworte wie 1 Kor. 9, 19—23, die dem Straßburger Reformator sehr teuer gewesen sind, genügen. Allein dieser Reichtum an Beziehungen auf das Alte und Neue Testament in unserer Schrift ist doch durch deren Titel hinlänglich erklärt. „Grund

Digitized by Google

und Ursach" der kultischen Reform („Reformation" sagt Butzer stets) sollen eben hier „aus göttlicher Schrift" erwiesen werden. Was hier vorliegt, ist das Vorspiel zu der ersehnten öffentlichen Disputation, der sich die Gegner entziehen, weil sie spüren, daß sie „neben der Schrift sitzen". Das Interesse an der Bibel ist also wohl dem Verfasser unserer Schrift das Wesentlichste, aber darum noch nicht dem Erneuerer des gottesdienstlichen Lebens.

2. Daß sich Butzer auf dem Boden der biblischen Bücher vor allem mit Paulus verbündet, ist nicht zufällig und erklärt sich auch nicht bloß aus der Übereinstimmung in Einzelheiten. Vielmehr ist es eine bestimmte theologische Grundanschauung, in welcher Apostel und Reformator zusammentreffen. Für Butzer sind Sünde und Sinnlichkeit, Gott und Übersinnlichkeit gleichbedeutende Begriffe; so auch sinnlicher und sündhafter, unsinnlicher und wahrer Gottesdienst. Diese Anschauung findet er wieder in der schroffen Gegenüberstellung von Fleisch und Geist, wie sie bei Paulus und im 4. Evangelium (Joh. 6!) zu Tage tritt. Der Dualismus, wie ihn auch Augustin und die mittelalterliche, vor allem deutsche, Mystik formuliert und wie sie bis auf einen gewissen Punkt Gemeingut der Reformatoren ist, sie bildet die theologische Grundlage für Butzers Verhalten. Auf Grund dieser Stimmung verwirft er die sinnlichen Formen des altkirchlichen Gottesdienstes. Noch mehr, ihm erscheint auch an dem gereinigten Kultus seiner Glaubensgenossen vieles, z. B. die „Zeichen" (Sakramente), unvollkommen. Wir haben sie nur, weil wir noch im Leibe sind; der vollkommenste, zur Zeit um unserer Schwachheit willen nicht mögliche Gottesdienst würde ein gänzlich unsinnlicher, nur im Worte sich äußernder Verkehr mit Gott und Menschen sein. Andererseits entspringt doch auch hier Butzers bejahende Stellung zur kirchlichen Feier. Denn die letztere ist eben dazu da, die Menschen über die sinnlichen Verhältnisse und Zustände zu erheben zu dem, der im Verborgenen ist. Und darin besteht der Wert der gottesdienstlichen Versammlung.

3. Doch nicht darin allein. Man kann ja nicht verkennen, daß der Gottesbegriff, den unsere Schrift vertritt, ein ausgesprochen ethischer ist, gegründet auf die Überzeugung: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet ꝛc." Erst in Butzers Ethik liegt die Lösung des Rätsels, wie man zugleich so radikal und so positiv verfahren kann. In seiner herrlichen Schrift „Daß im selbs niemant, sondern andern leben soll" (1523) hatte er bereits dargelegt, wo das Schwergewicht seiner Lebensanschauung zu suchen sei. Der Besitz der christlichen Freiheit nötigt ihn, „das Ethische allem Anderen überzuordnen". Und seine reformatorische Stellung läßt ihn in allen Dingen das sittlich erzieherische, das volkspädagogische Interesse in den Vordergrund stellen. Der alte Kultus hat die öffentliche Sittlichkeit untergraben oder gehemmt; hinweg mit ihm. Ein neuer ist nötig, der gute Frucht schaffe; wir richten ihn auf.

4. Hier ruht nun auch die Wurzel jenes Unionismus, zu dem sich Butzer, trotz durchaus eigenartiger theologischer Anschauung, jederzeit hat erheben können und der in unserer Schrift sehr oft in gewaltiger und herzbewegender Sprache hervordringt. Ihm ist natürlich Zwingli nächstverwandt, „der Apostel von Zürich", auf den er sich wiederholt beruft. Aber Luthers Wort gilt ihm ebenso viel. Er wendet sich tadelnd wider Karlstadt und Genossen und verteidigt sich selbst mehr als einmal gegen die Fanatiker in seiner Umgebung. Aber schonend und voller Geduld verhält er sich gegen Alle. Man fühlt, wie ihm mitten in der Freude über

Digitized by Google

das, was Gott gethan, das Herz brechen will über den Wortstreit und Wörterzank, in dem die Liebe verleugnet wird und der Glaube Not leidet und die Schwachen geärgert und verwirrt werden. Der „Schwärmer" ist zugleich der „Fanatiker der Eintracht".

Gott gebe, das nit auf diesem teyl auch seyen, die jn selb zu wol gefallen und meinen, es sey jnen schandlich, von einmal gepredigter meinung etwas abzuweichen, dadurch seye dann gewaltigklich zu handeln underston und die armen gewissen mer weiter verwickeln dann von irtumb auswickeln. Gott sey lob: das ansehen der person ist jer gefallen; man will nit me darumb gleich glauben, das mein herr doktor, predikant und pfarrer gesagt hat. Und wolt gott, das, wie uns Straßburger D. Martin Luther vermant hat, jederman sich beflis, die hauptstuck wol zu fassen, so wolten wir in solchen außerlichen dingen leicht eins werden und bleiben.

5. Schlußbemerkungen.

Um zuletzt noch einen Blick in die Gegenwart zu werfen und auf sie anzuwenden, was sich aus vorstehenden Aufzeichnungen ergiebt, unterscheiden wir in Butzers liturgischer Haltung, was vorbildlich ist und was nicht, seine starke und schwache Seite.

1. Butzers Stärke ist sein sittlicher Ernst. Er mag nicht Liturgiker sein auf Kosten der Ethik. „Das Ethische muß allem Anderen übergeordnet werden." Nun wohl, davon haben wir alle immer aufs Neue zu lernen. Das Ethische steht gerade auf unserem Gebiet oft genug im Gegensatz zum statutarisch Gesetzlichen. In unserer Zeit, die für die Entstehung neuer Agenden wenig geeignet scheint und in der doch so viele Vertreter der Kirche nach neuen straffen Ordnungen verlangt haben und verlangen, ist es doppelt am Platze, darauf zu dringen, daß wir das christlich-sittliche Leben die Norm und den entscheidenden Wertmesser für alle kirchlichen Veranstaltungen bleiben lassen. Butzers entschlossene Absage an das, was zwar alt und ehrwürdig, aber ohne sittlich erhebende und bessernde Kraft gewesen, zeige uns, daß auch auf dem Gebiete des Gottesdienstes das Wort gilt: „Christus hat sich die Wahrheit genannt, nicht die Gewohnheit!" Butzers Freiheit von dem Zwange der Schablone lehre uns darauf achten, ob unsere überlieferten oder neuen Formen kirchlicher Gemeinschaftspflege sittlich gleichgültig oder gar schädlich seien, damit wir vor ihrer Überschätzung bewährt bleiben. Wir haben keine unantastbare, heilige Liturgie und können sie nicht haben. Wenn uns also die tägliche Beobachtung z. B. lehrt, daß ein stereotypes Sündenbekenntnis, wie es zu jenen Zeiten gegenüber dem Konfiteor des Priesters und Ministranten einen wesentlichen Fortschritt und zugleich eine den Zeitverhältnissen entsprechende evangelisch-protestantische Frömmigkeitsäußerung bedeutete, sich heute als eine seelengefährliche, sittlich abstumpfende Formel erweist, so haben wir auch den Mut, auf seine Beseitigung oder doch vorsichtigste Handhabung zu dringen. Wenn endlich Butzer in einer fast modern zu nennenden Weise den Ansprüchen der sozialen Verhälnisse auch innerhalb des Gottesdienstes zu genügen weiß, wer wollte nicht daraus, auch abgesehen von der Predigt, zur Gewinnung sozial versöhnender und ausgleichender Formen des kirchlichen Gemeindelebens, wie sie unter anderem unsere Kirchenchöre darstellen sollen, den kräftigsten Antrieb entnehmen?

2. Unverkennbar bleibt doch hierneben die Schwäche der Butzerschen Position. Sie liegt nach der religiösen Seite hin. Nicht ihm zur Unehre, aber uns zur Lehre sei daran erinnert, daß gründliche theologische Bildung, verbunden mit

Digitized by Google

hoher sittlicher Würde, unionistischer Weitherzigkeit, ja prophetischer Kraft der Persönlichkeit, noch keine Bürgschaft giebt für ein ausreichendes Verständnis in Sachen der rechten gottesdienstlichen Feier. Butzers Gedanken vom Gottesdienst, wurzelnd in der Idee eines rein geistigen Verkehrs mit Gott, werden durch seine praktisch sittlichen Absichten doch nur notdürftig ergänzt und berichtigt. Der Fehler ist der, daß sich aus einer Abstraktion — Sünde = Sinnlichkeit, Gott = Übersinnlichkeit — kein lebendiges Handeln einer Vielheit frommer Herzen ergeben will. Butzer übersieht, daß das Christenthum eine geschichtliche Religion ist, und daß eine solche nicht gepflegt werden kann ohne das Mittel lebensvoller und mannigfaltiger Anschauung. Sogar die Person Christi kommt in seiner Auffassung vom Gottesdienst nicht zu ihrem Recht. Im Übrigen aber erweist sich die Unmöglichkeit der von ihm gestellten Aufgabe in der eigenen ganz inkonsequenten Rückkehr zu dem, allerdings gereinigten, Schema der Messe. So lange es eine christliche Gemeindefeier giebt, wird eine Hauptforderung diese sein: Heraus aus den Abstraktionen, hin zu gemeinverständlicher und sachgemäßer Anschauung! Nicht, unsinnlich zu sein, ist ihr wesentliches Merkmal, sondern der falschen Sinnlichkeit die rechte, nach oben ziehende entgegenzustellen. Butzer opfert im Interesse der Volkssittlichkeit die Volkssitte; er verzichtet auf die Bilderpredigt des Kirchenjahres. Unsere Losung sei vielmehr die, durch alle Mittel christlich-kirchlicher Sitte der Sittlichkeit aufzuhelfen. Nach dieser Richtung hin bietet Butzern, und vollends Zwingli und Calvin gegenüber, Luther die unentbehrliche Ergänzung. „Vom Erhabenen bis zum — Sinnlosen", sagt Lotze, „ist nur Ein Schritt." Und mit Recht wiederholt der an der Spitze dieses Aufsatzes genannte Theolog (a. a. O.) den oft ausgesprochenen Satz: „Es ist die Geschichte und das geschichtliche Leben der Menschheit, worin Gott sich selbst offenbart und sich uns mitteilt!" Bedeutet doch die Geschichte nichts anderes als das Sinnenfälligwerden des Geisteslebens, und ihr Gipfel ist dieser: „Das Wort ward Fleisch."

Zur Frage: Sichtbare oder unsichtbare Kirche?

Eine Entgegnung von Heinr. Steinhausen.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Luther war sich bewußt, über den Artikel von der Kirche zur höchsten Gewißheit gelangt zu sein; und wie ihn diese Gewißheit beseligte, nachdem er von ihr nach langen Kämpfen erleuchtet worden war, das hat er auch mit Worten voll Kraft und Geist ausgesprochen. Aber nicht nur das: in den Schmalkaldischen Artikeln rühmt er gegenüber den Papisten der evangelischen Lehre von der Kirche eine solche Einfalt, Klarheit und Überzeugungskraft nach, daß „heutzutage ein Knabe von sieben Jahren wisse, was die Kirche sei".

Doch jetzt nach 370 Jahren werden wir belehrt (vgl. M. Schr. II No. 5), daß der Protestantismus bisher nicht vermocht habe, seine Stellung zur Gesamtkirche richtig zu fassen, ja, daß er von Anfang an den Keim der Schwindsucht in sich getragen habe, daß er zum Bewußtsein der Aufgaben, lebendige christliche Gemeinden zu bilden, bis dahin noch gar nicht erwacht sei, und was der Mängel und Fehler mehr sind, die alle daraus entspringen oder damit zusammenhängen, daß die Reformatoren die Kirche Jesu Christi für unsichtbar erklärt haben.

Nun ist aber bekannt, daß sie die Kirche ihrem eigentlichen Begriffe nach unsichtbar genannt haben; irren sie also in dieser Bestimmung, so haben sie den Begriff der Kirche überhaupt verdorben.

Digitized by Google

Wir denken aber, sie haben nicht geirrt, und meinen, statt die alte evangelische Lehre von der Kirche bessern zu wollen, sollten wir uns lieber befleißigen, auch diese teure Wahrheit in ihrem Tiefsinn uns neu anzueignen, damit wir endlich in den Genuß des uns von den „Alten" hinterlassenen Erbes gelangen. Dann würden wir auch in der Praxis, z. B. in der Lösung litnrgischer Fragen, weiter kommen, als wenn wir wähnen, wir müßten die Grundlagen unserer evangelischen Glaubenslehre erst finden, und uns vor Katholiken und fragenden Laien so arm an Lehre hinstellen, daß wir über die wichtigsten Wahrheiten der h. Schrift keine sichere Auskunft geben können.

Wohin aber geraten wir, wenn wir Luther und allen den Seinen zuwider das Wesen der Kirche Christi nicht als unsichtbar gelten lassen wollen und trotz der Versicherung der Apologie, man habe damit keine platonische Idee im Sinne, die Bestimmung der Kirche als unsichtbarer für eine „farblose Abstraktion" ausgeben? Ja, dann fallen wir unrettbar in den Katholizismus zurück, wie ja auch wirklich der in der Überschrift dieser Zeilen bezeichnete Aufsatz die Rede Bellarmins von den Haaren und Nägeln am Leibe der Kirche gutheißt. Darnach gehören auch die Heuchler und Gottlosen nicht, wie unsre Bekenntnisschriften lehren, ins Reich des Teufels, sondern sie sind auch Glieder der Kirche, nämlich tote. Und zwar durchaus folgerichtig, wenn der sichtbare äußere „Organismus" mit seinen Ämtern und Ordnungen die Kirche selbst ist.

Wenn aber so der Protestantismus mit dem Papsttum nur die Waffen tauscht, dann ist er ohne Gnade verloren. Denn wenn es einmal auf den äußeren sichtbaren Organismus ankommt, dann spielt er mit seinen Landeskirchen, Synoden, Kultusformen neben dem Prachtbau der päpstlichen Weltkirche eine gar klägliche Rolle, und wirklich lassen sich ja unter den Evangelischen Stimmen vernehmen, die allerlei schöne Vorzüge an Rom bewundern und bedauern, daß wir so garnichts davon herüber gerettet haben. Merkt man denn aber nicht, daß, wenn die äußere sichtbare Gestalt zum Wesen der Kirche selbst gehört, die Reformation selbst durchaus entrechtet und zu einem großen Frevel gestempelt wird? Denn da es doch einmal vor Luther eine „organisierte" evangelische Kirche nicht gab, so müßte wenigstens das ganze Mittelalter hindurch überhaupt keine christliche Kirche vorhanden gewesen sein, oder die Papstkirche war diese Kirche. Die erste Annahme ist unsinnig und widerspricht den bekannten Aussagen der Schrift über die Unzerstörbarkeit der Gemeinde Christi, im zweiten Falle war die Trennung von diesem Organismus eine Trennung von der Kirche Gottes, also ein schuldvoller Abfall. Und wohl hat es Luther bezeugt, wie gerade dieses Dilemma ihm die heißesten Kämpfe und schwersten Anfechtungen in seinem Evangelistenberuf bereitet habe, bis ihn die Erleuchtung, daß die Kirche eigentlich sei die „Sammlung aller Gläubigen auf der ganzen Erde oder die durch den h. Geist berufene, gesammelte, erleuchtete und im rechten einigen Glauben erhaltene ganze Christenheit", zur Ruhe brachte.

Nein, so wird jetzt gelehrt, bei dieser Unsichtbarkeit der Kirche können wir uns nicht beruhigen. Im Gegenteil dies Dogma ist schuld daran, daß der Protestantismus seine Stellung zur christlichen Gesamtkirche noch nie recht zu erfassen vermocht hat! Zum Beweise dieses Unvermögens behauptet der Aufsatz, daß der Anspruch: „die lutherische Kirche ist die Kirche Christi" nicht mehr „als schlechtsinniges Paradoxon" erscheinen konnte. Aber solch einen Satz haben die Reformatoren und die alten Dogmatiker niemals aufgestellt, sondern aufs bestimmteste sich dagegen verwahrt, als wollte die Kirche des reinen Wortes und Sakraments die Kirche Christi sein, außer der es kein Heil giebt. Vielmehr lehren sie, daß überall, d. h. in allen Partikularkirchen, sofern nur Evangelium, Taufe, Vaterunser und Abendmahl noch darin sind, wahre Christen sich finden können und wirklich finden, nämlich gläubige, die selig werden. Denn nicht der Mangel der reinen Lehre hindere den Glauben durchaus, sondern der Widerspruch wider sie. Auf diese Weise ist der alte Protestantismus grundsätzlich ebenso glaubenseifrig wie weitherzig: er ist es allein auf Grund der getadelten Lehre von der Unsichtbarkeit der Kirche, die das Innerliche, den Glauben, und den in die Sichtbarkeit fallenden Gebrauch der Gnadenmittel auf das Vollkommenste in Harmonie bringt. Wenn dagegen die Kirche an sich selbst ein äußerer (sichtbarer) Organismus ist, dann, ja, dann

Digitized by Google

bleibt der römische Grundsatz: extra ecclesiam, d. h. außer dieser bestimmten Kirchengemeinschaft, nulla salus unwiderleglich; jede einzelne Kirchenabteilung, katholisch oder protestantisch, darf oder muß dann diesen Anspruch erheben, und mit der gesamten Christenheit auf Erden, mit der einen heiligen christlichen Kirche, ist's aus.

Aber noch eine andere üble Folge sagt der Aufsatz der Lehre von der Kirche als einer geistlichen Gemeinschaft, d. h. einer Gemeinschaft in Geist und Glauben, nach, nämlich: sie habe es verschuldet, daß der Protestantismus nie vermocht habe, die nötige Zucht zu üben, sodaß „die evang. Kirche oftmals wie ein Struwwelpeter ausgesehen hat".

Ist es nötig, zur Zurückweisung dieser Anklage auf die lutherischen Bekenntnisse hinzuweisen (darin mit den reformierten durchaus einig), die, wie nicht minder die Privatschriften der alten Dogmatiker, evangelische Kirchenzucht (d. h. den sog. kleinen Bann) an den offenbaren Gottlosen und Unbußfertigen nicht nur fordern, sondern auch ihre Notwendigkeit begründen und die rechte Art und Weise ihrer Ausübung bestimmen — eben auf Grund jener Schriftlehre, daß die wahre Kirche nur die Gläubigen seien? Dahingegen, wenn in katholischer oder in katholisierender, neulutherischer Weise dafür gehalten wird, daß schon die äußere Gemeinschaft an Wort und Sakrament irgendwie zum Gliede am Leibe Christi macht, so ist es bloße Geschmacksache, wie weit die Nägel und Haare wachsen oder ob sie kurz abgeschnitten werden sollen; denn immerhin gehören sie mit zum Körper Christi.

Ach ja, mit dem Leben des heutigen Christenvolkes hüben und drüben steht es schlimm: der ganze wüste Hause ist getauft, wohl auch konfirmiert, und, wer nur aus ihm will, wird getraut ꝛc., und kein noch so offenbarer Böser hinausgethan. Aber darum sollten unsere Theologen nicht auf die Lehre von der unsichtbaren Kirche schlagen, die an allem Gräuel der Zuchtlosigkeit ganz unschuldig ist, sondern auf anderes und andere, auch besonders auf sich selbst.

Doch auch für Theorie und Praxis des Kultus nimmt der Aufsatz neue Erfolge in Aussicht von der Berichtigung der „verhängnisvoll" gewordenen Lehre des alten Protestantismus: die wahre Kirche sei unsichtbar. Luther habe den Kultus nie recht zu würdigen vermocht, sondern ihn nur als Mittel, den Glauben höher zu bauen, fassen können. Dazu aber sei kein öffentlicher Kultus nötig, und eine feste Kultusordnung aus solchem Zweck und Bedürfnis nicht ableitbar.

Dazu bemerken wir, daß freilich der alte Protestantismus den gesamten Kultus als gesetzte Ordnung, als Satzung für menschliche Stiftung ansieht und dem gegenüber der Gemeinde und jedem Einzelnen die christliche Freiheit wahrt; denn für sie besteht, menschlichen Anordnungen gegenüber, keine Gehorsamspflicht um Gottes willen nach dem vierten Gebot — solche göttliche, das Gewissen bindende Autorität hat in der Kirche allein das Wort Gottes —, sondern hier gilt freie Unterordnung um der Liebe willen.

Aber wo ist das Kleinod von der evangelischen Freiheit, einst so hoch gehalten, noch in der Konkordienformel so geistesmächtig ins Licht gesetzt, in unserer Zeit geblieben? Was wissen unsere Gemeinden davon und wo wird auch nur das Bedürfnis gefühlt, unser Kirchenwesen nach jenem Worte einzurichten, von Christus gesprochen Math. 20, 25 ff., vom größten Apostel im Brief an die Galater ausgelegt und vom großen Reformator mit flammender Rede der Christenheit wieder ins Ohr gerufen!

Vielmehr geht ein Drängen nach möglichst festen und allgemein giltigen, regimentlich beschlossenen und eingeführten Formen für den Kultus gegenwärtig durch die leitenden Kreise. Man sieht das Individuelle, sich frei Bewegende für einen Mangel an, und die erhabene Gleichheit des katholischen Kultus, die keine Trennung der Ozeane kennt und Erdteile überfliegt, macht auf viele einen tiefen Eindruck. Aber man bedenkt nicht, daß die evangelischen Landeskirchen auch nur Deutschlands, ja, schon die einzelnen Provinzialkirchen in Liturgie und Gesangbuchgebrauch geschieden bleiben und also die ersehnte Einheit des Kultus unerreicht bleibt nach wie vor.

Doch gesetzt auch, man könnte sie herstellen, worauf will man sie gründen, wenn einmal nicht die Bedürfnisse der Erbauung des Glaubens der einzelnen Gemeinden, sondern „unwandelbare göttliche Offenbarungen" im Kultus sich ausprägen sollen? Wer soll sie denn

Digitized by Google

bei uns Evangelischen ausprägen: die Wissenschaft, die Kirchenbehörde, die Synode? Ja, der Papst kann es wohl und hat es längst gethan; denn was er thut, das thut Gott durch ihn, und darum sind seine Kirchenordnungen verbindlich wie Gottesgebote bei Verlust der Seelen Seligkeit. Aber wir Evangelische kennen nur eine Offenbarung. Das ist die im geschriebenen Worte, das der Glaube als solches ergreift; denn ohne Glauben nutzt weder Offenbarung noch Wort etwas.

Und so kommen wir immer wieder auf den Glauben zurück, dem auch aller Kultus dienen muß, wenn er evangelisch ist und bleiben soll; und weit entfernt, daß wir zugeben, die Abzweckung des Kultus in den Dienst der Belebung, Stärkung, Erbauung des Glaubens zu setzen, würdige ihn nicht genugsam, sagen wir vielmehr: wenn der evangelische Kultus nicht ins gesetzliche Wesen, in Werkerei, in ästhetische Entartung veräußerlichen und herabsinken soll, so müssen alle seine Einrichtungen es auf die Herstellung des Lebens in Christo absehen, und das ist einmal nach der Schrift in Gott verborgen, d. h. innerlich, geistlich, nur für den Glauben und im Glauben da. Und freilich folgt dann auch, daß es dabei sich um den Glauben der am Kultus teilnehmenden Versammelten handeln kann, um die Erbauung dieser Einzelnen, was nicht hindert, daß sie im selben Geist des Glaubens hören, beten und singen wie alle Gläubigen in der ganzen Christenheit. Es ist demnach auch eine unrichtige Fragestellung, ob im Gottesdienste die Lokalgemeinde oder die Gesamtgemeinde das Subjekt sei, und dann zu entscheiden, es sei nicht die einzelne, sondern die gesamte. Denn dann käme ja nirgend ein Subjekt der Anbetung zustande. Sondern durch denselben Glauben ist die allgemeine Kirche mit der einzelnen vollkommen vereint, sie sind nicht außereinander, sondern ineinander, durch den einen Geist des Glaubens, der in ihnen ist.

Ob aber der Kultus den Glauben vor allem zu erbauen bestimmt sei oder, nach Schleiermacher, zur Darstellung des Glaubens, darum sollte man nicht streiten. Denn kein Glaube wird in Wort oder Gebärde geäußert, ohne daß er nicht auch erbauend zurück auf den Glaubenden selbst — und weiter auf die Sehenden und Hörenden wirkt. Nur freilich, daß im Kniebeugen, im Danken und Loben, im Predigen und Singen der Atem der glaubenden Seele wehe; denn Formelsprechen, geschähe es gleich mit Engelzungen, aber ohne die Innerlichkeit des Glaubens, kann auch Glauben nicht wecken, und ob wir Liturgien gewönnen, in denen die liturgischen Kleinode aller Zeiten zum vollkommensten Muster gesammelt wären: wenn ihr Amen nicht aus dem Herzensborn der feiernden Gemeinde quillt, so sind sie im evangelischen Sinne weniger wert als der formloseste Gottesdienst, den wahre Andacht weiht.

Aber Jesus will Anbeter des Vaters haben, die es im Geist und in der Wahrheit sind. Der Geist giebt dem Sichtbaren und Sinnlichen sein Gepräge und drückt ihm sein göttliches Siegel auf; er selbst aber ist und bleibt unsichtbar. Darum auch die Kirche, insofern sie dem Wesen nach die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen ist. Das ist ihre himmlische Natur, ihre göttliche Herrlichkeit, von der Fleischesaugen nichts wahrnehmen; und diese unsichtbare Kirche Christi sichtbar machen wollen, wie der Aufsatz hiezu diese Zeitschrift auffordert mitzuhelfen, hieße etwas Unmögliches unternehmen. Gingen wir aber dennoch daran, so würde sich bald zeigen, daß die wichtige Lehre des alten Protestantismus von der unsichtbaren Kirche nicht mißkannt und verleugnet werden kann, ohne verderbliche Schädigung nicht bloß der evangelischen Theologie und insbesondere der Theorie vom evangelischen Kultus, sondern auch des evangelischen Glaubens und Lebens.

Die Prinzipien für die Aufstellung der Orgel im evangelischen Gotteshause

von **Friedrich Spitta.**

Als ich im Oktoberhefte des vorigen Jahrganges der Monatschrift die Frage nach der Stellung von Sängerchor und Orgel im evangelischen Gotteshause aufwarf, hoffte ich auf

Digitized by Google

eine fruchtbare Diskussion, die uns der Lösung des vorgetragenen Problems näher bringen würde. In gewissen Grenzen hat sich diese Hoffnung erfüllt. Th. Krause, Plaß, J. Smend, Redlin, Franck haben in längeren Artikeln diese Angelegenheit behandelt (vgl. M.-Schr. I, Nr. 10, S. 328. 330. 333. Nr. 12, S. 387. II, Nr. 1, S. 11). Mit Rücksicht auf die ganze bisherige Verhandlung hat nun in der letzten Nummer Herr Pfarrer Brathe das Wort ergriffen, um einer Ansicht Ausdruck zu geben, die der meinigen direkt entgegengesetzt ist. Er hat dabei betont, daß uns in solchen Fragen nicht schnellfertiges Reden, sondern nur ruhige schriftliche Erwägung weiterhelfe. Ich bin ihm sehr dankbar für diese Stellungnahme, muß aber gleich gestehen, daß er gelegentlich seinem eigenen Prinzipe zuwiderhandelt. S. 182 schreibt er: „Oder sollte man in der Orgel eine Art Altaraufsatz sehen, eine Fortsetzung und Ergänzung des Altars, sodaß der Orgelprospekt so zu sagen eine Röhrenleitung darstellte, durch welche die auf dem Altare geopferten Gebete nach oben geleitet würden? Nicht übel!" Glaubt Brathe, daß diese nahe an Frivolität grenzende, unmögliche Unterstellung der Klärung des Urteils diene? Wenn ich sie nicht, wie mein Kollege in der Redaktion der M.-Schr. wünschte, gelöscht habe, so geschah es, um auch von fern den Schein zu meiden, als ob die M.-Schr. Ansichten, welche denen der Herausgeber entgegenstehen, nicht voll zu Worte kommen lassen wollte. Übrigens sind auch derartige sehr wenig sachliche Äußerungen zur Beurteilung der in Frage kommenden Richtung, bezw. Stimmung höchst wertvoll.

Brathe fordert „wissenschaftliche Nüchternheit" an Stelle von „frischer Unbefangenheit". Ich möchte nicht unausgesprochen lassen, daß sich das eine mit dem andern verbinden muß. Ohne letztere wird die Nüchternheit zu trockener, unproduktiver Pedanterie; und ich sollte meinen, daß wir auf diesem Gebiete, wo die Forderungen der kirchlichen Praxis und Kunst sich berühren, keinen Grund hätten, die „frische Unbefangenheit" wegzuscheuchen, wenn sie auch einmal versuchen sollte, die Kreise unserer gelehrten Systematiker zu stören.

Indes auch die theoretische Behandlung hat ihr volles Recht. Nur muß man fordern, daß ihre Vertreter sich dabei einer präzisen, lückenlosen Beweisführung befleißigen, nicht aber Behauptungen aufstellen, deren Beweiskraft auf Gedankenreihen beruht, auf die sie aus irgend welchen Gründen einzugehen sich nicht veranlaßt sehen. Es thut mir leid, auch in dieser Beziehung aussprechen zu müssen, daß Brathe gerade den von ihm selbst aufgestellten Forderungen nicht nachgekommen ist. Ich hatte die Frage nach der Stellung von Sängerchor und Orgel behandelt im engen Zusammenhang mit der vom Chorraum. Brathe sieht von letzterem ab und bemerkt doch schließlich, alles hänge von der Frage nach der Notwendigkeit eines Chorraumes ab, die zu wichtig sei, als daß sie bei einer Debatte über die Stellung der Orgel gelegentlich mit abgethan werden könne. Kann bei einem solchen Verfahren überhaupt ein sicheres Resultat gewonnen werden? Noch bedenklicher ist ein zweiter Fall. Gleich zu Anfang seiner Ausführung betont Brathe im Gegensatz zu meiner Darlegung, die Beantwortung der Streitfrage über die Stellung des Sängerchores weise mit ihren letzten Gründen in das dogmatische Gebiet; die hier vorliegenden Differenzen solle der Theoretiker nicht beseitigen, sondern konstatieren. „Es würden viele überflüssige Erörterungen und nutzlose Streitigkeiten vermieden werden, wenn dies insonderheit von seiten der Theologen, welche sich mit diesen Fragen beschäftigen, genügend beachtet würde. Aufgabe der Kirchenbautheorie ist es nicht, prinzipielle Anschauungen zu korrigieren oder widerstrebende zu versöhnen, sondern lediglich klar zu stellen, welche Prinzipien dabei in Frage kommen." Man sollte nun erwarten, daß Brathe in Konsequenz dieser Ansicht auch wirklich nachweisen würde, daß es „für lutherisches Empfinden völlig unerträglich" sei, den Sängerchor im Angesichte der Gemeinde aufzustellen. Ich wäre ihm in der That herzlich dankbar, wenn er einmal an der Hand unserer Bekenntnisschriften diesen Beweis mit „wissenschaftlicher Nüchternheit" führen wollte. Jetzt erhalten wir von ihm nur die Versicherung, daß der Pfarrer allein im Angesichte der Gemeinde stehen dürfe, weil er „eine beamtete Person" sei, was für den Chor nicht gelte; zwischen der lutherischen Konfession und der reformierten, die hierin anders urteilt, sei allerdings in Bezug auf den Amtsbegriff in den Bekenntnisschriften eine Differenz nicht fixiert. Aber mit welchem objektiven Rechte kann dann Br. behaupten, jene Anordnung des

Digitized by Google

Sängerchores widerspreche der lutherischen Auffassung? Es ist ja richtig, daß sich in gewissen Kreisen der lutherischen Kirche eine eigentümliche Steigerung des Amtsbegriffes findet. Über Recht und Unrecht dieser Richtung soll hier nicht geurteilt werden. Aber es wird doch wohl erlaubt sein, in aller Bescheidenheit zu behaupten, daß derartige Richtungen nicht beanspruchen dürfen, Vertreter des Luthertums überhaupt zu sein. Zu der „wissenschaftlichen Nüchternheit" gehört es, daß man seine Privatanschauung oder die eines beschränkten Kreises nicht ohne weiteres als die der Allgemeinheit bezeichnet.

Gehen wir nach diesem Nachweis von der mangelhaften Fundamentierung der Brathe·schen Ausführung zu seinen Ansichten im einzelnen über, um zu sehen, ob sie versprechen, was der Verfasser nach dem Eingang seiner Abhandlung erwarten läßt.

Als den Grundfehler meiner Ansicht bezeichnet er, daß ich den Chor der Gemeinde ähnlich gegenübertreten lasse wie den Pfarrer. „Es giebt in der evangelischen Kultusgemeinde nicht drei handelnde Personen, nämlich Geistlichen und Chor einerseits und die durch jene zu erbauende Gemeinde andererseits, sondern nur zwei: Gemeinde und Geistlichen." Gegen diese Beleuchtung meiner Ansicht muß ich zunächst Widerspruch erheben. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, den Gedanken zu fassen, geschweige denn auszusprechen, im evangelischen Kultus träten drei Faktoren auf, Geistlicher und Chor und diesen gegenüber die Gemeinde, sondern ich habe behauptet, im Unterschied vom römischen Kultus, wo Priesterschaft und Laienschaft einander gegenüberstehen, kenne der evangelische zunächst nur eine Gemeinde. Ich sollte denken, das sei auch Br.s Ansicht; sagt er doch: „Auch der Geistliche ist allerdings ein Glied der Gemeinde. Nach evangelischer Anschauung eignet ihm kein character indelebilis, wodurch er sich dem Wesen nach von den anderen Gemeindegliedern unterschiede." Nun ist aber meine Meinung, daß aus dieser Gesamtgemeinde zum Vollzug des Gottesdienstes so viele einzelne Personen und Personengruppen heraustreten, als durch die betreffenden gottesdienstlichen Aufgaben gefordert wird. Daß dieses biblische Auffassung ist, braucht dem, der einmal mit Überlegung das 12. und 14. Kapitel des ersten Korintherbriefes gelesen hat, nicht bewiesen zu werden. Wo dagegen geschrieben steht, daß aus der Gemeinde nur Eine „beamtete Person" heraustreten dürfe, nämlich der „Geistliche", möchte ich wohl wissen, und nicht minder, nach welchem göttlichen Befehle die mannigfaltige Fülle der Gaben, die zur Erbauung der Gemeinde dienen sollen, jetzt alle auf die Person des Geistlichen gehäuft worden sei. Nach meiner Meinung bedeutet es eine Verkümmerung des evangelischen Gottesdienstes, wenn aus der Gesamtgemeinde immer nur der Pfarrer heraustritt, und dieser Verkümmerung wird wahrlich nicht gewehrt, wenn man noch einen oder zwei zur Assistenz hinzufügt. Es gilt vielmehr, die Mannigfaltigkeit der Gaben und Ämter, die in unseren Gemeinden zum Teil noch schlummern, zu erwecken und in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Mit einer Leichtigkeit, welche der auf das Wort haltenden Kirche nicht ziemt, setzt man sich über den Unterschied zwischen der traditionellen Kultusgewöhnung und der Praxis der apostolischen Zeit weg, indem man behauptet, die mancherlei Gaben und Ämter seien eine Eigentümlichkeit des apostolischen Christentums, die später verloren gegangen sei. Wie will man das beweisen? Wenn die Gottesdienste, die wir aus den Briefen des Paulus kennen lernen, uns nicht Einen „Geistlichen" gegenüber der Gemeinde zeigen, sondern „Apostel, Propheten, Lehrer, Zungenredner," wenn bei der Zusammenkunft ein jeder etwas mitbringt: „Psalmen, Lehre, Zungenreden, Offenbarung, Auslegung" (1. Kor. 14, 26), dann nimmt es sich doch wundersam aus, wenn heute die Lehre aufgestellt wird, im Gottesdienste gebe es nur zwei Faktoren, Geistlichen und Gemeinde. Ich nehme nicht, wie Br. mir unterlegt, drei Faktoren an, sondern noch viel mehr, und meine, daß neue Verhältnisse noch immer neue schaffen werden. Neben dem Prediger des Wortes und dem Verwalter des Sakraments stehen auch heute die, welche einen Psalm haben zur Erbauung der Gemeinde, und es würde unseren Gottesdiensten nicht schaden, wenn auch die anderen gottesdienstlichen Funktionen nicht so äußerlich aufgefaßt würden, sondern je als eines der mancherlei Ämter, zu deren gesegneter Ausführung man des Geistes Gottes bedarf. Damit ist nicht gesagt, daß das Predigtamt nicht seine besondere Bedeutung und Würde habe, ganz entsprechend seiner hohen Aufgabe.

Digitized by Google

Aber auf welchen mehr als katholischen Standpunkt geraten wir, wenn wir neben den „Geistlichen“ keine andere Person stellen wollen, deren Würde es ihr gestatte, — von derselben lokalen Seite her sich an die Gemeinde zu wenden! Ich hatte in meiner Abhandlung darauf hingewiesen, daß, wenn man die priesterlichen Chöre der katholischen Kirche vom Altarraum her singen lasse, Ähnliches in der Kirche des allgemeinen Priestertums doch wohl erst recht erlaubt sein dürfe. Br. zieht daraus den Schluß, dann dürfe ja auch Predigt und Sakramentsverwaltung in der evangelischen Kirche jedermann freigegeben werden. Dieser Schluß ist nur möglich, wenn Br. unbeachtet läßt, daß es in der katholischen Kirche verschiedene Grade von Weihungen giebt und dort nicht davon die Rede ist, nur der zum Vollzug der Messe ordinierte Priester dürfe vom Chorraum aus der Gemeinde gegenübertreten, was ja auch schon durch die bloße Existenz des Ministranten bei der Messe ausgeschlossen ist. Br. fordert also für den ordinierten Geistlichen der lutherischen Kirche der Gemeinde gegenüber eine Ausnahmestellung, die nicht einmal die römische Kirche für ihre Priester in Anspruch nimmt: neben ihm giebt es kein Amt und keine Aufgabe, die ein Glied der Gemeinde berechtigten, vom Chorraum aus sich der Gemeinde gegenüber zu stellen. Die katholische Kirche läßt alle, die ein Amt im Kultus haben, in gewissem Maße an der priesterlichen Ehre teilnehmen. Sollte da nicht die evangelische Kirche, welche die Priesterweihe verwirft, allen, die im Gottesdienste nach Art und Maß ihrer Gaben in besonderer Weise wirken, teilnehmen lassen an der Ehre des Amtes der Predigt des Evangeliums?

So unklar Br. die Stellung der evangelischen Kirche zur katholischen bestimmt, so unrichtig die der lutherischen Konfession zur reformierten. Er behauptet, die Reformierten sähen im Gottesdienst wesentlich ein Handeln der Gemeinde, während nach lutherischer Auffassung zugleich ein Handeln Gottes mit der Gemeinde stattfinde. Es ist das eine jener schiefen Gegenüberstellungen der beiden Konfessionen, in denen es leider die lutherischen Theologen — wie so oft auf dem Gebiete des Gottesdienstes — an der billigen Gerechtigkeit haben fehlen lassen. In jenem Satze ist etwas Richtiges, wenn man ihn bezieht z. B. auf das Verhältnis der Abendmahlsfeier Luthers zu der Zwinglis. Aber wie kann man in einer so auf das Wort Gottes zurückgehenden Kirche, wie es die reformierte ist, den Kultus im wesentlichen auf das Gebet, das Handeln der Gemeinde, beschränken wollen? Wie kann man mit solchen Reden bestehen vor den Äußerungen der reformierten Lieder? Man lese nur „Wie reizend schön, Herr Zebaoth“ von Jorissen und „Gott ist gegenwärtig“ von Tersteegen. Davon freilich weiß die reformierte Kirche — aber auch das Bekenntnis der lutherischen — nichts, daß Gott im Kultus nur durch den „Geistlichen“ handele. Die Lieder der Gemeinde sind nicht bloß, wie man wohl hört, Gebete an Gott, sondern Predigten des Evangeliums, durch die sich die Gemeindeglieder gegenseitig erbauen, der Mahnung des Apostels zufolge: „Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern.“ Choräle wie „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“, „Mit Ernst, o Menschenkinder“, „Christus, der uns selig macht“, „O Tod, wo ist dein Stachel nun“, „Ich habe nun den Grund gefunden“, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“, „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ und unzählige andere sind, so zu sagen, Liederpredigten, aus denen Gott redet durch den Mund der Gemeinde. Das sollte ein Pfarrer am besten wissen, da er es oft genug nötig hat, daß Gott mit ihm durch die Gemeinde handle und ihn stärke, ehe er selbst den Mund aufthut als Bote Gottes an die Gemeinde. Was aber hier von der Gemeinde ausgesagt wird, gilt erst recht vom Chore.

So unklar und der „wissenschaftlichen Nüchternheit“ und Präzision entbehrend die bisher besprochenen Ausführungen Br.s über die im evangelischen Gottesdienste wirkenden Faktoren sind, so auch die über Wesen und Aufgabe des Chores. Ja, hier tritt es besonders deutlich hervor, wie der Verfasser die künstlichsten Sprünge machen muß, um seine Anschauungen als rationell hinzustellen. Es genügt ein wörtliches Zitat: „Der Chor redet nicht mit der Gemeinde, sondern als Teil der Gemeinde mit dem Geistlichen oder direkt mit Gott, oder mit sich selbst, sich in heilige Thatsachen und Gedanken versenkend und dieselben im Ton sich selber objektivierend.“ Man denke sich, daß ein Chor an der Stelle, wo er nach Br.

Digitized by Google

hingehört, den 100. Psalm anstimmt „Jauchzet dem Herrn alle Welt . . . Erkennet, daß der Herr Gott ist" u. s. w. Ist das eine Rede an Gott? Offenbar nicht. Ein Gespräch mit dem Geistlichen? Ebenfalls nein! Dann kann es nach Br. also nur ein Selbstgespräch sein. Unten im Schiff ist freilich eine still lauschende Gemeinde versammelt und könnte auf den naheliegenden Gedanken kommen, die Aufforderung des Chores beziehe sich auf sie. Aber das ist unrichtig, denn dann müßte ja der Chor im Angesichte der Gemeinde stehen, und da der Chor nicht im Angesichte der Gemeinde stehen darf, so muß seine Aufforderung an die Gemeinde ein Selbstgespräch sein, in dem er sich die Heilsthatsachen Gottes im Tone objektiviert. Über die „wissenschaftliche Nüchternheit" einer solchen Beweisführung braucht man kein Wort weiter zu verlieren. Wiederholt bemerkt Br., meine Ansicht über den Chor sei mir offenbar bei Berücksichtigung größerer Musikaufführungen entstanden, und giebt mir sodann die Belehrung: „Unsere Kirchen werden nicht für Musikaufführungen gebaut, sondern für die Gottesdienste." Wer meine liturgischen Schriften gelesen hat, wird wissen, daß seine Besorgnis, ich möchte mich hier auf einem Irrweg befinden, unnötig war. Aber muß ich nicht umgekehrt vermuten, daß Br. sich kaum je ernstlich mit dem musikalischen Teile des Gottesdienstes beschäftigt hat, wenn er solche Ansichten, wie die obengenannten, ausspricht? Wem, der jemals flüchtig unsere evangelische Kirchenmusik durchgegangen ist, kann der geradezu unfaßliche Gedanke kommen, nichts von allen diesen Liedern und Motetten, Psalmen und Kantaten sei für die Gemeinde bestimmt, sondern alles nur für Gott, den Geistlichen und den Chor selbst, auch die Wechselgesänge nicht, in denen der Chor die Gemeinde auffordert und diese antwortet? Der Chor soll also nicht zur Gemeinde reden, und doch muß diese pausieren, wenn es ihm gefällt, „sich in heilige Thatsachen und Gedanken zu versenken." Was für eine bodenlose Anmaßung des Chores! Fast möchte man sagen, dafür gebühre ihm mit Recht die Strafe, vom Chorraume verwiesen zu werden. Die oben herausgestellten Thatsachen sind so ungeheuerlich, daß ich mich selbst frage, ob ich nicht übertreibe und Konsequenzen ziehe, an die der Verfasser nicht gedacht. Aber kann man sich einen widersinnigeren Schluß denken als den, zu dem er selbst kommt: „Eine Predigt ohne Gemeinde ist ein Nonsens, ein Widerspruch in sich selbst. Ein Chorgesang ist etwas auch ohne irgend einen Zuhörer. Er hat seinen Zweck in sich selbst. Die Anwesenheit von Hörern ist dabei sozusagen zufällig, das heißt, sie wird nicht durch das Wesen des Chorgesanges selbst gefordert?" Wie kann man nur den Begriff: Predigt, d. h. gottesdienstliche Rede an die Gemeinde, und den rein formalen: Chorgesang, bei dem gänzlich von Inhalt und Zweck abgesehen wird, zum Vergleich nebeneinander stellen? Gewiß, damit ein Chorgesang zu stande komme, brauchen nur ein paar Chorsänger da zu sein. Aber auch für das Zustandekommen einer Rede an sich ist die Anwesenheit einer Zuhörerschaft nicht nötig. In unserem Falle aber handelt es sich beide Male um den durch den Gedankeninhalt bedingten Zweck des Vortrages, um die gottesdienstliche Absicht der Redner und der Sänger, bezw. Komponisten. Was würden letztere Br. antworten, wenn er ihnen klar zu machen suchte, die Anwesenheit von Hörern sei bei der Aufführung ihrer Chöre nicht nötig, da diese ja bereits durch den Vortrag von Sängern zur Vollendung kämen, gerade so wie ein Gemälde vollständig ist, das von keinem Zuschauer je betrachtet wird? Wenn jemand mit solchen Gründen seine Ansicht verteidigt, so muß jeder Unbefangene den Eindruck erhalten, daß es mit deren Sicherheit verzweifelt schlecht steht.

So sieht es mit dem Wert von Br.s prinzipiellen Hauptsätzen aus. Auch im einzelnen bringt er Gedanken, die sehr zu beanstanden sind. Er gesteht zu, daß der geistige Rapport zwischen Gemeinde und Chor lebendiger sein würde, wenn sie einander anschauten, daß man so auch wohl etwas besser hören würde. Aber letzteres sei ohne Belang, da der Chor gewöhnlich nur Responsorien singe; diese seien aber der Gemeinde, die etwa mit einstimme, nicht fremd und brauchten deshalb nicht verstanden zu werden. Hier generalisiert Br. das, was vielleicht in seiner Gemeinde oder Landeskirche geschieht. Aus dem Wesen des Chores aber ergiebt sich keinesfalls, daß er dem Geistlichen zu responsdieren habe. Das soll von der

Digitized by Google

Gesamtgemeinde geschehen, wie man das auch mit Recht bei der Revision der preußischen Agende betont hat.

Wenn Br. ferner behauptet, es sei nicht angenehm, den Chor zu sehen, und die Gemeinde werde gestört durch die dort herrschende Unruhe, so gilt dagegen einmal das bereits von mir Gesagte; sodann aber handelt es sich dabei um Mißstände, die durch Geschick des Architekten verhindert werden können. Letzteres gilt auch in Bezug auf die Behauptung, bei der von mir vorgeschlagenen Anordnung würde die Gemeinde zerrissen und der Altar durch die dahinter sich erhebende Orgel erdrückt. Auf diese und ähnliche, schon oft durchgesprochenen Einwände mögen andere, wenn sie es für nötig halten, noch weiter eingehen. Ganz neu dagegen — und deshalb von mir noch nicht widerlegt — ist die Bemerkung, die Orgel als Repräsentantin und Symbol der Gemeindethätigkeit gehöre eben deshalb in den Gemeinderaum hinein, nicht in den dem „Geistlichen" vorbehaltenen Chor. Ich meine: Ein Symbol für die Gemeinde gehört dahin, wo sie es sehen kann; wenn nicht, so hat es seinen symbolischen Zweck verfehlt. Letzteres ist der Fall, wenn die Orgel im Rücken der Gemeinde steht oder irgendwo an der Seite, wo sie nicht von der ganzen Gemeinde gesehen werden kann. Gegen die Aufstellung im Chore, der einzig natürlichen, empört sich Br.s lutherisches Empfinden. Möchte es ihm gefallen, mit besserem Erfolge als bisher uns deutlich zu machen, in wiefern das bekenntnismäßige Luthertum — nicht irgendwelche Sonderrichtungen in der lutherischen Kirche — sich gegen die von mir ausgesprochenen Ansichten bezüglich des evangelischen Gotteshauses erklären müsse. Denn uns ist das „Lutherische" in Kirche und Leben wahrlich nicht gleichgültig.

Baugeschichte der Katharinenkirche in Oppenheim

von Rasch, Pfarrer in Dienheim bei Oppenheim.

Für den Rheinreisenden, der unsren hochgepriesenen Strom hinauffährt, ist die Reise in Mainz zu Ende. Hinter Mainz wird's „langweilig"; „das kann man sich schenken," heißt es. Und so zieht das Lokalboot einsam und unbeachtet seine Pfade nach Worms; häufigere Schleppdampfer, die den Fluß beleben, sagen uns, daß der Güterverkehr den Personenverkehr weit übertrifft. Aber auch südlich von Mainz in dem Gebiete, das in der Geschichte der alten Frankenkaiser so oft eine bedeutende Rolle gespielt hat, fehlt es nicht an Sehenswürdigkeiten ersten Ranges, die eine Reise dorthin recht angebracht erscheinen lassen, und die größte ist die liebliche, holde Katharinenkirche zu Oppenheim.

Wenn man vom Süden kommt, sei es, daß man mit dem Dampfboot den Rhein hinabfährt, sei es, daß man den einsamen Pfad des Rheindammes gewählt hat, oder daß man auf der alten Römerstraße von Guntersblum her naht, man hat immer dasselbe schöne Bild: die Stadt Oppenheim, in ihre Rebenhänge gebettet, sich malerisch den Berg hinanziehend, bekrönt von der in neuer Schöne erstandenen Katharinenkirche, über die die Trümmer der alten Reichsfeste „Landskrone" melancholisch in die Luft starren und der Gegenwart von vergangenen Zeiten erzählen, da ein „allerchristlichster" König die Pfalz „vergiftet" hat. Lange wird das Auge von dem schönen Bilde festgehalten. Die schönste Seite der Kirche, die als Schauseite gebaute und gezierte Südseite, liegt vor unsren Augen; wir bewundern ihren reichen gotischen Schmuck, ihre Fenster, Fialen, Wimperge, ihr Strebewerk, ihr prachtvoll ornamentiertes Querschiff, den stattlichen Vierungsturm; wir freuen uns der romanischen Westtürme, wir staunen den majestätisch sich erhebenden Westchor an, der, nachdem er bei der letzten Reparatur sein Dach bekommen hat, auch bald seine Verglasung haben wird. Wir sehen, wie so oft an den alten Bauten: hier steht vor uns das Resultat der Arbeit mehrerer Geschlechter, und jedes Geschlecht hat sein Bestes gegeben. Wir freuen uns über die Baugruppe, wie sie uns gerade überliefert ist, und möchten sie um keinen Preis in einem Stil umgebaut haben.

Auch wenn man die Kirche vom Ende des Rheindammes gerade von Osten her vor

Digitized by Google

Angen hat, wo man die Westtürme und das Westchor nicht sieht und den Eindruck eines ganz der Frühgotik entstammenden Gebäudes hat, oder wenn man auf Wingertswegen die Höhe im Westen gewinnt, wo der majestätische Westchor die anderen Bauteile verdeckt und das Ganze den Eindruck eines Gebäudes aus der reichen Spätgotik macht, oder wenn man den Zuckerbergsweg auf der Nordseite der Kirche beschreitet, wo man die einfacher gebaute Rückseite der Kirche vor sich hat, die aber gerade in ihrer Einfachheit so interessant ist, und in ihren Treppentürmen, ihrer Sakristei, ihrem Zither und ihrer Michaeliskapelle schönes Detail bietet — überall, wo man der Katharinenkirche naht, naht man einer Schönen, Holden, die uns anzieht und so bald nicht wieder los läßt.

Es mag mir, der ich nun schon seit Jahren die schöne Kirche täglich vor Angen habe,

Katharinenkirche in Oppenheim.

und der ich mich so oft an ihr erfreut habe, vergönnt sein, von ihr einem weiteren Leserkreise zu erzählen.

Uber ihre Baugeschichte fehlen uns alle Nachrichten. Es sind keinerlei Dokumente irgend welcher Art erhalten. Wir sind angewiesen auf das, was uns der Bau von sich selbst kündet und was uns die Geschichte erzählt.

Oppenheim, eine Reichsstadt, die durch den Rheinzoll und den Schutz der Reichsfeste Landskrone eine bedeutende Stellung errungen hatte, deren Bevölkerung ständig wuchs und zu Wohlstand gelangte, die im Jahre 1254 mit Mainz und Worms als gleichberechtigtes Mitglied in den rheinischen Städtebund trat, empfand das Bedürfnis, für die am Burgberge entstehende Neustadt eine neue und große Pfarrkirche zu erbauen, da die am Dienheimer Thor liegende Sebastianskirche dem Bedürfnis nicht genügte. Die Stadt war die Bauherrin, und sie baute mit demselben Eifer, derselben Aufopferung, mit der man damals in allen Städten der Christenheit baute. Man wollte ein großes, stattliches Gotteshaus haben, das die Stadt nach außen würdig repräsentierte. Man wohnte zufrieden in den kleinen, engen Privatwohnungen weiter, wenn nur die Kirche recht groß und geräumig war. — Wenn die Stadt auch ihre mancherlei Fehden auszufechten hatte und sogar einmal wegen des Nieder-

Digitized by Google

brennens der Kirche zu Großgerau in des Papstes Bann fiel, so wuchs trotzalledem die neue Kirche fröhlich aus den Mauern empor. — Es war eine romanische Kirche, aus Bruchsteinen erbaut, verputzt. Sie hat, wie neuere Grabungen lehrten, die Länge des Hauptschiffes unsrer jetzigen Kirche gehabt; ihr Chor reichte bis zur Stelle des jetzigen Altars; sie war dreischiffig, schmäler als die heutige Kirche und geschmückt mit all dem reizenden Detail, mit dem man damals Kirchen zu schmücken pflegte. Lisenen, Rundbogensimse, kräftige Mauern, kleinere Fenster, die Turmöffnungen durch Pfosten mit Würfelkapitellen geteilt, so wird die damals vollendete Kirche sich dargestellt haben. Die kleineren Fenster ließen große Mauerflächen übrig, die gar bald dem Volke die lieben biblischen Geschichten und die Legenden der Heiligen in Malerei vor Augen stellten.

Seit den Kreuzzügen war im Abendlande die Verehrung einer morgenländischen Heiligen, der h. Katharina von Alexandrien, gepflegt worden. Ihre Legende ist von den größten Künstlern des 14. und 15. Jahrhunderts dargestellt, ihre mystische Vermählung mit dem Jesuskinde, ihre siegreiche Disputation mit den heidnischen Philosophen, ihr Martyrium mit dem Rade und ihre wunderbare Errettung, ihre schließliche Hinrichtung durch das Schwert sind besonders von den Präraffaeliten gern zum Vorwurf genommen worden. Diese Heilige sollte auch in Oppenheim verehrt werden, für Oppenheim fürbittend ihre Hände erheben und reiche Segensbäche in die Stadt leiten. Und so wurde die Kirche nach ihr genannt.

Gegen 1240 geschah die Weihe, und wir möchten annehmen, die Kirche habe für lange Zeit genügt, da sie in großen Dimensionen errichtet war.

Dem war aber nicht so. Schon 1262 wurde im Beisein des Königs Richard von Cornwallis, auf dessen Seite Oppenheim stand und der sich dort zu wiederholten Malen aufhielt, der Grundstein zu der neuen gotischen Kirche gelegt. Der von Nordfrankreich nach Köln und an den Rhein gekommene Stil mit seinen gewaltigen Gewölben und seinem reichen Maßwerk erschien unsren rheinischen Vorfahren so herrlich, daß ihnen ihr kaum vollendetes Gotteshaus gar nicht mehr gefiel und sie einen Neubau im neuen Stile beschlossen. — Die Stadt blühte damals; hohes Selbstgefühl, kühner Wagemut erfüllte die Bürger. Unter dem Schutze der Kaiserburg standen die Herrenhäuser der adligen Burgmannen. Vor den Thoren erhoben sich Vorstädte. Zwei jährliche Messen brachten Verkehr und Geld. Norddeutschland bezog damals noch seine Waren aus den italienischen Häfen über Augsburg und Nürnberg. Dieser Weltverkehr ging auch zum Teil über Oppenheim und brachte durch Zoll und Geleit viel Geld in die Stadt. Der feurige Oppenheimer Wein wurde, wie auch heute, gern getrunken und gut bezahlt; sein Erlös brachte dem weinbauenden Bürger Wohlstand. Auch daß die umwohnenden Adelsgeschlechter, die Herren von Dienheim, Dalheim, Bechtolsheim, Dalberg, Sickingen, Sturmfeder u. a. als Burgmannen mit ihren Reisigen ihren Wohnsitz in der Stadt nahmen, brachte Verdienst und Geld dahin. Daß in solcher Zeit ein neuer heiliger Raum sich für die Gemeinde öffnete, wo sich in der täglichen Messe die Gnadenschätze für sie häuften, daß sie einst im Schatten der Kirche ruhen könnten, das erschien diesem Geschlechte als der höchste Gewinn.

So geschah es, daß man zwei Jahrzehnte nach Vollendung der romanischen Kirche beschloß, sie niederzulegen und durch eine größere gotische Kirche zu ersetzen, und sich alsbald daran machte. Zuerst baute man Chor und Querschiff, um dem Altar eine Stätte zu bereiten. Man brach die alte Kirche nur so weit ab, als es nötig war. Da die gotische Kirche sich viel weiter nach Osten erstreckte als die romanische, so konnte man fast alles stehen lassen. Man sah für die Vierung einen bescheidenen Dachreiter vor. Man hielt alles in den einfacheren Formen, mit denen die Frühgotik ihren Einzug in die Rheinlande hielt. Keine Balustrade sollte Dach und Mauer scheiden, einfache massive Strebepfeiler, bekrönt mit derben Fialen, stützten die Außenwände; Wasserspeier von phantastischer Gestalt erfreuten das Auge. Der Chor bekam nach dem Muster einiger Bauten in Frankreich und am Rhein durch zwei angelegte Kapellen eine reichere, das Auge erfreuende Gestaltung. Die Fenster füllen nicht die ganze Wand, sondern lassen noch breite, pfeilerartige Mauermassen übrig, die in der Zeit der Hochgotik, wo der Mauerban dem durchgeführten Gerüstbau weicht, verschwinden.

Digitized by Google

Wie lange damals um 1262 mit Eifer gebaut worden ist, und wann der Bau still gestellt wurde, läßt sich jetzt nicht mehr zahlenmäßig feststellen; sicher geht nur aus der Betrachtung des Baues hervor, daß eine längere Unterbrechung stattgefunden hat, ohne daß man das Querschiff fertig gestellt hätte, indem die Formen der Querschiffsgiebel und des Vierungsturms entschieden auf die folgende Periode als Bauzeit hinweisen. Auch steht das Querschiff mit dem Langschiff nicht im Verband. Es kam bei den meisten großen Kirchen vor, daß zeitweise Eifer und Geld fehlten, weiter zu bauen. Um so besser wurde nachher der Bau fortgesetzt und zu Ende geführt. — Die Heftigkeit der Fehden, die Unsicherheit der Verhältnisse ließen den Eifer der Oppenheimer erlahmen.

Das Jahrhundert ging zur Neige und mahnte die Stadt Oppenheim täglich daran, das Ihre zu thun.

Und sie that das Ihre. Es begann eine zweite Bauzeit für die Kirche, in die Zeit der Hochgotik fallend. Die damals vollendeten Bauteile gehören selbst mit zu den vollendetsten Werken der Hochgotik. Reiche Mittel wurden jedenfalls verwilligt; die Stadt hatte das Glück, zur Ausführung ihrer Pläne auch den rechten Meister zu finden. Denn was in jener Zeit gebaut wurde, der Vierungsturm mit seinem kühnen, genialen Unterbau, die Giebelfassade des Querschiffs, die Architektur des Langschiffs, der sinnberückend schöne Bau der Fenster, die ungemein prachtvolle Außenarchitektur mit ihren Fialen, Wimpergen, Strebepfeilern und Strebebögen, ist alles so herrlich ausgeführt oder gedacht gewesen, daß man an nichts Geringeres als den Kölner Dom im Norden und an das Freiburger und Straßburger Münster im Süden mit ihren Fensterrosen und ihrem vorgeblendeten Stabwerk erinnert wird.

Wir fragen nach dem Namen des großen Meisters, der hier gewaltet, und wir reden uns so gerne ein, daß es Werner von Koldenbach, einer Kölner Steinmetzenfamilie entsprungen, der 1297 erwähnt wird, gewesen sei. Zwar wird uns weiter nichts urkundlich über ihn berichtet, als daß er von Köln nach Oppenheim gewandert sei; es wird Oppenheim civitas sua genannt, und er verzichtet von da aus auf seinen Anteil am elterlichen Hause in Köln zu Gunsten seines Onkels Heinrich. — Das ist allerdings wenig Sicheres, aber es ist doch ein Name; es besteht wenigstens die Möglichkeit, sogar die Wahrscheinlichkeit, daß Werner der Baumeister dieser Teile gewesen.

Er hat einen neuen Plan vorgelegt, nach welchem nun das Gebäude zu Ende geführt werden sollte. Er hoffte, den Bau so zu vollenden, wie er vor seinem Auge vollendet dastand. Nun war damals Oppenheim in der frohen Erwartung, daß ein lange gehegter Wunsch bald in Erfüllung gehen würde, der Wunsch, die neue große Pfarrkirche zur Stiftskirche erhoben zu sehen. Eine zahlreiche Geistlichkeit sollte an der Kirche amtieren, an vielen Altären sollte Messe gelesen werden, und dadurch neues Heil für die Stadt erblühen. Oppenheim war in Abhängigkeit von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, gekommen. Der deutsche König Ludwig von Baiern hatte sie an seinen mächtigen Parteigänger für 10,200 Pfund Heller verpfändet. Ob der wie alle damaligen Kaiser und Könige tief in Schulden steckende Ludwig die Summe wirklich empfangen hat, oder ob der Vertrag bloß eine Finte war und das Ganze eine „Handsalbe" für den mächtigen Erzbischof, können wir nicht entscheiden; aber die Reichsstadt Oppenheim kam zu Peter von Aspelt in ein näheres Verhältnis, und 1320, kurz vor seinem Tode, erhob der Mainzer Erzbischof die Katharinenkirche zu einem Kollegiatstift. Ein Propst, der zugleich Propst von St. Viktor in Mainz sein sollte, und zwölf Chorherren sollten darin amtieren. Die Stiftungen zur Unterhaltung der neuen Würdenträger wurden gemacht, jedenfalls haben sich der Burgadel und die in der Nähe wohnenden adligen Familien sehr für die Gründung des Stifts interessiert, das ihnen Gelegenheit bot, ihre jüngeren Söhne standesgemäß zu versorgen. An Stiftungen und Begabungen hat es auch später nicht gefehlt; denn als der Westchor als Stiftschor im Jahre 1439 geweiht wurde, hatte dieses so nobel und reich errichtete Bauwerk so wenig die Mittel des Stiftes erschöpft, daß es noch in demselben Jahre 1000 Pfund ausleihen konnte.

Für die Stadt war die Erhöhung der Kirche zur Stiftskirche ein mächtiger Ansporn, für ihren Ausbau Sorge zu tragen. Vor allen Dingen handelte es sich darum, wo die Altäre

Digitized by Google

für die Chorherren aufstellen? (Es waren zuletzt 15 Altäre vorhanden.) Man griff zu der Auskunft, daß man die Strebepfeiler in den Innenraum der Kirche einbezog, den so gewonnenen Zwischenraum mit je einem Altare ausfüllte und dann diese etwas kurz geratenen Kapellen in die Seitenschiffe hinein weiter baute und zwar so weit, bis man die noch im Boden steckenden Fundamente der früheren romanischen Kirche erreichte. Auf diese Fundamente stellte man die Pfeiler mit ihrem in luftigem Maßwerk errichteten Vorbau, welcher den Eingang zur Kapelle von der Kirche aus gewährte. Diese acht Kapellen zu beiden Seiten der Kirche mit ihrer luftigen gotischen Architektur sollen wunderschön ausgesehen haben. An der Außenseite einer Kapelle steht auch eine Notiz von ihrer Bauzeit, die ganz zu ihrem Stile paßt, ein Stein in der Form eines runden Brotes, dazu die Inschrift: do. dar. brod. vir. haller. galt. — do. wart. d(is)e. Capelle angehaben. † ano d.ni MCCCXVIII.

Daß auch der Hauptaltar durch einen Lettner von dem Schiffe geschieden wurde, hat sich durch Grabungen bei der letzten Hauptreparatur herausgestellt. Man fand seine Fundamente im Boden, auch noch Spuren einer Treppe, welche einst im Rücken des Lettners auf seine Plattform geführt hatte. Auch wird uns in alten Nachrichten von einem Altar berichtet, der unmittelbar vor dem Lettner aufgerichtet war. Wann dieser Lettner wieder entfernt wurde, darüber fehlen alle Nachrichten.

Daß Oppenheim in seiner Pfarr- und Stadtkirche zugleich eine Stiftskirche besaß, hatte seine zwei Seiten. Das Stift gedieh und kam zu großem Wohlstand. Gönner und Schenker fehlten nicht; aber es war eine Korporation für sich, hatte und pflegte seine eigenen Interessen, die mit denen der Katharinenkirche nicht immer identisch waren. So kühn und mutig der Kirchbau in Angriff genommen worden war, der Eifer erlahmte wieder; die Geldschenkungen blieben aus oder wandten sich dem Stift zu; die Zeit wurde nüchterner und profaischer, die Bürger ärmer und weniger opferwillig; kurz, der Bau kam ins Stocken und hörte schließlich ganz auf, ehe er nur einigermaßen zum Ziele gelangt war. Die Gewölbe der vier Joche des Mittelschiffs waren noch nicht geschlossen; von dem Strebesystem des Außenbaues stand erst ein Pfeiler; die neueren waren kaum angefangen; die Strebebögen fehlten ganz; auf der Nordseite, wo man aus Sparsamkeitsgründen von jeher alles einfacher eingerichtet hatte, fehlte alles — kurz, es hätte noch einer ganz energischen Anstrengung bedurft, um den Bau, wie man ihn angefangen, zu Ende zu führen. Die romanischen Westtürme durch eine monumentale gotische Fassade mit zwei himmelanstrebenden gotischen Türmen zu ersetzen, daran dachte ohnedies niemand mehr. So blieb der Bau liegen und der Umstand, daß Wind und Wetter ihr Spiel an ihm treiben konnten, hat viel dazu beigetragen, daß er späterhin so sehr geschädigt und ruinenhaft dastand.

Wohl hätte das Stift mit seinen reichen Mitteln helfend eingreifen können, aber das hatte eben seine eigenen Interessen. Der Chor im Osten war etwas klein, da baute es sich im Westen einen zweiten Chor zur Abhaltung der Stiftsgottesdienste. Das Vorbild der alten doppelchörigen Dome am Rhein lockte. So ward der Bau des Westchors beschlossen und 1439 vollendet. Er ist im spätgotischen Stile ausgeführt. Gewaltige Gewölbe, von reichen Netzen überspannt, riesengroße Fenster mit kunstvollem Fischblasenmaßwerk geben ihm das Gepräge jener Bauzeit, die von manchen als eine Zeit des Verfalls betrachtet wird, die aber hier kein Zeichen des Verfalls trägt. Es muß ein außerordentlich reizender und großartig schöner Bau gewesen sein, als er in seiner ganzen Pracht dastand, und nun die Chorherren auf sieben Stufen sich zu der im Schiffe demütig harrenden Gemeinde hinab begeben konnten. Heute noch muß man sich sagen, wenn die ganze Baugruppe in diesem spätgotischen Stile gebaut wäre, es würde auch dann ein Wunderbau vor uns stehen, und man könnte weit gehen, bis man seinesgleichen fände.

Durch den Ausbau des hohen Westchors verlor die Kirche ihren bisherigen Haupteingang, ihre Baumasse wurde etwas gedrückt, die zwei romanischen Türme mußten erhöht werden, um sich zu behaupten; so haben sie einen gotischen Aufsatz bekommen, ja, der eine zeigt schon Spuren der Renaissance. So zeigt der Bau alle Stilwandlungen von dem spätromanischen Stil bis zur Renaissance; alle seine Bauteile repräsentieren ihre Periode muster-

Digitized by Google

gültig; sie behaupten sich als gleichwertig nebeneinander, und es soll der noch gefunden werden, der im Interesse der Stileinheit eine oder mehrere Stilperioden nicht vertreten sehen wollte. Nein, wie sie uns erhalten und überliefert worden ist, so wollen wir unsere Freude an ihr haben und sie auch künftigen Geschlechtern erhalten.

So kam die Reformation. Mittlerweile war Oppenheim und seine Burg den Kurfürsten von der Pfalz unterthan geworden. Nach einigen Streitigkeiten zwischen der kurfürstlichen Regierung und dem Magistrat über das jus reformationis wurde das reformierte Bekenntnis in ihr herrschend; das Stift wurde eingezogen, die Zahl der Geistlichen auf zwei beschränkt. Kurze Zeit hatten sie auch die Lutheraner inne; während des dreißigjährigen Krieges war sie den Franziskanern überliefert, da die Spanier Oppenheim zur „Glaubenseinheit" zurückgeführt hatten. Der Kirche selbst geschah damals nichts. Noch im Jahre 1645 zeigt uns der bekannte Stich Merians die Stadt mit ihren Mauern, Gräben, Zinnen und Türmen. Ganz oben zeigt sich die Landskrone, dann eine Flucht von Edelhöfen und dann die völlig unversehrte Katharinenkirche, ähnlich, wie wir sie heute wieder sehen; alles beherrschend, alles überstrahlend.

Was aber die Horden des dreißigjährigen Krieges nicht gethan, das vollzogen die Soldaten des roi soleil, des allerchristlichsten Königs von Frankreich. Sie waren ins Land gekommen als Freunde, als Boten einer Landesmutter, welche das Herz ihrer Landeskinder suchte, als Beauftragte der vielgepriesenen „Liselotte". Bald aber zeigten sie ein anderes Gesicht. Sie hatten Oppenheim und seine Burg mit Gewalt genommen und den Winter 1688—1689 als Feinde gehaust. Die Burg wurde gesprengt, ihr hoher Turm stürzte in die Tiefe und füllte sie ganz aus; die Türme und Mauern der Stadt wurden niedergerissen; hohe Kontributionen wurden schonungslos eingetrieben. Das war aber nur der Anfang. Der Befehl kam, am 31. Mai, dem dritten Pfingsttage, solle die Stadt zugleich mit Worms und Speier verbrannt werden. Vom rechten Rheinufer sahen die geflüchteten Einwohner mit Entsetzen ihre Stadt, Haus für Haus, Straße für Straße in Flammen aufgehen. Die Arbeit wurde so gründlich verrichtet, daß kein Haus aus der früheren Zeit übrig blieb. Auch die Katharinenkirche brannte aus — ein Anblick, heute noch zum Weinen. Das Land war eine Wüste. Nach Frankfurt a. M. hatte sich der Heidelberger Kirchenrat geflüchtet; dorthin wandten sich auch viele Oppenheimer. Am rechten Ufer des Mains baute man ein Neu-Oppenheim. Doch gingen sie, als die Franzosen abgezogen waren, einmütig daran, ihre alten Häuser wieder notdürftig aufzubauen und sich kümmerlich darin einzurichten.

Die Reformierten nahmen wieder die Katharinenkirche in Besitz, d. i. ihre Ruine, die sie notdürftig wieder zur Abhaltung des Gottesdienstes herrichteten. Daß sie anfangs das Westchor als Kirche benutzt hätten, bis 1713 oder 1703 die Gewölbe desselben heruntergebrochen seien, wird jetzt auf Grund neuerer Aktenfunde wieder in Abrede gestellt; man hat gleich die Pfarrkirche in Gebrauch genommen und die Kirchenutensilien im nördlichen Seitenschiffe untergebracht, weil das Mittelschiff keinen Schutz vor der Nässe gewährte.

Die Stadt erholte sich von diesem Schlage nie wieder. Eine neue Drangsal traf die Evangelischen. Von 1690 an herrschte über die Pfalz eine katholische Nebenlinie. Die Jesuiten geboten jetzt. Die Versuche mehrten sich, den Evangelischen den Besitz oder doch den bisherigen Alleinbesitz ihrer Kirchen und ihres Kirchenguts streitig zu machen. Unter den nichtigsten Vorwänden wurde den Evangelischen ihre Kirche genommen oder den Katholiken das simultaneum eingeräumt. Auch die Katharinenkirche war 1701—1705 simultan. Erst 1705 durch die pfälzische Religionsdeklaration bekamen die Evangelischen Ruhe. So konnte auch die reformierte Gemeinde die Katharinenkirche sich wieder als Gotteshaus einrichten. Es fehlte aber die Decke, man sah die verkohlten Dachbalken. Kurz, es war ein Jammer.

1835 fand eine Reparatur statt. Die Gewölbe des Mittelschiffs wurden durch ein hölzernes Scheingewölbe geschlossen, das Dach ward repariert, die Kapellen wurden zu Nischen reduziert, die Orgel bekam ihren jetzigen Platz und ihre jetzige Bühne, das Innere wurde mit buttergelber Ockerfarbe gleichmäßig überstrichen. Das Dach auf der Nordseite, das Mittel- und Seitenschiff deckte und die Fenster des Mittelschiffs verbarg, blieb, ebenso der

Digitized by Google

Vierungsturm, dem man nach dem damals geltenden Grundsatze „das Schönste ist doch die Zwiebel“, eine zwiebelförmige Haube aufgesetzt hatte. Kurz, es war bei allen Besuchern der Kirche nach dieser Reparatur der einstimmige Eindruck, daß die eigentliche Reparatur erst noch zu erfolgen habe.

Mittlerweile hatte sich in Deutschland der Sinn für die Schönheit der mittelalterlichen Denkmale, besonders der Gotik, wieder gebildet und mächtig entwickelt. Was Goethe zu Anfang und zu Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit von deutscher Art und Kunst geredet, fand ein mächtiges Echo. Die alten schönen Kirchen wurden wieder aufgesucht und beschrieben und das Interesse für sie geweckt.

Das erfuhr denn auch unsere Katharinenkirche. Das größte Verdienst um sie erwarb sich Franz Hubert Müller, Galerieinspektor in Darmstadt. Er gab einen Atlas von 40 Blatt, zum Teil in Aqua tinta-Manier, mit Text heraus. Jedes einzelne Blatt kostete 5 Gulden, war also nicht ein Kauf für jedermann. Müller versicherte sich, ehe er die Herausgabe unternahm, erst durch Subskription der Unterstützung der europäischen Fürsten und sonstiger Gönner der Kunst. Die Arbeit wird von allen Späteren auf das höchste gewürdigt. Daß Irrtümer und schiefe Ansichten darin vorkommen, soll uns nicht abhalten, heute noch dankbar anzuerkennen, was Müller gethan hat, um die einem Dornröschen gleich unbekannt am Oppenheimer Burgberg ruhende, holde Kirche zur Kenntnis aller Kunstfreunde zu bringen. — Die großen Werke von Kugler und von Schnaase haben auch der Kirche gebührend gedacht.

Nun kamen die Jahre 1870 und 1871. Die jene Zeit mit erlebt haben, wissen, welch ein idealer Zug damals durch unser Volk ging, gestimmt auf den Akkord: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.“ Damals lebte in Oppenheim der Notar Lippold, jetzt pensionierter Justizrat in Mainz, ein Mann, dessen Herz warm für alles Edle schlägt. Er gab die erste Anregung zur Gründung eines Kirchenbauvereins. Er ließ sich auch gar nicht dadurch irre machen, daß er da kein Entgegenkommen fand, wo er es zuerst hoffte, bei dem evangelischen Pfarrer der Katharinenkirche. Es wurde eine Bürgerversammlung berufen und besonders von Fabrikant Rheinwald und von Obereinnehmer Weil zu Oppenheim in begeisterten Worten das schöne Werk empfohlen, die Kirche wieder in Stand zu setzen. Man war sich von vornherein klar, daß die Wiederherstellung Hunderttausende verschlingen werde und daß die Gemeinde Oppenheim diese Summe nicht aufbringen könne.

Der Verein wurde gegründet. Fabrikant Rheinwald trat an die Spitze. Ein Aufruf wurde erlassen „An alle Deutschen in der Heimat und im Auslande“. Darin heißt es u. a.: „Die Bürger Oppenheims können nicht verjährte Ansprüche wegen des von Frankreich ihren Vorfahren geraubten Wohlstandes erheben, aber dazu glauben sie ein Recht an das deutsche Reich und dessen Bewohner zu haben, daß aus gemeinschaftlichen Sammlungen bei allen Patrioten, sowie auch durch Beiträge aus der Landes- und Reichskasse der von Frankreich geübte Frevel wieder gesühnt wird, und der herrliche Tempel zu Ehren des deutschen Namens und als bleibendes Wahrzeichen unserer Einheit und Zusammengehörigkeit, den alten Bauriſſen entsprechend, wieder aufgerichtet werde.“

Der Verein entfaltete eine reiche Thätigkeit und fand den gehofften Erfolg. Das deutsche Reich und der hessische Staat verwilligten je 200,000 Mark, der Verein brachte aus Lotterien, Sammlungen und Beiträgen 120,000 Mark auf, 30,000 Mark wurden noch nachträglich vom deutschen Reich und von Hessen verwilligt, und so waren die Mittel da, um das Werk in Angriff zu nehmen. Selbstverständlich wurde zur Leitung ein Gotiker ersten Ranges berufen. Die Wahl fiel auf v. Schmidt-Wien, der in Köln und in Wien als Gotiker das Vorzüglichste geleistet hat, und auf seinen Sohn v. Schmidt-München als seinen Stellvertreter. Ein sorgfältig vorbereiteter Bau-Voranschlag lag den Regierungen und Parlamenten vor. Alles kam entgegen. Die Voranschläge fanden einmütige Billigung. Die Neueinweihung sollte den 31. Mai 1889, 200 Jahre nach der Brandlegung durch die Franzosen, stattfinden.

Prof. v. Schmidt-Sohn nahm seinen Wohnsitz in Oppenheim; von Zeit zu Zeit sah sein Vater nach. Und der hieß nicht alles gut. Als er fand, daß sein Sohn die Gewölbe mit allerlei gotischem Zierrat hatte bemalen lassen, ließ er sie wieder zuweißen. Er war der

Digitized by Google

ganz richtigen Ansicht, daß diese Malereien nicht stilgemäß seien und daß die Kirche durch die Fenster schon Farbe genug habe, und daß Einfachheit schöner sei als Überladung. Diese Gewölbefresken sind also beseitigt worden, obgleich sie schweres Geld gekostet hatten.

Es wurde vorgeschlagen und beschlossen, den Westchor mit einem Dache zu versehen, sonst aber zu lassen, dagegen die Pfarrkirche stilvoll zu restaurieren, sie also so hinzustellen, wie sie die Baumeister der Kirche im Geiste vor sich gesehen hatten. Es sollte also nicht bloß das Schadhafte erneuert, sondern auch das seiner Zeit unvollendet Gebliebene jetzt vollendet werden. So sollten Mittelschiff und Seitenschiffe wieder ihre gesonderten Dächer bekommen, der Vierungsturm bis zur Sohlbank der Fenster abgetragen, neu aufgeführt und mit einem spitzen Schieferdach gekrönt werden, die verwitterten Mauerteile erneuert, aber auch die Gewölbe in Stein hergestellt und das ganze Strebesystem kunstgerecht durchgeführt werden, von dem seiner Zeit im Norden gar nichts und im Süden nur ein Pfeiler ausgeführt worden war. Eine Balustrade sollte das ganze Dach mit Ausnahme des Ostchors umlaufen. Von Neuanschaffung von Kanzel und Altar, Erneuerung der Orgelbühne, und der Seitenkapellen sollte abgesehen, die Stiftung der Fenster der freien Liebe überlassen werden. Man übte diese weise Mäßigung, weil keine Aussicht war, noch größere Mittel flüssig zu machen, und weil man der Kirche ihr Kapital erhalten wollte, damit sie im stande sei, auch späterhin die notwendigen Aufwendungen zur Erhaltung und Verschönerung der Kirche zu machen.

Und nun ging es fleißig an die Arbeit. Der alte Steinbruch, der einst die Steine für den Neubau geliefert hatte, war noch in Betrieb; es konnte also dasselbe Material verwandt werden; die verwitterten Werkstücke wurden ausgewechselt. Das alte häßliche Dach verschwand und machte einem stilvollen, schmucken Platz. Das Strebesystem sollte bald den Bau als holdes Prunkgerüst umgeben. Eine Anzahl neu gestifteter Fenster leuchtete in das Kircheninnere hinein. Immer schöner erhob sie sich in die Höhe, und als sie am 31. Mai 1889 im Beisein vieler Gäste, u. a. auch des Großherzogs von Hessen und des Staatsministers v. Bötticher, eingeweiht werden konnte, da war aller einmütige Überzeugung, daß ein schönes Werk gelungen sei und daß das neue starke deutsche Vaterland wieder gegeben habe, was unter der Schwäche des alten Deutschland geraubt und zerstört worden war. Die Kirche wurde der evangelischen Gemeinde als ihre gottesdienstliche Stätte übergeben, das Komitee, das mittlerweile in seinen Mitgliedern manche Veränderung erfahren hatte, konnte nach der glänzenden Einweihungsfeierlichkeit seine Mission als vollendet ansehen und sich auflösen. Die Auszeichnungen, welche seinem Vorsitzenden, Fabrikanten Rheinwald, und seinem Sekretär Pfarrer Bonhard, (seit 1881 Pfarrer in Oppenheim und alsbald Mitglied des Komitees) von dem Großherzog verliehen wurden, waren wohl verdient, und erregte ihre Verleihung allgemeine Befriedigung. Das Werk, das anfangs geradezu unmöglich schien, war vollbracht. — Schöner, als sie einst gewesen, leuchtet die Katharinenkirche weit hinaus in die Lande als ihr schönster Schmuck, ihre höchste Zier.

Zu einem Rundgang durch das Gotteshaus werde ich demnächst die Leser einladen.

Der Entwurf eines Liederbuches für den evangelischen Bund

von **Friedrich Spitta.**

Man ist dabei, ein Liederbuch für den evang. Bund herauszugeben. Das Preßkomitee hat an die Haupt- und Zweigvereine einen Entwurf, enthaltend ein Verzeichnis der Lieder-anfänge und der einzelnen Abteilungen und Unterabteilungen geschickt. Bei der großen Verbreitung des Bundes kann dieses Unternehmen von weittragender Bedeutung für Kirchen- und Schulgesang werden; deshalb möchte auch die „Monatschrift" einen kleinen Beitrag zu dessen Zustandekommen geben.

Unter vier Überschriften werden die 365 Lieder gestellt, von denen 203 durch ein Sternchen als vollständig abzudrucken bezeichnet werden: 1) Geistliche Lieder, 2) Bundes-

Digitized by Google

lieder, 3) Vaterlandslieder, 4) Volkslieder. Die zweite Gruppe dürfte zum großen Teil auch geistlichen Charakters sein. Die Vaterlandslieder aber gehören unter die Volkslieder, als deren erste Unterabteilung „Deutsche Heimat im allgemeinen" genannt wird. Merkwürdig, daß man statt dieser nicht reinlich durchgeführten Aubrizierung auf eine Einteilung verzichtet hat, die sich aus der Eigenart der Feste des evang. Bundes ergiebt: Man scheide in zwei Hauptabschnitten die Lieder für den Gottesdienst von denen für die freien Versammlungen. Damit ist nicht gesagt, daß ein gottesdienstliches Lied nicht auch in der Nachfeier gesungen werden dürfe, wenn diese zu Beginn oder gegen Schluß oder auch nach einer Rede sich dem gottesdienstlichen Charakter nähert; wohl aber wird der naheliegenden Gefahr vorgebeugt, daß mangelhafter liturgischer Takt in den Gottesdienst ungehörige Gesänge hineinbringt. — Unter den geistlichen Liedern stehen obenan die für die Feste der ersten Hälfte des Kirchenjahres und für das Erntefest. Hier scheint mir ein Fehler vorzuliegen. Die Feiern des evangelischen Bundes dürfen nicht mit den anderen Festen zusammenfallen und ihnen, wie die Misteln den Bäumen, ein fremdartiges Aussehen geben und den Saft rauben. Hat aber z. B. in Diasporagemeinden der evang. Bund die Bedeutung eines Pfarrvereins, der seine Glieder auch in den Festzeiten einmal zu einer Familienzusammenkunft vereinigt, dann soll man die spezielle Aufgabe des Bundes vergessen und die Lieder den in der Gemeinde gebrauchten Sammlungen für Kirche, Schule und Haus entnehmen. — Habe ich recht gezählt, so sind einige 20 solcher Festlieder vorgeschlagen. Die Gründe für deren Auswahl sind mir dunkel geblieben. Zu Weihnachten würde das nicht aufgenommene „Vom Himmel kam der Engel Schar", besonders in Strophe 4—6, dem Gedanken des Bundes viel näher kommen als „Vom Himmel hoch". Als Hauptpassionslied hat man das in einem Bundesfestgottesdienste schwerlich verwendbare „O Haupt voll Blut und Wunden" aufgenommen; dann durfte man sich aber zu Ostern nicht mit ein paar geistlichen Volksliedern begnügen. Am leichtesten lassen sich für Gottesdienste allgemeineren Charakters die Pfingstlieder verwenden. Da muß man aber auch das erhabenste aller Lutherlieder „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" aufnehmen, dessen Text den Bundesgedanken so gewaltig ausspricht, und dessen Melodie wie keine andere dem Gottesdienste einen hochfeierlichen Charakter giebt. — Man lasse also die Lieder für die sonstigen Feste des Kirchenjahres, die für das Reformationsfest und Pfingsten ausgenommen, beiseite und beginne mit denen, welche speziell für die Festgottesdienste des Bundes passen; darauf lasse man die folgen, welche die evangelische Gestalt des Christentums zu charakteristischem Ausdrucke bringen: die im Glauben ergriffene Gnade, das Wort Gottes, Liebe und Lob als Frucht des seligmachenden Glaubens; sodann die Lieder von Buße und Heiligung nach evangelischer Art, von der Not der evangelischen Kirche und dem Kampf gegen ihre Feinde, von der Hoffnung auf die ewige Union. — Sieht man die Lieder im einzelnen an, so kann die Auswahl der für den Gottesdienst geeigneten kekte hervorragend glückliche genannt werden: einige Lieder sind aufgenommen, für die man kaum Verwendung hat, viele fehlen, die unentbehrlich sind. Gottesdienstliche Gesänge allgemeiner Art, wie „Gott ist gegenwärtig", „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend," haben in dieser Sammlung keinen Sinn; dagegen entbehrt man ungern „Jesu, der du bist alleine", in dem die Gemeinschaft der Gläubigen betont wird. Anstatt eine Rubrik „Morgen und Abend" zu geben, hätte man sich von dem Gedanken leiten lassen sollen, daß die Festgottesdienste nie in den eigentlichen Frühstunden gehalten werden, daß man aber die freien Versammlungen gern in die Abendzeit legt. Die Morgenlieder fallen somit weg. — Größer sind die Bedenken wegen des Fehlens vieler unentbehrlichen Lieder. In einem Gesangbuch für den evang. Bund muß Luther stärker vertreten sein. Streicht man das Weihnachtslied, so bleiben nur 6 übrig: Aus tiefer Not; Ein feste Burg; Erhalt uns, Herr; Herr Gott, dich loben wir; Nun bitten wir den heiligen Geist; Wo Gott der Herr. Wie kann man nur das Lied auslassen, das den Reigen der evang. Kirchenlieder beginnt, jenes Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeiget hat, „Nun freut euch, liebe Christen gmein"! Und daneben noch so manche andere, die wie für den Bund geschaffen sind: Komm, heiliger Geist, Ach, Gott vom Himmel sieh darein, Wär Gott nicht mit uns, Gott der Vater wohn uns bei, Mit Fried und Freud? Man gestatte mir, einen ebenso bescheidenen als dringenden Wunsch auszusprechen: Der wegen vorwiegend polemisch negativer Thätigkeit oft angefochtene evang. Bund sollte es als seine positive Aufgabe ansehen, die alten markigen Reformationslieder zu erhalten, die in Gefahr sind, uns immer mehr verloren zu gehen. (Vgl. den Notruf Hartters in der vorigen Nummer der M.-Schr.) Das wäre verdienstvoller als die massenhafte Aufnahme von ad hoc gemachten Dichtungen äußerst geringen Wertes. Man sollte seine Ehre darein setzen, für die großen Festversammlungen jene alten mannhaften Gesänge wieder einzuüben, anstatt sich immer bloß mit „Ein feste Burg" zu begnügen. So sind denn meine Bemerkungen über das Zwingli-Lied zu Anfang dieser Nummer besonders an die Adresse des evang. Bundes gerichtet, und ich will dessen Vertretern nur leise andeuten, daß man über ein solches Lied auch den für die Gemeinde interessantesten Vortrag halten kann. Auf diese Weise würden sich evang. Bund und Hymnologie erfolgreich in die Hände arbeiten. Andere Lieder ähnlichen Charakters, von denen die meisten von dem elsässischen Gesangbuchentwurf dar-

Digitized by Google

geboten werden (vgl. M.-Schr. II, Nr. 4, S. 125 f.) und von denen wir in der M.-Schr. gesegentlich noch einige mitteilen wollen, sind Vogtherrs „Lob sei dir, Jesu Christe", Capitos „Gieb Fried zu unsrer Zeit", Leo Juds „Dein, dein soll sein das Herze mein", A. Blaurers „Wies Gott gefällt", auch eine gute Übertragung von Melanchthons Dicimus grates in ein kirchliches Metrum. Von Liedern neueren Ursprungs nenne ich Weyermüllers „Es muß uns doch gelingen", dessen schwungvolle Energie sich vorzüglich für die Feiern des Bundes eignet. Andere Lieder, die allgemeiner im Gebrauch sind, wie „Christe, du Beistand", „Zion klagt mit Angst und Schmerzen", können hier im einzelnen nicht aufgeführt werden. Daß man das durch den Kaiser gleichsam sanktionierte althollandische Siegeslied des Adrianus Valerius aufgenommen hat, war zu erwarten und ist nur zu billigen. Die Anfangsworte „Wir treten zum Beten" zeigen aber leider, daß man beabsichtigt, der im höchsten Maße zu beanstandenden Übersetzung von Josef Weyl zu folgen. Wir bitten dringend, ehe man sich zu einer Textform entschließt, nachzulesen, was über diesen Punkt M.-Schr. I, Nr. 1, S. 22 f., Nr. 2, S. 64, 72, Nr. 4, S. 132 und besonders Rheinisch-Westfäl. Zeitung 1896, Nr. 290 (18. Okt.) geschrieben ist. — In den gottesdienstlichen Liedern über das evang. Glauben und Leben finden sich die empfindlichsten Lücken. „Ich habe nun den Grund gefunden", „Aus Gnaden soll ich selig werden", „Jesus nimmt die Sünder an", „Herr, dein Wort, die edle Gabe" u. a. dürfen nicht fehlen.

Viel reichlicher ist die Klasse der für die freien Versammlungen bestimmten Lieder bedacht. Das ist an sich kein Fehler, da für den Gottesdienst ja bereits die Gemeindegesangbücher da sind, und es läßt sich wohl rechtfertigen, daß man dafür auch nur die weniger bekannten Lieder vollkommen abdruckt, auf andere dagegen, als zu dem Gedankenkreis des Bundes gehörend, bloß kurz hindeutet. Aber in dem vorliegenden Entwurfe scheint mir doch die Masse der nichtgottesdienstlichen Lieder außer allem Verhältnisse zu den übrigen zu stehen. Vor allem sind die Vaterlandslieder politischer Art bevorzugt. Auch fragt es sich, ob nicht das spezifisch Preußische zu sehr vorherrscht. Wir Elsässer können uns freilich nicht beklagen, übergangen zu sein. Aber in der Liebe zu Elsaß und Straßburg sind alle Deutschen einig. — Ich bin immer der Meinung gewesen, daß bei unsern kirchlichen Volksfesten das im guten Sinne des Wortes Weltliche stark zur Verwendung kommen müsse und jede forcierte Geistlichkeit zu vermeiden sei. Auch hier hat der evang. Bund eine hohe Aufgabe, nämlich, uns jenen Schatz urwüchsiger und herziger Volkslieder bewahren zu helfen, in denen deutsche Treue und das schlichte Lebensideal evangelischen Christentums einen unübertrefflichen Ausdruck gefunden hat. Es ist eine in akademischen Kreisen nicht selten gehörte Klage, daß unsre Kommersbücher immer ärmer werden an diesem Liedermaterial, an dem die Studenten blasiert als an altväterlichen, zopfigen Versen vorübergehen. Wir haben leider Grund genug, diese Klage zu verallgemeinern. Auch hier ist eine drohende Gefahr durch den evang. Bund abzuwenden: Er schütze uns unsre Volkslieder, indem er durch Wort und Schrift herausstellt, welch ein Schatz evangelischen Christentums dort niedergelegt ist, und indem er die Lieder wieder in den Mund der Leute bringt. Gern sei anerkannt, daß dazu auch in dem Entwurf des Liederbuches ein Versuch gemacht ist. Aber es fehlt noch mancher edle Klang. Ich greife aufs Geratewohl in die reiche Fülle der Lieder hinein: „Ich fahr dahin", „Ach Gott, wie weh thuts Scheiden", „Frisch auf in Gottes Namen", „Entlaubt ist uns der Walde", „Da droben auf jenem Berge" u. s. f. Bei Volksliedern geistlichen Tones hat man die zu dem mannhaften Charakter des evang. Bundes nicht passenden weichlichen Weisen „Laßt mich gehen", „So nimm denn meine Hände", „Wo findet die Seele" gewählt, dagegen kräftige wie „Geh aus, mein Herz" übersehen. Es hängt das damit zusammen, daß man auch die Neuzeit zu ihrem Rechte kommen lassen will; und das ist an sich berechtigt, ja, durchaus notwendig. Aber hier lauert die Gefahr vor der Thür, daß man die Grenze einer für kirchliche Feiern durchaus inne zu haltenden adeligen Haltung überschreite. Ein Lied so bänkelsängerischer Art wie „Strömt herbei, ihr Völkerscharen" darf in einem Liederbuche des evang. Bundes nicht stehen. An dem Orte meines augenblicklichen Aufenthaltes bin ich nicht in der Lage, den Text aller nichtgottesdienstlichen Lieder zu vergleichen. Aber ich kann jetzt schon sehen, daß hier ein Haufe verschiedenwertiger Lieder vorliegt, der streng durchgeprüft und gesichtet werden muß — ohne Rücksicht auf verdiente, an Poeterei leidende Freunde des Bundes. Auf weiteres einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Der evang. Bund hat sich mit der Herstellung des Liederbuches an eine schöne Aufgabe gemacht. Möge sie so gelöst werden, daß man auf die Leistung stolz sein kann und das Buch nicht bloß seiner guten Tendenz wegen kaufen muß.

In Sache des württembergischen Orgel-Albums

erkennt es Herr Stiftsorganist Lang in Stuttgart in Nr. 5 dieser Zeitschrift an, daß die Besprechung des Werkes von uns zur „Höhe einer Diskussion über Prinzipienfragen" erhoben worden sei, welche Interesse verdiene. — Nun, es ist gut, daß der Herausgeber des

Digitized by Google

Orgel-Albums die Diskussion angenommen hat. Ob durch seine Entgegnung unser Standpunkt erschüttert worden ist, wird sich zeigen.

Zunächst wenden wir uns seinen Ausführungen zu, in welchen er die Zulassung der Choralfiguration als kirchliche Präludie verficht. Dieselben treffen aber, soweit sie gegen uns gerichtet sind, neben das Ziel. Wir haben weder den kirchlichen Charakter noch die gottesdienstliche Verwendbarkeit der Figuration als Präludie für alle Fälle in Frage gestellt. Wir haben aber den wesentlichen Unterschied der Gottesdienste mit vorausgehender Liturgie oder Kirchenchorgesang und der Gottesdienste ohne diesen musikalischen Teil hervorgehoben und haben eine Choralfiguration als Interludium zwischen dem eröffnenden Teil des Gottesdienstes und dem Gemeindegesang verständlich gefunden. Was soll dann die Verweisung auf alle die Autoritäten von Dr. Helbing an bis auf Barner und Wolfrum? Gegen die haben wir gar nichts gesagt.

Warum soll aber die Choralfiguration nicht auch den ganzen Gottesdienst eröffnen können? Warum eine Antizipation des Chorals verbieten? Hiebei verkünstelt sich Herr Lang an dem Versuch, zwei so durchaus verschiedene Gliederpaare, wie Figuration und Choralgesang, Choralgesang und Predigt in Parallele zu bringen. Der Choralgesang sei ja nicht weniger eine Antizipation der Predigt, wenn die Figuration die des Choralgesangs sei, und wenn man an der ersteren keinen Anstoß nehme, so sei auch wider die andere nichts zu sagen. Über einen solchen Gedankengang sagen wir kein Wort weiter. — Indessen auch unsere „Philosophie des Unbewußten", die beim Kapitel des Postludiums „so schönen Ausdruck" gefunden hat, muß sich als Wasser auf die Mühle des Herrn Lang leiten lassen. Ja, wenn nur nicht das Präludium etwas wesentlich anderes sein müßte als das Postludium.

Wir kommen hiemit auf den zweiten Hauptpunkt, auf die Frage, was für einen Charakter das Präludium (nota bene das den ganzen Gottesdienst eröffnende Präludium) tragen müsse. Wir hatten gemeint, es sollte etwas Ruhiges, Gesammeltes oder Sammelndes, vielleicht Suchendes sein. Wir wünschten dabei namentlich die Anwendung des Orgelpunktes. Herr Lang ist mit diesen wenigen Andeutungen gar wenig zufrieden gestellt und zerbricht sich den Kopf darüber, wie wir uns die Sache im einzelnen denken, z. B. ob polyphon oder vermutlich homophon. Es war aber überhaupt nicht unsere Aufgabe, hiezu uns eingehender zu äußern oder den Herren Fachmännern im Technischen gute Lehren zu geben, wie man es anzugreifen habe, unsere Idee zu realisieren. Was uns aber vorschwebte, und wovon man bezüglich unseres Präludiums in der That auch ausgehen muß, das sind jene uns allen wohlbekannten Einleitungssätze, die auf ein größeres musikalisches Ganze, z. B. auf eine Sinfonie, auf eine größere Ouverture vorbereiten. Dabei vergegenwärtige sich Herr Lang doch nur die eine oder die andere Einleitung, etwa die zur großen Beethovenschen Leonoren-Ouverture, oder die zu Schuberts C-dur-Sinfonie, oder eine ganz Masse andere und frage, ob er dann noch, was er S. 155 als Kanon vorträgt, daß das „Sammelnde, Suchende" etwa zu „Gott ist gegenwärtig", hingegen kaum zu „Ein feste Burg" passe, aufrecht erhalten kann. — Vor allem anderen aber dachten wir an die mächtigen Präludien unseres Bach vor seinen Fugen, und wir fragen, ob wir da nicht überall gerade dieses Sammelnde und Suchende und diese wunderbaren Orgelpunkte finden? — Wo wir hingreifen, bieten sich uns erhabenste, befruchtende Vorbilder; Sätze, die man nicht direkt für den gottesdienstlichen Gebrauch in Anspruch nimmt, die einem aber hinlänglich Licht darüber geben, wie man für die Verhältnisse der gottesdienstlichen Eingangsmusik mit kleineren Maßen arbeiten könnte.

Und warum hiezu nun nicht die Choralfiguration? Aus demselben Grunde nicht, weshalb man auch in einer Sonate oder Sinfonie nie das, was den Mittelsatz bildet, zur Eröffnung des Tonwerkes genommen findet. Im Verlauf des musikalischen Erlebnisses, was es ist, gehört die lyrische Partie gerade zwischen die dramatischen Partien des ersten und des Finalesatzes — das ist die allernatürlichste ästhetische Forderung, und nichts liegt näher, als dieselbe auch auf das Erlebnis zu übertragen, das im Gottesdienst seinen geregelten und harmonischen Verlauf hat. Aber nur keine Prinzipienreiterei, und nur nicht meinen, wenn ein Satz die Überschrift „Choralfiguration" habe, so lassen wir ihn auch als Eingangspräludium nicht zu! Wir kennen ja doch auch überaus wertvolle Figurationen mit objektiver Haltung, von epischem Charakter; sie fehlen in unserem Orgel-Album nicht; wir gestatten uns aber, auf eine Behandlung der vorliegenden Frage von unserer Seite in den „Neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, 1883," hinzuweisen, wo wir in eingehender Besprechung und Analysierung des großen Tonwerks von R. Seyerlen über den Choral „Herzlich thut mich verlangen" gerade Figuration 2 als fürs Präludium, wie Satz 6 fürs Postludium hervorragend veranlagt und geeignet bezeichnet haben. Hingegen die Choralfiguration im engeren Sinn, die mit vollberücksichtigtem und wohl auch unsichriebenen Kantus, hat in der Regel, wie der Choralgesang selber, lyrischen Charakter, deswegen ist sein Ort in der Mitte, nicht am Anfang, so wie auch nicht am Schluß des Kultusaktes.

Statt die Sache von diesem höheren Gesichtspunkte aus sich klar zu machen, bleibt Herr Lang am Stückwerk hängen und kommt von der so überaus kleinen Frage nicht los, ob denn die Choralfiguration nicht Stimmungsmusik, und zwar par excellence, sei, ob nicht durch sie in einem ganz besonderem Maß eine wirkungsvolle Einheit der Stimmung im Gottesdienst

Digitized by Google

gewährleistet sei! (S. 154) Die Figuration zeichnet den richtigen Stimmungsgrund für den nachfolgenden Kantus; die Choralfiguration ist dem Herrn Lang die richtige Herbartsche Vorstufe, also die Anknüpfung an den schon vorhandenen Vorstellungsinhalt des Hörers und Vorbereitung für das Neue des — Choralkantus! Man versuche es doch — meint Herr Lang — mit einer anderen freien Präludie oder Fantasie: vielleicht ist es hübsche Musik, aber was thut sie gerade an dem Ort, wo sie aufgeführt wird! u. s. w.

Göttlicher Plato! gepriesen sei dein klarer Blick und dein lichtes Wort: „Was wir da thun, singen, trinken, debattieren, komponieren, figurieren, fantasieren, das ist an sich noch nicht gut oder verwerflich, sondern es kommt ganz darauf an, wie wir's machen.“ Das bleibt ewig und überall wahr.

Da bringt das Orgelalbum in Nr. 5a die Bach'sche Figuration zu „Alle Menschen müssen sterben“. Über ihren Wert kein Wort unter Sachverständigen. Gleich nach ihr die Figuration 5b. Wie gefällig ist diese Musik; und man sehe nur z. B. diese obere Figuralstimme in den letzten 4 Takten an. Unlängst, bei einer Orgelübung, erkundigten wir uns nach dem Eindruck, den unsere Lehrer von diesen 2 Sätzen bekommen haben. Die Antwort war: „5b höre sich doch viel angenehmer an.“ Begreiflich! Erst die Bach'sche Figuration mit ihrer unerbittlichen Strenge, mit der sie die schon im Kantus liegenden mahnenden Schläge potenziert, und dann die andere Figuration mit ihrer heiteren, naiven Gemütlichkeit! Es paßt auf sie gar nichts besser als Herrn Langs Wort: „Das ist nicht übel, das ist eine recht hübsche Musik, was soll sie nun aber an diesem Ort? vor dem Choral?“ Und das sagen wir gleich auch von Satz 5e, der von dem so überaus tüchtigen Fischer ist. Er erinnert ja vielmehr an eine Schubert'sche Melodie (aus der Fmoll-Sinfonie) als an jene Choralmelodie, und beweist schlagend, daß die Wahl der Figurationsform noch lange, lange keine Gewähr dafür giebt, daß auch stil- und stimmungsgemäß präludiert werde. Und grünes Holz ist's erst, das wir da angeschnitten haben. Was wird's dann mit dem dürren sein?

Wir waren der Ansicht gewesen, so mancher wackere und von uns gejemend geschätzte Komponist würde, frei von dem Joch der Scholastik — wie wir's genannt haben —, leichter und besser arbeiten. Denn mit wirklichen Musikern, nicht mit Dilettanten, mit ungebildeten Improvisatoren rechneten wir. Da belehrt uns nun aber Herr Lang eines anderen, und wenn es wirklich so sein sollte, wie er sagt, so hätten wir das Leistungsvermögen seiner Musiker sehr überschätzt. Denn (S. 155) es sei bei irgend ansehnlicher Länge eines Tonstücks seiner Komposition allzuschwer, etwas zu bieten, was sich über Plattheiten, Gemeinplätze, Wiederholungen erheben dürfte. Dem sei in der Polyphonie vorgebeugt, und was da geleistet werden könne, das habe man von Palestrina an gewußt und ausgenützt.

Nun, diese unerwarteten Einräumungen und Aufschlüsse des Herrn Lang würden uns auf einmal die ästhetischen Mängel und Schwächen einer großen Anzahl von Sätzen der Sammlung erklären. Ja, bei wem die Musik so wenig selbständig quillt, in wem so gar nichts von Mozart's Genius steckt, der kann — das sehen wir nun ein — in der äußerlichen Mosaikarbeit des Komponierens nach Motiven, des Nachahmens und Umkehrens u. s. w. noch etwas leisten. So wenig er aber etwas von einem Mozart in sich trägt, ebensowenig etwas von einem Palestrina und Bach. Sein Schaffen ist Formeiterei, und seine Produkte müssen den Stempel der Geistesverlassenheit und Totgeborenheit tragen.

Über einzelne noch rückständige Punkte zu sprechen, ist fast der Mühe nicht wert. Wie wundert sich Herr Lang darüber, daß wir uns über die Stellung der Autoren des Orgelalbums zu der Präludienfrage eine so einseitige Auffassung angeeignet haben. (S. 155)! Der Weise aber wundert sich über nichts, insbesondere nicht darüber, wenn ein Referent in der rauschenden Harmonienfolge, in welcher die Figurationsarbeit besungen wird, so eine bescheidene Silbe „auch“ überhört hat. Wir haben uns überhaupt mit Silbenstecherei nicht befaßt. Wir faßten eine weit übers Alltägliche sich erhebende Erscheinung in ihrer Totalität ins Auge und rechneten mit ihrem Gewicht, das die sie vertretenden Autoritäten ihr verleihen. Wir äußerten dann unser Bedenken über die Tendenzen, die Konsequenzen, die Wirkungen dieser Erscheinung. Hat nun eine der Hauptautoritäten diese Bedenken für nicht zutreffend erklärt, so wird das schon eine gute Wirkung haben, und damit hätten wir bereits einen unserer Zwecke auf eine uns erwünschte Weise erreicht.

Ob nun Herr H. Lang unsern heutigen Ausführungen etwas mehr Bedeutung zuerkennen wird als denen in Heft 3, wagen wir kaum zu hoffen. Der ganze Ton seiner Entgegnung hat uns zu klar jenes Überlegenheitsgefühl verraten, das der Fachmann so gern gegen jeden herauskehrt, den er nicht für „voll“ ansieht. Davon hat Herr H. Lang freilich keine Ahnung, was für ein Subjektivismus des Fachmanns es auch ist, die Ausführungen eines anderen, der seine Zirkel etwas gestört hat, ohne weiteres als Äußerungen eines Laien zu behandeln, der in harmloser Weise seine „privaten“ Meinungen und den Standpunkt der Kirche miteinander verwechsele. Einigermaßen verstehen wir es ja freilich, wenn der Löwe es nicht dulden will, daß jemand sich wider ihn auflehne. Und wie hoch ist doch der gekommen, der sich nicht bloß von den höchsten Autoritäten seiner Kunst getragen weiß, sondern der auch des Beifalls der Träger der theologischen Wissenschaft so absolut sicher ist, der die gottesdienstlichen Be-

Digitized by Google

dürfnisse der kirchlichen Gemeinde so durch und durch kennt, der endlich auch als Pädagog so fest in seinem Sattel sitzt, daß selbst ein leichtes Streifen der Herbartschen Normalstufen nur „unglücklich“ ausfallen kann, wenn es nicht in seinen Plan paßt.

Aber so ganz unkundig der Dinge sind wir denn doch auch nicht. Wir wissen ein wenig von jenen fachmännischen Censuren und Empfehlungen, die nach gegenwärtiger Übung über alle möglichen Erscheinungen in Zirkularen durch die ganze Welt fliegen und die klingendsten Lobeserhebungen ausstreuen. Im engern Kreis aber — dieses Augurnlächeln!

Genug der Auseinandersetzungen, die das höhere Interesse kaum mehr verdienen. Unser Publikum interessiert sich für die Sache und hat sicherlich, mit H. Lang zu reden, einen Merks dafür, wo der Kern der Sache steckt.

Rudolf Hartter.

Kleine Mitteilungen.

Ein schönes Zeugnis ihres Interesses und Verständnisses für die Agendenfrage in Hessen legte die seit 41 Jahren bestehende sogen. Friedberger Konferenz ab, indem sie als Referat für ihre am 13. Juli tagende Jahresversammlung das Thema „Für und wider eine neue hessische Agende“ auf die Tagesordnung setzte und in einer eingehenden Diskussion diese für Hessen gerade eben brennende Frage nach allen Seiten hin behandelte. Erfordert es doch die ganze Eigenart des hessischen Kirchenwesens und seiner Geschichte in einem Maße wie vielleicht bei wenig anderen Landeskirchen, daß reifliche und bei Zeiten angestellte Erwägungen der Schaffung einer Landesagende vorausgehen, damit nicht durch Majoritätsbeschlüsse künstliche Verhältnisse geschaffen werden, die der ganzen Entwickelungsgeschichte der hessischen Kirche grundsätzlich widersprechen. Der Referent, in dessen Händen die Behandlung des Themas lag, Professor Flöring in Friedberg, war sich der Wichtigkeit und Tragweite seiner Arbeit voll bewußt. Auf Grund klarer Beobachtung der bestehenden Verhältnisse und unter steter Rücksichtnahme auf die geschichtliche Vergangenheit führte er seine Gründe für und wider und seine Forderungen an eine hessische Agende aus, um schließlich zu dem Resultat zu gelangen, daß man sich mit der Schaffung eines hessischen Kirchenbuches, das durch Darbietung des besten Materiales und bewährter Ordnungen für Gottesdienst und kirchliche Handlungen das vorhandene liturgische Bedürfnis befriedige, die liturgische Praxis anrege und in einheitliche Bahnen zu lenken suche, vor der Hand begnügen solle. Dadurch würden einerseits die größten Mängel, die den Wunsch nach einer neuen Agende wachrufen (das Fehlen eines gottesdienstlichen Einheitsbandes; die Gefahr, daß ungeordnete, einander widersprechende liturgische Versuche das Gemeindeleben beunruhigen und große Verschiedenheit in den gottesdienstlichen Formen in der Landeskirche zur Folge haben) überwunden, andererseits aber auch die Gefahren vermieden, die gerade eben die Schaffung einer neuen Agende mit sich bringen müsse, wo der theologische Streit eine so große Rolle spielt, wo die wissenschaftlichen Anschauungen über Wesen und Anordnung des evangelischen Gottesdienstes noch nicht ausgereift sind und die Erforschung der hessischen Gottesdienstordnungen erst noch in den Anfängen steht.

Die ganze Diskussion bekam, wir sagen: unverdientermaßen und doch glücklicherweise, ein ganz eigentümliches Gepräge durch ein im Anfang derselben eingelaufenes Telegramm eines älteren Mitgliedes der Konferenz, das zur Einführung resp. Darbietung der Preußischen Agende „in hessischer Gestalt“, also unter Ausmerzung des spezifisch Preußischen und Einfügung von spezifisch Hessischem, riet. Jetzt war die Fragestellung verschoben. Es handelte sich jetzt um eine Vorfrage, die nämlich, ob man nicht die ganze hessische Agendenfrage fallen lassen und im Anschluß an die preußische Agende eine Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten finden könne. Der Antrag fand bei den Mitgliedern keinen Anklang. Streit war eigentlich bloß über den inneren Wert der preußischen Agende; daß sie wert sei, in Hessen — wenn auch in hessischer Form — eingeführt zu werden, wurde im Hinblick auf die Eigenart des hessischen Kirchenwesens, wenigstens von den Konferenzmitgliedern, allgemein abgelehnt. Traf das Telegramm also nicht die allgemeine Stimmung, so hatte es doch einen großen allgemeinen Wert: es stellte eine drohende Gefahr vor Augen und weckte dadurch mehr Verständnis für des Referenten Vorschlag, die Schaffung eines hessischen Kirchenbuches. Als Beschluß der Versammlung konnte der Vorsitzende verkündigen: „Es besteht darüber wohl Einigkeit, daß die preußische Agende — über deren Wert ich mir im übrigen kein Urteil gestatte — nicht dem Charakter der hessischen Landeskirche entspricht, da in letzterer eine ganz eigenartige Geschichte und Entwickelung vorliegt. Eine fremde Agende ist kein Produkt, das aus der Eigenart unserer Kirche herausgewachsen ist, darum wird sichs nicht empfehlen, sie bei unseren liturgischen Formen anzunehmen. Wir wünschen, daß die Entwickelung noch eine freie bleibt und daß zunächst nur ein Kirchenbuch zu stande kommt.“ Und ebenso wurde zu allgemeinem Beschluß erhoben, daß die Konferenz die baldige Herstellung eines solchen „zu fakultativem Gebrauch“ bestimmten Kirchenbuches für ganz besonders wünschenswert betrachte. Hoffen wir, daß dieser Wunsch zur rechten Zeit und am rechten Platz auch das rechte Gehör finde.

Darmstadt. Lic. Dr. Diehl.

Digitized by Google

Zur Tersteegen-Feier bringt unsere Nummer die früher bereits erwähnte Bruchsche Komposition des in Nr. 3, S. 77 veröffentlichten Nachtliedes. Der Komponist hat sich das Eigentumsrecht vorbehalten und nun dem Verlage Heinrichshofen in Magdeburg übertragen; von dort sind auch die Chorstimmen zu beziehen. — Die Nr. 5, S. 160 kurz erwähnte Komposition Herzogenbergs von Tersteegens schönstem Liede „Gott ist gegenwärtig“ ist eben vollendet. Es ist eine Choralkantate, deren Sätzen die Neandersche Melodie „Wunderbarer König“ zu Grunde liegt. Ausgeführt wird das Werk von der Gemeinde, 4stimmigem gemischten Chor, Streichinstrumenten, Trompeten, Posaunen, Pauken (ad libitum) und Orgel. Sologesang fehlt ganz. Das Orchester ist so behandelt, daß es auch unter kleineren Verhältnissen leicht beschafft werden kann. An den Chor werden besondere Anforderungen nicht gestellt; mir erscheint der Satz noch leichter als im Weihnachtsoratorium. Das Werk verläuft folgendermaßen: Str. 1 und 2, Gemeinde mit Orgelbegleitung, Vor- und Zwischenspiele vom ganzen Orchester; Str. 3 „Wir entsagen willig“, Sopran und Alt mit Streicherbegleitung; Str. 4 „Majestätisch Wesen“, Gemeinde; Str. 5 „Luft, die alles füllet“, Gesamtchor mit voller Begleitung; Str. 6 „Du durchdringest alles“, Tenor und Baß mit den Streichern; Str. 7 „Mache mich einfältig“, Gesamtchor mit den Streichern, zum Schluß treten die Bläser ein; Str. 8 Gemeinde mit voller Begleitung. Das Werk gehört zu den schönsten und populärsten Schöpfungen des Komponisten. Da es zur Herausgabe jetzt zu spät ist, auch aus anderen Gründen vorläufig davon abgesehen werden soll, so würde an eine Aufführung beim Tersteegen-Jubiläum nicht zu denken sein, wenn nicht Herzogenberg sich bereit erklärt hätte, das Notenmaterial unentgeltlich den Chören, die an eine Aufführung denken, leihweise zur Verfügung zu stellen. Wer darauf reflektiert, wolle sich sofort an die Redaktion der M. Schr. wenden. — Desgleichen kann die Redaktion die Partitur von zwei liedmäßigen Kompositionen der Gedichte „Wie bist du mir so innig gut“ und „Brunn alles Heils, dich ehren wir“, die uns Herr Stiftsorganist H. Lang aus Stuttgart für Chorvereinigungen kleineren Umfangs und geringerer Leistungsfähigkeit zugestellt hat, auf Wunsch mitteilen. Das erste der genannten Lieder wird in einer zu Weihnachten erscheinenden Chorsammlung der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart (Dölker, Geistliche Lieder mit Melodien. 2. Folge) veröffentlicht werden.

Für das Totenfest machen wir die Chöre auf die Notenbeigabe zu Nr. 8 des 1. Jahrgangs der M. Schr. aufmerksam, die J. M. Bachs Choralmotette „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ mit verbessertem Texte sowie vier liturgische Sätze von A. Mendelssohn enthält und in Partien von 15 Exemplaren an je zu 8 Pf. zu haben ist. Da die erste Auflage erfreulicherweise fast ausverkauft ist, wird es geraten sein, sich zeitig beim Verleger zu melden.

Das 8. Landeskirchengesangfest von Baden fand am 20. Juni zu Freiburg i. Br. statt. Dabei brachten 8 Kirchenchöre, zusammen etwa 350 Sänger, unter der vorzüglichen Leitung des Vereinsdirigenten Prof. Dr. Wolfrum-Heidelberg die mehrstimmigen Gesänge zu fast ausnahmslos mustergültigem Vortrag. Die Festrede hielt Prof. Dr. Smend. Besonders gehoben wurde die Feier durch die seit 1896 ausgeführte malerische Ausschmückung der Ludwigskirche. — Das Jahresfest des evangelischen Kirchengesangvereins für Rheinland fand am 11. und 12. Juli in St. Johann-Saarbrücken statt. Die Festpredigt hielt Pfr. Kremers aus Kirchenbollenbach, in der allgemeinen Festversammlung sprach Pfr. lic. Everling aus Crefeld in anregender Weise über die Bedeutung der Kinderchöre. Als kirchenmusikalische Darbietung mußte die Aufführung — der Schöpfung von J. Haydn gelten. In welcher Beziehung dieses Werk zur evangelischen Kirchenmusik steht, ist mir verborgen.

Sp.

Bücherschau.

Elias Oechsler, Drei geistliche Gesänge für eine Singstimme und Orgel. op. 12. 13 S. Quedlinburg, Vieweg 1897. Mk. 1,80.

Aus der großen Menge geistlicher Gesangsstücke für eine Stimme mit Orgelbegleitung heben sich die vorliegenden durch den Ernst der Melodik, durch vortreffliche und gewählte Satzweise aufs Vorteilhafteste hervor. Hier findet sich keine vulgäre Sentimentalität, sondern schöne, tiefe und männliche Wärme; die Sätze irren in ihrer Form nicht planlos hin und her von einer Phrase zur andern, sondern sind fest gefügt in klarer und einfacher Gliederung, reich und doch übersichtlich. Von den drei Gesängen: 1. „Wen hab' ich nun, als dich allein“, 2. „Nach dir verlangt mich“ (Ps. 25, 1—5), und 3. „Abendlied“ möchten wir dem ersten den Vorzug geben; alle vorerwähnten Eigenschaften sind hier am stärksten ausgeprägt, und wir stehen nicht an, dieses Stück in jeder Beziehung als meisterhaft zu bezeichnen. Ob der Anklang an die Anfangszeile der Melodie „Es ist auf Erd kein schwerer Leid“ („Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“) in ihrer ersten und schöneren Fassung beabsichtigt ist? Fast möchten wir es glauben. Die poetische Beleuchtung, die von einer solchen gelegentlichen Hereintragung des Chorales auf eine freie Komposition fällt, ist von wunderbarer und nie auszuschöpfender

Digitized by Google

Kraft. Möchten die hervorragenderen Kirchenkomponisten, zu denen wir Oechsler nach dieser ersten Bekanntschaft gern rechnen, sich wieder in erhöhtem Maße dem Chorale, diesem Urgrund und Eckstein der kirchlichen Kunst, zuwenden.

Heiden. H. v. Herzogenberg.

Kyrie und Gloria. Liederbüchlein für Gustav-Adolf-Feste. 2. Aufl. 56 S. Dresden, F. Sturm. Mk. 0,25.

Der sächsische Gustav-Adolf-Bote hat dieses Liederbuch von 67 Nummern herausgegeben, von dem er hofft, daß es von den „Zweig- und Frauen-Vereinen im weiten deutschen Vaterlande und darüber hinaus“ angeschafft und benutzt werde; und wenn es jetzt bereits in 2. Auflage erscheint, so steht es offenbar um die Erfüllung dieses Wunsches nicht schlecht. Ob sein der luth. Messe entnommener Titel geeignet ist, es in reformierten oder unierten Gegenden heimisch zu machen, darf man bezweifeln. Zu loben ist die hübsche Ausstattung, die höchst preiswürdig ist, da das Büchlein „in Partien bedeutend billiger“ als 25 Pf. kommt; nicht minder die sachgemäße Einteilung (1. für Gottesdienste, 2. für Nachversammlungen), die ich in der Besprechung des projektierten Liederbuches des evang. Bundes auch für dieses empfohlen habe (vgl. diese Nummer S. 225). Die anderen dort geäußerten Bedenken treffen aber leider zum großen Teile das Gustav-Adolf-Buch in verstärktem Maße. Am schlimmsten sieht es bei den gottesdienstlichen Liedern aus. Von denen aus der Kampfeszeit des Protestantismus finden sich ganze zwei von Luther (Ein feste Burg, Erhalt uns, Herr), dazu Gustav-Adolfs Feldlied und das Siegeslied des A. Valerius, natürlich in der Weylschen Übersetzung. Den paar wirklichen Kirchenliedern, unter denen sich ganz allgemeine und deshalb hier entbehrliche, wie „Liebster Jesu, wir sind hier“, „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, finden, stehen viele Gelegenheitsgedichte, zum Teil geringsten Wertes, gegenüber. Es gehört Mut dazu, diese Ausschußware über die Grenzen Deutschlands hinaus exportieren zu wollen. Die neueren Lieder für die Nachversammlungen erscheinen mir durchschnittlich besser als die für die Gottesdienste. Aber mit wie geringen Ansprüchen man an sie herantreten muß, wird z. B. ein Blick auf No. 32 und 53 zeigen. Das deutsche Volkslied allgemeinen Charakters und älterer Herkunft fehlt ganz. Es ist dringend zu wünschen, daß sich unsre Gustav-Adolf-Feste auf einem höheren Niveau halten, als diese Liedersammlung, die einen ungenannten Dichter im Gottesdienste — nicht bei einem Festkommerse — singen läßt: „Willkommen in der Runde, ihr Brüder lieb und wert,“ und die auch sonst beim Gottesdienst wie bei der Nachversammlung das Mittel der Parodie anwenden muß, um das Manko eigner Gedanken und Formen zu verbergen. F. Spitta.

E. Simons, Der evangelische Kirchenbau. 19 S. Elberfeld, Reformierter Schriftenverein. 1897. Mk. 0,20.

Dieser in Bonn und Elberfeld gehaltene Vortrag ist dringend allen Gemeinden zu empfehlen, in denen es sich um einen Kirchenbau handelt. Sein ungemein niedriger Preis macht es möglich, ihn in Masse zu verbreiten und dadurch in wirksamer Weise das Urteil zu klären über das, worauf es bei einem solchen Bau ankommt. Freilich stellt sich Simons durchaus auf die Seite der „Jungen“; aber er äußert sich so maßvoll und besonnen, warnt so entschieden vor Schablonismus und unevangelischer Gleichmacherei, daß seine anregenden, klaren Ausführungen die besten Wirkungen haben müssen. — Auf Seite 11 findet sich ein kleiner Irrtum: Die neue Jung St. Peterkirche in Straßburg ist nicht, wie der Verfasser meint, evangelisch, sondern katholisch, kann also nicht herangezogen werden, um falsches Vorgehen bei evangelischen Kirchenbauten zu illustrieren. F. Spitta.

Zur Notenbeigabe. Die von uns gewählte Form der Zwingli-Melodie bedarf der Rechtfertigung. Schon die ältesten Drucke in den Schweizer und Straßburger Gesangbüchern weichen voneinander ab. Der älteste, noch erhaltene Züricher Druck, in dem sich das Lied findet, ist von 1540 und stellt wohl die 2. Auflage eines Gesb. dar, das nach Wackernagel (Bibliographie S. 140) etwa 1536 veröffentlicht worden ist. Von dort wird das Straßb. Gesb. von 1537 seine neuen Lieder, darunter das Zwinglis, genommen haben. Vergleicht man nun den Text des Schweizer Gesb. von 1540 mit dem des Straßburgers von 1537, so ist es außer Zweifel, daß ersteres das Original hat, das von letzterem verändert worden ist. Das wird dann wohl auch von der Melodie gelten. So haben wir uns an die schweizerische Form angeschlossen. Straßb. liest im Unterschied von dieser in Takt 12 eine halbe und eine viertel Note, letztere für das erste Wort der 5. Zeile; dem entsprechend werden die folgenden Worte untergelegt (vgl. Fabn, Die Melodien I, S. 412). Für diese Form läßt sich manches geltend machen; aber das ist kein Beweis ihrer Originalität. Der Gemeinde wird die den Strophenbau deutlicher zum Ausdruck bringende schweizerische Form, der sich auch G. Weber in seiner Bearbeitung angeschlossen hat, die bequemere sein. Löws (vgl. S. 198), durch den ungeschickten Textdruck im Gesb. von 1540 veranlaßte Verteilung der Worte berücksichtigt nicht, daß der Reim in Zeile 5 den guten Taktteil verlangt. Über spätere Formen vgl. Zwinglis Werke II, 2, S. 275, G. Weber a. a. O. S. 30f.; Wolfrum, Deutsch. ev. Kirchenlied S. 220. Letzterer tritt S. 106 warm für die Wiedereinführung der schönen Melodie ein.

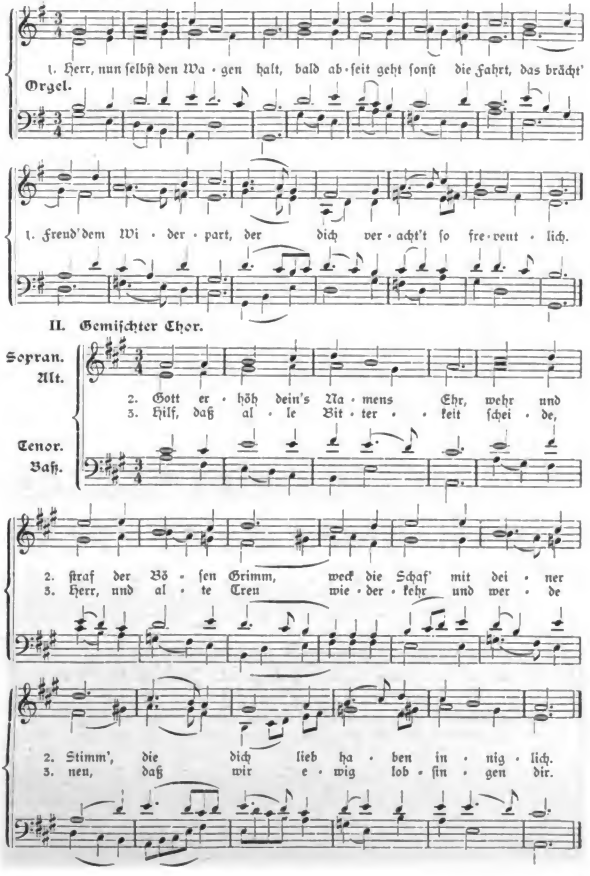
Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

I. Notenbeigabe.

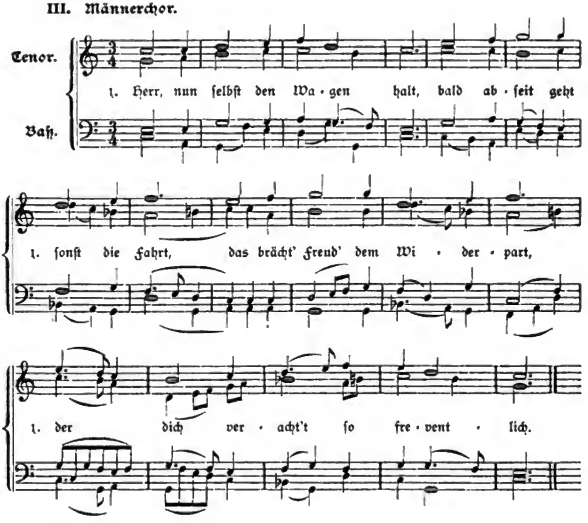
Zwinglis Reformationslied.

Tonſatz von H. v. Herzogenberg.

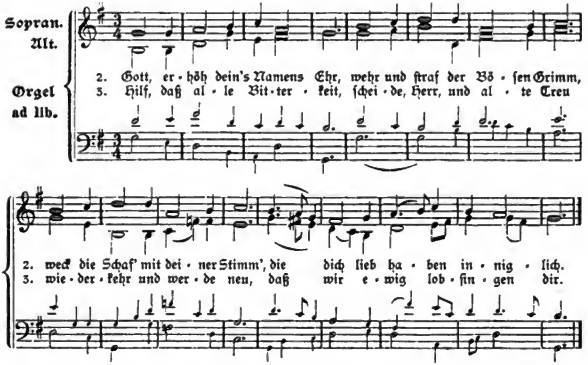


Digitized by Google

III. Männerchor.



IV. Kinderchor.



Digitized by Google

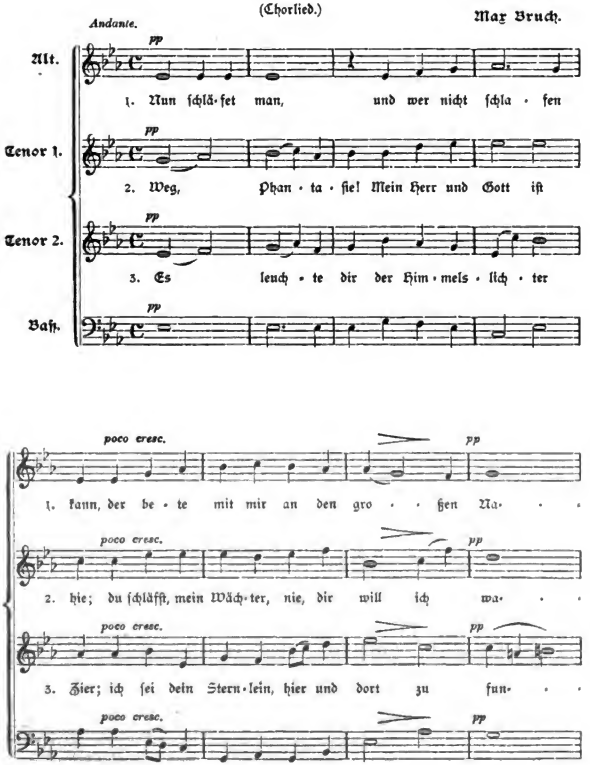
2. Notenbeigabe.

(Vgl. die Bemerkung auf S. 230.)

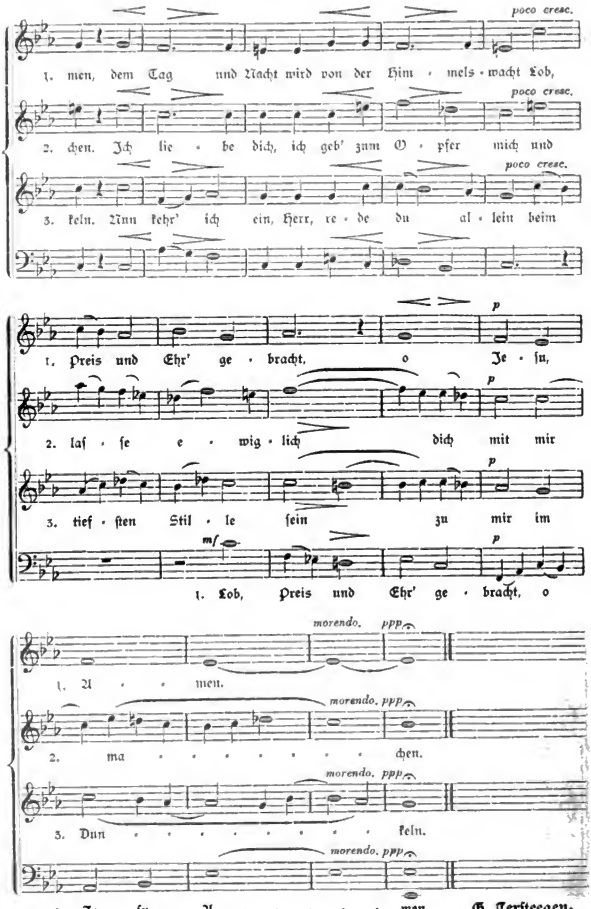
In der Nacht.

(Chorlied.)

Max Bruch.



Digitized by Google



G. Terſteegen.

Digitized by Google

Verlag von **Hans Friedrich** in **Berlin S. 42**, Brandenburgstr. 33.

Vor kurzem erschien:

Gerhard Tersteegens Lieder und Sprüche.

Ausgewählt und eingeleitet

von

C. Werckshagen.

Eine **sehr gute, sorgfältig getroffene Auswahl** aus Tersteegens Liedern und Sprüchen.

Ein heimatlicher Hauch weht Einem daraus entgegen, und wir möchten Vielen die Erquickung wünschen, welche das Lesen dieses Buches bereitet. „Die Friedenshalle (II. Jahrg. No. 21).

Geschmackvoll gebunden (mit Goldschnitt) Mk. 3.—.

Wir bringen in Erinnerung:

C. Löwe, Psalm 51 * * * * | **Sonderabdrücke aus der Monatschrift I, 9 und 11**

v. Herzogenberg, Psalm 84 | Preis 10 Pfg., von 15 Exemplaren an je 6 Pfg.

als zur Aufführung in der festlosen Hälfte des Kirchenjahres besonders geeignet.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Die Orgel der St. Joh. Evangelistkirche zu Berlin ist wegen Neubaues des Gotteshauses billig zu verkaufen. Nähere Auskunft erteilt Herr Superintendent **Schoenberner, Berlin N**, Linienstraße 146 II.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** *Bremen 1890.*

Henning & Andres, Glasmaler

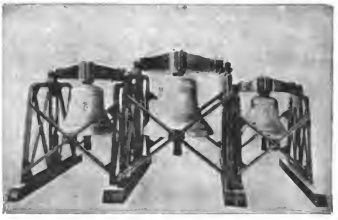
Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Digitized by Google

Bochumer Gußstahl-Glocken.



554. Dem Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation bezeuge ich hierdurch gern, daß er das von mir für die Gemeinde Erkner gestiftete dreistimmige Geläute aus Gußstahl-Kirchenglocken zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Dem belobenden Attest des als sachverständigen Beurtheiler berufenen Professor Th. Krause kann ich mich, nachdem am 9. April die Glocken in meiner Gegenwart geläutet wurden, ohne Vorbehalt anschließen. Die Glocken sind in den von mir bestimmten Tönen B, F, G rein eingestimmt, haben einen sonoren, feierlich-majestätischen Klang und füllen wie die Landschaft, so besonders auch den Raum der Kirche selbst mit Wohllaut.

Es macht mir Freude auszusprechen, daß die Ausführung meines Auftrages meine kühnsten Erwartungen übertrifft und ich jeder Kirche ein so herrliches Geläute wünsche.

Berlin, den 22. April 1897.

(gez.) **Carl Bechstein,** Geheimer Commerzienrath.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Soeben erschienen:

Zum Reformationsfest: **Zwingli-Reformationslied**

Sonderabdruck aus dieser Nr.

Preis 10 Pfg.; in Partieen von 15 Exemplaren an je 6 Pfg.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Ausgegeben am 24. September 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Zur Weihnachtsfeier.

Die Geburt Christi.

Text aus Worten der heiligen Schrift und geistlichen Liedern zusammengestellt von Friedrich Spitta.

Kirchen-Oratorium

für Solostimmen, gemischten Chor und Kinderchor mit Begleitung von Harmonium, Streichinstrumenten und Hoboe, und für Gemeindegesang und Orgel

componirt von

Heinrich von Herzogenberg.

Op. 90.

Partitur M. 18,— netto. Clavierauszug (gleichzeitig Harmoniumstimme) M. 15,— netto. Instrumentalstimmen (incl. Hoboe und Orgel) M. 10,— netto. Viol. 1, 2; Br., Vc., Cbass je M. 1,50 netto. Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je M. 1,50 netto. Kinderchor: Sopran, Alt je 30 Pf. netto. Solostimmen (zusammen sechs) M. 4,— netto. Textbuch 10 Pf. netto.

Unvermittelte Vereine erhalten das Notenmaterial leihweise.

Leipzig. **J. Rieter-Biedermann.**

Neuer Verlag von J. RIETER-BIEDERMANN in LEIPZIG.

Epiphanias.

Scene aus dem lyrischen Drama:

„Die drei Könige aus dem Morgenlande"

von Abel Burckhardt.

Für Männerterzett, Solostimmen und gemischten Chor mit Begleitung von Pianoforte, Violine und Viola

als Hausmusik zur Verwendung bei häuslichen Christfeiern

componirt von

Theodor Goldschmid.

Partitur 3 M. netto. Instrumentalstimmen: Violine, Viola je 75 Pf. netto.
Männerterzettstimme (Tenor, Bass 1 und 2) 1 M. 50 Pf. netto.
Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 30 Pf. netto.

Die Oktober-Nummer der Monatschrift haben wir

als Werbe-Nummer

in größerer Anzahl drucken lassen und senden sie kostenfrei an jede uns genannte Adresse.

Wir bitten die Freunde der M.-Schr., insbesondere geeignete Versammlungen und Konferenzen zur Verteilung und Empfehlung des Blattes zu benutzen.

Von verschiedenen Konsistorien und in vielen Besprechungen ist die M.-Schr. **insbesondere den theologischen Lesezirkeln, Kirchenvorständen und Kirchengesangvereins-Leitern, sowie auch zur Anschaffung auf Kosten der Kirchenkassen** empfohlen worden.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Soeben sind erschienen:

Zwingli's Reformationslied für Gemeinde, gemischten Chor, Männer- und Kinderchor gesetzt von **H. v. Herzogenberg.**

Sonderabdruck aus der vorigen Nummer. **Neudruck.** In Partieen je 6 Pfg.

Die ersten 2000 Exemplare sind binnen 4 Wochen vergriffen gewesen.

Chöre zum Totenfest: J. M. Bachs Choralmotette „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" und 4 leichte liturgische Sätze von A. Mendelssohn. Sonderabdruck aus der Monatschrift I, 8. In Partieen von 15 Exemplaren an je 8 Pfg.

Hier ist das Material zur Bestreitung einer ganzen Totenfest-Andacht beisammen. Die 1. Auflage war binnen wenigen Wochen nahezu vergriffen. **Trotz Neudrucks** bitten wir, rechtzeitig zu bestellen.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ❋ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S W. 12, Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.**, Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weisz, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Janká-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 8. November 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Erichson, Wolfgang Musculus. Katharina Zell. — Nelle, Zur Erinnerung an Gerhard Tersteegen. — Günther, Württemberg und die öffentliche Beichte auf lutherischem Boden während des 16. Jahrhunderts. — Violet, Das Lied Simeonis im gottesdienstlichen Gebrauche. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau.

Wolfgang Musculus. – Katharina Zell.

Eine vierhundertjährige Säkularerinnerung von **D. Alfred Erichson** in Straßburg i. E.

Zu den rühmlichen Charakterzeichen unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts gehört die Pietät, mit welcher es die Gedenktage, die Geburts- oder Todesanniversarien bedeutender Persönlichkeiten der Vergangenheit begeht; so sind diesen zu Ehren glänzende Feste veranstaltet, Denkmäler errichtet, Stiftungen aller Art ins Leben gerufen, und, wo solches ausblieb, ist ihrer wenigstens in Rede und Schrift gedacht worden.

In gleicher Absicht sollen hier einige einfache Worte der Erinnerung dem Wolfgang Musculus gelegentlich der 400 jährigen Wiederkehr seines Geburtstages gewidmet werden. Ist schon der Anteil Lothringens an der deutschen Reformation, Wissenschaft und Literatur nicht so groß, daß wir die Gelegenheit, auf einen aus diesem Lande stammenden Mann hinzuweisen, der als Beförderer der reformatorischen Bewegung, als Gelehrter und theologischer Schriftsteller eine hervorragende Stelle unter seinen Zeitgenossen einnimmt, unbenützt dürften vorübergehen lassen, so verdient auch der Genannte als ein nicht unbedeutender Liederdichter unserer

Digitized by Google

evangelischen Kirche in der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ gewiß einen dankbaren Nachruf.

Nachstehend in aller Kürze die wichtigsten Daten aus seinem vielbewegten Leben. Zu Dieuze, im südlichen Lothringen, am 8. September 1497 geboren, als armer Leute Kind — der Vater, Anton Meuslin, war Küfer, die Mutter hieß Angela Sartori — zieht der mit reichen Gaben ausgestattete Knabe schon früh als „fahrender Schüler“ im Elsaß umher, seinen Unterhalt mit Singen vor den Häusern erwerbend; besucht die Schulen in Rappoltsweiler und Colmar und verweilt längere Zeit auf derjenigen in Schlettstadt, wo das humanistische Studium damals in hoher Blüte stand. Auf einer Reise in die Heimat verschafft dem Fünfzehnjährigen seine schöne Stimme Aufnahme in die Benediktinerabtei zu Lixheim, in der Herrschaft Lützelstein. Als Novize und Klosterbruder widmet er sich mit Eifer der Pflege der lateinischen Dichtkunst und der Musik, vor allem des Gesanges und Orgelspiels, zugleich aber vertieft er sich in das Studium der heiligen Schrift, dem Rate eines alten Ordensgenossen folgend: Si bonus velit fieri concionator, det operam ut sit bonus biblicus. Mittlerweile in der Domkirche von Metz zum Priester geweiht, predigt er in den umliegenden Ortschaften. Bald führt ihn die Beschäftigung mit der Bibel und das Lesen von Schriften Luthers zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit, für die er auch öffentlich einsteht, von seiner Umgebung „der lutherische Mönch“ genannt. Man bietet ihm die Würde eines Abtes an, er lehnt sie ab und tritt 1527 aus dem Kloster, zwar mit Einwilligung seiner Oberen, von nun an aber auch der Verfolgung des Metzer Bischofs ausgesetzt. Nachdem er kurze Zeit bei seinem Beschützer, dem Burgvogt von Lützelstein, verweilt, begiebt er sich noch vor Ende desselben Jahres nach Straßburg. Hier läßt er sich durch den Pfarrer Theobald Schwarz von Alt-St.-Peter (den Lesern bekannt als Verfasser der ältesten Straßburger „deutschen Messe“: Monatschrift I. Jahrg. S. 5), mit Margaretha Barth, einer Verwandten des Lixheimer Priors, trauen. Die beiden Ehegatten fristen nun ein kümmerliches Dasein, die Frau als Dienstmagd im Haus des obengenannten Geistlichen, er bei einem Wiedertäufer, wo er das Weberhandwerk erlernt. Von seinem Lehrmeister wegen der Meinungsverschiedenheit entlassen, ist er im Begriff sich als Tagelöhner bei den Schanzenarbeiten zu verdingen, als der Magistrat, auf Empfehlung Butzers, ihm die Pastoration des drei Stunden entfernten Dorfes Dorlisheim überträgt. Er versieht diesen Dienst eine Zeitlang von Straßburg aus, wo ihn Butzer beherbergt und als Abschreiber braucht; später zieht er mit seiner Ehefrau in jenes Dorf und wirkt daselbst als Pfarrer wie als Schulmeister fast ohne jegliche Besoldung, bis die bischöfliche Behörde ihn vertreibt. Hierauf bekleidet er vorübergehend das Pfarramt in Dossenheim und wird endlich 1529 in Straßburg selbst als Helfer des Münsterpfarrers Matthäus Zell angestellt. Jetzt findet er im Umgang mit den Straßburger Theologen und im Besuch ihrer Vorlesungen die längst und sehnlichst gewünschte wissenschaftliche Förderung. Bald ist er in der Kenntnis der alten Sprachen so weit, daß er selbst ein hebräisches Lexikon verfassen kann. Da tritt abermals eine Wendung in seinem Schicksale ein: auf die Bitten des Augsburger Magistrats an den von Straßburg, ihm einen tüchtigen Geistlichen zu „leihen“, empfiehlt dieser den Musculus — so lautet nunmehr sein latinisierter Name. Er übernimmt im Frühjahr 1531 das Pfarramt an der Heilig-Kreuz-Kirche in Augsburg, das er 1537 mit der ersten Predigerstelle der Stadt, am

Digitized by Google

Dom zu Unserer Lieben Frauen, vertauscht. Aber auch hier hat er keine bleibende Stätte: nach achtzehnjähriger reichgesegneter Wirksamkeit als Organisator des Kirchen- und Schulwesens, als Kanzelredner und Seelsorger, muß Musculus im Juni 1548 infolge der Einführung des Interims noch einmal den Wanderstab ergreifen: wir finden ihn mit seiner Frau und seinen acht Kindern innerhalb weniger Monate bald in Lindau, bald in Basel — hier in einer Druckerei beschäftigt —, dann wieder in Konstanz bis zum Überfall der Stadt durch die Spanier, in St. Gallen und Zürich, überall von Freunden gastlich aufgenommen, von ihnen auch in bitterster Not erhalten. Endlich wird ihm zu Anfang des Jahres 1549 eine theologische Professur in Bern angeboten. Ehrenvolle Berufungen nach Straßburg, Augsburg, Marburg, Heidelberg und England (an Butzers Stelle) schlägt er trotz dürftigen Einkommens aus und wirkt mit unermüdlichem Eifer in reichem Segen bis zu seinem am 30. August 1563 erfolgten Tode.

Es ist hier der Ort nicht, zu schildern, wie Musculus allerorts seinen Mann stellte: in der Bekämpfung der Sektierer und in der Polemik gegen die katholische Kirche, in den Unionsverhandlungen innerhalb des Protestantismus, namentlich zu Wittenberg, 1536, wie in den Religionsgesprächen mit den Anhängern des alten Glaubens zu Worms, 1540, und Regensburg, 1541, treu seinem Grundsatz, „strack bei der reinen Lehre zu bleiben". Ebenso müssen seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten unbesprochen bleiben, die, teils exegetischer, teils dogmatischer Natur, ihm in den Reihen der reformierten Theologen eine hervorragende Stelle sichern. Hervorzuheben sind hier nur, dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend, seine Verdienste um das Kirchenlied.

Gleichwie in Bern die Einführung des Psalmengesanges nach den Sonntagspredigten nachweislich auf seine Bemühungen zurückzuführen ist, so wird Musculus wohl auch anderwärts dahin gewirkt haben, daß dies Element des evangelischen Kultus zu seiner vollen Geltung gelangte. Die lateinische Dichtkunst und die Musik von Jugend auf mit Vorliebe pflegend, im Orgelspiel und auf dem „Spinett", der ältesten Form des Klaviers, trefflich geübt, hat er in der That für den gottesdienstlichen Gebrauch sowohl Psalmen übersetzt und bearbeitet, als auch Originallieder in deutscher Sprache verfaßt. Daß sein erster Biograph, der eigne Sohn, Abraham, deren keine Erwähnung thut, darf nicht allzusehr befremden. Die Erzeugnisse geistlicher Dichtung im Reformationszeitalter sind in der Regel nur als Bestandteile der damaligen Kirchengesangbücher auf uns gekommen; wären sie gleich anderen Schriften im Separatdruck erschienen, sie hätten größere Beachtung gefunden. Sechs Lieder können indessen dem Musculus mit aller Sicherheit zugeschrieben werden. Es sind folgende:

1. **Min hirt ist got, der herre min,** . . . (Psalm 23.)
2. **Gott stat in seiner gmaind recht,** . . . (Psalm 82.)
3. **Wer underm schirm des höchsten helt,** . . . (Psalm 91.)
4. **Vatter unser, der du in himmlen bist,** . . . (Das Vaterunser.)
5. **O Herre Gott, erbarme dich,** . . . (Jesaia 33, 2—4.)
6. **O Allmächtiger Herre Gott,** . . . (einzige uns bekannte Originaldichtung des Musculus.)

Digitized by Google

Wir finden diese sämtlichen Lieder, mit Ausnahme des letzten, in drei rasch aufeinander folgenden, dem Hauptinhalt nach unveränderten Auflagen desselben straßburgischen Gesangbuches: **Psalmen und geystliche Lieder, die man zu Straßburg, und auch die man in anderen Kirchen pflegt zu singen . . . 1537** (Preuß und Köpfel) — **Psalter mit aller Kirchenübung . . . 1539** (Köpfel) — **Psalmen und geistliche Lieder . . . 1541** (Messerschmidt und Köpfel). Vergl. hierüber meine Schrift: „Die calvinische und die altstraßburgische Gottesdienstordnung", Straßb. 1894, S. 12. 21. und „Analecta litteraria" von Theoph. Sincerus (Schwindel) Nürnberg 1736, S. 48—57. Zwar fehlt jegliche Angabe eines Verfassers, wie denn in diesen Büchlein solche Notizen nur hie und da vorkommen, aber in einer späteren Auflage: **Psalmen und geystliche Gesänge** von 1568 (Chr. Müller) steht über dem Lied: „O Herre Gott, erbarme dich" der Name Wolfgang Mösel, wie sich Musculus auch schreibt, und in dem **Nüw Gesangbüchle von vil schönen Psalmen und geistlichen Liedern durch etliche Diener der Kirchen zu Costenz und anderswo merklichen gemeert gebessert . . . Zürich 1540** (Froschauer), werden sämtliche sechs Lieder mit den Anfangsbuchstaben **W. M.** bezeichnet, welche in einem Verzeichnis derjenigen, „durch welcher hilff und arbeit dis Gsangbüchle erwachsen sei" als Wolfgang Mösel gedeutet werden. Ob dieses schon in einer früheren Auflage dieses Züricher oder Konstanzer Gesangbuches der Fall ist, bleibt eine unentschiedene Frage, da dieser erste Druck bis heute nicht aufgefunden worden ist. Aber schon in dem auf einen solchen hinweisenden Gesangbuch der beiden Augsburger Salminger und Dachser: **Der gantz Psalter, das ist alle Psalmen Davidis . . . 1538**, tragen, laut Wackernagel (Das deutsche Kirchenlied III., S. 801—803), fünf dieser Lieder, 2, 4, 5 und 6, den Namen Mösel.

Es könnte freilich hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieser Angaben ein Zweifel daraus entstehen, daß in dem „Nüw Gesangbüchle" unter Musculus Namen ein Lied angeführt wird, „Christe, der du bist Tag und Licht", das ihm abgesprochen werden muß, weil dasselbe, und zwar als eine aus dem 13. Jahrhundert stammende niederdeutsche Übersetzung des alten Hymnus: „Christe, qui lux es et dies", schon 1526 in dem Erfurter Enchiridion steht. Daß aber die Herausgeber des erwähnten schweizerischen Gesangbuches von 1540, Ambrosius Blaurer und Johannes Zwick (daher auch „Zwick'sches" genannt), dem mit ihnen in regem Verkehr stehenden Augsburger Freund irrtümlicherweise nicht weniger als sechs Lieder hätten zuschreiben können, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit. Seltsamerweise sind ihm auch z. B. von Fr. Grimme (Wolfg. Musculus: Jahrb. der Gesellschaft für lothr. Gesch. u. Altertum, Metz 1893) „vierzig geistliche Lieder mit vier Stimmen" von Balthasar Musculus, Schulmeister in Ziegenrück, Nürnberg 1597, zugesprochen worden.

Als Probe folgt nachstehend eines der Lieder von Musculus im Original und in unsere Sprache übertragen. Es ist, wie man sieht, eine durch ihre Schlichtheit ergreifende Bearbeitung des 23. Psalmes, dessen erquickenden Inhalt unser Dichter in seinem ganzen Leben reichlich erfahren hatte.

Es sei noch bemerkt, daß die vorhin namhaft gemachten Lieder, wie alle von reformierten Verfassern herrührenden, eines nach dem anderen aus unseren elsässischen Gesangbüchern verschwanden. An Stelle des hier mitgeteilten tritt 1568 das dem Sinne nach verwandte Lied eines unbekannten Verfassers: „Der Herre ist mein treuer Hirt". Unsere Leser werden gewiß dem Wunsche bei-

Digitized by Google

ſtimmen, es möchte ihm nun wieder die gebührende Stelle in dem jetzt in Vorbereitung begriffenen neuen Geſangbuche unſerer elſaß-lothringiſchen Landeskirchen eingeräumt werden, zur Erbauung der Gemeinde wie des einzelnen — und auch zur Ehrung unſeres vaterländiſchen Dichters.

Der XXIII. Pſalm.

Min hirt iſt got, der herre min,
darum wirt mir nit manglen,
Jch will ouch gern ſin ſchäflein ſin,
nach ſiner güte anglen,
Dann er laßt mich
genädiglich
ja da vil graß ſtat weiden,
Vnd fürt mich dann
zum waſſer hnan,
kült mich in allem leide

Erquicket mir min ſeel on maß,
min gwüſſen thůt er ſtillen,
Er fürt mich ouch uff rechter ſtraß
umb ſeines namens willen,
Vnd ob ich glych
im finſtren rych
ſol gon, ſtohn oder wandlen,
So förcht ich doch
kein vnglück noch,
mit mir wirt er wol handlen.

Herr Gott, dan du ſtets by mir biſt,
dein ſteck vnd ſtab mich tröſten,
Du breiteſt vor mir einen tiſch
gegn mein fynden den gröſten;
Mein Houpt machſt feißt
mit öl, wied weiſt,
vnd ſchenckſt mir voll mein gſchirre.
Jch bitt dich, Herr,
dein weg mich leer,
wo ich vor dir gang irre.

Barmhertzigkeit nachuolgen wirt
vnnd güts mein lebenlange,
So ich bleib vnder diſem hirt
ins Herrenn hauß on zwange.
Es ſey lob, eer
yetz vnd immer
Gott vattern vund dem ſůne,
Dem heiligen geyſt,
der glaublich leiſt
ſein göttlich gnad vnd wunne!

Mein Hirt iſt Gott der Herre mein,
ich werd nicht Mangel haben
und will auch gern ſein Schäflein ſein,
an ſeiner Güt' mich laben,
denn er läßt mich
ja gnädiglich,
da reichlich Gras ſteht, weiden,
und führt mich dann
zum Quell hinan,
kühlt mich in allem Leiden;

Erquicket meine Seel ohn Maß,
thut mein Gewiſſen ſtillen.
Er führt mich auch auf rechter Straß
um ſeines Namens willen.
Und ob ich gleich
im finſtern Reich
ſoll gehn, ſtehn oder wandeln,
ſo fürcht ich doch
kein Unglück noch,
mit mir wird er wohl handeln.

Herr Gott, der ſtets mich leitet hier,
dein Steck und Stab mich tröſten,
den Tiſch bereiteſt du vor mir
gen meinen Feind den größten.
Du ſchenkſt voll ein
den Becher mein
und ſalbſt mein Haupt mit Öle.
Jch bitt dich, Herr,
dein' Weg mich lehr,
wo ich des Weges fehle.

Barmherzigkeit mir folgen wird
und Guts all Tag und Stunden,
ſo ich werd unter dieſem Hirt
im Haus des Herrn gefunden.
Es ſei Lob, Ehr
je mehr und mehr
Gott Vater und dem Sohne,
dem heilgen Geiſt,
der treu uns leiſt'
ſein göttlich Gnad und Wonne.

Digitized by Google

Es wird nicht unstatthaft sein, mit der Erinnerung an Musculus diejenige an eine Frau zu verbinden, welche, in demselben Jahre 1497 geboren, sich ihm, wie unzähligen anderen, während seines Straßburger Aufenthalts als Versorgerin und Wohlthäterin erwiesen, die sich aber auch auf hymnologischem Gebiete Verdienste erworben hat, welche alle Beachtung verdienen: Katharina Schütz, Zell's treffliche Ehefrau, eine der edelsten Straßburgerinnen aller Zeiten. Sie hat nämlich, wohl die einzige ihres Geschlechts, die Herausgabe eines Gesangbuches besorgt und eine Vorrede dazu geschrieben, die der Originalität nicht ermangelt.

Es wird solches kaum befremden, wenn man sich erinnert, daß „Doktor Katherina" — so nannte man sie scherzweise — mit der Feder wohl umzugehen wußte und nicht allein in scharfer Schrift die Ehre ihres Gemahls gegen die Verunglimpfung der Gegner rettete und ihm, wie ein anderes Mal einer Mitbürgerin, Elisabeth Harklerin, die Leichenrede hielt (sie selber starb am 5. Sept. 1562), sondern daß sie auch einen Federkrieg mit dem Lutheraner D. Ludwig Rabus führte und mit Butzer, Luther, Pellican, Schwenkfeld und anderen eifrig korrespondierte.

Als ihr im Jahre 1534 „aus sonder Liebe und Freundschaft" ein Exemplar des deutschen Gesangbuches der Böhmisch-mährischen Brüder geschenkt worden, ward sie von diesen Liedern so begeistert, daß sie einen Auszug davon zu Nutz und Frommen ihrer lieben Straßburger zu veranstalten beschloß. Sie fand einen willigen Verleger, Jacob Frölich, gab die Überschrift: „Von Christo Jesu unserem säligmacher . . . etliche christliche und tröstliche Lobgesänge, aus einem vast herrlichen Gesangbuch gezogen", und verfaßte die Vorrede, aus welcher das Wesentliche hier mitgeteilt sei. Außer einer Gesamtausgabe, die „den Leuten beschwerlich zu kaufen" sein könnte, zerteilte sie den Inhalt in vier Abschnitte mit je 20 Liedern, jeden zum Preis von nur einigen Pfennigen. In der Vorrede preist sie den Verfasser „Michel Wiss" (Weiße), den sie „leiblicher person halb" nicht kenne, als einen „gottsförchtigen, ja gottsbekannten Mann, der die gantze Bibel offen in seinem Herzen habe", und vergleicht ihn mit „den lieben zwei Männern Josua und Caleph des gelobten Lands." Es sei das Büchlein, sagt sie, „eher ein Lehr-, Gebet- und Dankbuoch, dann ein Gesangbuoch, wiewol das wörtlin gsang recht und wol geredt ist, weil das gröst lob Gotts in gsang ausgesprochen ist worden" . . . „Dieweil, führt sie weiter aus, nun so vil schandtlicher Lieder, von Mann und Frawen, auch den Kindern gesungen werden in der ganzen welt, in welchen alle Laster, buolerey und anderer schandtlicher Ding den alten und jungen fürtragen wird, und die welt ye gsungen will haben, dunckt es mich ein sehr guot und nutz ding sein, wie dieser mann gethon hat, die gantz handlung Christi und unsers heyls in gsang zu bringen." Solche „göttliche" Lieder aber, deren Inhalt die biblischen Geschichten nach der Reihenfolge der christlichen Feste bildeten, empfiehlt sie offenbar weniger für den gottesdienstlichen Gebrauch als für die Privaterbauung und die Hausandacht; auch im täglichen Leben sollten dieselben die weltlichen „wüsten" Weisen ersetzen. „Der Handwerks gsell ob seiner arbeyt, die dienstmagt ob yrem schüsselwaschen, der acker- und rebman uff seinem acker, und die muoter beim weinenden Kind in der wiegen", sollten diese Lieder singen und damit „Gott mit und in Christo dem ewigen Priester mit seinen Englen ewiglich loben vor seinem stuol";

Digitized by Google

denn indem „die Christen treulich (im glauben) haushalten, gehorsamen, kochen, schüsseln weschen, Kinder wischen und warten, und sich in diesen Werken, die zum menschlichen Leben dienen, zu Gott keren auch mit der stimme des Gesanges, so gefallen sie ihm mehr als der Pfaff, Mönch und Closterfrau in ihrem unverständigen Chorgesang." — Diese echt protestantischen Grundsätze und Ratschläge schließt die Zellin mit den Worten: „Hie nem jeglicher an, welches er wöll, nach dem würt er das End urtheyl empfahen. Ich wünsch aber allen Menschen: Erkantnuß des guoten, und das ewig heyl. Amen." So hat sie die hohe Bedeutung des geistlichen Gesanges anerkannt so wie auch anderen klar gemacht und ans Herz gelegt.

Jene beiden, die mit seltener Treue am Reich Gottes, je nach ihren Gaben und Kräften, gearbeitet haben, suchten in dieser Arbeit nicht ihren Ruhm, sondern Gottes Ehre allein. Wir aber wollen sie nicht vergessen, sondern vielmehr ihrer dankbar gedenken, die in unserem Lande und in unserer Kirche auf einem Gebiete thätig gewesen sind, das heute ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich zieht, des wackren Lothringers und der würdigen Straßburger Matrone.

Zur Erinnerung an Gerhard Tersteegen

(geboren 25. November 1697),

von Superintendent **W. Nelle** in Hamm i. W.

Die Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst will und darf nicht an dem in diesem Monate wiederkehrenden Gedächtnistage der Geburt Gerhard Tersteegens schweigend vorübergehen. Denn gerade Gottesdienst und kirchliche Kunst sind zwei Momente, welche in dem Lebenswerke und der schöpferischen Thätigkeit des evangelischen Mystikers bedeutsam hervortreten. Gottesdienst und kirchliche Kunst haben durch ihn reiche Förderung erfahren, freilich auf eine höchst individuelle, zunächst abseits der gewohnten kirchlichen Bahnen sich bewegende Weise. Aber je eigentümlicher und einzigartiger die Stellung, die Richtung dieses Meisters auf dem Gebiete des gottesdienstlichen Lebens, wie auf dem der kirchlichen Dichtkunst ist, um so lieber wird man sich in sie versenken, um so zuversichtlicher und freudiger darf ich die geneigten Leser bitten, in das stille Heiligtum der Werkstätte des Meisters mit mir einzutreten und darin sinnend zu verweilen. Nicht lange fürwahr wird dieser Raum uns dunkel oder wunderlich anmuten. Licht von innen und von oben wird wohlthuend uns umgeben, und der Raum, der uns erst so enge schien, wird sich weiten, daß wir die Schranken der Endlichkeit vergessen und aufatmen in der freien, sonnigen Welt der Ewigkeit.

I.

Als Gottesdienst läßt sich das Leben und Lebenswerk Tersteegens bezeichnen nicht nur etwa in dem allgemeinen Sinne, in dem der Apostel sagt: Ihr esset nun oder trinket oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre. In diesem Sinne ist das Leben jedes lebendigen Christen Gottesdienst. Aber Tersteegens Leben und Wirken war es noch im besonderen Sinne. Seinem Wesen ist das Liturgische in eigentümlicher Weise aufgeprägt. Sein vertrauter Freund Engelbert Evertsen sagt von ihm: „Er hatte ein betendes Herz und auch eine

Digitized by Google

betende Gestalt. O, welch eine Erhabenheit, Andacht und friedensvolle Stille habe ich zu meiner nicht geringen Erbauung und Stärkung oft an ihm erblickt!" Alles, was Tersteegen sagt und singt, ist entfaltetes Gebet. Und das macht doch das Wesen des Liturgen aus. Aber jeder, des Wesen entfaltetes Gebet ist, wird eben darum wahrlich frei sein von alle dem, was dem Liturgischen hier und da anklebt und das Liturgische in Mißkredit gebracht hat: Steifheit, Manier, stereotypes, konventionelles Gebahren, Absichtlichkeit, falsches Pathos. Das fehlt denn auch bei Tersteegen durchaus. Bekanntlich wandelte er seine Bahn abseits des damaligen kirchlichen und gemeindlichen Lebens. Sein Reden und Dichten ist nicht beeinflußt von kirchlicher Form und Überlieferung, nicht beengt noch gebunden durch gottesdienstliche Gepflogenheit und Schranke. Auf die von der reformierten Kirche jener Zeiten grundsätzlich ausgeprägte Schlichtheit, ja Dürftigkeit des Kultuslebens brauchte er keine Rücksicht zu nehmen. Frei ging er in seinen religiösen Gemeinschaften und ihren Erbauungsstunden seinen Weg, in liturgischer Hinsicht pflegend, was ihm lieblich und wohllautend dünkte. So war er in der Lage, auf das liturgische Leben erfrischend und bereichernd einzuwirken, das liturgische Element in Fluß zu bringen. Und hierin dürfen wir ihn recht als einen Mann für unsere Zeit bezeichnen. Denn das ist wohl das Auszeichnende der liturgischen Arbeit unserer Tage, daß sie einmal die festen liturgischen Grundlagen und Grundordnungen in ihrer lebensvollen Bedeutung will erkennen lehren, sodann aber zugleich allem petrefakten, mumienhaften, überlebten Wesen auf diesem Gebiete ein Ende bereiten. So hat auch Tersteegen zu seiner Zeit in seiner Weise die Grundgedanken alles liturgischen Verhaltens und Handelns zur festen Ausprägung gebracht, alles aber aus der Frische und Fülle, aus der Tiefe und Klarheit geschöpft. Mit wundervoller Unmittelbarkeit ließ er die Wasser aus dem Quell des Gebetslebens das gottesdienstliche Thun erfüllen. Er unterscheidet sich darin von den meisten seiner pietistischen Zeitgenossen. Zwar haben nicht wenige derselben unsere gottesdienstlichen Feiern durch einzelne herrliche Lieder bereichert. Und ein Richter, ein Zinzendorf haben solcher Lieder eine ganze Reihe geboten. Aber Tersteegen hat wirklich eine neue Seite des geistlichen Liedes aufgeschlossen: das Moment anbetender Feier tritt bei ihm wie bei keinem kirchlichen Dichter vor ihm hervor. Dazu aber kommt, daß, während der Pietismus in seiner Gesamtwirkung das feste Gefüge wie aller kirchlichen Ordnung, so insbesondere des gottesdienstlichen Lebens von Grund auf erschüttert, unterspült, der Zersetzung entgegengeführt hat, dies von Tersteegen durchaus nicht gilt, trotzdem er, wie gesagt, bekanntlich zeitlebens abseits des eigentlichen gottesdienstlichen Lebens seiner Kirche gestanden hat.

Drei Gebiete seiner Wirksamkeit sind es, auf denen seine Bedeutung für das gottesdienstliche Leben besonders hervortritt: das homiletische, das hymnologische und das des poetischen Schaffens.

Als geistlichen Redner lernen wir Tersteegen kennen in den beiden Bänden „Brosamen", die einzelne seiner während der Jahre 1750 bis 1756 in den Erbauungsversammlungen in seinem Hause gehaltenen Predigten darbieten. Glücklicherweise sind diesen Predigten die Gebete beigefügt, welche Tersteegen am Eingange und am Schlusse gehalten hat, nicht selten auch die Lieder angegeben, welche er vorher oder nachher von der Gemeinde anstimmen ließ. Da bewundern wir denn die Macht liturgischer Nüchternheit und Inbrunst in den Gebeten, die

Digitized by Google

Sicherheit liturgischen Taktes in der Wahl der Lieder. Diese Gottesdienste waren, nach Gebet, Rede und Liedern zu urteilen, gottesdienstlicher als die meisten, welche damals in der reformierten Kirche gehalten wurden. Vor allen Dingen tritt — im Unterschiede von der damaligen reformierten Unterschätzung des Kirchenjahres — eine sorgfältige Berücksichtigung aller Momente, welche die wechselnden Kirchenjahreszeiten nahelegen, hervor. Hierin ist der unkirchliche Mystiker ohne alle Frage kirchlicher als seine Kirche. Seine Reden sind großenteils Festreden. Eine ist überschrieben „Am Erscheinungsfeste". Wo mochte damals sonst wohl in der reformierten Kirche Epiphanias gefeiert werden? Und die Reden werden nach dieser Seite hin aufs nachdrücklichste bestätigt von seinen Briefen. In diesen sehen wir allezeit seine Stimmung, die Richtung und Färbung seiner Gedanken beeinflußt von den Festen und Zeiten des Kirchenjahres. Wie ein Kind bleibt er in seinen Mitteilungen bis in sein hohes Alter abhängig von der Weihnachtsthatsache in der Weihnachtszeit; und so durchs ganze Kirchenjahr. Auch die Perikopen, gegen die seine reformierte Kirche doch vollends in jener Zeit gleichgültig war, werden in den Briefen hier und da von ihm angeführt. Die Reden selbst aber sind wirkliche Reden, nicht etwa bloß Gefühlsergüsse; nichts von den Geschmacklosigkeiten, dem gelehrten Aufputz, der seichten Breite, wie sie die meisten Predigten jener Zeit für uns ungenießbar machen, findet sich in ihnen. Die Bündigkeit der Gedankenentwickelung, die Gründlichkeit und Feinheit der Auslegung, die Reinheit und der Adel der Sprache, die herzandringende Innigkeit und Salbung machen ihre Lektüre noch heute zu einem hohen Genusse. Daß sie durchweg 50 Seiten lang sind, also an zwei Stunden gewährt haben mögen, teilen sie mit den übrigen auf uns gekommenen Predigten ihrer Zeit.

Welch ein Anliegen es Tersteegen war, das christliche Leben der mit ihm verbundenen Kreise gottesdienstlich auszugestalten, sehen wir sodann an der Sorgfalt und dem, wir möchten sagen, hymnologischen Interesse, mit welchem er den Liederschatz der evangelischen Kirche ihnen in seinen Liedersammlungen erschloß. An kirchlichem Gesange in Gottesdienst, Schule und Haus hatte es den reformierten Kirchengebieten in den niederrheinischen Landen ja nicht gefehlt. Man hatte sich außer den Lobwasserschen Psalmen der Sammlungen von Liedern bedient, welche in Herborn, Lemgo, Bremen und an anderen Orten hervorgetreten waren. Wie genügsam man aber in Bezug auf den Liederbestand war, darauf wirft die Thatsache ein grelles Licht, daß, als die reformierten Kirchen von Cleve, Jülich, Berg und Mark nach langen, mühseligen Vorarbeiten endlich im Jahre 1738 ein Kirchengesangbuch zustande gebracht hatten, dieses in seinen 150 Liedern zwar mehrere von Luther und J. Neander, aber darunter nicht: Ein feste Burg und: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, nicht: Wachet auf ruft uns die Stimme, und von P. Gerhardt sage und schreibe ein Lied enthielt: O Jesu Christ, mein schönstes Licht. Also nicht ein einziges von den Glaubens- und Vertrauensliedern Gerhardts, nicht: Ist Gott für mich, so trete, Befiehl du deine Wege, hatte in dem Buche Raum gefunden. Während denn die reformierten Gemeinden jener Lande sich mit dem dürftigen, wunderlich gewählten Bestande von 150 Liedern behalfen, um ihn erst im Jahre 1772 durch eine neue Sammlung nun schon gutenteils aufklärerischer Lieder zu vermehren, besorgte Tersteegen für die christlich angeregten Kreise derselben reformierten Gebiete ein Gesangbuch, welches im Jahre 1736 im Ganzen 410, im Jahre 1768 aber in sechster Auf-

Digitized by Google

lage 681 Lieder enthielt und noch im Jahre 1804 zum siebenten Male aufgelegt wurde. Zwar verleugnet dies Buch nicht den pietistisch-mystischen Grundzug. Aber es wählt seine Lieder aus allen Zeiten und Kreisen evangelischer Dichtung und wahrt im Gegensatze zu den übrigen pietistischen Liedersammlungen durchweg die heilige Nüchternheit in der Auswahl der Gesänge. Vor allem aber ist es uns ein Beweis dafür, mit welcher Liebe Tersteegen das Gesamtgebiet des Kirchenliedes durchforscht und den reformierten Christen zugänglich gemacht hat. Mit Hülfe dieses Tersteegenschen Liederbuches, von ihm bis zum Jahre 1760 der „Große Neander", seit 1760 das „Gottgeheiligte Harfenspiel" genannt, konnten die mit ihm verbundenen Kreise ihre Erbauung in Versammlung und Haus weit gottesdienstlicher gestalten als die Kirchengemeinden ihre Gottesdienste mit den oben erwähnten 150 Liedern. Wie liturgisch aber Tersteegen sich die Benutzung seines Gesangbuches dachte, darüber giebt die herrliche Vorrede zu demselben vom Jahre 1736 Aufschluß, das köstlichste Zeugnis über den Segen heiligen Singens, welches die reformierte Christenheit besitzt.

Am unmittelbarsten tritt nun doch der liturgische Grundzug in dem Wesen Tersteegens hervor in seinem eigenen poetischen Schaffen. Was seine Reden, seine mehr denn tausend Sprüche in Reimen, seine schier unzähligen seelsorgerlichen Briefe uns darbieten, das tritt uns in geweihtester und verklärtester Gestalt entgegen in seinen Liedern. Sie sind eine eigentümliche, ja einzigartige Erscheinung in der gesamten Dichtung des Pietismus, mehr Gotteslieder, als Jesuslieder. Vollends der Zug der Hoheliedpoesie tritt in ihnen sehr zurück. Vor Gott zu stehen, mit Gott umzugehen, in Gott einzugehen, durch unmittelbare Berührung mit Gott geläutert, friedevoll, vollendet und beseligt zu werden: diese Gewißheit ist der Grundton der Poesie Tersteegens. Darum ist das feiernde, anbetende Loblied der Preis aller seiner Dichtung. Gott ist gegenwärtig, O Majestät, wir fallen nieder, Gott, innigst nah, wie unbekannt bist du, Brunn alles Heils, dich ehren wir, Nur Gott allein, o güldnes Wort: wer diese und viele andere Lieder Tersteegens liest, kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß es hier feiernde Anbetung Gottes gilt, daß hier ein Geist waltet, der uns gleichsam Flügel leiht, uns in solche Anbetung zu erheben. Wir wüßten kaum einen anderen Dichter der evangelischen Kirche zu nennen, dessen Wort eine solche linde Gewalt hat, Seelen zu stillen, zu sammeln, zum Anhalten am Gebet zu bewegen. Da ist ein sechsundvierzigstrophiger Preis des Lebens in der Vereinigung mit Gott (Ach Gott, man kennet dich nicht recht): wer einmal angefangen hat, diese Verse zu lesen, den fesseln sie bei aller Stille ihres Gedankenzuges so, daß er bis zum Schlusse weiterlesen muß. Aber wie festlich wogt und glänzt dann wieder das Meer des Innenlebens des Dichters, wenn die Sonne des Kirchenjahres im Zenith steht: ein Osterlied wie Willkomm verklärter Gottessohn, ein Himmelfahrtslied wie Siegesfürste, Ehrenkönig, ist der Beweis dafür. Tersteegen ist der erste reformierte Dichter, der den Kreislauf des Kirchenjahres mit dem Festreigen der Lieder geschmückt hat: auch hier wieder ist der unkirchliche Mystiker kirchlicher, liturgischer als seine Kirche.

Merkwürdigerweise hat es aber ein Jahrhundert gedauert, bis die Kirche den gottesdienstlich so mustergültigen Liedern Tersteegens ihre Gesangbücher und Gottesdienste auftat. Im Jahre 1729 erschien die erste Ausgabe des Blumengärtleins. Im Jahre 1829 aber begannen die Kirchengesangbücher erst, ganz

Digitized by Google

vereinzelte frühere Ausnahmen abgerechnet, Tersteegensche Lieder zu führen. Im vorigen Jahrhundert waren es erst kirchliche, dann aufklärerische Bedenken, um deren willen man die Lieder des Mystikers dem Kirchengesange vorenthielt. Seit 1829 aber haben sie ihren Einzug erst in lutherische, dann auch in reformierte Gesangbücher gehalten, und jetzt enthalten unsere Kirchengesangbücher mindestens fünf, ja ihrer viele zehn und mehr (bis zu achtzehn) Lieder Tersteegens. Und je mehr man das im evangelischen Kultus lange so ungebührlich verkürzte Element der Anbetung im Gottesdienste in seine ewigen Rechte wieder einsetzt, desto wertvoller und unumgänglicher wird eine Reihe Tersteegenscher Lieder für unsere Feiern sein. Darf man doch sagen, daß sie in unseren Tagen in den Gesangbüchern nicht zu dem toten Ballast, sondern zu den am meisten in frischen, lebendigen Gebrauch genommenen Liedern gehören.

II.

Unter denen, welche in unserem Jahrhundert die Aufmerksamkeit weiter Kreise unserer Kirche auf die Lyrik Tersteegens und ihre Bedeutung für unser liturgisches Leben gelenkt haben, steht Bunsen mit in vorderster Reihe. In seinem Gesang- und Gebetbuch (Hamburg 1833) charakterisiert er Tersteegen mit den wenigen, aber vielsagenden Worten: Ein Mystiker der reformierten Kirche, eine stille, gottbegeisterte Seele, deren Gesänge vom himmlischen, seligen Leben rein wiederklingen, weil ihre Erkenntnis voll kindlicher Demut blieb; obwohl kunstlos, ist er der erste Meister des geistlichen Gesanges und der tiefste Andachtsschriftsteller seiner Zeit.

Wir unterschreiben jedes Wort dieses Satzes, eins ausgenommen, gegen das wir uns mit aller Entschiedenheit wenden müssen. Kunstlos ist Tersteegen nicht. Seine gesamte Poesie ist ein Muster wahrer, reiner, edler Kunst. Wollte man etwa für die „Kunstlosigkeit" Tersteegenscher Sprüche und Lieder die Worte des Vorberichts zu seinem Blumengärtlein geltend machen: „Sie sind mir mehrenteils unvermutet und zufälliger Weise, innerhalb weniger Zeit, nun und dann eins, gegeben worden; die ich dann auch, ohne viel auf Kunst und Zierlichkeit zu denken, so wie sie mir in die Gedanken kamen, aufs Papier gesetzt": so würde man mit demselben Rechte etwa die Goethesche Lyrik als kunstlos bezeichnen können. Nein, so wenig Tersteegen nur ein „schlichter Bandwirker" war, sondern vielmehr ein ebenso tief und unablässig forschender, als hoch erleuchteter Theologe, so wenig ist seine Dichtung kunstlos. Die Gediegenheit seiner umfassenden Bildung zeigt sich eben auch in der Meisterschaft, mit der er die Sprache, wie die poetische Form überhaupt, beherrscht. Wohl wird nirgends in seinen Schriften und Zeugnissen seiner Freunde erwähnt, daß er die zu seiner Zeit mit Kirchenliedern hervortretenden Dichter Gellert (1757) und Klopstock (1758) gekannt habe, oder gar Lessing; doch aber ist seine theologische Durchbildung und, um nur dies eine Beispiel zu nennen, seine gründliche Kenntnis der „Werke des Philosophen zu Sanssouci" so über jeden Zweifel erhaben, daß von kunstloser Dichtung bei ihm nicht die Rede sein kann.

Freilich, er ist nicht Kunstdichter im Sinne des Nürnberger Trichters. Nie hat er ein Lied nach der Schablone gedichtet. Unter den kirchlichen und unter den weltlichen Dichtern jener Tage sind nicht wenige der Versuchung Reimereien zu liefern, erlegen. Tersteegen hat nur aus innerem Drange seine Lieder ge-

Digitized by Google

schaffen. **Er künstelte nicht. Ihn trifft nicht das Wort, mit dem sein Zeitgenosse** Schmolck sich selbst gekennzeichnet hat: „Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Ausgereift ist bei ihm alles.

Für die Form der Dichtung Tersteegens ist charakteristisch, daß seine 111 Lieder 69 verschiedene Versmaße aufweisen. Das ist ein außergewöhnlich großer Reichtum. Die Versmaße des lutherischen Kirchenliedes sind ihm geläufig, und mit Sicherheit und feinem Takt wendet er sie an. Elf Maße hat er selbst erfunden. Maßvoll und schlicht ist die Architektonik seiner Lieder, nirgends aber eintönig und schablonenhaft. Wenn fast zwei Drittel seiner Lieder nicht über sechs Zeilen in der Strophe zählen, so ist das nicht, wie bei Schmolck, ein Beweis für stereotype Wiederholungen in den Versmaßen. Nein, man kann nicht ein einziges Versmaß nennen, welches Tersteegen vor anderen bevorzugte. Das merkwürdigste aber ist, daß Tersteegen von all den amphibrachischen, daktylischen und sonstigen sanguinisch und cholerisch erregten Maßen, wie sie zu seiner Zeit in unübersehbarer Menge hervortraten und als Kennzeichen moderner geistlicher Poesie galten, auch nicht ein einziges verwendet hat. Außer dem einen daktylischen Versbau Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren (vom Jahre 1665) wendet er nur jambische oder trochäische Maße an.

Rein und klar wie die architektonische Form ist auch die Sprache Tersteegens. Vor allem beobachtet sie ein feines Maß. Alle Übertreibungen sind ihr fremd. Wie anders die Sprache eines Zinzendorf, eines Arnold! Welche Ungeheuerlichkeiten müssen da oft erst getilgt, welche Umgießungen, namentlich bei Zinzendorf, vorgenommen werden, ehe das Lied von all den Schlacken fremdsprachlicher, plebejer, galanter Wendungen befreit ist! Demgegenüber erweisen sich Tersteegens Lieder nur in geringem Maße als änderungsbedürftig. Ebenso weit entfernt von Plattheiten wie von Verstiegenheiten, hält seine Sprache durchweg eine glückliche Mitte inne; eine geweihte Natürlichkeit des Tones ist ihr eigen. Und doch, welch ein Wohllaut entzückt uns an unzähligen Stellen! Nennen wir z. B. die Strophe Du durchdringest alles, oder das Lied Nun schläfet man. Herrlich gelingen ihm die erhabenen Laute; so in O Majestät, wir fallen nieder; Siegesfürste, Ehrenkönig; Nur Gott allein, o güldnes Wort. Noch vollendeter aber ist seine Meisterschaft, wo er die Sprache in zarten, weichen, leisen Tönen sich einer Gedankenreihe anschmiegen läßt, die in klarem, sanftem Flusse dahinzieht, z. B. in Großer Gott, in dem ich schwebe; Nun sich der Tag geendet; Seelenfreund und Herzensmeister. Alles in allem werden wir immer wieder an J. P. Langes treffenden Ausspruch erinnert: Die Innigkeit und Festlichkeit seines christlichen Gefühls schafft sich oft eine Form so rein und hold, daß sie an die Formen Goethischer Dichtung erinnert.

Nirgends aber ist die Form bei ihm Selbstzweck. Sie steht ihm überall nur im Dienste des Gehalts, der Fülle, Weihe und Reife der Gedanken. Darum ist die Hülle so fein und maßvoll, die Sprache so rein und wohllautend, weil die Fülle so klar und lauter ist. Denn dieser Mystiker schwärmt und schwelgt nirgends in Dunkelheiten und Abstrusitäten. Es ist ihm ein heiliges Anliegen, nur auszusprechen, was ihm innerlich klar und gewiß ist. Klar und gewiß aber ist ihm die Leutseligkeit Gottes in Christo. Verklärend ragt ihm die sonnige Ewigkeit in das Dunkel und Leid der Zeit. Und darum reden wir bei ihm im höchsten Sinne von einer wahren, reinen, edlen, kirchlichen Kunst, weil er es sich zur alleinigen Aufgabe gemacht hat, den heiligen, seligen Gott und seine Schönheit und Liebe,

Digitized by Google

sein herrliches Reich und das wundervolle Ziel aller seiner Wege und das Leben der Seinen, mit Christo verborgen in ihm, in Wahrheit und Klarheit darzustellen. Das sichert seiner poetischen Kunst so gewiß wie der Gerhardts die bleibende Bedeutung für unsere Zeit und für die kommenden Zeiten.

Haben wir im Vorstehenden versucht, zwei bedeutsame Seiten des inneren Lebens Tersteegens zu skizzieren, so kann dem gegenüber sein äußeres Leben keinen breiten Raum in unserer Darstellung beanspruchen. Es war ein Stillleben. Seßhaft ist dieser Mystiker gewesen sein Leben lang, wie viele Söhne jenes niederrheinischen Landes, das ihn erzeugte, unter ihnen der andere große Mystiker am Niederrhein, Thomas von Kempen. Fünfzehn Jahre lebte Tersteegen in seiner Geburtsstadt Mörs, die übrige Zeit von seinem sechzehnten bis zu seinem einundsiebzigsten Jahre, in welchem er am 3. April 1769 starb, in Mülheim an der Ruhr, drei Stunden von Mörs entfernt. In seinem Jünglingsalter gründlich erweckt, wurde er im frühen Mannesalter in so außerordentlichem Maße als Seelsorger und Seelenführer, auch als Armenpfleger und zeitweise als Arzt heimgesucht, daß er von seinem einunddreißigsten Jahre an der Handarbeit — er hatte die Kaufmannschaft aufgegeben und das Bandwirken erlernt — keine Stunde Zeit mehr widmen konnte. Sein Beruf war der theologische und seelsorgerliche, ihm ein so aufreibender Dienst, wie er wenig Theologen und Seelsorgern beschieden sein mag. Schriftstellerei und Reden, Reisen nach Holland und ins Bergische, ein beispiellos ausgebreiteter Briefwechsel und sein Dienst an Armen und Kranken: das alles stand im Dienste seiner Seelsorge. Trotz seines schon in frühen Jahren schwächlichen und gebrechlichen Körpers hat er außerordentliche Arbeitslasten bewältigt. Bei aller Inanspruchnahme von außen aber blieb sein Geist wunderbar still und stet auf Gott gerichtet. Wie er das wahrhaft gottesdienstliche Leben gefördert und bereichert hat, so war sein ganzes Leben ein wahrhafter Gottesdienst.

Württemberg und die öffentliche Beichte auf lutherischem Boden während des 16. Jahrhunderts

von Dekan Lic. **Günther** in Langenburg.

Zu den bezeichnendsten Einrichtungen der lutherischen Kirche in ihrer nachreformatorischen Gestalt gehört im allgemeinen das Institut der Privatbeichte und Privatabsolution. Dasselbe enthält Anwendung und Fortbildung der Grundsätze Luthers über Beichte und Absolution, wenngleich es nicht möglich ist, die zahlreichen Äußerungen des Reformators, bei welchen bald das religiös-dogmatische, bald das polemische, bald das kirchlich-pädagogische Interesse vorwiegt, widerspruchslos zu vereinigen. In den geschichtlichen Verhältnissen liegt es begründet, daß in den lutherischen Kirchen mehr und mehr diejenigen Gedanken Luthers zur Anerkennung gelangt sind, welche dem wachsenden Zug zum Institutionellen[1]) irgendwie entgegenkommen. Es läßt sich auch schwer vorstellen, wie diese Kirchen bei ihrer lediglich kultischen Organisation des Gemeindelebens einer derartigen volkserziehlichen Veranstaltung hätten entbehren können. Die ungenügende Heilserkenntnis und die thatsächliche sittliche Beschaffenheit, welche man bei dem gemeinen Manne und dem groben jungen Volke durchschnittlich vorfand, drängten bald dazu, an Stelle der Regellosigkeit, welche nach der Auf-

[1]) Vgl. die Zurückstellung des noch in Art. Smalc. Pars III. Art. IV betonten mutuum colloquium fratrum.

Digitized by Google

hebung des römischen Beichtzwangs eingerissen war, wieder eine feste Beichtordnung zu setzen. So konnte die allgemeine Absolution, wie sie Karlstadt schon um 1521 einführte[2], sich auf die Dauer unter Luthers Augen nicht erhalten; bereits um 1525 stellt er die Einrichtung des Beichtverhörs für Wittenberg in Aussicht.[3] Ihm war auf Grund persönlicher Erfahrungen der Segen der Privatabsolution unzweifelhaft, nur daß er den freiwilligen Charakter der Privatbeichte gewahrt wissen wollte. In aller Form wird die Vornahme der Privatbeichte und Privatabsolution in der ersten KO. von Reutlingen, deren Entstehung wahrscheinlich in das Jahr 1526 fällt, und die als eine der ältesten evangelischen KOO. auf schwäbischem Boden überhaupt anzusehen ist, festgesetzt.[4] Von ähnlichem Gesichtspunkt aus hat die Brand. Nürnb. KO. von 1533 eine entsprechende Bestimmung getroffen[5], und die späteren lutherischen KOO. folgen, namentlich seit 1539, größtenteils diesem Verfahren.

Frühzeitig mischt sich auch auf diesem Gebiete der Gegensatz zwischen deutscher und schweizerischer Reformation ein, so in Luthers Warnungsschrift an die zu Frankfurt a. M., sich vor Zwinglischer Lehre zu hüten 1532[6], bis allmählich in den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformierten die Beichtunterredung konfessionell zugespitzt wird[7] und z. B. die Hoyasche KO. von 1581 das Verbot der gleichzeitigen Absolution mehrerer damit begründet, daß nicht der Zwinglianer und Calvinisten Konfusion und Unordnung einreiße.[8] Und doch hat wenigstens Calvin die Privatbeichte und Privatabsolution von seinem Standpunkte aus keineswegs verworfen, wenn er ihr auch den Wert eines allgemeinen und ständigen Instituts der Kirche nicht beizumessen vermochte.[9] Allerdings war auf reformierter Seite ein Teil der Zwecke, welchen die Privatbeichte der lutherischen Kirche diente, von vorn herein der Kirchenzucht zugewiesen. Und gerade Calvins klare und folgerichtige Unterscheidung zwischen der auf den Glauben bezogenen und der der Kirchenzucht zugehörigen Absolution hat die Schwierigkeiten vermieden, welche Luthers objektiver Sakramentsbegriff der Theorie und Praxis der Lutheraner hier bereitete. Es war nur eine Konsequenz dieser calvinischen Auffassung, daß es in der reformierten Kirche nicht zur Wiederaufrichtung des gereinigten Beichtstuhls kam; und wenn die verschiedene Zweckbestimmung der Kommunionfeier, bei welcher die Reformierten die Idee des Gemeindemahls festhielten, die Lutheraner auf die Beteiligung des Einzelnen den Nachdruck legten, auf die Entwicklung des Beichtwesens nicht ohne Einfluß bleiben konnte, so mußte die zunehmende Verschärfung der dogmatischen Gegensätze in der Abendmahlsauffassung noch fühlbarer darauf zurückwirken.

Auf lutherischem Boden bildet seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Privatbeichte und Privatabsolution bis zu ihrer Freigebung oder Aufhebung im 17. oder 18. Jahrhundert die Regel, die öffentliche Beichte und Absolution, die allgemeine Vorbereitung der Kommunikanten, die Ausnahme. Zu diesen Ausnahmen gehört, abgesehen von außerdeutschen lutherischen Kirchengebieten[10], aus der Zahl der oberdeutschen Städte z. B. Straßburg.[11] Daß man auch Württemberg hierher zu rechnen hat, ist nicht unbekannt[12].

[2]) Smend, die ev. deutschen Messen ꝛc. 1896, S. 3.

[3]) E. A.² 11, 199—202.

[4]) Hartmann, Matthäus Alber, Tübingen 1863, S. 187, vgl. S. 97 f.

[5]) S. diese Zeitschrift I, 355.

[6]) E. A.² 26, 381—388.

[7]) Steitz, die Privatbeichte und Privatabsolution der luth. Kirche. Frankf. a. M. 1854, S. 116.

[8]) Richter, die ev. KOO. II. 457.

[9]) Inst. chr. rel. III, cap. IV, 12. 14.

[10]) Prot. RE.³ II. 539. Z. 50ff. Knuth, die Entwicklung des Beichtwesens ꝛc. Kirchl. Monatsschr. XIV, 388.

[11]) Kliefoth, Liturg. Abhandlungen II, 439.

[12]) Steitz, a. a. O., S. 151—155. Kliefoth, a. a. O., S. 344, der übrigens irrtümlich zwischen der württ. KO. von 1553 und 1559 statt zwischen dieser und derjenigen von 1536 einen sachlichen Unterschied konstatiert. Prot. RE.³ a. a. O., Z. 42.

Digitized by Google

Dennoch ist es nicht ohne Interesse, dieser Thatsache genauer nachzugehen. Zunächst findet der sogenannte Unionscharakter der evangelischen Kirche Württembergs, vermöge dessen dieselbe in der Reformationszeit mit ausgeprägt lutherischem Bekenntnis eine nie aufgegebene Hinneigung zu reformierten Kultusformen verbunden hat, auch in diesem Stück der Gottesdienstgeschichte seine Bestätigung. Sodann wird man die Nachahmung des württembergischen Vorbildes durch andere lutherische Kirchen nicht feststellen können, ohne daß zugleich auf das Verwandtschaftsverhältnis der württembergischen KOO. mit den zum Vergleich herangezogenen Ordnungen ein gewisses Licht fällt. Endlich läßt sich auf Grund des vorhandenen Materials die Frage beantworten, ob das Aufkommen der öffentlichen Beichte und Absolution wenigstens innerhalb des beschriebenen Verbreitungsbezirkes im letzten Grunde auf lutherischem oder reformiertem Ursprung beruht.

Die württembergische KO. von 1536 fordert für die Abendmahlsbesucher eine Vorbereitungspredigt am Vorabend der Kommunion, nach deren Beendigung die Kommunikanten sich in den Chor zur Anzeige bei dem Pfarrer und zur seelsorgerlichen Verhandlung vor ihm begeben. Die Privatabsolution wird nur erteilt, wo außergewöhnliches Bedürfnis vorliegt. Die öffentliche Beichte und Absolution ist der Kommunionfeier selbst vorbehalten und schließt sich an die (Nürnb.) Abendmahlsvermahnung an.[13]) Die Beichtformel, welche auf die Einzahl gestellt ist, bleibt dieselbe in den KOO. von 1553 und 1559; die Absolutionsformeln, in welchen neben der Annuntiativform auch die Form der Lossprechung vorkommt und die auf die Einzahl und Mehrzahl lauten, sind zwei nürnbergische und eine eigentümliche, die in den KOO. von 1553 und 1559, dort ausschließlich für die Mehrzahl eingerichtet, wieder zu treffen sind. Woher stammt die öffentliche Beichte und Absolution in Württemberg? Die KO. von 1536, welche auf Schnepfs Entwurf beruht, stellt ein Übereinkommen zwischen diesem und A. Blarer dar, bei welchem der letztere allerdings in die Aufnahme ihm unerwünschter lutherischer Elemente willigen mußte.[14]) Dagegen ist er offenbar mit seinen Vorschlägen hinsichtlich der Beichte und Absolution durchgedrungen, ähnlich wie wenige Jahre vorher in Eßlingen, wo seit der Ordnung der Gottesdienste und des geistlichen Amtes von 1533 der Sakramentsfeier eine kleine Predigt und Ermahnung über das Nachtmahl am Schluß der Woche und öffentliche Beichte am Sonntag vorherging. Man darf daher in der Beichtordnung der württ. Kirche ein reformiertes Element erkennen, welches ihr von Blarer übermittelt, freilich im weiteren Verlaufe von ihr nicht ohne Veränderung erhalten worden ist.

Der erste, welcher in einer lutherischen Kirche nach dem Vorgang der Ältesten württ. KO. die Privatabsolution durch die gemeinsame Absolution ersetzte, ist kein anderer als Johann Brenz. Es geschah dies in der Hallischen KO. von 1543[15]), welche aus der nürnb. von 1533 und aus der württ. von 1536 schöpft, während nach ihrem Muster Heilbronn 1545 seine Kirche geordnet hat. Doch verlegt Brenz hier die allgemeine Absolution in den Vorbereitungsgottesdienst, in welchem sie nach dem Beichtverhör mit den Einzelnen und nach Verlesung einer der vorgeschriebenen Vermahnungen zu der Versammlung gesprochen wird. In dem Gutachten, welches Brenz 1535 über die württ. KO. abzugeben hatte, aus welchem jedoch nur einzelne Wendungen in die letztere übergegangen sind, erwähnt er die Beichtfrage nicht.[16]) Dagegen hatte er nicht nur in der brand. nürnb. KO.

[13]) Auf den eigentümlichen Schlußabschnitt der vorliegenden Redaktion, welcher an ein Abendmahlsgebet der Didache (c. 9) anklingt, auch auf den mutmaßlichen Ursprungsort desselben hat schon Bassermann, Gesch. der ev. Gottesdienstordnung in badischen Landen, S. 43 hingewiesen. Dieser Abschnitt ist noch heute in der württ. Abendmahlsliturgie zu lesen.

[14]) Sattler, Gesch. des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Herzogen. 3. Teil. Beil. 45b. Keim, Blarer, S. 72. Pressel, A. Blaurers Leben und Schriften 1861. S. 405f. Hartmann, E. Schnepf, 1870. S. 44.

[15]) Bl. 19b., 30a., 66a. Steitz hat diese Wahrnehmung zuerst gemacht a. a. O., S. 151—153.

[16]) Pressel, Anecdota Brentiana 1868, S. 156ff.

Digitized by Google

die Privatbeichte und Privatabsolution eingerichtet, sondern war auch in dem daran sich anschließenden Streit zwischen Osiander und dem Rate zu Nürnberg mit jenem für den sakramentalen Charakter der Privatabsolution eingetreten.[17]) Von der Fortbildung seines theologischen Standpunktes giebt die Haller Ordnung die erste Kunde; die hier gemachte Beobachtung wird durch die Ablehnung des sakramentalen Charakters der Absolution in der württ. Konfession und durch die Beichtordnung der württ. KOO. von 1553 und 1559 bestätigt. Eine anders lautende Äußerung von Brenz in seinem Bedenken über den Entwurf der Jülichschen KO. (1566) ist durch die gesamte Stellung dieses Entwurfs motiviert.[18]) Allerdings begründet er in den vorhin genannten Ordnungen das Recht der Privatabsolution mit dem Hinweis auf den Befehl Christi an die Apostel, nicht bloß einem großen Haufen, sondern auch einer einzelnen Person das Evangelium von Verzeihung der Sünden durch Jesum Christum zu predigen (Joh. 20, 23)[19]); er will es aber bei der bisher üblichen Weise der Beichte belassen[20]), so daß es bei der gemeinen Beichte und Absolution sein Bewenden hat und die Privatabsolution nur für besondere Fälle vorbehalten wird. Nur wird jetzt auch hier der gesamte Beichtakt, welcher sich aus dem Beichtverhör mit den Einzelnen und aus öffentlicher Beichte und Absolution zusammensetzt, auf den Tag vor der Abendmahlsfeier gelegt, ebenso für das auf die Nachtmahlspredigt folgende Beichtverhör bestimmtere Instruktion erteilt, so zwar, daß auch dieses der Regel nach in den Grenzen des seelsorgerlichen Gesprächs verläuft. Muß man es nicht als förmliche Privatbeichte bezeichnen, so stellt es immerhin ein Analogon derselben dar. Doch fehlt nicht nur das Korrelat der Privatbeichte, die regelmäßige Privatabsolution, sondern die württ. Form unterscheidet sich auch von derjenigen der Erbacher KO.[21]), welche die private und die öffentliche Beichte und Absolution verbindet. Trotzdem übrigens Beichte und Absolution vorausgenommen werden, ist die bisherige Abendmahlsvermahnung in ihrer Stellung vor der Sakramentsfeier verblieben und werden jene Formeln an der gewohnten Stelle der Abendmahlsliturgie wiederholt.

Wohin hat sich nun dieser Brauch von Württemberg aus verbreitet? Wie zu erwarten, wurde die Ordnung von 1559 in das württ. Mömpelgard[22]) eingeführt, wo durch den Halbbruder Herzog Ulrichs, Graf Georg, in der Zeit seiner Statthalterschaft (1535—42) im Sinne der Straßburger und Züricher Richtung reformiert, eine vollständige KO. bisher aber noch nicht erlassen worden war.[23]) So wurden dort die gottesdienstlichen Traditionen auf unserem Gebiet verhältnismäßig geschont[24]), was freilich nicht hinderte, daß von 1557 an wiederholt unter mannigfachem Hader eine Reinigung der Lehre in lutherischer Richtung unternommen ward.

Völlig ist die württ. Ordnung von 1553 unter Brenz' Mitwirkung in die pfalz-neuburgische KO. von 1554[25]) und in die badische von 1556[26]) (1554) übergegangen, welche im wesentlichen, so auch in dem Abschnitt „Von der Buß und Absolution", fast wörtlich mit ihrer Vorlage übereinstimmen. Das in beiden Ordnungen aus der Mecklenburger KO.

---

[17]) Vgl. die in dieser Zeitschrift I, 399 Anm. 1 aufgeführte Litteratur, aus der noch hervorgehoben werden mag Hartmann und Jäger, Joh. Brenz I. Anh. 460—65, I, 416 ff. Steiß, a. a. O., S. 7—14.

[18]) Hartmann und Jäger, a. a. O. II, 464.

[19]) Württ. KO. 1559. Fol. Bl. 69b.

[20]) Ebenda, Bl. 69a.

[21]) Richter, a. a. O. II, 223.

[22]) Mömpelgarder KO. 1560, vgl. Bl. 22b—26b.

[23]) Ebenda, Vorrede.

[24]) Tournier, der kathol. Kirchenhistoriker der Grafschaft, erkennt in der württ. Beichtordnung mit Befriedigung einen Rest des kath. Beichtwesens, vgl. „Le Protestantisme dans le pays de Montbéliard" 1889, S. 124.

[25]) III. Abschnitt, vgl. S. 108, 109.

[26]) S. 53—62.

Digitized by Google

von 1552, bezw. 1554 abgedruckte Examen ordin. spricht sich über die Privatabsolution in einer Weise aus, welche sich doch nicht durchweg mit Brenz' späterer Anschauung deckt. Als hierauf bereits 1563 die Ordnung Ottheinrichs durch die kurpfälzische Agende außer Kraft gesetzt und das Land Friedrichs III. aus einem lutherischen zu einem reformierten gemacht wurde, war der Übergang zur reformierten Art der Abendmahlsvorbereitung gegeben; das dazu gehörige Examen wurde jetzt auf diejenigen beschränkt, die erstmals zum Tische des Herrn gehen.[27]) Die lutherische Restauration in der Kurpfalz 1577 brachte dann auch in der Handhabung der Beichte für kurze Zeit eine Rückbildung ins Lutherische.[28])

Weniger bekannt ist die Thatsache, daß auch in der Grafschaft Hohenlohe die Einführung der allgemeinen Beichte und Absolution statt der Privatbeichte in Frage kam. Bei der 1556 vorgenommenen Kirchenvisitation[29]), welche der Aufrichtung der ersten KO. vorausging, bildet die Abstellung der Privatbeichte einen stehenden Artikel. Mochte immerhin die schon vor der Reformation in Franken heimische allgemeine Beichte und Absolution auch in Hohenlohe eingebürgert sein, so ist doch diese Maßnahme in erster Linie von der persönlichen Stellung der Visitatoren aus zu erklären. Für die Mitwirkung J. Andreäs bei dem Visitationsgeschäft ist ein Anhaltspunkt nicht vorhanden; sicher aber gehörte zur Visitationskommission der soeben aus württ. Diensten gekommene Öhringer Stiftsprediger Johann Hartmann und der Pfarrer von Neuenstein, in dem man allerdings schwerlich den während der Visitationszeit noch in Eßlingen angestellten Gallus Hartmann vermuten darf. Welche Umstände trotz der gegenteiligen Forderung der Visitatoren zur Aufrichtung der Privatbeichte in Hohenlohe geführt und demgemäß dem Entwurf des 1553 verstorbenen Huberinus[30]) zum Siege verholfen haben, ist nicht zu sagen, da die Entstehung dieser ältesten Hohenlohischen KO. nicht völlig aufgeklärt ist.

Unzweifelhaft dagegen liegt der Stand der Dinge in der Reichsstadt Ulm zu Tage. Dort hat nicht zuletzt die 1556 erfolgte Annäherung an die württ. KO. das weitere Festhalten an der allgemeinen Beichte und Absolution ermöglicht, die man aus den Zeiten der unter zwinglischen Einflüssen durchgeführten Reformation überkommen hatte. Konrad Sams Handbüchlein von 1531 läßt auf die Abendmahlsvermahnung ein ausführliches Sündenbekenntnis und den Gnadentrost mit dem Hinweis auf „das unschuldig lemble gottes" folgen[31]), womit auch die gleichzeitige Ulmische KO. übereinstimmt. Eine von Kursachsen aus ergangene Anregung zur Aufrichtung der Privatbeichte war unbeachtet geblieben, obwohl dem Zwinglianer Sam der lutherisch gesinnte Frecht zur Seite stand. Weder der Beitritt Ulms zum schmalkaldischen Bund noch die Wittenberger Konkordie vom Jahre 1536, an deren Zustandekommen Frecht beteiligt war, änderten in dieser Hinsicht etwas. Ein um 1544 von Frecht unternommener Versuch, das Beichtwesen nach der lutherischen Praxis umzugestalten, scheiterte an dem Widerstand einiger Amtsgenossen, welche sich auf die noch zurecht bestehende KO. und das Handbüchlein beriefen. Erst nachdem infolge der Zurückdrängung und Verfolgung des Zwinglianismus unter dem streng lutherischen Superintendenten Rabus (1556—1590) der Boden hierfür bereitet war, brachte es dessen späterer Nachfolger Veesenbeck 1586 dahin, daß statt der immer noch üblichen Allgemeinbeichte die Privatbeichte und Privatabsolution eingeführt wurde[32]). In die KO. von 1556[33]) hatte man außer der württ. Abendmahls-

[27]) Bassermann, a. a. O., S. 63 f., 72—74.

[28]) Ebenda, S. 96.

[29]) Bossert in Württ. Vierteljahrsheft für Landesgeschichte 1880. S. 159 ff.

[30]) Zeitschrift für Kirchenrecht XV, Bossert in Theol. Studien aus Württ. 1880.

[31]) Das Handbüchlein Bl. c. V ff., auch Veesenmeyer, Versuch einer Geschichte der Beichte in der Ulmischen Kirche. Ulm 1792.

[32]) Veesenmeyer a. a. O. Keidel in Beschreibung des Oberamts Ulm. Stuttgart, 1897 I, 205.

[33]) Form, Verrichtung 1. der hl. Taufe, 2. des hl. Abendmahls, 3. der Eh-Einsegnung, 4. der Ordination dero newen Kirchendiener, 5. der Sonn- und Wochentäglichen Kirchen-Gebet

Digitized by Google

vermahnung auch das württ. Beichtformular und die erste württ. Absolutionsformel, diese übrigens mit Anklängen an diejenige des Sam'schen Handbüchleins, eingerückt. Aber die vermittelnden Bestimmungen Württembergs in der Beichtfrage genügten dem konfessionellen Eifer nicht mehr. Die Ulmische KO. von 1747 schärft die Abhaltung der Privatbeichte aufs neue ein[34]). Für die gründliche Änderung der älteren Beichtpraxis spricht auch die noch 1854 für Ulm bezeugte Sitte, daß am Schluß der Gesamtbeichte jeder Einzelne dem Beichtiger die Hand reicht und einen Segenswunsch empfängt".[35])

Die in Ulm eingetretene Wandlung läßt sich innerhalb des gleichen Zeitraums in den schwäbischen Städten überhaupt beobachten. Während die Annäherung derselben an lutherische Staaten in den dreißiger Jahren überwiegend politischen Charakter getragen und auf die kirchliche Ordnung der Dinge keinen maßgebenden Einfluß geübt hatte, erhielt nun auch in diesen reichsstädtischen Gebieten während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Lehre und kirchliches Leben immer mehr lutherisches Gepräge. In Eßlingen wurde der Kampf gegen den Zwinglianismus eröffnet, er endete auf unserem Gebiet damit, daß das Beichtwesen nach dem Vorbild Württembergs geregelt wurde, wo dasselbe inzwischen immer entschiedener lutherische Gestalt angenommen hatte[36]). Die bisherigen Veröffentlichungen über die kirchliche Geschichte der Reichsstädte Biberach und Ravensburg[37]) lassen nicht erkennen, wie man sich dort zu dieser Frage verhielt. In Biberach, das im Anfang der Reformation sich Ulm angeschlossen, aber bald nach 1531 dem Lutherthum zugewandt hatte, treffen wir später württembergische Gottesdienstformen. Ravensburg hatte sich 1546 in nürnb. wittenb. Kirchenformen eingerichtet. An die Umgestaltung der Abendmahlsordnung fühlt man sich besonders erinnert durch die Klage des alten Blarer, der 1562 das schwäbische Oberland, die Stätte seiner vormaligen Wirksamkeit, nochmals besucht und sich in eine ganz andere, nach seiner Meinung freilich nicht bessere Welt versetzt sieht; so völlig hatte das Luthertum dort von den Gemeinden, denen er einst des Evangelium verkündet hatte, Besitz ergriffen[38]).

Unter den benachbarten Herrschaften lehnten sich abgesehen von einer Anzahl reichsritterschaftlicher Territorien insbesondere Öttingen-Haarburg und Limpurg an die württ. KO. von 1553 an. Auch in diesen Gebieten macht sich weiterhin eine schärfere Ausprägung der lutherischen Züge bemerklich. Graf Ludwig von Öttingen war 1558 der Brenzschen KO. beigetreten. Die 1707 ausgegebene Öttingische KO.[39]) sollte der eingerissenen Ungleichheit in den Zeremonien halber die notwendige Harmonie wieder herstellen; hier wird jedoch die Zulassung zum Sakrament von dem vorgängigen Empfang der Privatabsolution abhängig gemacht. In zweifelhaften Fällen soll der Pfarrer sogar vorher nach den Leuten schicken, die etwa abgewiesen werden mußten. In der Herrschaft Limpurg, wo die evangelische Bewegung zwar vor dem schmalkaldischen Krieg ihren Anfang genommen hatte, die Reformation jedoch infolge äußerer Hemmungen erst nach dem Augsburger Religionsfrieden zu stande gekommen war, hatte man zur Grundlage der geschriebenen Instruktionen, welche den Geistlichen zugestellt

---

wie die in den Ulmischen Kirchen gebraucht werden. Ulm, Kühn 1556. 123 S. Diese sehr seltene KO. ist dem Verf. leider nicht zugänglich gewesen, dagegen die späteren Ausgaben derselben von 1622, 1700, 1722, 1752.

[34]) S. 345.

[35]) Hauber, Recht und Brauch der ev. luth. Kirche Württ. 1854. S. 125.

[36]) Keim, Ref. Bl. der Reichsstadt Eßlingen, S. 166. Pfaff, Gesch. der Reichsstadt Eßlingen, S. 814, 818.

[37]) Hafner, die ev. Kirche in Ravensburg. Ebenda 1884. (Essich) Geschichte der Ref. zu Biberach, Ulm 1817.

[38]) Pressel, A. Blaurers Leben und Schriften 1861, S. 505. Derselbe, A. Blaurer 1861, S. 134.

[39]) S. die Vorrede dieser KO.

Digitized by Google

und je nach Bedarf erneuert wurden, ebenfalls die oft genannte württ. KO. genommen[40]). Die erste gedruckte Limpurger KO. nun, welche unter der vormundschaftlichen Regierung des Grafen Philipp Gottfried von Hohenlohe 1666 erlassen wurde, kommt ausführlich und mit vielem Nachdruck auf die Privatbeichte, über welcher die Beichtväter nach dem Exempel Lutheri stark halten sollen, zu reden. Bei dieser verstärkten Betonung des Anstaltlichen fällt noch ins Gewicht, daß sie angesichts der traurigen sittlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges statthat.

Den ursprünglichen unionistischen Tendenzen Württembergs begegnen wir dagegen in der KO. der Grafschaft Hanau und Herrschaft Lichtenberg von 1573. Hier zeigte sich die Bevölkerung der Ordnung des kirchlichen Lebens abgeneigt, wie sie nach dem Vorbild der Kölnischen Reformation, welche Melanchthon und Hedio in Verbindung mit Butzer, einem Hauptförderer der Hanau-Lichtenbergischen Reformation, ausgearbeitet hatten, 1545 aufgestellt worden war. Das vorherrschende Verlangen ging vielmehr auf die einfachere Gestalt des Gottesdienstes, welche man in dem benachbarten Straßburg vor Augen hatte[41]). So wurde jene frühere Ordnung als zu weitläufig verlassen und durch die hauptsächlich der KO. Herzog Christophs nachgebildete von 1573 ersetzt. Diese hat allerdings auch die vorherige Anmeldung der Kommunikanten; sie geschieht am Tage vor der Abendmahlsfeier in der Weise, daß die Kommunikanten nach der Vorbereitungspredigt um den Altar gehen und sich dem Pfarrherrn erzeigen, und „da diesem etwa Personen unbekannt oder aus wichtigen Ursachen nicht gefällig, soll er dieselben nochmals in sein Haus erfordern und was ihnen mangelt, anzeigen und dahin trachten, damit niemand unwürdiglich das Nachtmahl gebrauche“[42]). Abendmahlsvermahnung, öffentliche Beichte und Absolution haben die württ. Form; die beiden letzteren Stücke kommen nicht im Vorbereitungsgottesdienst, sondern erst bei der Sakramentsfeier zur Verwendung. In der That sehen wir hier auf lutherischem Boden den seelsorgerlichen Charakter der Beichthandlung in bemerkenswerter Weise gewahrt, ohne daß doch die nötige Vorsicht in der Zulassung der Kommunikanten vernachlässigt wäre.

Jetzt sind wir auch in den Stand gesetzt, die Entwicklung der Gottesdienstordnung in der Reichsstadt Nördlingen zu übersehen. Hier dringt K. Löner in seiner KO. vom Jahre 1544 mit allem Gewicht darauf, daß sich die Kommunikanten wie in anderen evangelischen Gemeinden anzeigen, von dem Pfarrer nötigenfalls verhört und auf Verlangen mit der Privatabsolution versehen werden. Und die große KO. von 1579, welche sich teilweise wörtlich an die württ. von 1553 anlehnt, folgt dieser auch in dem Abschnitt: — Von der Bueß und Absolution, nur unter stärkerer Betonung der Privatabsolution[43])

Nach dem Bisherigen darf man nun behaupten, daß da, wo die übrigen, vorzugsweise norddeutschen KOO., welche die württ. von 1553 benützt haben, in der Beichtordnung abweichen, eine andere Vorlage suchen oder eigene Wege gehen, diese Abweichung mehr oder weniger grundsätzlicher Natur ist. So bei der preußischen von 1556, welche wörtlich sagt: „Und ob an einigem Orte bißher geschehen were, das das Volck ungebeichtet das Heilige Sacrament empfangen oder aber irgent ein Pfarrherr die jenigen, so morgens zu Communiciren gedacht, het um einen hauffen tretten lassen, und jnen ein gemeine Absolution gesprochen, das sol keins weges mehr sein, Sondern wie jetzt gemeldet, soll ein sonderliche Absolution eim jeden gesprochen werden“[44]). Es ist jedoch bekannt, daß diese KO. infolge der Weglassung des Exorzismus, worin sie von der württ. beeinflußt ist, bei den Pfarrern auf Widerstand stieß und nicht ins Leben treten konnte. Die spätere preußische KO. von 1568, welche zu der sächsischen Form zurückkehrt und in den Spuren der älteren Ordnung von 1544 einhergeht, wiederholt indessen die vorige Mahnung mit noch größerer Schärfe[45]).

---

[40]) Prescher, Gesch. der Reichsgrafschaft Limpurg I, 1789, S. 319, 321, 325.

[41]) Vierordt, Gesch. der ev. Kirche in Baden II, S. 466—68.

[42]) Hanauer KO. S. 35.

[43]) Geyer, die Nördlinger ev. KOO. des 16. Jahrh., München 1896, S. 26, 73 f.

[44]) Bl. 15.

[45]) Bl. 12 der Ausgabe von 1598.

Digitized by Google

Die Rothenburger KO. von 1559, welche aus der württ. von 1553 entlehnt und deren Abfassung nach übereinstimmender Überlieferung Jakob Andreä zugeschrieben wird[46]), das Wormser Agendbüchlein von 1560, welches hinsichtlich der Beichte den Bestimmungen der sächsischen Agende folgt, die Leininger KO. von 1566, welche das württ. Beichtformular aufgenommen hat, die Braunschweig-Wolfenbüttel'sche Ordnung von 1569[47]), die sächsische von 1580[48]) ordnen sämtlich die Privatabsolution an.

Um zu einem abschließenden Urteil zu gelangen, haben wir noch einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung zu werfen, welche das Beichtwesen in der evangelischen Kirche Württembergs genommen hat. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich der weitere Verlauf nur zum Teil auf der bisher bezeichneten Linie gehalten hat. Es ist bereits angedeutet worden, daß auch die württembergische Kirche dem Zuge des Luthertums folgend[49]) die Einzelbeichte und Privatabsolution zur Norm erhoben hat. Während die zweite Ausgabe der sogenannten großen KO. von 1582 die früheren Bestimmungen über Beichte und Absolution ohne Zusatz wiedergiebt, setzen die Zeremonienordnung von 1668 und die Cynos. von 1687 (Kap. XV.) das Bestehen der Privatbeichte und Privatabsolution voraus und schärfen nur eine bereits vorhandene Übung ein. In der Regierungszeit des Herzogs Eberhard Ludwig (1677—1733), welche sich durch eine Reihe kirchlicher Maßregeln bemerklich macht, freilich auch durch ganz andersartige Vorgänge gekennzeichnet ist, wurde dieser Verordnung noch die weitere hinzugefügt, daß dem Abendmahlsbesuch zu Anfang der Woche die namentliche Anmeldung bei dem Beichtvater vorausgehen müsse (1701). Diese wie die weiteren Bemühungen um fruchtbare Gestaltung der Privatbeichte sind wohl zu einem nicht geringen Teil dem Einfluß des Spener'schen Geistes zuzuschreiben. Man weiß, daß Spener längere Zeit hindurch in freundlichen Beziehungen zu den Männern des württ. Kirchenregiments gestanden ist. Mit Spener berührt sich abweichend von der überwiegenden Stimmung der Führer des Pietismus in der Wertschätzung der richtig gearteten Privatbeichte Bengel, der bemerkt: Vera confessio peccata etiam individualia, ut olim apud sacrificia pro peccato, citat, quanquam non singulatim enumerat. Medium ingenue tenet inter laxum formulae generalis abusum et inter angustias confessionis auricularis[50]). Die innerliche Frömmigkeit des Pietismus wird sich gegen die freier, wie gegen die gesetzlich gearteten Ordnungen der Kirche immer irgendwie kritisch verhalten, da die letztere mit ihren Objektivierungen des Glaubens stets der Gefahr der Veräußerlichung und Mechanisierung verfällt. Ob nun freilich die stärkere Betonung der Privatbeichte in Württemberg einen wirklichen und nachhaltigen Fortschritt darstellt, mag hier ununtersucht bleiben. Gewiß war es eine zeitgemäße Verbesserung, wenn 1665 die Abteilung der Eheleute an zwei Ministri, deren einer die maritos allein, deren anderer die uxores absonderlich vor sich habe, abgestellt wird. Aber wenn schon die Zeremonienordnung die gleichzeitige Zulassung von zwei bis drei Hausshaltungen vor den Beichtstuhl gestattet und wenn nachher die private Beichthandlung auch in Württemberg in dem

[46]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Pfarrer M. Weigel in Rothenburg o./T., der diese mir zur Zeit nicht zugängliche Ordnung sowie die spätere Ausgabe derselben von 1611 für mich eingesehen hat. Für die Privatabsolution sind die beiden nürnb. Formeln verwendet, welche auch bei der öffentlichen Beichte nach der sonntäglichen Predigt gebraucht werden können. Für die letztere ist neben der württ. Vermahnung zur öffentlichen Beichte und dem württ. Beichtformular die dritte württ. Absolutionsformel vorbehalten; die Vermahnung fällt 1611 weg. Die erweiterte Ordnung von 1668 läßt in der Beichtvesper der Privatbeichte und Privatabsolution die Verlesung der öffentlichen Beichte und Absolution vorausgehen.

[47]) Richter II, 286, 321.

[48]) Ebenda II, 438.

[49]) Von dem Aufkommen der öffentlichen Beichte in einzelnen lutherischen Kirchen während des 17. Jahrh. kann hier abgesehen werden.

[50]) Gnom. Matth. 3, 6.

Digitized by Google

Auffagen der Beichtformel und der Erteilung der Privatabsolution aufging, hatte man damit vor dem in der kleinen und großen KO. angeordneten Beichtverhör mit den Einzelnen etwas voraus? Daß man bald über unzweckmäßige oder laxe Handhabung, bald über hierarchischen Mißbrauch des Bindeschlüssels zu klagen hatte, ist wenigstens kein Nachteil, der mit dieser ausgebildeten Form der Privatbeichte ausschließlich verbunden wäre. Aber andere Unzuträglichkeiten stellten sich ein und bestanden ungebührlich lange fort. In Stuttgart erging 1754 in Ansehung der großen Beschwerlichkeit, welche bisher daraus entstanden, daß alle Prediger auf einmal zur Beichte gesessen und dadurch unter dem Schallen der Sprachen nicht nur sie, die Lehrer, sondern auch die Zuhörer irre gemacht und fast alle Erbauung gehindert worden, ein hochfürstlicher Befehl dahin, daß die Prediger sich teilen und dadurch einer so schädlichen Unordnung vorkommen sollen. Inwieweit bei Handhabung der Privatbeichte die Vorschrift auch wirklich zur Ausführung gelangte, läßt sich in Württemberg so wenig wie anderwärts ins Einzelne verfolgen, überall hatte man doch mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Allmählich kam denn auch die Privatbeichte außer Gebrauch, die württ. Liturgie von 1809 bietet nur für die allgemeine Beichte und Absolution Formulare dar. Im übrigen sind mancherlei Motive, welche zur Einrichtung der Privatbeichte führten, und unter denen die Exploration und Unterweisung des jungen Volkes von besonderer Wichtigkeit war, in dem Konfirmationsunterricht zu weiterer Auswirkung gekommen. Von der Privatbeichte der Erwachsenen ist nur die Anmeldung stehen geblieben, die jedoch in Städten oder größeren Gemeinden längst einen unpersönlichen und teilweise geschäftsmäßigen Charakter angenommen hat. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, daß es in der Zeit des wiedererstarkenden Kirchentums auch in Württemberg nicht ganz an Versuchen, welche auf die Wiederbelebung der Privatbeichte gerichtet waren, gefehlt hat[51]); es ist dies zugleich ein Beleg, wie wohl historisch fundiert Pastorenanträge zu sein pflegen, die lediglich einer herrschenden kirchlichen Strömung ihre Entstehung verdanken.

Man kann nun fragen, ob es sich überhaupt verlohne, ein mittleres zwischen lutherischer Privatbeichte und reformierter Allgemeinbeichte, wie es die württembergische Beichtordnung des 16. Jahrhundert repräsentiert, in seiner Entwicklung zu betrachten. Daß man in Württemberg sich der besonderen Stellung in der Beichtfrage bewußt war, zeigt ebenso der Versuch von E. Schnepfs Nachfolger Vannius, die Privatbeichte einzuführen, als die nachdrückliche Abweisung dieses Versuchs durch die Regierung. Das Beichtverhör der Brenzschen Ordnungen gewährte schon weiteren Spielraum, der je nach Zeitalter wie nach Individualität, theologischer und kirchlicher Überzeugung der beteiligten Pfarrer in verschiedener Weise ausgenutzt werden konnte. Die Rückwirkung des lutherischen Abendmahldogmas und der lutherischen Kultussitte, das Interesse an kirchlicher Zucht und anstaltlicher Leitung der Gemeinden, der religiös-sittliche Durchschnittszustand der letzteren, die Verheerungen des Kriegs und die Störungen der bestehenden Ordnung haben neben mehr zufälligen Umständen eine Veränderung der älteren württembergischen Beichtsitte herbeigeführt, und der Einfluß des württembergischen Pietismus hat eine weitere Ausbildung des Beichtwesens nicht nur nicht aufgehalten, sondern eher begünstigt. Man hat es wohl als eine Frucht des kirchlich gerichteten und in das Volk eingedrungenen württembergischen Pietismus anzusehen, wenn die Verkommenheit des lutherischen Beichtstuhls hier nicht ganz denselben Tiefpunkt wie anderwärts erreicht hat; denn im allgemeinen hat Ritschl doch die Ursache seines Verfalls richtig darin erkannt, „daß die Kirche die maßgebende Form der bürgerlichen Gesellschaft war, daß die bürgerliche Ehre von der regelmäßigen Teilnahme am Gottesdienst abhing und die Beichte und Absolution vielmehr als politische und nicht als religiöse Handlungen geschätzt wurden“[52]). In dieser Beziehung stand es ja um das einfachere Beichtverhör nicht besser, wenn dieses auch von der ausgebildeten Privatbeichte sich dadurch deutlich unterschied, daß die letztere wenigstens nach Luthers Meinung gerade um der privaten Absolution willen benützt werden

[51]) Württ. Kirchengesch., S. 612 f.

[52]) Ritschl, Gesch. des Pietismus II. Bd., 1. Abt., S. 202.

Digitized by Google

sollte. Aber die kirchenamtliche Erteilung der Absolution auf grund der vorausgegangenen Einzelbeichte mußte geradezu verhängnisvoll werden, wenn dabei die wahrhaftig nicht alltäglichen Bedingungen übersehen wurden, unter welchen der Seelsorger allein gegenüber dem Einzelnen die Ankündigung der Absolution ohne Retention auf sein Gewissen nehmen kann. Auch konnte das Aufeinandertreffen der privaten und öffentlichen Beichte und Absolution, wie es sich später in Württemberg[53]) ergab und ähnlich schon in der Erbacher KO. findet, unmöglich den Wert dieses doppelseitigen Aktes erhöhen.

Es hat nicht geringe Wahrscheinlichkeit, daß jene Verordnung der württ. KO. von 1536, wonach vor dem eigentlichen Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes ein Schriftabschnitt zu verlesen war, von Calvin aufgenommen wurde und in die reformierte Gottesdienstordnung übergegangen ist[54]). Nicht zu bezweifeln aber ist, daß Württemberg von der reformierten Kirche die Sitte der allgemeinen Beichte und Absolution überkommen und durch die Vermittlung des Lutheraners Brenz einer Reihe von südwest-deutschen Kirchenwesen zugeführt hat, wenngleich dieselbe nur vereinzelt das 16. Jahrhundert zu überdauern vermochte. Die weitere Entwicklung hatte auch in diesen Gebieten eher eine Verschärfung des einseitigen Bußcharakters zur Folge, welchen die lutherische Kirche ihrer Abendmahlsfeier aufgedrückt hat und neben dem die Idee des Gemeindemahls und das eucharistische Moment, die dankbar frendige Feier der Erlösung, zu entsprechender Geltung zu bringen, ihr bisher noch nicht gelungen ist.

Das Lied Simeonis im gottesdienstlichen Gebrauche

von Dr. **Bruno Violet** in Berlin.

Vor einiger Zeit wurde bei einer Sitzung des Kandidatenvereins zu Berlin darüber geklagt, daß unter den gebräuchlichen Abendmahlsliedern so wenige seien, welche den Dank und die Freude der Gemeinde zum Ausdrucke brächten. Ich erlaubte mir damals auf das in der französisch-reformierten Kirche Berlins noch übliche Lied Simeonis hinzuweisen und möchte dies hier wiederholen. Dieses Lied hat eine nicht uninteressante Geschichte.

Schon in dem katholischen Kultus hat der Simeonsspruch Luc. 2, 29—32, das „Nunc dimittis", seine Stelle, und zwar in der Vesperliturgie, dem Kompletorium. Reformatorische Gottesdienstformen nun haben diesen Spruch als Abschluß des Abendmahlsgottesdienstes verwertet (während er merkwürdigerweise der römischen Messe, wo man ihn leicht vermuten könnte, nicht angehört). So findet er sich in der Messe des Kantz, Nördlingen 1522, in derjenigen Münzers 1523, in den Straßburger Messen von 1524, in einer fälschlich Bugenhagen zugeschriebenen Ordnung 1524, bei Andreas Döber in Nürnberg 1524 und in Zwinglis Epichiresis.[1]) Ebenso findet sich später — über Dazwischenliegendes fehlt mir die Kenntnis — der Spruch Nunc dimittis in den Straßburger Liturgien von 1539 „Psalter mit aller Kirchenübung die man bey der Christlichen Gemein zu Strasburg vnd anderswa pflaegt zu singen. Strasburg bey Wolff Koephel" und von 1541 „Psalmen vnd Geistliche lieder, die man zu Strasburg / vnd auch die man inn anderen Kirchen pflaegt zu singen", welches ein Neudruck von der mir nicht zugänglichen Ausgabe von 1537 sein soll. — Der Psalter von 1539 hat keine Noten, deshalb gebe ich, was die Ausgabe von 1541 im liturgischen Teile bringt. Es heißt dort:

p. XXXIII. Anzeig des lobgesangs Simeonis Luce am 2. Cap.

---

[53]) Es sei hier daran erinnert, daß das Vorsprechen der öffentlichen Beichte und Absolution nach der sonntäglichen und werktäglichen Predigt in Württ. durch die Zeremonienordnung von 1668 eingeführt wurde. Die angefügte Retentionsformel mußte fast alsbald wieder aufgegeben werden.

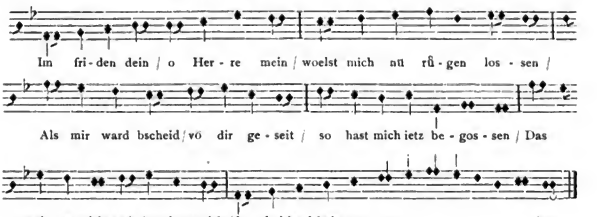
[54]) Ranke, der Fortbestand des herkömml. Perikopenkreises 1859, S. 36.

[1]) Vergl. J. Smend, Die evangelischen deutschen Messen, S. 77, 110, 135 f., 169 f., 203.

Digitized by Google

Simeon lobet Got / das er jn seinen Christum hat sehen lassen / vnd verkündet dz der selbige ein gemeiner Heiland seie / der Juden vnd Heiden.

Nunc dimittis seruũ tuum. Johannes Endlich.



Ein werden gast / bereitet hast / vor allen voelckern grosse / der heiden gsicht / imm liecht bericht / macht sie des glaubens gnossen / ein lob unnd eer / gros durch dich Herr / würt Israel dein volcke.

Auff ein ander art vnd melodei

Martinus Luther.

Mit frid vnd freud . . . [mit Melodie. Hierauf folgt p. XXXVI.]

Ein gebett.

Nun lastu Herr deinen diener imm friden faren. Denn meine augen haben deinen Heiland gesehen.

ALmechtiger ewiger Gott / wir bitten hertzlich / gib unns / das wir deinen lieben Sũn erkennen und preisen / wie der heilig Simeon ihn leiblich inn die arme genommen vnd bekandt hatt / Durch den selbigen deinen Sũn Jesum Christum unsern Herren / Amen.

Gott sei gelobet.

Gott sei gelobet vnd gebenedeiet d'vns selber hat gespeiset / mit sinẽ fleische uñ mit seinẽ blũte dz gib vns her got zũ gũte / Kyrieleison.

Nach weiteren fünf Versen kommt dann das deutsche Sanctus.

Das Lied „Gott sei gelobet" wird im liturgischen Teile des Psalters als Lied nach dem Abendmahle erwähnt: Auff das singet die Kirch Got sey gelobet / etc. oder sunst ein Psalmen / wie es sich zũtregt. Aus der Zusammenstellung des Lobgesanges Simeons in doppelter Liedform mit diesem Abendmahlsliede und dem Gebete, welches doch deutlich auf das Abendmahl sich bezieht, geht für mich mit Bestimmtheit hervor, daß auch der Lobgesang Simeonis als Abendmahlslied gebraucht wurde und als „sunst ein Psalm" galt.

Diese Sitte nun, den Lobgesang Simeonis in Liedform beim Abendmahle zu gebrauchen, hat Calvin zweifellos von den Straßburgern hergenommen.[2]) Daß solches Lied schon in den vierziger Jahren beim Calvinischen Abendmahle gebraucht wurde, sagt zuerst eine Stelle der Maniere de faire priere, der pseudorömischen Ausgabe von 1542.[3]) Es heißt dort, wie mir Herr Weiß, Bibliothekar der Bibliothèque du Protestantisme français in Paris, gütigst mitgeteilt hat, auf Seite 153: Les graces finies on chante, Maintenant Seigneur Dieu etc. Unter „graces" ist das ebenfalls altstraßburgische Dankgebet nach dem Abendmahle gemeint. Das Lied Maintenant Seigneur Dieu aber findet sich dort im hymnologischen Teile,

[2]) Calvin hat, um dies nebenbei zu bemerken, nicht den „Psalter" von 1539, sondern die „Psalmen" von 1541 benutzt.

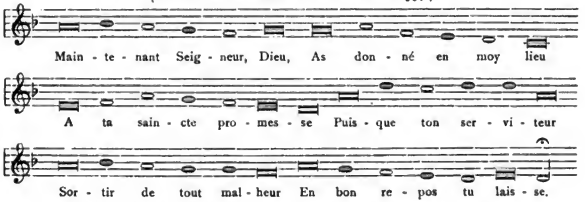
[3]) Vergl. Erichson, Die calvinische und altstraßburgische Gottesdienstordnung, Straßburg 1886, und Douen, Clément Marot et le psautier huguenot, Paris 1878 I. 338 ff.

Digitized by Google

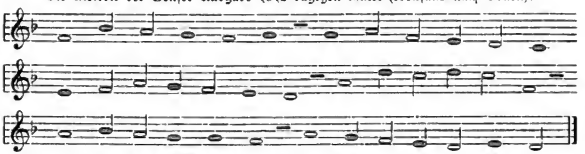
ebenſo wie in Aulcuns Pseaumes et Cantiques mys en chant, A. Straßburg 1539 und 1542 in der Genfer La forme des prières et chantz ecclésiastiques. (Opp. Calv. ed. Reuss etc. VI.) Es iſt der Lobgeſang Simeonis, deſſen Melodie ich aus Douen (a. a. O. I, 632) herſetze; in den Opp. Calv. VI, 222 iſt keine Melodie angegeben. Nach Douen hatten die Straßburger Pseaumes von 1539 dieſelbe Melodie.

Cantique de Siméon.

(Melodie der Maniere und der Pseaumes 1539.)



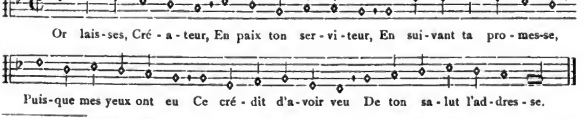
Die Melodie der Genfer Ausgabe 1542 dagegen lautet (ebenfalls nach Douen):



Der Text der übrigen Verſe lautet (nach Opp. Calv.):

Car mes yeulx clairement	Tu l'as hault eslevé	Afin qu'aux ignorans
Ont veu le saulvement	Comme au but approuvé.	Et aux peuples errans
Auquel gist pleine ioye,	Auquel chascun doit tendre,	Soit lumiére et addresse,
Que par ta bonté voir	Car envers tous humains	Ausse que le bon heur
Et de toy recevoir	Ta grace, par ses mains,	Et la gloire et honneur
Attendu tout i'avoye.	Tu as voulu estendre.	d'Israël il redresse.

Dieſer lange und gelehrte Text wich in Genf bald dem von Marot verfaßten kürzeren, welcher ſich unter den 1543 erſchienenen „50 Pſalmen“ findet.[4]) Auch aus dieſer ſchleunigen Umformung erſieht man die Wichtigkeit des Lobgeſangs für den Gottesdienſt. Von nun an wird Marots Überſetzung gebraucht.[5]) Die neue Form lautet:



[4]) Dagegen wird in der Straßburger Forme des prieres von 1545 das Lied noch in der Faſſung Maintenant Seigneur zitiert (Opp. Calv. VI, 199).

[5]) Ich entnehme ſie ſamt Muſik einer Ausgabe von 1645: Les Pseaumes de David, mis en rime français par Clement Marot et Theodore de Beze. Se vendent a Charenton. Par Anthoine Cellier, demeurant à Paris, rue de la Harpe, à la Roze Rouge. MDCXLV.

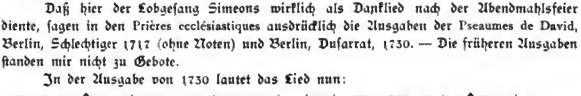
Digitized by Google

2. Salut mis au devant De tout peuple vivant, Par l'ouir et le croire: Ressource des petits, Lumière des Gentils, Et d'Israël la gloire.

Wir haben hier die Form des Lobgesanges, in welcher er mit den Hugenotten wieder nach Deutschland zurückkehrte. Jedoch schon vor dieser Zeit hatte sich das Bedürfnis einer sprachlichen Verjüngung des Psalters geltend gemacht.[*]) Dies wurde aber erst 1694 befriedigt durch die „Révision du Psautier par les pasteurs et professeurs de l'église et de l'académie de Genève". Auch das Lied Simeonis bekam ein anderes Gewand, dasselbe, welches es noch heute in dem französischen Abendmahlsgottesdienste in Berlin trägt: denn die Genfer Revision wurde mit einigen Abweichungen in der französisch-reformierten Gemeinde Berlins 1702 angenommen.

Daß hier der Lobgesang Simeons wirklich als Danklied nach der Abendmahlsfeier diente, sagen in den Prières ecclésiastiques ausdrücklich die Ausgaben der Pseaumes de David, Berlin, Schlechtiger 1717 (ohne Noten) und Berlin, Dusarrat, 1730. — Die früheren Ausgaben standen mir nicht zu Gebote.

In der Ausgabe von 1730 lautet das Lied nun:



2. Salut qu'en l'Univers, Tant de peuples divers, Vont recevoir et croire; Ressource des petits, Lumiére des Gentils, Et d'Israël la gloire.

Die Melodie ist die gleiche geblieben.

Jetzt braucht man den Recueil de Psaumes et de Cantiques à l'usage des Eglises nationales de Vaud, Neuchatel et Genève, Lausanne 1867, dessen Cantique 10 mit dem Obigen identisch ist.

Anders ist in den französischen Gemeinden das Schicksal der verdeutschten Form des Liedes gewesen, die in Berlin jedenfalls seit Einführung des deutschen Gottesdienstes 1815 üblich wurde. Nach „Französische Colonie" 1896, Nr. 11, S. 161 ist einem Gesangbuch von 1795 ein bedrucktes Blatt angehängt, das dem Anfang unseres Jahrhunderts angehören wird und folgendes bietet:

Simeons Lobgesang, Evang. Lucä, Kapitel II, Vers 25—32:

Laß mich, o Herr, mein Hort,
Wie es verheißt dein Wort,
Nunmehr in Frieden fahren;
Denn meine Augen sahn
Den Heiland sich mir nahn,
Den Christ sich offenbaren.

Ihn, der der Sünde Nacht
Ein ewig Ende macht,
Das Heil der Welt bereitet,
Ihn, deines Volkes Ruhm,
Der in dein Heiligtum
Einst alle Völker leitet.

Dieses Lied hat wiederum einer anderen Fassung Platz gemacht. Bis 1886 verteilte man in der Frz. Friedrichstadt-Kirche gedruckte Zettel ohne Noten mit dem Liede Simeons, welches nach dem Abendmahle gesungen wurde. Dieser spätere Text lautete:

Laß deinen Knecht nunmehr,
Nach deiner Zusag', Herr,
Von hier in Frieden fahren!
Ihm ward das beste Teil,
Er sah des Himmels Heil
Der Welt sich offenbaren.

Aus aller Völker Mund
Erschall' in jeder Stund'
Anbetung deinem Namen!
Dir, der der Sünde Nacht
Ein ewig Ende macht,
Lob, Preis, mein Heiland! Amen.

[*]) Versuch des Jean Diodati in Genf 1646; vergl. hierzu: Felix Bovet, Histoire du Psautier des Eglises réformées. Neuchatel-Paris 1872, S. 146 ff.

Digitized by Google

Der poetische Wert dieser Übersetzung ist wohl nicht sehr groß; schauderhaft ist: „Dir, der der".*) Indessen drückte sie, wenn auch nicht in so schöner Weise, wie die alte straßburgische deutsche Form, die freudige Stimmung der Gemeinde aus. Das freudige Lob Gottes kommt, wie mir scheint, in den Versen, die seit Einführung des neuen Gesangbuches für die Provinz Brandenburg das alte Lied verdrängt haben, nicht so zum Ausdrucke. Man singt jetzt (in einzelnen Parochien geschah es schon vor 1886) aus dem Liede des J. Franck „Herr Jesu, Licht der Heiden" die Verse 4 und 5:

„Herr, laß auch uns gelingen,
Daß einst, wie Simeon,
Ein jeder Christ kann singen
Den schönen Schwanenton:
Mir werden nun mit Frieden
Die Augen zugedrückt,
Nachdem ich schon hienieden
Den Heiland hab' erblickt." 2c.

Man könnte ein helleres, fröhlicheres Lob Gottes wünschen. Immerhin zeigt die Wahl dieser Verse, wie eng Simeonlied und Abendmahl nach calvinischem Empfinden zusammengehören.

Ich schließe diesen kleinen Aufsatz mit dem Wunsche, der Lobgesang Simeons, womöglich in der schönen altstraßburgischen Melodie, möchte weitere Verbreitung beim Abendmahle finden. Nicht mit finsterem Trübsinn, sondern mit heller Freude und jubelndem Danke muß diese heilige Feier beschlossen werden.**)

Kleine Mitteilungen.

Am 24. und 25. August d. J. fand in Nürtingen das württembergische Landeskirchengesangfest statt. Es begann mit der Hauptversammlung im Festsaal des Kgl. Schullehrerseminars, zu der sich eine recht stattliche Zahl von Teilnehmern, meist Lehrern, eingefunden hatte. Das geistliche Element war bedauerlicherweise nur schwach vertreten. Obwohl der Ausschuß des württembergischen Vereins vor einigen Jahren beschlossen hat, die früher nur eintägige Feier des Festes auf 1½ Tage auszudehnen, um für die Verhandlungen der Hauptversammlung mehr Raum zu gewinnen, kam die letztere doch auch in Nürtingen wieder zu kurz weg. Die Rücksicht auf den wegen mangelnder Kirchenbeleuchtung außergewöhnlich früh beginnenden liturgischen Abendgottesdienst zwang zur Kürzung der Verhandlungen. So beschränkten sich denn der Vorstand, Stadtpfarrer Abel-Gmünd, und der Kassierer, Oberlehrer Eitle-Vaihingen, auf die notwendigsten Mitteilungen über den Stand des Vereins. Die Zahl der an den württembergischen Verband angeschlossenen Kirchenchöre beläuft sich auf 130, die der Einzelmitglieder (nicht zu verwechseln mit der Zahl der Sänger) auf etwa 900; das Vereinsvermögen beträgt rund 2500 M. 1889 waren es 146 Vereine und gegen 1200 Mitglieder. Der Rückgang erklärt sich wohl hauptsächlich aus Personalwechseln. Das ist die schwache Seite unsrer Kirchengesangvereinssache, daß sie immer noch mehr eine Liebhaberei einzelner Personen als eine feste Institution der Kirchengemeinden ist. Ein musikverständiger Lehrer oder Pfarrer gründet einen Kirchenchor, die Gemeinde hat ihre Freude dran — wenig-

*) Sie ist wesentlich unabhängig von der alten Übersetzung des Ambrosius Lobwasser, die ich seinen „Psalmen Davids nach französischer Melodey und Reymen art in Teutsche Reymen verständlich und deutlich gebracht. Herborn 1593" entnehme. Sie lautet S. 826 ff.:

Laß deinen Knecht nunmehr
In deinem Frid, o Herr,
Nach deiner Zusag fahren,
Dann mir nu dein Heyland
Sichtlich gemacht bekandt
Sich hat thun offenbaren.

Den du hast zugericht
Den Heyden zu eim Licht,
Welchs ihn mit seinem Scheine
Zur Offenbarung wer,
Des volcks Israels ehr,
Das ist seiner Gemeine.

Ob dieser Text Lobwassers dem Übersetzer bekannt war? Dann hat er ihn jedenfalls bedeutend übertroffen.

**) Vergl. auch meinen Aufsatz in No. 10 der „Französischen Colonie", 1896.

Digitized by Google

stens, so lang's nichts kostet; ist der Reiz der Neuheit vorüber, tritt zudem ein Wechsel in der Person des Pfarrers oder Lehrers ein, dann hört der Verein mit einem Schlage auf oder verfällt einem langsamen Siechtum. Auch ein Beweis dafür, wie nötig es wäre, daß der kirchenmusikalischen Ausbildung der Kandidaten der Theologie größere Sorgfalt geschenkt würde. Es würde dann wenigstens die für die Ausbreitung der Kirchenchorsache auf dem Lande sehr fatale Dirigentenfrage weniger Schwierigkeiten mehr machen. Und ein Pfarrer von kirchenmusikalischem Interesse würde auch in seiner Gemeinde das Verständnis und den Opfersinn wecken können. Wenn, wie bisher bei uns auf dem Lande wenigstens fast allgemein üblich, der Dirigent seine Arbeit unentgeltlich thun muß, wenn die Gemeinde nicht einmal die Beschaffung des Notenmaterials auf ihre Kasse übernimmt, nicht einmal den geringen Jahresbeitrag zum Landesverein (1 M.) für ihren Chor bezahlt, dann ist's kein Wunder, wenn beim Dirigenten und beim Chor der Eifer erkaltet. Es wäre nicht mehr als billig, daß in jeden Kirchengemeindeetat ein Posten für den Kirchenchor eingestellt, etwa auch gewisse Opfer demselben überlassen würden.

Als Mittel zur Belebung des Interesses wurden Kirchenkonzerte und Familienabende genannt. Besonders die letzteren finden überall starken Anklang. Von großer Bedeutung sind auch unsre Kirchengesangfeste. Und von diesem Gesichtspunkt aus möchte man bedauern, daß nur alle zwei Jahre ein solches stattfindet. Da die aktive Beteiligung daran doch immer nur den Vereinen in der Umgebung der Feststadt zugänglich ist, so kann es zumal für die Kirchenchöre an der Peripherie des Landes recht lange dauern, bis ihnen eine solche Gelegenheit wieder einmal geboten wird. Man hat wohl da und dort angefangen, die Lücke durch Bezirkskirchengesangfeste auszufüllen; wir möchten aber bezweifeln, daß diese Einrichtung sich allgemein einbürgern wird.

Das Korrespondenzblatt des deutschen evangelischen Kirchengesangvereins wird in Württemberg erst in 54 Exemplaren gelesen, eine recht bescheidene Zahl, die sehr leicht verdoppelt und verdreifacht werden könnte, wenn jede theologische und pädagogische Lesegesellschaft für ihre Mitglieder, jede Gemeinde für ihren Kirchendirigenten das Blatt hielte.

Über den Hauptgegenstand der Versammlung, „kirchliches Orgelspiel mit besonderer Berücksichtigung des vom württ.-evang. Schullehrerunterstützungsverein herausgegebenen neuen Orgelalbums“ will ich mich kurz fassen, da die Sache in diesen Blättern zur Genüge erörtert worden ist. Eben die Kontroverse darüber in dieser Zeitschrift hatte jedenfalls dazu beigetragen, daß man in Organistenkreisen den Nürtinger Verhandlungen mit besonderer Spannung entgegensah. Das Referat lag in den Händen von Mittelschullehrer Staiger von Stuttgart, zum Korreferenten war Pfarrer Beutter von Rothenberg bestellt. Letzterer nahm in seinem Vortrag Anlaß, die Monatschrift angelegentlich zu empfehlen und diese Empfehlung durch Verteilung von Probenummern zu unterstützen. Die Debatte, die sehr lebhaft zu werden versprach, mußte sich leider der Kürze der Zeit wegen auf eine kurze Auseinandersetzung zwischen Professor Burkhardt-Nürtingen und Stiftsorganist Lang-Stuttgart einerseits und dem Korreferenten andererseits beschränken.

Uns dem weiteren Verlauf des Festes sind die beiden prächtigen Gottesdienste hervorzuheben, der von Nürtinger Kräften bediente Abendgottesdienst am 24. und der eigentliche Festgottesdienst am 25. August. Die Entwürfe dazu hatte Stadtpfarrer Abel-Gmünd ausgearbeitet, als Liturg fungierte Stadtpfarrer Meidele-Nürtingen, die Festpredigt über 1. Chron. 16, 8. 9 hielt Dekan Hönes-Nürtingen; die musikalische Oberleitung des Festes hatte — hoffentlich nicht zum letztenmal, trotz seiner Erklärung in der Hauptversammlung! — Professor Burkhardt, der bewährte und verdiente Musikdirektor unsres württembergischen Vereins. Die Gesänge wurden ausgeführt vom vortrefflich geschulten Seminaristenchor, von einem Kinderchor und 8 Kirchenchören mit ca. 300 Sängern. Auffallen muß, daß die Zahl der mitwirkenden Kirchenchöre nicht größer war. Sparsamkeitsrücksichten können dabei nicht wohl den Ausschlag gegeben haben, da den Vereinen die Hälfte ihrer Reisekosten ersetzt wird. Es müssen wohl andere Gründe mitspielen: hier allzugroße Bescheidenheit, dort ein gewisser Hochmut, puritanisch-pietistische Engherzigkeit bei den einen — es giebt faktisch Leute, die sich ein Gewissen daraus machen, bei einem Kirchengesangfest mitzuthun —, während anderen wiederum die ganze Sache zu „geistlich“, zu „fromm“ ist. Was die musikalischen Leistungen der Chöre betrifft, so verdienen sie alle Anerkennung, zumal wenn man berücksichtigt, daß die Zeit zur Vorbereitung auf das Fest diesmal ganz unverhältnismäßig kurz war. — Noch sei zum Schluß der schön renovierten Kirche gedacht, in der die Festgottesdienste stattfanden. Das Problem der Stellung der Orgel hat hier eine interessante Lösung gefunden: die Orgel ist auf einer in den Chor eingebauten Empore so aufgestellt, daß das mittlere Chorfenster frei bleibt, ohne daß doch der Orgelprospekt zerrissen und in seiner ästhetischen Wirkung geschädigt erscheint. Akustisch bleibt freilich diese Art der Aufstellung immer bedenklich; die Orgel verliert dadurch viel von ihrer Kraft und Fülle.

Rothenberg. Beutter.

In Braunschweig hat die siebente ordentliche Landessynode im Mai d. J. den Antrag des Synodalen v. Cramm-Burgdorf angenommen: „Synode möge Herzogl. Konsistorium

Digitized by Google

ersuchen, die Einführung eines neuen Gesangbuchs in Erwägung zu ziehen und eventuell eine Kommission, in welche auch Mitglieder der Landessynode zu berufen sind, mit der Ausarbeitung eines solchen zu beauftragen." — Das seit dem Jahre 1780 eingeführte „Neue Braunschweigische Gesangbuch" (rationalistisch), das außer den unverfälschten Lutherliedern im Anhang und dem überreichlich herangezogenen Gellert (57 Nrn.) kaum Brauchbares enthält, hat sich längst überlebt. Im Jahre 1887 wurde, um der Gesangbuchnot wenigstens vorläufig abzuhelfen, das „Evangelische Gesangbuch für das deutsche Kriegsheer" (abgesehen von 13 Nrn.) dem bisherigen Landesgesangbuch als Anhang hinzugefügt. Nachdem der von der Rechten auf der sechsten Landessynode im Jahre 1893 ausgesprochenen Anregung auf Herstellung eines neuen Gesangbuchs nicht Folge gegeben war, ist nun nach Annahme des vorhin erwähnten Antrages begründete Aussicht auf Beseitigung der bisherigen Gesangbuchverhältnisse vorhanden. Hoffentlich wird schon der nächsten Landessynode ein brauchbarer Entwurf vorgelegt.

Aus der Regensburger Musica sacra (1897, No. 17 u. 18) erfährt man, daß in Nordamerika Mascagnis Cavalleria rusticana zu einer Messe verarbeitet worden ist, während erst kürzlich in einer dortigen Pfarrkirche nach dem Agnus der Hochzeitschor aus dem Lohengrin gespielt wurde. Aber man begreift, daß das genannte Organ mit viel größerer Entrüstung Folgendes notiert: Einer der „beliebtesten Komponisten Brüssels", Louis Barwolf, hat eine Messe ausschließlich aus Lohengrin-Motiven zusammengestellt. Das Kyrie ist das Gralmotiv, im Gloria figurieren Soli des Königs und des Heerrufers, das Credo bringt den Eintrittschor des 4 Akts und endet mit dem Ensemble vor dem Zweikampf. Dem Abschied Lohengrins entsprechen Sanktus und Benediktus, Elsas Auftritt, Hochzeitslied und Hochzeitschor bilden das Agnus nebst Miserere. Das Ergebnis soll étonnant sein. — So wenig der urrömische Geist der Regensburger — und Geist ist nicht immer dabei im Spiele — uns zusagen kann, ob solcher Exzesse, die leider auch in evangelischen Gottesdiensten ihre (wenn auch schwachen) Echos finden, könnte man Cäcilianer werden. — Als Kuriosum sei mitgeteilt, daß der bekannte Direktor der Kirchenmusikschule in Regensburg, F. X. Haberl, nach dem kürzlich in Straßburg stattgehabten Instruktionskursus von einem katholischen Blatte Colmars als „Reformator der Kirchenmusik" gefeiert wurde, der Gefeierte aber diesen Titel „schon wegen des üblen Klanges, der dem Namen „Reformator" innewohnt," dankend abgelehnt hat.

Sm.

Über das in Nr. 7 der M.-Schr. veröffentlichte Zwingli-Lied geht uns aus Crefeld folgende Mitteilung zu: „Bei dem Jahresfeste des evangelischen Bundes, das unter großem Andrang und in begeisterter Stimmung verlief, ist es uns trefflich gelungen, das herrliche Zwingli-Lied lebendig zu machen. Nachdem vorher in verschiedenen Vereinen, im Waisenhaus, in den Oberklassen der Schulen das Lied geübt war, wurde es in der Friedenskirche von einer festlichen Gemeinde, die Kopf an Kopf gedrängt die weiten Räume füllte, unter Orgel- und Posaunenbegleitung angestimmt. Besonders ergreifend wirkte es, daß der Festprediger, der evangelisch-lutherische Pastor Schöttler aus Barmen, seine Predigt in Anschluß an Eph. 6, 10 ff. auf das Zwingli-Lied aufbaute. Auf dem ersten großen Festabend wurde das Lied vom Kirchenchor, also gemischtem Chor, vorzüglich und wirkungsvoll vorgetragen, sodaß es wiederholt werden mußte unter brausendem Beifall der Festversammlung. Am zweiten Festabend sang ein starker Männerchor das Lied. Als der Konsistorialrat Göbel-Halle a. S. beim Festmahl unter anderem ausdrücklich dankend auf das neugeschenkte Zwingli-Lied hinwies mit der freudigen Versicherung, daß die Gäste es mit nach Hause nehmen und ihren Gemeinden schenken wollten, da erscholl lebhafter Beifall der auswärtigen Bundesfreunde. Das fliegende Blatt und manches Exemplar der Monatschrift ist in viele Pfarrhäuser und hoffentlich auch Kirchenchöre gewandert. Schon mehrere Anfragen erhielt ich von Pfarrern, die es am Reformationsfest von ihrem Chor singen lassen wollen." Wir fügen noch hinzu, daß die Festnummer des Kirchl. Anzeigers für Crefeld einen instruktiven Artikel über „Zwinglis Reformationslied" brachte; daß der derzeitige Präses des Presbyteriums, Pfarrer Lic. Everling, sein Begrüßungswort am Vorabende des Festes in sinniger Weise an das Zwingli-Lied anschloß; daß der Präsident des Evang. Bundes seine Rede bei der ersten Festversammlung in Zwinglis Losung „Herr Gott, hilf" ausklingen ließ. Es scheint in der That, daß auch an anderen Orten der mannhafte, treuherzige Sang des Schweizer Reformators tiefen Eindruck gemacht hat. Noch vor Crefeld erklang er, von einem studentischen Männerquartett gesungen, auf dem Missions- und Bibelfeste zu Peinzheim i. Elf.; acht Tage später war er der Text zur Predigt an einem Feste gleicher Art zu Brumath. Von allen Seiten bestellt man die bei unserm Verleger je für 6 Pf. zu kaufenden Musiksätze, um den Chor bei dem Reformationsfeste und Feiern ähnlicher Art vorzutragen. Die erste Auflage ist bereits vergriffen, eine zweite sofort gedruckt. Wir werden versuchen, später unsern Lesern ein Bild von der Verbreitung dieses so lange vergessenen Liedes zu geben. Fast scheint es, als ob das, was der reformierten Schweiz mit der Schöpfung ihres Reformators nicht gelungen ist, der die Gemeindegesangbücher den Zutritt nicht gestattet haben, im lutherischen Deutschland zur Aufführung kommen sollte. Im Jahre des Zwingli-Jubiläums stand man bei uns

Digitized by Google

noch zu sehr unter dem gewaltigen Nachhall des Lutherjubiläums, als daß damals das Zwingli-Lied in unsre Gemeinden hätte einziehen können. Jetzt scheint der rechte Augenblick gekommen zu sein, wo das Lied wieder aufleben kann, getragen von der Begeisterung des Protestantismus. Gott gebe ihm glückliche Fahrt durch die deutschen Lande, ja durch die ganze evangelische Kirche. Wer sich für diese Angelegenheit interessiert, der versäume nicht, in No. 39 der „Christl. Welt“ Smends Aufsatz „Eine Wallfahrt nach Wildhaus“ zu lesen. Hier findet er Andeutungen genug, wie man den Text des Liedes erklären und der Gemeinde lieb machen kann. Die Melodie wird schon für sich selbst sprechen. Sp.

Aus dem 4. Jahresberichte des Deutsch-evangelischen Vereins Amsterdam, der um weitere Unterstützung bittet (Adresse: Amsterdam, Weesperzijde 67), entnehmen wir, daß er mit großem Erfolge in der Verbreitung gedruckter deutscher Predigten als Ersatz für fehlenden Gottesdienst fortgefahren habe; ferner, daß am 20. Dezember 1896 in der alten wallonischen Kirche eine Christbaumfeier gehalten wurde, bei der sich der aus geübten Sängern gebildete und der Mitwirkung künstlerischer Kräfte sich erfreuende gemischte Chor beteiligte und die Gesänge der Gemeinde zum ersten Male durch den Klang der Posaunen getragen wurden. Sp.

Über die nach dem Entwurf des Architekten F. A. Cornelis in Elberfeld zu erbauende Kirche in Solingen berichtet Nr. 13 und 35 des Kirchl. Wochenblattes für die evangelische Gemeinde Solingen unter Mitteilung der äußeren Ansicht und des Grundrisses der Kirche. Es handelt sich um eine protestantische Predigtkirche, die in Form einer Zentralanlage mit manchen Forderungen der Pietät gegenüber älteren Bauten bricht, „ohne indessen mehr aufzugeben, als gewonnen werden kann“. „So hat auch das Projekt der neuen Kirche den Choranbau beibehalten, weil er sich als zweckdienlich erwiesen hat für die Feier des heiligen Abendmahles; die Orgel wird, wie in den meisten älteren protestantischen Anlagen, im Rücken der Gemeinde erklingen; die Gestalt des Innenraums aber weicht ab von den älteren Anlagen, sie ist auf gutes Sehen und Hören berechnet und bringt in dem geschlossenen Zusammenfassen der Gemeinde die Einheitlichkeit derselben zum Ausdruck.... Die Zahl der Sitzplätze beträgt etwa 1200 ..... Das Gestühl hat eine zentrale Anordnung, aber in geradlinig geknickten Fluchten.“ Der Kostenanschlag bietet die Gesamtsumme von 376000 Mk. Die größere Gemeindevertretung hat in ihrer Sitzung am 7. Juli d. Js. die Summe von 400000 Mk. zum Bau der neuen Kirche bewilligt. Sp.

Der Akademische Verein für christl. Archäologie in Berlin beabsichtigt, von jetzt ab regelmäßige Semesterberichte über seine Thätigkeit den auswärtigen Mitgliedern zugehen zu lassen, von denen man auch anderwärts gern Einsicht nehmen wird. Im Wintersemester 1896/97 behandelte er in Vorträgen und gemeinsamen Besprechungen die Geschichte und den Bau der Katakomben, die Typographie und Geschichte des Kallist-Coemeteriums, die Fresken der Sakramentskapellen, speziell das Jonaswunder und die Mahlszenen, die Geschichte der altchristlichen Grabschriften. Für das Sommersemester war die Behandlung der Altertümer Hildesheims in Aussicht genommen. Zur Teilnahme an den Arbeiten dieses Vereins, dessen Ehrenvorsitzender Herr Professor Dr. Kik. Müller ist, seien unsre Studierenden auch hier angeregt; dabei sei bemerkt, daß es sich um eine Vereinigung ganz freier Art handelt, die den Versuch der Umwandlung in eine Korporation abgewiesen hat.

Nr. 30 des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kirchen- und Schulblattes bringt den Paramentenverein im Diakonissenhause zu Altona, für dessen Leitung in Fräulein Helene Mohr „eine treffliche geeignete und vorgebildete Leiterin“ gewonnen ist, in empfehlende Erinnerung. Dabei findet sich folgende Ausführung: „Außer durch Mitarbeit kann man die Zwecke des Paramentenvereins als unterstützendes Mitglied auch durch Geld fördern. Derartige jährliche oder einmalige Gaben, sowie die nnentgeltliche Mitarbeit der Mitglieder ermöglichen es dem Verein, so billig zu arbeiten, wie es bei gleicher Güte ein Geschäft nicht kann, und dadurch auch ärmeren, sowie Missions- und Diaspora-Gemeinden die Anschaffung von Paramenten zu ermöglichen.“ — Dazu schreibt man uns: „Warum werden Geschäfte, die anständige Löhne zahlen, auch da unterboten, wo es sich nicht um arme Gemeinden handelt? Das ist doch wirklich nur vom Übel! Es verscherzt dem Verein alle Sympathien der Gewerbtreibenden in den Gemeinden, ja, es verbittert die Betroffenen völlig unnötig.“ — Vielleicht bedarf es nur dieses Hinweises, um in dem Betrieb des Vereins eine kleine Änderung zu bewirken. Sp.

An der Grenze des von der M. Schr. behandelten Gebietes stehen die Bestrebungen, denjenigen, die an der Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst verhindert sind, durch Austeilung von sogen. Pfennigpredigten einen gewissen Ersatz zu schaffen. Die Verdienste, die sich Stöcker auf diesem Gebiete erworben, sind bekannt. In voller Würdigung seines Vorgehens hat seit einigen Jahren ein Kreis von Männern dasselbe Ziel von einem kirchlich-freieren Standpunkte aus zu erstreben sich bemüht. Die von Drews, Issel und Rindi herausgegebenen und im Evangelischen Verlag zu Heidelberg erschienenen Pfennigpredigten haben Verbreitung gefunden von der französischen Grenze bis nach Siebenbürgen, von Davos bis nach Stockholm. Bemerkenswert ist es, daß die Herausgeber mehr über den Mangel an wirklich

Digitized by Google

populären und gehaltreichen Predigten als über die Nachfrage in den Gemeinden zu klagen haben. Es ist damit eine Kritik unsrer gottesdienstlichen Reden ausgesprochen, die hoffentlich nicht überhört wird. Um nach dieser Seite hin anregend und besserd zu wirken, haben die Herausgeber im Herbst 1896 einen Preis von M. 100 ausgeschrieben für eine Reihe von 8 Predigten über die Seligpreisungen. Von den eingegangenen 21 Bearbeitungen hat man den zwei besten von Pfr. Lühr in Gotha und Diakonissenprediger Bunn in Stuttgart je einen halben Preis zuerkannt. Die Rückwirkung dieser Bestrebungen auf unsre Gottesdienste ist nicht zu unterschätzen, und so seien auch die Leser der M. Schr. zur Unterstützung dieses Unternehmens aufgefordert. Man bestellt die Predigten beim Evangelischen Verlag in Heidelberg. Bei wöchentlichem Bezug von mindestens 5 Stück oder bei einmaligem Bezug von mindestens 50 Stück erhält man das Stück für 1 Pfennig portofrei, nach dem Ausland mit Aufrechnung des Portos Sp.

Dispositionen der neuen Orgel in der Kaiser Friedrich III. Gedächtniskirche zu Berlin. Vom Orgelbaumeister E. Röver in Hausneindorf b. Quedlinburg. I. Hauptwerk. 1. Prinzipal 16', 2. Bordun 16', 3. Prinzipal 8', 4. Flöte 8', 5. Gamba 8', 6. Gedackt 8', 7. Gemshorn 8', 8. Horn (Corno) 8', 9. Quinte $5^1/_3$', 10. Flöte 4', 11. Gambetta 4', 12. Oktave 4', 13. Quinte $2^2/_3$', 14. Oktave 2', 15. Kornett 5-fach, 16. Mixtur 4-fach. — II. Mannal. 17. Viola 16', 18. Gedackt 16', 19. Hohlflöte 8', 20. Prinzipal 8', 21. Salicional 8', 22. Lieblichgedackt 8', 23. Flauto amabile 8', 24. Klarinette 8', 25. Oktave 4', 26. Spitzflöte 4', 27. Viola 4', 28. Piccolo 2', 29. Mixtur 3-fach. — III. Mannal (Fern- oder Schwellwerk). 30. Geigenprincipal 8', 31. Lieblichgedackt 8', 32. Vox humana 8', 33. Portunalflöte 8', 34. Vox coelestis 8', 35. Violine 8', 36. Äoline 8', 37. Zartflöte 8', 38. Salicet 4', 39. Flauto dolce 4', 40. Waldflöte 2'. — IV. Pedal. 41. Untersatz 32', 42. Prinzipalbaß 16', 43. Subbaß 16', 44. Violonbaß 16', 45. Posanne 16', 46. Gedacktbaß 16', 47. Flötenbaß 8', 48. Trompete 8', 49. Cello 8', 50. Oktavbaß 8', 51. Oktave 4'. — V. Nebenzüge. 1. Mannal-Pedal-Koppel (die Pedalstimmen können auch auf dem 1. Mannal gespielt werden). 2. Pedal-Oktavkoppel. 3. Manual-Oktavkoppel. 4. Pedalkoppel zum 1. Manual. 5. Pedalkoppel zum 2. Manual. 6. Pedalkoppel zum 3. Manual. 7. Zwei Schwelltritte für das volle Werk. 8. Ein Schwelltritt für Mannal 3. Das schöne Werk ist ein Geschenk vom Kommerzienrat Dippe in Quedlinburg. A. W. Gottschalg.

Bücherschau.

M. Hasak, Zur Geschichte des Magdeburger Dombaues. 20 S. Groß 4, mit 12 Abb. und 4 Lichtdrucktafeln. (S. A. aus Ztschr. f. Bauwesen 1896.) Berlin. W. Ernst und Sohn. 1896. Geh. Mk. 2.50.

Der Magdeburger Dom hat von je eine eigenartige, fast rätselhafte Stellung in der Entwickelung der norddeutschen Kirchenbaukunst eingenommen, und man hat sich gewöhnt, ihn unter der Rubrik „Übergangsstil nach französischem Vorbild" unterzubringen. Hasak macht gegen diese, durch Bode wieder aufgenommene Rubrizierung einen energischen Vorstoß. Seine sorgfältige Beobachtung vieler bisher übersehenen oder nicht betonten Eigentümlichkeiten führt ihn zu dem Ergebnis, daß der erste Baumeister nach dem Brand von 1207 Grundriß, Aufbau und Details in rein sächsisch-romanischer Weise entwarf und bis auf die Südhälfte des Schiffes und der Turmanlage hochtrieb, worauf nach kurzem Regiment eines ungeschickten Architekten, der den Kapellenkranz polygon ummantelte, der in der Gotik schon vollkommen erfahrene Bohnensack von 1210 an das Oberstock des Chorumganges (den Bischofsgang) und vielleicht den Chor selbst bis 1234 vollendete und ohne Strebebogen einwölbte, wobei die überraschendste Übereinstimmung mit den gleichzeitigen Teilen Maulbronns festgestellt wird. Ein dritter gotischer Architekt hat nach 1274 die Vierung, die Seitenschiffe wie das Hochschiff (um 1315) emporgebracht und eingewölbt. Für den Südturm mit seinen Nachbarteilen wurde erst nach Niederreißung der Rotunde St. Nikolai 1307 Platz. Anhangsweise werden die geschichtlichen Notizen über den älteren ottonischen Dom zusammengestellt und die zehn Jungfrauen der Paradiesespforte gegen die landläufige Datierung schon der Zeit des Bohnensack 1210—1234 zugeschrieben. Es ist zu wünschen, daß die Kunstgeschichte den sachkundigen Hinweisen des Verfassers Gehör schenkt, der ja auch der Phraseologie vom mittelalterlichen Steinmetzen energisch zu Leibe gegangen ist. Bergner.

Redlin, Beiträge zur Geschichte der Marienkirche in Stargard. Heft 1, 2. 18 und 38 S. mit 5 Abb. Pf. 25 und 30.

Die um 1292 begonnene, im 15. Jahrh. vollendete, 1635 mit der Stadt abgebrannte und seitdem nur dürftig wieder hergestellte Marienkirche soll nunmehr, wie so manch anderes Baudenkmal der Väter, würdig erneuert werden, wofür die zwanglos erscheinenden Hefte das

Digitized by Google

Interesse wach halten möchten. Es werden kurz behandelt 1. Übersicht der Bangeschichte. 2. Inschriften. 3. Die Gröning-Kapelle. 4. Frühgotik, worin glücklich die Reste der älteren Hallenkirche erkannt werden. 5. Ein Glockenguß 1614 nach den Rechnungen dargestellt. 6. Ein Altarbehang von 1678 mit naiven biblischen Bildern von einer Bürgersfrau Elisabeth Krügers (gestickt und) gestiftet. Wir wünschen dem Unternehmen besten Erfolg und empfehlen die Heftchen allen denen, die sonst in Kirchbaulotterien spielen. Bergner.

Die Einweihung der dritten protestantischen Kirche St. Lukas in München am 1. Advent, den 29. Novbr. 1896. Ein Gedenkblatt für die Gemeinde, zum Besten der Kirche herausgegeben von den beteiligten Geistlichen. 40 S. München, Th. Ackermann. 1897. Mk. 0,50.

Die Evangelisten in München nennen ihre Kirchen nach der Reihenfolge der Evangelisten. Aus vorliegender Schrift ersieht man, daß die Lukaskirche ein großartiger, sehr reich ausgestatteter Monumentalbau ist, was in vieler Augen mit den Gesinnungen dieses Evangelisten nicht ganz stimmen wird. Gleichwohl wird man die Weiherede, die Festpredigten, die erste Tauf- und erste Traurede in herzlicher Mitfreude lesen. Nur hätten wir Nichtmünchener daneben gern eine Abbildung und den Grundriß der neuen Kirche gesehen. Und dann darf man gewiß wünschen, daß, wenn demnächst durch die noch fehlende Johanneskirche den hauptstädtischen Repräsentations-Bedürfnissen genügt sein wird, man sich fürs weitere entschließen möge, (etwa den neutestamentlichen Briefen entsprechend) kleine, tranliche Bet- und Predigthäuser zu bauen. J. Smend.

Wilhelm Nelle, Tersteegens Geistliche Lieder. Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. X, 443 S. Gütersloh, Bertelsmann. M. 5.—.

Dasselbe, Textausgabe. Ebenda. M. 1.20.

Ad. Gründler, Gerhard Tersteegen. Zu seinem 200jährigen Geburtstag. 49 und 56 S. Berlin, Stadtmission. M. 1.20.

Gerhard Tersteegen. Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage. 32 S. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt. M. —.18.

Das bevorstehende Jubiläum Tersteegens ist der nächste Anlaß gewesen zur Herausgabe obiger Schriften. Die beiden an erster Stelle genannten nehmen auch, was ihren Wert anlangt, unbedingt die erste Stelle ein. Daß der hervorragende Hymnologe, der in dieser Nummer der M.-Schr., wie schon früher in Nr. 3, uns in so einzig schöner Weise in das Verständnis der Dichtung Tersteegens eingeführt hat, der berufene Herausgeber der Lieder ist, wird dem, der die genannten Aufsätze gelesen hat, nicht zweifelhaft sein. Mit dem feinsten Verständnis, wie es eben nur bei einer gleichempfindenden Seele möglich ist, werden wir von Nelle in „die Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung“ eingeführt. Daneben findet man die größte Akribie in der Wiedergabe des Textes, in der Rechenschaftsabgabe über die Varianten und Veränderungen, über die Verwendung der Lieder in den Gemeindegesangbüchern, über die Melodien u. s. w. Es liegt hier ein Werk vor, daß unserer Hymnologie in jeder Beziehung zur Zierde gereicht und von keinem, der auf diesem Gebiete arbeitet, übersehen werden darf. Aber neben den Forschern sollen es die, welche Sinn für christliche Dichtung und Leben haben, sich nicht entgehen lassen. Es ist ein wahrer Genuß und die edelste Erbauung, in diesem Buche zu lesen, und wer seinen Lieben eine gesegnete Gabe auf den Weihnachtstisch legen will, der greife nach Nelles Tersteegen. Wem die große Ausgabe zu teuer ist, der findet in der kleinen immer noch die beste Textausgabe aller 111 Lieder des Dichters. Auf eine Kritik, die sich nur auf untergeordnete Punkte beziehen könnte, verzichte ich in dem Bewußtsein, wie viel an Belehrung und Erbebung ich dieser Herausgabe danke. — Einer solchen Leistung gegenüber hat Adele Gründler einen schweren Stand. Von selbstständiger Forschung ist dort nicht die Rede. Von den mancherlei Mängeln ist der schlimmste der, daß in der Auswahl von etwa 40 Liedern sieben nicht einmal direkt aus des Dichters „Geistlichem Blumengärtlein“ abgeschrieben sind, sondern aus Knapps Liederschatz, wobei es dann natürlich an willkürlichen Änderungen und Kürzungen nicht fehlt; ja, auf diese Weise ist auch Bergers Lied „Mein Auge wacht“ mit unter die Lieder Tersteegens geraten. Immerhin ist dankbar anzuerkennen, daß in sehr preiswürdiger, nach Druck und Papier vorzüglich ausgestatteter Ausgabe dem Leser ein wohlthuender Einblick ermöglicht ist in des Dichters Leben und Werk. — Das Kaiserswerther Gedenkblatt macht noch weniger Anspruch auf selbstständige Forschung und nennt geradezu die betreffenden Werke von Kerlen, Goebel und Koch als seine Quellen. In der geschickten, volkstümlichen Weise, welche die bekannten Erzählungen des Kaiserswerther Kalenders auszeichnet, wird hier Tersteegens Leben unter Hinzunahme von mancherlei Illustrationen (darunter eine Nachbildung der Blutverschreibung des Dichters an Christus) dargestellt. Der äußerst billige Preis macht das Büchlein zur Verteilung in den Gemeinden sehr geeignet. — Neben diesen Tersteegen-Schriften behält die in Nr. 6 der M.-Schr. angezeigte Ausgabe von Werckshagen ihren eigentümlichen Wert insofern, als sie allein neben den Liedern noch eine Auswahl aus den Sprüchen, Betrachtungen und Losungen darbietet. Fr. Spitta.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

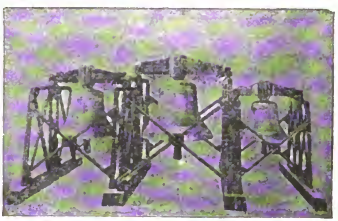
Ausgewählte Gesänge des Thomanerchors zu Leipzig.

Eine Sammlung bewährter Chorwerke für den praktischen Gebrauch herausgegeben von Gustav Schreck, Musikdir. u. Kantor a. d. Thomasschule. No. 1. Doles, Joh. Friedr., Ein' feste Burg. Partitur 1 ℳ. Stimmen je 30 ₰.

2. Calvisius, S., Unser Leben währet 70 Jahr. 8stimm. Part. 1 ℳ. Stimm. je 30 ₰.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Bochumer Gußstahl-Glocken.



Veranlaßt durch die Direktion des Bochumer Vereins in Bochum haben die Unterzeichneten in dem Glocken-Montierungsraume der Gußstahlfabrik heute drei Glocken von 34, 29 und 22″ Dm. und zusammen 585 kg Gewicht geprüft.

Dieses Geläute wurde im Jahre 1858 vom Bochumer Verein der katholischen Gemeinde Linden bei Bochum geliefert, und im Jahre 1895, also nach 37jähriger Gebrauchszeit, gegen ein Bronzegeläute ausgewechselt, weil es angeblich „in einem gar zu unharmonischen Verhältnis zu dem prächtigen Gotteshause in Linden stände".

Es wurde festgestellt, daß die mit neuen Bronzeballenklöppeln versehenen Glocken beim Zusammenläuten den Akkord h, d, fis in vollen, weichen, durchaus angenehmen Tönen erklingen lassen, daß ferner die Glocken wieder ein sehr sauberes Aussehen erhalten haben und sich von neu hergestellten Glocken nicht unterscheiden.

Die Unterzeichneten haben durch Anhören dieses wieder in stand gesetzten Geläutes die Überzeugung gewonnen, daß durch Auswechselung der alten, sehr leichten und während der langen Gebrauchszeit verschlissenen Klöppel gegen die jetzt zur Verwendung gekommenen Bronzeballenklöppel, auch ohne Umtausch gegen Bronzeglocken, ein durchaus würdiges, harmonisches Geläute hergestellt ist.

Die alten Lindener Glocken sind für die neue kathol. Kirche in Gerthe bei Bochum bestimmt und sollen dort in den nächsten Tagen aufgehängt werden.

Bochum, den 12. Juni 1897.

(gez.) **Harbort**, Propst; **Wiefers**, Architekt; **H. Krüger**, Musikdirektor; **Brück**, Rektor; **W. Winkelmann, Fr. Schulte**, Kaufleute.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Digitized by Google

Verlag von Hans Friedrich in Berlin S. 42, Brandenburgstr. 33.

Vor kurzem erschien:

Gerhard Tersteegens Lieder und Sprüche.

Ausgewählt und eingeleitet

von

C. Werckshagen.

Eine sehr gute, sorgfältig getroffene Auswahl aus Tersteegens Liedern und Sprüchen.

Ein heimatlicher Hauch weht Einem daraus entgegen, und wir möchten Vielen die Erquickung wünschen, welche das Lesen dieses Buches bereitet. „Die Friedenshalle (II. Jahrg. No. 21).

Geschmackvoll gebunden (mit Goldschnitt) Mk. 3.—.

J. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** *Bremen 1890.*

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Digitized by Google

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Heinrichstr. 14. ✱ **HANNOVER** ✱ Heinrichstr. 14.

Kirchenschmuck, *Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.*

Durch

Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel

wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:

Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

***Julius Schmidt's** Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.*

Den neu eingetretenen Abonnenten empfehlen wir die gediegene

Sammelmappe zur Monatschrift

(Preis 1 M. 25 Pf., Porto bei direkter Zusendung 30 Pf.)

welche allseitig viel Anklang gefunden hat.

Die Nummern sind im Rücken einzeln ohne Beschädigung provisorisch **zu befestigen**, so daß sie jederzeit **so bequem wie ein Buch zu benutzen** sind und sich sauber und vollständig erhalten lassen.

Die solide **Einbanddecke zum I. Jahrgang**

liefern wir ebenfalls zum Preise von 1 M. 25 Pf.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale
Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✱ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Billige Heizung der Kirchen.

Neuer Füllofen für Coaks

von Leprince & Siveke in Herford, Westfalen.

D. R.-Patent Nr. 40724.

Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Oefen als auch namentlich deren Heizung ist erstaunlich billig. — Es ist dadurch auch den minder gut situirten Gemeinden Gelegenheit gegeben, ihre Kirchen zu heizen. — Die Oefen bedürfen nicht des störenden Nachlegens, die einmalige Füllung — für 16 Stunden — reicht zur Erwärmung vollständig aus. — Schornsteinanlagen sind nicht zwingend erforderlich. — Zahlreiche Zeugnisse von Kirchengemeinden, Zeichnung und Preiscourant stehen zu Diensten.

Joh. Gg. Pfeiffer

Kaiserslautern

liefert Glocken in jeder Größe.

Geläute geliefert für die Christuskirche Köln, Luther- und Marienkirche Duisburg, Euskirchen, Honnef, Eschweiler, Kleinbremen, Rotthausen.

Garantie für reine Grund- und Nebentöne.

Hierzu eine Beilage von **Wilh. Rudolph** in **Gießen** und eine von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Ausgegeben am 29. Oktober 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Zur Weihnachtsfeier.

Die Geburt Christi.

Text aus Worten der heiligen Schrift und geistlichen Liedern zusammengestellt von Friedrich Spitta.

Kirchen-Oratorium

für Solostimmen, gemischten Chor und Kinderchor mit Begleitung von Harmonium, Streichinstrumenten und Hoboe, und für Gemeindegesang und Orgel

componirt von

Heinrich von Herzogenberg.

Op 90.

Partitur M. 18,— netto. Clavierauszug (gleichzeitig Harmoniumstimme) M. 15,— netto. Instrumentalstimmen (incl Hoboe und Orgel) M. 10,— netto. Viol. 1, 2; Br., Vc., Cbass je M. 1,50 netto. Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je M. 1,50 netto. Kinderchor: Sopran, Alt je 30 Pf. netto. Solostimmen (zusammen sechs) M. 4,— netto. Textbuch 10 Pf. netto.

Unbemittelte Vereine erhalten das Notenmaterial leihweise.

Leipzig. **J. Rieter-Biedermann.**

In den nächsten Tagen erscheint:

Hiob.

Deutsch

mit kurzen Anmerkungen für Ungelehrte

von

Prof. D. **Friedrich Baethgen.**

Preis fein kartoniert 1 M. 80 Pf.

Warum wird gerade der Fromme so oft von den schwersten Leiden heimgesucht, während der Gottlose gedeiht und ihm alles gelingt? Dies Problem, das im Hiob seine klassische Darstellung gefunden hat, bewegt den modernen Menschen nicht weniger, als die alten Völker.

Daher wendet sich diese Verdeutschung **an alle Gebildeten**, die für ernste, erhabene Poesie Verständnis haben. Die dichterische Form des Originals ist in ungemein glücklicher freier Form nachgebildet. Die Anmerkungen entsprechen dem Laienbedürfnis.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,

Heinrichstr. 14. ✻ HANNOVER ✻ Heinrichstr. 14.

Kirchenschmuck, ***Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.***

Die

als Werbe-Nummer

angebotene Oktober-Nr. der Monatschrift ist so stark begehrt worden, daß der dafür bestimmte Vorrat erschöpft ist.

Wir danken den Freunden der M.-Schr. dafür und bieten, da die Nachfrage fort besteht, diese Weihnachts-Nummer als Ersatz an. Wir senden sie kostenfrei an jede uns genannte Adresse und hoffen, daß sie gerade in der Adventszeit noch vielerorten willkommen sein wird.

Wir bitten, auch weiterhin geeignete Versammlungen und Konferenzen zur Verteilung und Empfehlung des Blattes zu benutzen.

Von verschiedenen Konsistorien und in vielen Besprechungen ist die M.-Schr. **insbesondere den theologischen Lesezirkeln, Kirchenvorständen und Kirchengesangvereins-Leitern, sowie auch zur Anschaffung auf Kosten der Kirchenkassen** empfohlen worden.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ❋ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weisz, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." — Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 9. Dezember 1897.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Ein Gesang auf Weihnacht von Joh. Zwick. — Bergner, Symphoniaci. — Rieger, Offene Kirchen im Protestantismus? — Belin, Tägliche Gottesdienste. — Pahncke, Offene Kirchen? Tägliche Gottesdienste? — Göhler, Konzert-Kantoren. — Stoßseufzer eines Laien. — Weißsaecker, M. von Broeckers Kunstgeschichte. — Bartter, Erinnerung an Reinhold Seyerlen. — Bronisch, Ein „Christnachts"-Formular aus dem 18. Jahrhundert. — Für Weihnachten. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Ein Gesang auf Weihnacht von Joh. Zwick

in der Weise Corde natus.

(Das in unser Deutsch übertragene schwäbisch-schweizerische Original findet sich bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 606. Wer den vollen evangelischen Herzensklang dieses Liedes spüren will, lese die katholische Vorlage, Corde natus ex parentis von Aurelius Prudentius Clemens. — Melodie, besonders für Kinder geeignet, bei Zahn, Melodien III, Nr. 4889.)

1. Aus des Vaters Herz geboren
Gottes Sohn ist worden Kind,
der von Anfang auserkoren,
daß die Welt das Leben find'.
Er ist Alls in allen Dingen,
drum sei Gott in Freud und Leid
Lob und Dank in Ewigkeit!

2. O wie heilig ist der Samen,
draus entsprossen solche Frucht.
Sagts, woher denn anders kamen
der Jungfrauen voller Zucht
dieses Kindes hohe Gnaden
als vom Himmel! Drum sei Gott
Lob und Dank in Ewigkeit!

3. All Gewalt und Engel alle
loben Gott vom Himmelreich,
daß mit uns all Welt erschalle,
weil Gott also gnadenreich
und zu tausend guten Jahren
Christum schenket. Drum sei Gott
Lob und Dank in Ewigkeit!

4. O ihr Jungen und ihr Alten,
lobet Gott ohn Unterlaß,
daß der Himmel aufgespalten
und mit Gnad ohn alle Maß
uns Verlorne überschüttet,
macht uns selig. Drum sei Gott
Lob und Dank in Ewigkeit!

5. O daß wir der Liebe achten,
die Gott schenkt ohn unsern Rat,
und von Herzen dem nachtrachten,
woran er Gefallen hat,
ihm zu leben und sterben.
Er geb Gnad, und ihm sei groß
Lob und Dank in Ewigkeit!

Digitized by Google

Symphoniaci

von **H. Bergner.**

In manchen Kirchen sieht man vor einer Emporenbrüstung zwei merkwürdige, weite Ringe. Nur die ältesten Leute kennen deren Bedeutung. Es hingen einst die Kesselpauken darin. Seit sie verstummten, weiß niemand mehr, was eine richtige Kirchenmusik ist. Damit verhielt es sich aber folgendermaßen.

Etwa acht Wochen vor jedem Fest war eine eigentümliche Unruhe im Dorfe. Da kam zunächst die liebe Schuljugend abendlich eine Stunde in der Schulstube zusammen. Der alte Herr Kantor nahm die Motette her, zerstückte, zerfetzte, zerfledderte sie wie alte Lumpen und flickte sie allmählich wieder zusammen. Manches trotzige Böcklein wurde erst entfernt, welches sich störrisch jedem Versuch zur Einigkeit widersetzte. Endlich merktest du nicht einmal die Nähte mehr.

Nun kam die zweite Rotte der Künstlerschar hinzu, der Adjuvantenchor. Das waren gemeiniglich die schönsten Singstimmen im Dorfe, junge Burschen, starke Männer, kunstreiche Greise, einige zarte Jungfrauen für die ganz lieblichen Partien, aber in Summa alte Schule, sattelfest, jedem Wink gehorsam und voll Leidenschaft für den Gesang. Es brauchte nur einige Abende, so floß das Lied wie Öl. Es traten die sanften Instrumente hinzu, Geige und Flöte: Flötisten sind immer zärtlich. Das fiel nun wie Sonnenschein darauf. „Es werden die Lichter aufgesetzt", sagte der Kantor.

Aber noch fehlte die letzte Hilfe. Eines Abends trat sie ein, die Trompete, die Posaune, das Waldhorn, zuletzt die Kesselpauken. Das war „die elende Musik". Jedermann kannte sie von der Kirmse, vom Flurzug, vom Tanzboden her. Es wurde nun sehr eng und stürmisch. Weihe und Stimmung wichen ferne, dagegen klirrten die Fensterscheiben, und es wurde viel Watte in die Ohren gestopft. Aber was half es? Die „elende Musik" gehörte einmal zum Chor, stiftungsgemäß.

So kam der zweite Feiertag. Die Kirche war zum Brechen voll. Nach der Lektion setzte sich jedermann in seinem Stuhl in Positur, recht fest. Die Orgel schwieg, der alte Kantor ergriff den Stab. Lieblich wie Wellengesang und Waldesrauschen entwickelte sich die Musik. Langsam zog das Unwetter heran. Die „elende Musik" setzte jetzt mählich ein, die Trompete, die Posaune, das Waldhorn. Die Schuljugend drohte schon zu unterliegen: sie begann zu blöken. Die Adjuvanten legten sich in das Zeug. Die Stimmen hoben sich, wurden unruhig, gellten übereinander. Der Kantor ließ seinen Stab höher und höher steigen. Er mußte beide Arme brauchen. Er dirigierte nicht mehr, er focht wie ein Held gegen den bösen Feind, er ruderte mit Macht gegen den Strom, schien ihn zu bändigen: da brachen die Kesselpauken los. Nun war alles hin. Wie die Donner des jüngsten Gerichts wallte und brauste das Tonmeer. Erst in allgemeiner Erschlaffung legte sich der Sturm.

Wie es den Zuhörern wirklich zu Mut war, durfte nicht laut gesagt werden. Erst nach Wochen kam die ganze Musik wieder zusammen, um das Mahl einzunehmen. Ein Maß Frankenwein wurde dazu geschenkt, aber die Kesselpauke bekam deren zwei — stiftungsgemäß.

Das ist fast allgemein das Ende einer Einrichtung gewesen, welche der Stolz und Ruhm unserer Väter war; denn in den trübsten Zeiten des Vaterlandes, unter den Schrecken des großen Kriegs ist die kirchliche Musik die erste Kunst gewesen,

Digitized by Google

die ihr Haupt zu erheben wagte. Sie hat die verrohten Herzen wieder bezwungen und im allgemeinen Verfall fast allein verkündigt: „Das Reich muß uns doch bleiben." Ohne Zweifel, es gab eine Periode der lutherischen Kirche, wo Musik und Gesang das Wort Gottes war und die Herzen regierte.

Man war nach der Reformation doch sehr im Schwanken zwischen alter Sitte und puritanischer Neuerung. Der lateinische Kirchengesang mußte zumal in kleinen Gemeinden bald fallen. Die Henneberger Agende (1580) ist „auf Gottes Wort und Sakrament als aufs Vornehmste gegangen, damit die Leute ihre Gedanken nicht mehr auf Orgeln, Singen und Zeremonien wenden." Andererseits empfand man wohl die Armut und Trockenheit. Der Kantor Georg Zeiß in Meiningen bat den Pfarrer (1544), das deutsche Paternoster und Credo singen zu dürfen, „indem es gar zu nackend und fast spöttisch stünde, wenn der Pfarrer so stillschweigend seine Kanzel besteigen wollte". Doch schon die Agende Casimirs (1626) tadelt die, welche den Figuralgesang und das Orgeln als einen päpstlichen Sauerteig aus der Kirche ausmustern, da doch Herz und Gemüt ermuntert wird, Gott den Herrn desto fröhlicher zu loben. Doch sollen nur solche Stücke figuriert und georgelt werden, welche nicht leichtfertig und dem Tanz mehr als dem Gottesdienst bequem sind, sondern ihre gebührliche theologische Gravität haben wie die Stücke des Orlandi. Die Kriegsfurie brachte freilich oft genug die „Instrumenta und Musikam" zum Schweigen. Entsetzt berichten die Choristen, daß die Orgeln zertrümmert, die Zinnpfeifen eingeschmolzen, die Kantoren mißhandelt und verjagt wurden. Und doch ist fast unter dem Kanonendonner der Sang wieder erwacht. Die Blüte des Kirchenlieds hat diesen Hintergrund, daß alles singt, komponiert, musiziert. In dieser Zeit ist die Orgel mit dem Sängerchor in den Altarraum hineingeschoben worden, und zwar unter den Augen der strengsten Eiferer für die Reinheit der Lehre. Man muß staunen, wie hoch das 17. Jahrhundert die kirchliche Musik geachtet hat und wieviel sie davon vertragen konnte. Selbst die Heerpauke wird zuweilen „gar künstlich mit eingespielet".

Aus diesem Zusammenhang will das nachfolgende Statut verstanden sein, welches in Milda bei Blankenhain um 1668 vom dortigen Pfarrer verfaßt wurde. Es kann insofern als typisch gelten, als sich ähnlich organisierte Gesellschaften oder Spuren derselben in Thüringen bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Einer fachmännischen Darstellung derselben möchte der folgende Abdruck wohl dienlich sein. (Die Schreibweise ist den allgemein gültigen Regeln der Urkundenedition angepaßt.)

Im Nahmen Jesu.

Wie die Wißenschaft, Gott in Psalmen zu rühmen, dem Menschen so wenig als andere Dinge angeboren, sondern ihme durch Unterrichtung beygebracht werden muß: Also ist dahin zu sehen, wie nicht allein die Kinder von Jugend auf so wol in Choral- als Figural-Muſic wohl unterrichtet, sondern waz man disfals begreifen, stetig geübet, und durch fleißige Übung behalten möge. Und weil man nichts liebers sehen wolte, als daß auch hier zu Mülda so viel nur müglich die Figural-Music neben den Choral-Gesängen, Gott dem Allerhöchsten zuförderst zu Ehren, der christlichen Gemeinde aber zu Aufmunterung und Erbawung in ihrem Christenthumb, erhalten und in beßerer Übung und Aufnehmen gebracht werden möge: Als hat man vor gut befunden, daz dem Choro Musico gewiße Leges zu beßerer Nachricht vorgeschrieben würden, welche nun, wie folget, also lauten.

Nr. 9.

Digitized by Google

1. Vor allen Dingen soi ieder unter den Adjuvanten chori musici der rechtschaffenen Gottseligkeit eyferig sich befleißigen, sonderlich der Jugend mit guten Exempeln vorgehen u. dieselbige weder mit Worten noch Werken ärgern.

2. Damit die Musica geübet, die Stücke wol übersungen und in der Kirche beym Gottesdienst kein Schimpf eingeleget werde, als sollen alle Symphoniaci alle Sontage eine viertheil Stunde nach der Nachmittages Kirchen, auf die Festage aber, wenn zum ersten Mal in die Nachmittages Kirche geläutet wird, und auf die halben Feyertage alsbald nach gehaltenen Gottesdienst in der Schule zusammen kommen und daselbst eine gute Stunde, was das Sonntages exercitium anbelanget, auf die Feste u. halben Feyertage aber eine gute halbe Stunde im Singen sich üben: Wer sich hierzu zu langsam einstellet, soi 3 ß, wer gar nicht kömmet 6 ß in den Fiscum zur Strafe erlegen.

3. Wenn über ietztgesetzte Stunden etwas nothwendig zu übersingen, soi der Schulmeister soiches zuvor in der Kirchen oder Schui anzeigen oder anzeigen laßen und eine gewiße Stunde der Zusammenkunft benennen: Und welcher über ein halbviertheil gesetzter Stunden außenbleibet, soi 3 ß, wer gar nicht kömmet, 6 ß zur Straf geben,

4. So Ein oder der andere wegen nothwendiger unümbgänglicher Geschäfte denen Singestunden oder dem öffentlichen Gottesdienst nicht beywohnen könte, soi Er soiches dem Pfarrer oder Schuimeister vorher anzeigen; wer hierin vorbricht, soll was das Erste anlanget willkührlich, so viel aber das Andere betrifft, nach Inhalt des Fürstlichen Ausschreibens von Entheiligung des Sabbaths gestrafet werden.

5. Unterm Singen, so wol in den Singestunden als bey öffentlichem Gottesdienst soll ieder auf seine Stimme fleißig Achtung geben und sich alles Waschens, Lachens und Phantaserens wie auch unter der Predigt des Schlafens gäntzlich enthalten: Wer hier wider peccirt, soi 6 ß in Fiscum erlegen.

6. Weil auf die Festage so wol vor als nach Mittage der Gottesdienst mit Figural-Singen gemeiniglich angefangen wird, als sollen die Symphoniaci alsbald nach dem Ausläuten auf dem Singechor beysammen seyn: Wer soiches aber nicht in acht nimpt, soi dem Fisco mit 3 ß verfallen seyn.

7. Obwol in den Singestunden wie auch beym öffentlichen Gottesdienst die Kirch- und Schulmeisters Partes, so durch fleißige Correction des Schulmeisters gantz rein ohne Fehler seyn sollen, allezeit gebrauchet werden, soll doch ein ieder Symphoniacus zu desto beßerer Übung in der lieben Muste auch einen eigenen Singe Partem zu Hause haben und dorein die Ihme vom Pfarrer oder Schulmeister anbefohlene Stücke mit eigener Hand zu schreiben schuldig seyn: Wer hierinnen nachläßig befunden wird, soi ümb 6 ß gestrafet werden.

8. Alle Singe Partes sollen reiniglich gehalten u. nach dem Gebrauch wol verwahret u. wieder beygeleget, mit nichten aber auf den Bäncken hin und wieder geworfen, weniger gar zerrissen u. zerlumpet werden; wer darwider sträflich befunden wird, soll in den Fiscum einen gr. zu geben schuldig seyn.

9. Wenn bey Begräbnis eines seel. Verstorbenen figuraliter zusingen begehret wird, sollen nach vorhergehender Intimation die Symphoniaci, so bald zu solchem Leich-Begängnis geläutet wird, in der Schule sich versamlen, dornach der Leich-Procession und Leichpredigt beywohnen u. die anbefohlene Gesänge mit aller Andacht singen: Wer hierinnen sich nicht gebührlich verhält, soi mit 3 ß gestrafet werden.

10. Der Schulmeister soll allezeit bey dem Pfarrer Nachfrage halten, ob und

Digitized by Google

waz musiciret werden soll? keinesweges aber eigenes Gefallens solches fürnehmen, widrigen fals Er dem Fisco 6 ß zugeben verbunden seyn.

11. Die Straf-Gelder sollen jährlich auf das Fest Michaelis ungesäumet erleget, colligiret u. zu Erkaufung newer Stücke angewendet werden; wer aber in Entrichtung seiner Schuldigkeit säumig ist, soll ümb 1 gr. gestrafet werden.

12. Und damit die Verbrecher fleißig notiret u. die Straf-Gelder richtig eingebracht werden: Als sol von dem Collegio Musico nach der Ordnung von halben zu halben Jahren ein Judex erwehlet und Ihm die Aufsicht aufgetragen werden, allermaßen man zu demselben das Vertrauen hat, Er werde disfals an seinem Fleiß nichts ermangeln laßen; im widrigen sol Er mit dem Verbrecher gleiche Strafe leiden.

13. Zur Ergetzlichkeit sollen sie haben eine Tonne Bier (als einen halben Eymer auf Weynachten, einen halben Eymer auf Ostern und einen halben Eymer auf daz liebe Friedens-Fest) und dabey sich geziemend, fromm und eingezogen verhalten, alles leichtfertigen Geschwätzes, Zanckens und injurirens gäntzlichen auch enthalten: Wer hierwider pecciret, sol nach Inhalt der disfals ausgelaßenen Fürstl. Ordnung bestraft werden.

Wie nun solche Leges zur Ehre Gottes, Unterweisung der lieben Schul-Jugend und Aufnehmung der edlen Music gemeynet: Also hoffet und verthut man sich ümb desto mehr, es werden gesampte Symphoniaci sich denen selben gehorsamlich unterwerfen.

Offene Kirchen im Protestantismus?

von **M. Rieger** in Darmstadt.

Daß unsre Kirchen täglich wie die katholischen für die stille Andacht offen stehn sollten, ist in dieser Zeitschrift in einer Weise ausgeführt und begründet worden, gegen die im Folgenden nichts eingewendet wird. Es soll nur versucht werden, das Verhältnis dieser Forderung zu unsrer protestantischen Gefühls- und Denkweise etwas näher ans Licht zu stellen.

Man erinnert, daß nicht jeder, den der Geist zum Gebete treibt, ein Kämmerlein dafür zur Verfügung habe, und daher so manchem erst die Kirche die Gelegenheit zum Gebet und zu der Sammlung, die es erfordert, gewähren würde, wenn sie nur geöffnet wäre. Angenommen sie wäre es, so dürfte sie doch aber nicht nur die Leute, denen es am Kämmerlein gebricht, zur Andacht einladen wollen, schon darum, weil der Arme und Geringe jeder Zeit am Beispiel der Klasse hängt, die er über sich sieht und zu der er selbst lieber gehörte. Und weil er das richtige Gefühl hat, wenigstens in Sachen der Religion dieser Klasse gleichzustehn, und daher weder Bedürfnisse noch Pflichten haben will, die dieser nicht auch zukommen. Es müßte also die Kirche, wenn sie den Leuten ohne Kämmerlein wahrhaft dienen sollte, allen als der zum Gebete vorzugsweise geeignete Ort erscheinen, wie sie es den Katholiken offenbar thut. Und dagegen lehnt sich das protestantische Bewußtsein auf. Wir wissen uns unserm Gott an jedem Orte gleich nahe, die Wände, die uns umschließen, machen dafür nichts aus; auch nicht der imponierende Eindruck einer künstlerischen Architektur oder ihres bildnerischen Schmuckes: leugnen wir die Wirkung davon auf unsere Andacht etwa nicht, so wollen wir doch grundsätzlich nicht davon abhängen. Wir unterscheiden streng die ästhetische von der

Digitized by Google

religiösen Regung. Die Kirche ist uns das Versammlungshaus zum öffentlichen Gottesdienste, d. h. zum Anhören der Predigt, die von einigen gottesdienstlichen Nebenhandlungen umgeben wird. Die Kirche ist uns um dieses Zwecks willen ehrwürdig und einer anständigen, auch ästhetisch befriedigenden Herstellung wert; aber so lange sie zu ihrem Zwecke nicht benutzt wird, ist sie eben ein unbewohnter Raum, der wie jeder seinesgleichen, so schön er sich darstelle, für unser Gefühl etwas Frostiges hat.

Dieses Frostige empfindet der Katholik nicht, aber auch nicht der Protestant, wenn er eine katholische Kirche außerhalb der gottesdienstlichen Stunden betritt. Was ist die Ursache? Nicht der Schmuck der Tabernakel und andere Dinge dieser Art, die nur zu oft unsern Geschmack wie unsern religiösen Sinn beleidigen. Nicht die Gegenwart von Betern, die die Lippen bewegen und dabei die Augen herumgehen lassen; an ihnen pflegt der Protestant sich zu ärgern und die Äußerlichkeit dieser Art Religion zu erkennen. Es ist vielmehr eine unwillkürliche stille Sympathie mit den andersgläubigen Leuten, die in diesem Raume eine Gegenwart Gottes empfinden, wie sie keinem andern zukommt. Die katholische Kirche ist für das Bewußtsein der Gläubigen eben nicht Versammlungshaus der Gemeinde; sie ist Gotteshaus — ein Ausdruck, den wir auf unsere Kirchen, wenn wir gewissenhaft sein wollen, nur mit umständlichen Verwahrungen anwenden können.

Dieses gegenwärtige Numen, das in der katholischen Kirche wohnt wie im antiken Tempel, haftet nicht am Bilde des Gekreuzigten, das auch wir auf unsere Altäre stellen oder groß im Triumphbogen befestigen können; es haftet nicht an der ewigen Lampe, in der die andächtige Liebe der Braut Christi sinnbildlich ausgedrückt wird, und die wir uns etwa aneignen könnten. Es haftet an der geweihten Hostie, die im Tabernakel steht und das Brot des Lebens darstellt, das vom Himmel kommt und das Er, der Heiland, selber ist.

Dabei verschlägt es nicht viel für die Gemeinde, in welcher Weise die kirchliche Dogmatik das Geheimnis dieses Symbols formuliert. Die Gemeinde wird über die Begriffe Substanz und Akzidenz schwerlich soweit aufgeklärt sein, daß ihre religiöse Empfindung dadurch bedingt werden könnte. Was sie praktisch erfährt ist die Wirkung des Symbols auf das Gemüt; und wenn sie bei der Wandelung wie vor einem Wunder erzittert, so geschieht es, weil eben jetzt jene Wirkung eintritt.

Auf das Symbol der Hostie haben wir um seines abergläubischen und hierarchischen Mißbrauchs willen verzichtet, oder doch es auf den Augenblick des Genusses im Abendmahle beschränkt. Wir haben damit auf das Herz der alten Gottesdienstordnung verzichtet, ohne welches alle andern Bestandteile einer deutschen Messe, die wir etwa zusammenfügen, doch nur lose Glieder an dem neuen Zentralorgan, der Predigt, sind.

Wir haben ja überhaupt den Sinn für das Symbolische unter uns verkümmern lassen. Es ist uns fremd geworden, mit einem Gegenstand oder einer Handlung die religiöse Idee so zu verbinden, daß sie unter dem Zeichen sofort empfunden wird und dieses Sinnliche nicht ohne ihre Regung wahrgenommen oder vorgestellt werden kann, daher es die Ehrfurcht auf sich zieht, die ihr gebührt. Es ist viel, daß wir noch immer beim Gebete die Hände falten oder sie bei gewissen feierlichen Handlungen auflegen, aber wir können nicht mit dem Zeichen des Kreuzes segnen. Wir können nicht vor einem Kruzifix am Wege den Hut

Digitized by Google

lüften, obwohl uns vielleicht eine Art Rührung ankommt, wenn wir es einen katholischen Bauern thun sehen. Öffentlich aufgestellte religiöse Bildwerke sind in unsern Städten von den Steinwürfen der Gassenjungen bedroht. Es wird erzählt, daß nach der Vertreibung der Katholiken aus Japan die Holländer ihre Zulassung in Nagasaki durch Anspeien des Kruzifixes erkaufen mußten; wenn es wahr ist, so darf man sich die Seefahrer, die sich dazu verstanden, darum noch nicht als Verächter oder Verleugner Christi vorstellen: vielleicht waren ernste Gläubige unter ihnen, die sich die Predigt oder die Bibel nicht hätten verbieten lassen, die aber fähig waren, in dem Bilde des Heilands nur einen abergläubischen Apparat aus Holz oder Metall zu sehen, während katholische Gläubige um einer solchen Zumutung willen auch Märtyrer geworden wären. Wir verabscheuen geradezu farbige Ornate und Rauchfässer, wir würden es nicht ertragen, daß der Liturg beim Gebete sich von der Gemeinde ab- und dem Altar zuwendete; jeder Angeschmack von Ritualismus weckt unsere Entrüstung. Es ist fast, als ob das Ohr der einzige von Gott anerkannte von unseren fünf Sinnen wäre. Fast erscheinen die Sakramente, die wir nicht aufgeben konnten, als fremdartige Zuthaten zu der unsinnlichen Reinheit unseres gottesdienstlichen Lebens; und freilich bleiben wir mit ihnen dem Symbolismus noch immer verhaftet, dessen einfaches Wesen die Kirche sich nur durch dogmatisches und konfessionelles Vernünfteln verdunkelt hat. Und noch liegt es in unserm Gefühl, das einmal geweihte Element auch außerhalb des sakramentalen Gebrauchs mit einer anständigen Ehrfurcht zu behandeln, obgleich es uns ohne Verbindung mit dem Worte nichts sein sollte, als was es von Natur ist. Im ganzen genommen ist bei uns der Dienst verschmäht, den die vom Sinn angesprochene Phantasie für das Einwurzeln der Religion in die Gemüter leisten kann, und der für die geistig Unmündigen aller Zeiten vielleicht unersetzlich ist. Dadurch nicht am wenigsten entging dem Protestantismus, der doch Volksreligion werden wollte und mußte, die Fähigkeit, das Volksleben in dem Maße wie der Katholizismus zu durchdringen und zu beherrschen. Er stellte den höchsten religiösen Maßstab auf, verwarf, was sich an diesem als zu kurz erwies, und lernte notgedrungen für seine eignen Leistungen, die demselben nicht genügen, ein Auge zudrücken. Es will heute scheinen, als werde es dem Protestantismus hie und da bange bei seiner Unsinnlichkeit. Der Aufsatz, an den angeknüpft wurde, legt dafür ein gewisses Zeugnis ab, wenn er von Protestanten spricht, die wohl eine offenstehende katholische Kirche im Vorübergehen zu kurzer Andacht benutzen. Man wird einer solchen Neigung und Stimmung wahrscheinlich nur bei geistig verfeinerten Menschen begegnen, soweit diese in unserer Zeit noch religiöser Regungen fähig sind. Bei derselben Art Leute begegnet man wohl dem Wunsche: wenn wir doch eine Messe hätten statt der ewigen Predigt. In demselben Maße, wie man kritischer aufgelegt für die Predigt geworden ist, so daß nur noch das wirkliche Talent und die kräftige Originalität zu ihr berechtigt scheinen will, regt sich das Verlangen nach dem objektiven und darstellenden Moment im Gottesdienste, bei dem der Geist ruhen und sich ruhig erheben kann. Zwischen einem solchen Verlangen und dem Wunsche der geöffneten Kirchen dürfte wohl ein verwandtschaftlicher Zusammenhang anzunehmen sein.

Ob die Erfüllung dieses Wunsches unter den Voraussetzungen des Protestantismus zum Segen ausschlagen kann, das wird schließlich nur das Experiment lehren, mit dem man ja auf dem bedenklichsten Boden, der sich finden mag, in

Digitized by Google

der stark entchristlichten Weltstadt Berlin, vorgegangen ist. Sollte sich zeigen, daß in ihrer protestantischen Bevölkerung und vornehmlich in deren hoffnungsvollem Nachwuchse genug Scheu vor dem heiligen Gebäude wohnt, um eine für die Andacht, die versucht werden könnte, beschwerliche Behütung unnötig zu machen, so würde schon damit der Glaube und die Hoffnung manches Wünschenden zu seiner Freude überboten werden.

Die wichtigste Unterstützung des Versuches läge ohne Zweifel in dem täglichen kurzen Gottesdienste, den man sich als in die Kirche verlegte Hausandacht des Pfarrers denkt (freilich müßte dieser nach alter Gebühr bei der Kirche wohnen und nicht irgendwo einige Straßen von ihr). Den Vorschlägen, wie die Kirche für die Beter gemütlich anregend zu machen wäre, dürfte vielleicht die Einführung des ewigen Lichtes hinzugefügt werden, eine Sache, die auch für das aufgeregte konfessionelle Bewußtsein sich leicht als harmlos nachweisen ließe. Die Flamme ist uns ein geläufiges Bild des Lebens, die Idee der Liebe drücken wir noch immer verständlich durch das flammende Herz aus. Die immer brennende Lampe würde den Sinneseindruck eines Lebendigen in dem öden Raume geben und dem Nachdenklichen anzeigen, daß in diesem Gebäude eine ewige Idee lebt, die der Welt Licht und Leben giebt. Aber es müßte im Gedanken an die zehn Jungfrauen des Evangeliums eine wirkliche Lampe mit Baumöl sein, nicht eine Gasflamme, womit ein praktischer Kirchenvorstand vielleicht rasch bei der Hand wäre, und noch weniger ein elektrisches Licht.

Tägliche Gottesdienste

von **E. Belin**, Pfarrer auf dem Neuhof bei Straßburg.

Der Artikel „Offene Kirchen, tägliche Gottesdienste“ in Nr. 1 des 2. Jahrgangs der Monatschrift, bringt den gewiß originellen Vorschlag, der Geistliche solle seine tägliche Morgen- und Abendandacht in die Kirche verlegen, um auf diese Weise den Gemeindegliedern, die sich darnach sehnen, eine Gelegenheit zu geben, auch in der Woche das Gotteshaus besuchen zu können, um sich darin zu erbauen. Mancher unserer Amtsbrüder wird bei diesem Vorschlag den Kopf geschüttelt und für sich gedacht haben: Noch mehr Arbeit! Wo soll das noch hinaus? Vielleicht wird aber mehr als einer der lieben Brüder auf dem Lande den Gedanken freudig ergriffen und gesagt haben: Freilich, da hätten wir doch eine tägliche, regelmäßige Beschäftigung, und die fehlt uns zuweilen.

Wir wollen jedoch hier nicht untersuchen, inwieweit der angeregte Gedanke Anklang gefunden, oder in welcher Weise er in dieser Gestalt ausführbar wäre. Wir möchten vielmehr, von einem Vorgang in der katholischen Kirche ausgehend, einen Weg zeigen, auf welchem man in etwas anderer Art wenigstens zu den Morgenandachten in der Woche zurückkommen könnte.

In vielen Ortschaften sehen wir, nicht jeden Morgen, wohl aber einige Male in der Woche, die katholischen Schulkinder etwa eine halbe Stunde vor dem Beginn der Schule in die Kirche strömen und daselbst eine kleine halbe Stunde zubringen. Welcher Art der Gottesdienst ist, der ihnen dort geboten wird, wissen wir allerdings nicht; aber das thut nichts zur Sache; die Thatsache an sich ist es, die für uns wichtig ist. So verfährt die katholische Kirche, um der Jugend die Not-

Digitized by Google

wendigkeit einer täglichen Andacht, des täglichen Gebets einzuprägen und sie darin anzuleiten. Können wir nichts daraus lernen? Wir werden wohl nicht übertreiben, wenn wir sagen, daß in den meisten evangelischen Familien keine gemeinsame Andacht stattfindet; und wo vielleicht noch ein Morgen- oder Abendsegen zusammengebracht wird, aus der Bibel wird kaum mehr gelesen. Und doch soll der Glaube der Gemeindeglieder sich auf das Wort gründen, und dennoch singen sie alle Jahr für Jahr tapfer: „Das Wort sie sollen lassen stahn". In der That, sie lassen es stehn — auf dem Bücherbrett in der Ecke; und weder Alte noch Junge wissen mehr, was eigentlich in der Bibel steht, außer den allbekannten biblischen Erzählungen und Texten. Dem könnte auf wirksame und sicher auch segensreiche Art abgeholfen werden, wenn man sich entschließen wollte, zunächst zwei- oder dreimal in der Woche zuerst die Schuljugend etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts in der Kirche zu versammeln: ohne Orgelbegleitung könnten 2—3 Verse eines Liedes gesungen werden, dann würde der Geistliche ein Kapitel aus der h. Schrift lesen und, wenn es nötig ist, einige Worte der Erläuterung hinzufügen und mit einem kurzen Gebete schließen. Das Ganze sollte nicht viel mehr als eine Viertelstunde dauern. In dieser Weise würde mit der Morgenandacht die Gelegenheit geboten, den Inhalt der Bibel kennen zu lernen und die wichtigsten Stellen derselben mehrere Male hören zu dürfen. Wir zweifeln nicht, daß nach und nach erwachsene Glieder der Gemeinde schon aus Neugierde, dann später aus wirklichem Interesse diese Gelegenheit benützen und gern dieser Morgenandacht beiwohnen würden. Wir sind fest überzeugt, daß dadurch das geistliche Leben der Gemeinden einen neuen Impuls bekäme, und daß die Anhänglichkeit an die Kirche und an das in ihr verkündigte Wort, unter der Schuljugend gepflegt, im späteren Leben bleibende Früchte zeitigen würde.

Schreiber dieser Zeilen kann leider nicht selber mit gutem Beispiele vorangehen, denn er hat keine Pfarrei, und seine Hausgemeinde versammelt er so wie so täglich zur Morgen- und Abendandacht. Aber er möchte den einen oder den andern seiner Amtsbrüder hiermit bitten, wenn der Vorschlag ihm einleuchtet, mutig einen Anfang zu machen. Nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten, die eine solche Neuerung immer zur Folge hat, wird sie gewiß bald gern gesehen werden und sich in die Gemeinde einbürgern. Es müssen doch einmal die Stimmen verstummen, die immer wieder behaupten, daß die evangelischen Geistlichen nur Sonntagsprediger sind, die außerdem in keinem nahen Kontakt mit ihren Gemeinden stehen und keinen Einfluß auf sie haben: unser Vorschlag ist ein Mittel unter anderen, um diesem Übelstand zu wehren, sofern derselbe vorhanden ist, und zwischen der Gemeinde und ihrem Gotteshause sowohl als ihrem Hirten eine beständige, segensreiche Verbindung herzustellen.

Offene Kirchen? Tägliche Gottesdienste?

von **Carl Pahncke**, Pfarrer in Bonn[1]).

Für beides ist der Bonner Professor Sell im Aprilheft dieser Monatschrift mit einem Aufsatz in die Schranken getreten, der neben einer Fülle von geistvollen Einzelbemerkungen

[1]) Wir waren genötigt, diese Arbeit, die kurz vor Abschluß der Disposition über Nr. 9 einging, des beschränkten Raumes wegen in kleinerer Schrift setzen zu lassen als die beiden vorhergehenden Aufsätze über das gleiche Thema. Die Red.

Digitized by Google

für mich so viel Disputables, und zwar in seinen Kernpunkten und Grundmotiven, enthält, daß ich der Versuchung nicht widerstehe, meine abweichende Anschauung in einigen Randglossen zur Mitteilung zu bringen. Vielleicht trägt dieser Versuch zur Klärung der hier angeregten Frage ein weniges bei.

Sell wünscht also mit anderen vor und neben sich die Herübernahme des katholischen Brauches *offener Gotteshäuser* von seiten der protestantischen Gemeinden. Wenn er dabei die Frage nach der Möglichkeit der *praktischen Verwirklichung* eines solchen Gedankens mit in den Vordergrund rückt (S. 3), so thut er gewiß gut daran. Lassen doch die großen kirchlichen und sozialen Schmerzen und Notlagen unserer Gegenwart für die Verfolgung utopischer Projekte keinen Raum; und keine noch so wohlgemeinten Impulse von oben her, und keine noch so heiß gefühlten Sehnsuchtsträume idealer Schwärmer dürfen uns veranlassen, Zeit und Kraft an nutzlosen Experimenten zu vergeuden. Die quaestio princeps bleibt darum: Ist das Gesuchte denkbar, oder stellen sich ihm von vornherein unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen? An sich möchte man zu der Antwort versucht sein, daß uns Evangelischen durchführbar sein werde, was die Katholiken fertig bringen. Auch bei uns war ja noch stets ein Weg, wo ein Wille war. Gewiß denkt auch Sell im letzten Grunde so. Gleichwohl sieht er allerlei Hemmnisse. Und in *diesem* Stücke bin ich der Optimist und er der Schwarzsehende. Dem Protestanten — das ist ungefähr seine Gedankenschlußfolgerung — ist im Unterschied und Gegensatz vom Katholiken sein Gotteshaus ein Raum wie jeder andere; dieser Umstand macht eine sorgfältigste Beaufsichtigung des kultischen Ortes bei uns notwendig, weil er der steten Gefahr einer Profanierung in der einen oder andern Weise ausgesetzt bleibt; die Kontrole aber verursacht naturgemäß erhebliche Kosten; und diese Kosten hinwiederum sind ein ernstes Hindernis der Durchführung und Realisierung jener Idee (S. 3. 4). So sehr ich dem Vordersatz dieser Ausführungen beipflichte, so entschieden lehne ich deren Allgemeinurteil ab. Gewiß, dem Katholiken römischen Dogmas ist sein Heiligtum dasjenige, was dem alttestamentlichen Juden sein Tempel war: die Stätte der substanziellen Gegenwärtigkeit seines Gottes, wie denn ja der Katholizismus als solcher in seinen wesentlichen Grundzügen die Neubelebung des alt-israelitischen Theokratiesystems bleibt. Der fromme Protestant steht in seinem Heiligtum mit der Überzeugung Pauli: Gott, der die Welt gemacht und alles, was darinnen ist, — wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht. Aber sollte das ausschließen, daß eben er mit den Gefühlen einer heiligen Scheu sich ihm naht oder in ihm steht? Ist es ihm nicht die Wohnstatt des Allewigen, so ists ihm doch der Ort, an welchem ihm das Wort der göttlichen Wahrheit geboten wird, darinnen er das Sakrament des Nachtmahls feiert, wo seine Kinder konfirmiert wurden und das Gelöbnis der Treue ablegten, an dem er Sonntag um Sonntag die Gemeinschaft des Glaubens hält, woran sich in seligsten Erfahrungen und Erinnerungen für ihn eine reiche Geschichte des innern Lebens und Erlebens knüpft u. s. w. Nicht dogmatische Rücksichtnahmen bestimmen ihn, aber die *Pietät der Frömmigkeit*, der Andacht und Liebe, und ob weiß nicht, ob das wirklich eine geringere Schutzwehr wider das Hineintragen des Weiheloſen und Unheiligen ist. Sell unterschätzt meines Erachtens die *Innigkeit und Kraft des deutsch-evangelischen Gemütes*, das mit Freiheit und Bewußtsein seiner Kultusstätte zur Hüterin wird. Zieht nicht auch der Protestant ehrerbietig seinen Hut und dämpft seine Stimme, wenn er über die Schwelle seiner Kirche tritt? Und macht er nicht von selbst durch seine Haltung, sein Auftreten und Benehmen einen Unterschied zwischen seinem Gotteshaus auf der einen, und einem Konzertraum oder seiner täglichen Behausung auf der anderen Seite? Vor Frivolität hingegen ist der katholische Meßraum ebensowenig, wie der evangelische Betsal geschützt. Ich habe darum gar keine Furcht — wie Sell sie hat —, daß „die Benutzung der offenen evangelischen Kirchen zu unlauteren Zusammenkünften sehr bald ihre polizeiliche Sperrung herbeiführen werde;“ ebensowenig halte ich es für wahrscheinlich, daß die Versuchung bei der im Freien und in der Nähe eines geöffneten Gotteshauses beschäftigten protestantischen Arbeiterschaft groß sein wird, „ihr von den Frauen gebrachtes Mittagsbrot im Innern derselben zu verzehren“ und so die Kirche zum Speisesaal zu machen. Und wenigstens *eine* Erfahrung meines Amtes befestigt mich in dieser Annahme. Die Dorfkirche meiner ersten Pfarrei stand

Digitized by Google

während der Sommermonate alltäglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend offen. Der Platz um sie her war der Spielplatz der Kinder, wie auch ein beliebter Zusammenkunftsort des heranwachsenden jungen Volkes. Und aller Verkehr der Gemeinde flutete über ihn dahin. Nie aber habe ich auch nur von einem Versuch seiner Entweihung oder Profanierung gehört. Kurz: diese Sorge unseres Autors teile ich nicht. Die Pietät des frommen Gemütes reicht ebensoweit als die des dogmatischen Sinnes. —

Stehen für mich somit keine äußeren Schwierigkeiten der Aufnahme und Verwirklichung des Planes „offener Kirchen" entgegen, so fragt sich nur, ob das Mögliche auch das für uns und unsere Verhältnisse wirklich Wünschenswerte sei. Läuft es in keiner Hinsicht weder dem Gesamtcharakter noch den Grundideen des Protestantismus zuwider? Werden durch diese Einrichtung keine anderen wichtigen und gesunden Lebensinteressen geschädigt oder eingedämmt? Bleibt der Segen ihrer Durchführung in Übereinstimmung mit den Mühen und Opfern ihrer Erlangung? Denn darüber kann doch kein Zweifel sein, daß die Forderung nur unter diesen Voraussetzungen beansprucht kann, weithin gehört zu werden. Also cui bono? Wozu offene protestantische Gotteshäuser? Zur Hebung welcher Notstände sollen sie dienen?

Sells Bescheid darauf lautet: um den Protestanten eine Stätte innerer Sammlung zu geben, und zwar denen zumeist, die schlechterdings keinen Raum haben, wo sie einmal in der Stille ernsten und frommen Empfindungen und Gedanken nachhängen können u. s. w. (S. 2.) Zur Illustration des letzteren wird dann auf die Wohnungsnot der Großstädte hingewiesen, die es mit sich bringe, daß gleichzeitig mehrere Familien ein einziges Zimmer inne hätten. (S. 3.) Habe ich nun aber in diesen Sätzen die Meinnng unsres Autors richtig zum Ausdruck gebracht, so sei es mir gestattet, in ihr zur klareren Beurteilung derselben die grundsätzliche von der ein spezielles Bedürfnis ins Auge fassenden Seite zu unterscheiden.

Beginnen wir mit dem letzteren. Solche Verhältnisse, mit denen Sell in seinem Aufsatze rechnet — wahrscheinlich gestützt auf den von ihm zitierten Crönert —, entziehen sich allerdings meiner persönlichen Kenntnis. Gesetzt nun aber auch, daß wir es bei ihnen nicht mit ganz vereinzelten, sondern häufig wiederkehrenden Mißständen zu thun hätten, glaubt Sell wirklich, daß bei denen, die unter ihnen leiden, die unerläßliche Voraussetzung für die Annahme seines Abhilfsmittels anzutreffen sein wird: das Bedürfnis darnach? Es ist doch erfahrungsmäßig schwer, jemandem den Wert und Gewinn eines Dinges begreiflich zu machen, dessen Dasein und Besitz er überhaupt nicht als Gutthat empfindet. Ich darf dem verehrten Vorredner versichern, daß ich noch nie in Arbeiterkreisen auch nur einen Wunsch nach offenen evangelischen Gotteshäusern gefunden habe. Knüpft aber diese Institution an keinen berechtigten nnd klar empfundenen Trieb der Volksseele an, liegen ihr statt Realbedürfnissen Idealvorstellungen in der Entstehung zu Grunde, so tritt sie von vornherein unter den Auspizien der Erfolglosigkeit und des Todes ins Dasein. Und ich meinerseits kann nicht wünschen, daß der Protestantismns über einem totgeborenen Unternehmen sich öffentlich bloßstelle und in die Rolle des süß Schwärmenden eintrete. Aber ich frage mich weiter, ob der hier vorgeschlagene Weg, selbst wenn er betreten wird, ein irgendwie befriedigendes Ziel nnd Resultat in Aussicht stelle; ob das Vorgeschlagene nicht blos ein Nothehelf allerminimalster Art bleibe, nein, ob es nicht geradezu dienen werde, das Mögliche und Nötige in dieser Beziehnng aufzuhalten. Was soll denn eigentlich diese Minute des täglichen Aufatmens im Gotteshause einem Unglücklichen, wie er nns hier vorgestellt wird, gegenüber der Unrast und Unruhe seines sonstigen häuslichen Lebens? Was man ihm jetzt zuwenden möchte: ist es nicht ein Tropfen auf heißen Stein? Gewiß, auch ich bedenke, daß etwas besser ist denn nichts. Aber ich denke auch daran, daß unsere menschliche Bequemlichkeit sich nur zu leicht mit dem Erstreben des Kleinen und mühelos Anshilfsweisen zufrieden giebt, um nicht das Entscheidende, aber Schwerstvollere erstreben zu müssen. Wollen die ideal gerichteten, volksfreundlichen Laien, die hinter dieser Bewegung stehen, wirklich jenen traurigen Menschenexistenzen helfen, so sollen sie die Hand an die Wurzel legen und den

Digitized by Google

Bedauernswerten zu Wohnungen zu helfen suchen, in denen sie sich äußerlich und innerlich zu sammeln im stande sind, und nicht nur für Augenblicke. Endlich aber würde die Rücksichtnahme auf solche bestimmten sozialen Zustände, die Einzelerscheinungen mit lokal bedingtem Gepräge bleiben, immer nur zur Folgerung partieller Einführungen offener Gotteshäuser führen. Eine Berechtigung, die bezügliche Forderung zu einer für den Gesamtbereich des Protestantismus gültigen zu machen, ist damit nicht erwiesen.

Das aber führt mich zu der prinzipiellen Seite der Frage, ob nämlich die Offenhaltung der evangelischen Gotteshäuser als Stätte geistlicher Sammlung für den Protestantismus als solchen zu wünschen sein dürfte. Anders ausgedrückt: benötigen wir unter normalen Lebensbedingungen derselben, und ist ihr Mangel und Ausfall als ein Defizit für Religiosität und Innerlichkeitswesen anzusehen? An sich bestreite ich natürlich nicht, daß die Umgebung, in der wir uns befinden, bei der Unmittelbarkeit und Stärke der Wechselbeziehungen zwischen unseren Sinnen und unserer Seele fördernd auf unsere Gefühlserregungen einwirkt. Man braucht sich ja nur daran zu erinnern, wie der trübe und müde Menschensinn über dem Anblick einer lieblichen Landschaft oder unter Anhören edlen Gesanges gewandelt wird. Wie sollte nicht das hehre Schweigen und die Symbolsprache eines Gotteshauses auf einen empfänglichen Menschen einen Einfluß haben! In den Briefen L. v. Rankes (Zur eigenen Lebensgeschichte S. 178) findet sich folgende Äußerung: „An dem katholischen Gottesdienste nehme ich etwas wahr, was mir ganz gut gefällt. Daß der Mensch, der in Arbeit ist, durch die immer offene Kirche geht, sein Gebet verrichtet, sobald er Zeit hat, und wieder geht, daß die Lichter brennen und Heiligenbilder stehen, kann ich wohl leiden. Es ist etwas Vertrauliches in dieser Verehrung. Ich gehe zuweilen, wenn ich mich müde gearbeitet, selber dahin (er schreibt aus Wien); abends um 6 Uhr etwa. Die Kirche ist voll Menschen und sparsam erleuchtet; viele sitzen, ebensoviel stehen dem Hochaltar gegenüber. Man singt ein deutsches Lied, von dem ich nicht weiß, was es sagen will. Niemand hat ein Buch, die Weise ist nicht gerade schön. Ich lehne mich an eine Säule in der Ecke und höre so zu. Wo wäre ein anderer Ort so geeignet, an nichts zu denken und alles; einer für den, der nicht weiß, wie ihm in der Welt geschieht, der Gott sucht und nicht kennt, der eine Wissenschaft wünscht, die er nie erlangen wird, — sich selbst zu beweinen?“ Wie gesagt, solche Stimmungswirkungen eines gottesdienstlichen Raumes verstehe ich. Nur daß dieselben auch durch andere Mittel ebenso hervorgebracht werden, und daß man nicht als Protestant sein Andachtsleben dadurch wesentlich bedingt und abhängig erklärt. Vor der von Sell hervorgehobenen Thatsache, daß nicht „ganz wenige gebildete Protestanten, die in der glücklichen Lage sind, eine stille Stube zu haben, gern die Gelegenheit ergreifen, in einer katholischen Kirche eine Andacht zu verrichten“ — stehe ich darum nicht nur mit einem Kopfschütteln, sondern mit dem freimütigen Bekenntnis eines völligen psychologischen Unverständnisses dieser Erscheinung. Für mein Empfinden — und ich meinte bisher, es müsse den Evangelischen überhaupt so ergehen — hat alles, was ich in katholischen Kirchen sehe und sehen muß, so viel innerlich Störendes und Verletzendes, daß mir dieser Ort als der denkbar ungeeignetste für meine Andacht erscheinen würde. Gewiß, mein ästhetisches Bedürfnis kann dort — zumal wenn ich durch Kultusstätten wie den Kölner oder Regensburger Dom wandle — allerlei Nahrung und Erfrischung empfangen, nie aber mein spezifisch religiöses. Allerlei ernste, feierude, bewundernde Stimmungen können dort über mich kommen, aber kein Drang des Gebetsaktes. Die erzeugt die nüchternste evangelische Kirche weit eher in mir als das stilvollste katholische Münster. Aber auch sie ist mir dafür ein Entbehrliches, und ich betrachte darum den Ruf nach offenen Kirchen als einen, dem allerhöchstens bei schwierigen sozialen Verhältnissen, wie unser Sellscher Artikel sie andeutet, Folge gegeben werden sollte, aber dann auch nur auf Zeit. Unsere protestantischen Gotteshäuser sind einfache Zusammenkunftsorte zu gottesdienstlichen Zwecken, darum allerdings auch keine Ausruhstätten. Wie sie in sich keinen Heiligkeitscharakter tragen, so haben sie ihre Bedeutung allein als Orte der Verkündigung des Wortes und der Darstellung und Übung der Gemeinschaft des Glaubens. Sind sie von beidem entleert, so entbehren sie eben dasjenige, wodurch sie ein real Förderliches

Digitized by Google

werden. Eine positive Hilfe kann das evangelische Gotteshaus den Gemeinden nur werden, wenn das Stumme und Tote Sprache und Zunge bekommt, wenn das Offene und Zugängliche zur Verkündigung wird. Und damit komme ich zu dem Hauptpunkte der Ausführungen Sells: den öffentlichen, täglichen Gottesdiensten im Protestantismus.

Sell schreibt über sie: „Wenn ein in der Nähe der Kirche wohnender Geistlicher in derselben seine Morgen- und Abendandacht öffentlich hielte, wäre dem ersten Bedürfnis genügt. Eine solche Andacht dürfte nicht länger als höchstens 20 Minuten dauern. Sie würde gehalten werden müssen unter allen Umständen, d. h. wenn auch nur eine Person außer dem Pfarrer dabei wäre, für die er füglich im Notfall zu sorgen hätte. Sie bestände aus dem Vorsprechen eines Liederverses, aus Gebet, einer oder zwei Lektionen, vielleicht noch einem Vers und einem Friedenswunsch, abends mit dem Segen. Sind genug Leute da, so singe man ohne Orgel. Ausgeschlossen wäre jede freie Ansprache. Der Gottesdienst wäre sozusagen unpersönlich. Der Geistliche spreche nur mit Gottes Worten zu der Gemeinde, er spreche in formulierten Gebetsworten im Namen der Gemeinde zu Gott."

Was Sell hier fordert, will er nicht von heute auf morgen. Es ist — sozusagen — sein Zukunftstraum, dessen Verwirklichung erst dann eintritt, wenn die „stillen Gottesdienste" (S. 6) den Beifall gefunden haben. Dann, so hören wir, sei man auf die Frage gerüstet: Warum giebts bei uns keine täglichen Gottesdienste? Für mich steht nun die Sache so, daß ich in dieser Richtung keinerlei Wunsch erwarte, weil es mir eine ausgemachte Sache ist, daß jene (d. i. „die stillen Gottesdienste") innerhalb des Protestantismus nie zur Beliebtheit und Popularität gelangen werden. Denn die Exemplifikation am Katholizismus, welche auch von Sell beliebt wird, ist ganz beweisunkräftig. Wie nämlich dem kirchlichen Katholiken auch die beste häusliche, aber am ungeweihten Orte und ohne Priester und Allerheiligstes stattfindende Alleinerbauung ein Unzulängliches ist und bleibt, so gilt ihm andererseits der Gebetskirchgang als solcher für etwas Verdienstliches und die persönliche Seligkeit und Heiligkeit Förderndes. Es versteht sich, daß ihm zur Befriedigung solcher Bedürfnisse die Möglichkeit gegeben werden muß. Ein Protestant aber unterliegt doch dem Zwang derartiger Vorstellungen nicht. So sehr er sich seines Sonntags freut, an dem er mit anderen seines Glaubens und seiner Liebe Gott loben und anbeten kann, so klar ist er sich darüber, daß sein an der Hand seiner Bibel, seines Gebet- oder Gesangbuches vorgenommener Hausgottesdienst zureichend ist und ihm sein Teil an täglicher geistlicher Nahrung darreicht. Und nur von diesen Kreisen könnte doch der Ruf nach einem täglichen Gottesdienst ausgehen.

Aber gesetzt auch den Fall, der Hunger nach Gottes Wort würde einmal bei uns so groß, daß man ein öffentliches tägliches Angebot desselben heischte, — die Form, in welcher es Sell wünscht, würde ich in jedem Fall als eine ansehen, die zu bekämpfen wäre. Warum? Weil diese kirchlichen Morgen- und Abendandachten eine Gefahr für die häusliche Erbauung in sich schließen. Zwar sagt uns Sell eben über diese Hausandachten, daß sie ein „thatsächliches, selten genug geübtes Vorrecht der oberen Zehntausend und noch einiger darum hoch zu verehrender Stillen im Lande" in den unteren Volksschichten seien. Auf welchen Erfahrungen und Beobachtungen diese seine Angabe beruht, weiß ich nicht. Die meinen sind denn doch wesentlich erfreulichere. Aber ich nehme einmal an, er habe recht. So würde ich nicht wünschen, daß auch nur einer jener „Stillen" durch die Einrichtung einer allgemeinen Andacht im Gotteshaus in die Versuchung gebracht würde, seine Gepflogenheit und Sitte der heimischen Schriftlesung aufzugeben. Andererseits würde ich folgern: hat unser protestantisches Haus- und Familienleben wirklich einen so schweren Defekt, dann muß alles gethan werden, sie davon zu heilen, und keine Mahnung und Bitte darf geschont werden, um hier die einzig gesunden Zustände wieder zu gewinnen. Und das sage ich nicht vom Gesichtspunkte des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen aus, sondern aus dem der Erbauung des deutschen Hauses, auf dem unsere Zukunftshoffnung ruht. Die Einigung der evangelischen Familie im Höchsten, was es giebt, d. h. die gemeinsame Hausandacht, muß das Ziel der Strebungen aller bleiben, die eine religiöse Erneuerung bei uns begehren. Niemand aber fängt das Werk der Berieselung seines Gartens damit an, daß er die leise fließende Quelle darin verschüttet oder deren Wasser

Digitized by Google

verrinnen läßt. Ist die häusliche Andacht gefährdet, so erhält man sie sicherlich nicht durch die Eröffnung einer gottesdienstlichen Kirchenstunde wieder, die einen Hausvater und eine Hausmutter leicht in die Lage bringen kann, zu ihr sich zu flüchten und ihre vielleicht durch allerlei erschwerte Pflicht der Sammlung der Ihren ums Wort daheim ganz aufzugeben.

Und dann. Wir wollen uns doch wohl hüten, grundsätzlich eine derartige Andacht zur bleibenden Institution unserer Kirche zu erheben; nicht, weil es ein Bruch ist mit einer langen evangelischen Tradition; auch nicht, weil es leicht so aussehen könnte, als wollten wir den Katholiken etwas nachmachen. Von dem Gegner will auch ich gerne das Segensvolle und Gute lernen. Aber sehen wir doch wohl zu, daß wir nicht bei Empfehlung und Durchführung einer täglichen und öffentlichen Abend- und Morgenandacht zugleich bei manch einem den Gedanken einer frommen gottesdienstlichen Leistung wachrufen und großziehen, die in der Nutzung dieser Veranstaltung mit beschlossen liege nach Analogie des Meßganges. Wer mit dem evangelischen Volk in konfessioneller gemischter Gegend ein wenig nur vertraut ist, weiß, wieviel Neigung zu dieser Verkehrtheit auch bei uns vorhanden ist. Währen wir diese verderbliche Anschauung nicht, als sei eine Andacht, im Gotteshaus und durch einen Geistlichen vollzogen, in sich etwas Vollwichtigeres, als die im Hause.

Und nun noch ein Wort über die äußeren Schwierigkeiten der Realisierung jenes Sellschen Gedankens. Zumeist den Arbeiterkreisen soll sie zu gute kommen. Denken wir uns denn einmal die günstigsten Bedingungen: ein im Zentrum jener Bevölkerung gelegenes Gotteshaus, eine für sie gelegen gewählte Stunde, einen am kalten Wintertag durchwärmten Raum, einen Geistlichen nach dem Sinne Sells, der klar, schlicht, verständlich und die Seele im Innersten treffend Liederverse so zu sprechen vermag, daß auch gesprochen ihre Poesie erklingt, und so vorzubeten, daß der Hörer mitbeten muß, — lauter Dinge und Verhältnisse, die vereint anzutreffen bereits eine ganz außerordentlich günstige Fügung sein möchte. Wie denkt sich nun Sell eigentlich die Rolle des Geistlichen bei dieser Sache? Derselbe soll seine Morgen- und Abendandacht öffentlich halten. Aber doch im Kreise seiner eigenen Familie und Hausbewohnerschaft! In wieviel Fällen wird sich das verwirklichen lassen? Jede Unpäßlichkeit auch nur eines Gliedes macht dies Vorhaben illusorisch. Und will er nicht auf die Gemeinsamkeit der Andacht mit den Seinen Verzicht leisten, was er als christlicher Hausvater einfach nicht darf, wozu ist er dann genötigt? Zu einer vierfachen täglichen Andacht! Und glaubt Sell wirklich, daß die Darbietung eines unausgedeuteten Gotteswortes und eines formulierten Gebetes auf die Daner Leute festhalten kann, zumal wenn sie, aus Arbeiterkreisen, diese Gutthat mit nicht unerheblichem Zeitaufwand zu erkaufen haben? Ich mache ein großes, großes Fragezeichen dahinter!

Kurz: Von den offenen leeren Kirchen als Behütungs-, Sammlungs-, Evangelisationsorten verspreche ich mir nichts. Die Sellschen täglichen öffentlichen Abend- und Morgenandachten halte ich für bedenklich und praktisch undurchführbar. Will man in größeren Städten etwas thun, so erschließe man die den Arbeiterzentren günstig gelegenen Gotteshäuser um die Mittagspansen, aber lasse in ihnen durch gute Knabenchöre kräftige, herzanfassende Choräle singen und zwischendurch einfach und ernst die Orgel zu Gehör kommen. Das giebt Erfrischung und Erbauung und schädigt keine evangelischen Interessen.

Konzert-Kantoren.

Eine zeitgemäße Betrachtung von
Dr. **Georg Göhler.**

Wenn sich einmal ein gründlich durchgebildeter Musikgelehrter mit viel liturgischem Verständnisse ein Verdienst erwerben wollte, müßte er sich hinsetzen und „die Geschichte des evangelischen Kantors“ schreiben. Nicht so eine Sammelarbeit voll Namen und Daten, nein, womöglich ganz ohne daß man die Vorstudien merkte, ein klares Bild in großen,

Digitized by Google

ſcharfen Zügen, das uns deutlich zeigte, wie das nun alles ſo geworden iſt. Daraus könnten wir viel lernen! Denn daß wir jetzt mit unſern Kantoren und unſerer Kirchenmuſik nicht auf der Höhe ſind, weiß jeder, der die Lage kennt. — „Aber was ſoll uns dazu die Geſchichte helfen?“ Nicht, daß ich meinte, wir ſollten in ihr nach einem alten Ideal ſuchen, dieſes völlig wieder aufnehmen und als das unſere preiſen — jede Zeit hat ihr eigenes! Keine künſtlichen Regenerationen! — aber vielleicht fänden wir doch in der alten Zeit manches, was wir zu unſerem Schaden verloren haben, und zudem wirkt ja alle geſchichtliche Betrachtung anregend.

Hier kann eine derartige Überſicht über die ganze Entwicklung nicht gegeben werden, wohl aber etwas, was ſchließlich auch einigen Nutzen verſpricht, nämlich ein Bild des jetzigen Zuſtandes. Nicht das Bild, nein, nur eins von vielen, das aber nur zu oft zu finden iſt. Sollte es zu dunkel geraten, ſo bedenke man: dieſe Schilderung paßt, Gott ſei Dank, noch lange nicht überall, ſie beruht aber auf genau regiſtriertem Thatſachenmaterial und wird ſchließlich doch hie und da manches Auge öffnen. Und das letztere iſt die Hauptſache. Denn ſo lange wir denken: „'s könnte ja beſſer ſein, 's wird ſich aber mit der Zeit ſchon machen“, bringen wirs zu nichts. Das iſt kein getreuer Arzt, der eine Wunde mit einem hübſchen, weißen Tuche zudeckt und behauptet, nun ſeis gut; und drunter wuchert und eitert es fröhlich weiter. Es giebt nur ein Mittel für wildes Fleiſch: Wegſchneiden, mags noch ſo wehe thun!

Es ſoll alſo im Folgenden das Bild eines Typus des evangeliſchen Kantors gezeichnet werden, wie er leider iſt, wie er aber nicht ſein ſollte. „Konzert-Kantor“ will ich ihn nennen. Der Name ſagt, worin ſeine Mängel liegen. Daß dieſe Mängel thatſächlich ernſter Natur ſind und dem geſamten Gottesdienſte direkt ſchaden, wird nun nachzuweiſen ſein.

Nach der Meinung der erſten Autoritäten auf dem Gebiete der Kirchenmuſik ebenſo wie nach den Lehren der Geſchichte hat die Kunſt im Gottesdienſte ſich durchaus unterzuordnen, nie um ihrer ſelbſt willen da zu ſein oder ſich auffällig breit zu machen. Speziell die Muſik muß deshalb, ſoll ſie im Gottesdienſte verwandt werden, überhaupt kirchlich ſein (im Gegenſatze zu geiſtlich) und dann in den Rahmen des einzelnen Sonntags paſſen. Dieſe beiden Grundforderungen ſind gerade in neueſter Zeit immer wieder ausgeſprochen und von ernſten Kirchenmuſikern erfreulicher Weiſe immer ſtrenger befolgt worden.

Im Gegenſatze dazu iſt die ausſchlaggebende Rückſicht für den entgegengeſetzten Typus für unſeren „Konzert-Kantor“, nicht der Gottesdienſt, ſondern eben das Konzert. Die Gründe für dieſes Vorgehen ſind ziemlich zahlreich: 1. Das Urteil ſehr vieler Kirchgänger, die für einheitlichen Gottesdienſt leider nicht erzogen ſind, ein ſehr weites Gewiſſen in kirchenmuſikaliſchen Dingen haben und vor allem gern „etwas Hübſches“ hören wollen. 2. Die Bequemlichkeit. Man braucht nicht erſt Perikopen nachzuſehen, kann gelegentlich, wenn ein neues Stück noch nicht fertig iſt, einen Lückenbüßer einſchieben, muß nicht lange vorher ſeine Muſiken kunſtvoll zuſammenſtellen. 3. Die Rückſicht auf das geiſtliche Konzert: Viele unſerer Kirchenchöre geben im Laufe des Jahres ein oder mehrere Konzerte, für die natürlich ein ſchönes Programm zuſammengeſtellt werden muß. Neben den Kirchenmuſiken andere Konzertſtücke zu ſtudieren, dazu iſt keine Zeit; alſo muß beides verbunden werden, leider meiſt zum Nachteil des Gottesdienſtes. Denn — und damit kommen wir zu etwas ſehr Wichtigem — mit gutem, unauffälligem, wirklich kirchlichem Muſizieren, erreicht man für ſich nur das eine: Man hat in ſtiller Treue ſeine Pflicht gethan und ſeinen Beruf gewiſſenhaft erfüllt. Gute Kirchenkonzerte aber machen einen Namen nicht bloß in der Stadt, auch im ganzen Lande, und man wird ein vielgenannter Chordirigent! Hier ſteckt der ungeſunde Kern, und hier muß mit dem Meſſer angeſetzt werden. Sie werden ſich alle ſträuben, dieſe Kantoren, es zuzugeben — aber es iſt ſo! Und es wird nicht eher beſſer werden, als bis auch ſie wieder wiſſen, daß ſie einen verantwortungsvollen Beruf haben, daß ſie genau ſo Diener des Herrn in ſeinem Hauſe ſind wie die Geiſtlichen. Es giebt manche Kirche im deutſchen Lande, die der Heiland jetzt ausfegen müßte: „Mein Haus iſt ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Konzertbude gemacht!“

Eins muß alſo unſeren Kantoren vor allem immer wieder gepredigt werden, in den

Digitized by Google

Seminarien, in den kirchenmusikalischen Fachblättern, bei ihrer Verpflichtung durch die geistlichen Vorgesetzten: Ihr seid da, um in der Kirche mit eurer Kunst dem Herrn zu dienen, nicht, um euch durch Musizieren, mag es noch so vollkommen sein, einen Namen zu machen!

„Ist die Sache denn wirklich so gefährlich?" höre ich fragen. „Können die Chöre nicht trotzdem weiter Konzerte geben, ohne Schaden für den Gottesdienst?" Natürlich können sie das, sollen sie sogar. Aber erste Grundregel: Erst kommt dreimal der Gottesdienst — dann, oder noch später, das Konzert; die Stücke werden genau für den Gottesdienst gewählt, und bei dieser Wahl muß maßgebend sein: 1. die Kirchlichkeit der Gesänge, 2. die Beziehung zum Sonntage (das alte De tempore.[1]) Eine derartige Wahl ist natürlich, wenn man sie gewissenhaft macht, sehr schwer. Wie sie zu bewerkstelligen ist, davon vielleicht später einmal.

Diesmal halte ich es für meine Pflicht, einmal durch thatsächliche Beispiele zu zeigen, wohin man kommt, wenn man auf den bequemen Wegen wandelt, die die Konzert-Kantoren benutzen. Vielleicht kann man damit doch Einigen, die diesen Konzertbetrieb bisher als etwas Harmloses angesehen haben, eine etwas ernstere Auffassung beibringen.

Was zunächst die Berücksichtigung des De tempore anlangt, so ist es klar, daß bei dem bequemen Verfahren der Konzert-Kantoren natürlich nur gelegentlich einmal Sonntagstexte und Kirchenmusik zusammenpassen können. Denn damit, daß die Kirchenmusik nicht gerade das Gegenteil der Stimmung des Sonntags bringt, ist nichts gethan, und damit, daß man immer zur Aushilfe Stücke bei der Hand hat, die schließlich an allen Sonntagen passen, umgeht man zwar eine Schwierigkeit, aber giebt ganz verschiedenen Sonntagen dasselbe Gesicht. In Anwendung kommen natürlich diese Stücke meist, wenn der Chor gerade an größeren Sachen studiert, die entweder noch nicht fertig oder überhaupt allzu unkirchlich sind. Ein mir bekannter Kirchenchor hatte für solche Zwecke etwa 3 oder 4 Stücke, die dann in lieblicher Abwechslung dargeboten wurden; und selbst die Choristen fühlten den Mangel heraus. Denn wenn einmal Not am Mann war, wurde viel gescherzt: Was werden wir singen? Nun, „Sei nur still" von W. Franck oder „Wenn ich ihn nur habe" von Stade oder „Wir liegen vor dir mit unserm Gebet" oder „Du, meine Seele, singe".

Aber diese Verlegenheitsmusik ist ja schließlich noch zu ertragen; das sind lauter Stücke, die zwar die spezifische Sonntagsstimmung nicht ausprägen, aber doch auch nicht vernichten.

Etwas schlimmer wird die Sache schon, wenn der Kirchenchor größere Chorwerke mit Orchester studiert und so probeweise im Laufe des vorangehenden halben Jahres singt. Denken wir z. B. an Messen. Ich lasse hier die Frage unberührt, ob überhaupt in unserer Kirche lateinische Kirchenmusik zu gestatten ist. Am ehesten wird man da etwa noch ein Kyrie, Gloria, Sanctus, Agnus Dei zulassen können, weil das Verständnis für derartige liturgische Stücke immer noch eher vorauszusetzen ist. Aber immer ist hier größte Sparsamkeit nötig. Ein Kirchenchor, der aber gerade eine Messe studiert, wird natürlich nach und nach alle Sätze bringen. Das ist hier der Fehler. Dazu kommt, daß es natürlich sehr bequem ist, an einem Oster- und Pfingstfeste ein Gloria oder Sanctus zu singen; kein Mensch wird darin was finden. Und doch sollten gerade an unseren hohen Festen derartige Stücke des Ordinarium Missae nicht als Kirchenmusik verwandt werden. Gerade hier muß das Proprium de tempore aufs schärfste ausgeprägt werden! Freilich ehe dafür, wie überhaupt für das Grandiose eines Festtagsgottesdienstes den Theologen und Kirchenmusikern gewöhnlichen Schlags das Verständnis aufgeht, kann noch viel Wasser den Rhein hinabfließen. Genau wie bei den Meßsätzen ist aber auch bei Nummern aus Oratorien die allergrößte Vorsicht und Sparsamkeit notwendig. Statt dessen werden natürlich Kirchenchöre, die meinetwegen den Paulus oder Elias aufführen, ihre sonntäglichen Kirchenmusiken zu Vorproben für die große Konzertaufführung gestalten. Schon der Stil der Stücke ist meist völlig unpassend für die Kirche, aber außerdem die Be-

[1]) Von dessen großartigem Reichtum haben leider die wenigsten eine Ahnung. Ich pflege in dem Falle immer und immer wieder auf die „Geschichte der evangelischen Gottesdienste von 1523 bis 1700" von R. Freiherrn von Liliencron (Schleswig, Julius Bergas 1893) zu verweisen, die jeder, der sich um Kirchenmusik kümmern will, unbedingt besitzen müßte.

Digitized by Google

ziehung zum jeweiligen Sonntage mehr als gezwungen. Was soll z. B. am Himmelfahrtstage die Arie: „Ich danke dir, Herr mein Gott“ mit dem Chor: „Der Herr wird die Thränen von allen Angesichtern abwischen, denn der Herr hat es gesagt.“ Oder ist etwa der Eingangschor des Paulus eine Erntefestmusik? Weder die Anfangsworte: „Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer gemacht hat“, noch der Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“, helfen hier zur Verteidigung. Die Kulmination des Ganzen ist: „Die Heiden lehnen sich auf, Herr, wider dich und deinen Christ! Und nun, Herr, siehe an ihr Droh'n, und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort.“ Und das ist keine Erntefeststimmung! Oder ist es etwa passend, die Duette der Witwe und des Elias mit anschließendem Chore als Kirchenmusik zu verwenden? Oder als Pfingstmusik zu singen die Szene aus dem Elias: „Der Herr ging vorüber“? Nicht deshalb ist dies ungehörig, weil es da heißt: „Der Herr war nicht im Sturmwind, sondern in dem Säuseln nahte sich der Herr,“ während beim Pfingstfest ein gewaltiges Brausen geschah, obwohl schon diese Äußerlichkeit abschrecken müßte. Der Hauptgrund ist: Pfingsten ist das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes. Mit dieser Thatsache hat aber das Kommen des Herrn zu Elias absolut nichts zu thun! — Das ist aber immer so bei diesen Konzert-Kantoren: Sie denken gar nicht daran, was der Gottesdienst von ihnen fordert. Ich erwähne hier nicht ausführlich, daß in den meisten Fällen auch noch die Ausführung der Liturgie nachlässig, der Choralgesang ohne Festigkeit ist und daß man sich um die Nebengottesdienste natürlich sehr wenig kümmert! Das sind Nachteile, die sehr schwer wiegen, die aber hier nicht weiter zu erörtern sind. Hier kommts darauf an, daß selbst das, worauf sich Konzert-Kantoren immer viel zu gute zu thun pflegen, nämlich ihre Kirchenmusik als solche, durchaus mangelhaft ist. Die Beispiele aus Oratorien, die durchaus thatsächlich sind, haben hoffentlich schon einiges Licht über den bedauernswerten Zustand verbreitet. Bei kleineren Stücken ists leider nicht besser. Was soll z. B. der 137. Psalm: „An den Wassern zu Babel saßen wir“ in einer sehr wirkungsvollen Komposition, die deshalb nicht bloß den Hohn des: „Lieber, singet uns ein Lied von Zion,“ sondern auch den grausen Schluß: „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein“, in starkem Realismus malt, was soll ein solches Werk als Kirchenmusik? Es mag gewiß als kräftig angelegte Szene musikalisch sehr wertvoll sein, aber die Kirche ist kein Theater, braucht keine Szenen und würde auch ohne den stark jüdischen Schluß eine derartige Komposition nimmermehr verwenden dürfen. Der einzige Grund zur Verwendung war natürlich, daß man auf diese Weise eine bequeme Vorprobe zum Konzert hatte! So gehts! Wie auch bei a cappella-Sätzen bei derartigen Kantoren die Rücksicht aufs Konzert durchaus maßgebend ist und zu direkten Widersprüchen führt, beweise folgender Fall: Ein Kantor will in einem seiner Konzerte lauter Kompositionen aus der neapolitanischen Schule aufführen, läßt sich deshalb, ohne an seine Gottesdienste auch nur im mindesten zu denken, von einem anderen Dirigenten, der das bereits gemacht hat, die betreffenden Stücke schicken und singt sie nun zur Probe vorher als Kirchenmusik. Dabei kommt folgendes heraus: die Sachen müssen in der Trinitatiszeit gesungen werden, sind aber Passionsgesänge, natürlich alle mit lateinischem Text! Ein Agnus Dei wäre ja noch zu ertragen; aber ist es in der Ordnung, am so und so vielten Sonntag nach Trinitatis zu singen: Christus factus est pro nobis obediens usque ad mortem, mortem autem crucis, und dann zwei Wochen später: In morte Oliveti, also die Szenen am Ölberge, oder schließlich ein äußerst realistisches Stück, auf lateinisch: Media nocte clamor factus est, also die Erzählung vom Kommen des Bräutigams, natürlich auch an einem Sonntage, wo von dem Gleichnisse von den zehn Jungfrauen absolut nicht die Rede war?

Ich glaube, die bisher gegebenen Beispiele genügen, um festzustellen, daß zufolge des konzertmäßigen Betriebs der Kirchenmusik die erste Forderung, die gestellt werden muß, die Forderung des De tempore, nicht erfüllt wird, daß infolgedessen der Kantor, der diese Art Kirchenmusik treibt, sein Amt nicht in der rechten Weise erfüllt, sondern die Kirchenmusik lediglich als Vorschule für seine Konzerte auffaßt!

Vielleicht mag diese Feststellung manchem zu umständlich erschienen sein. Ich bin aber

Digitized by Google

zu der Überzeugung gekommen, daß hier endgültig Klarheit notwendig ist, da sich selbst in den Kreisen der Geistlichen hier noch nicht die richtige Anschauung verbreitet hat.

Ich bitte deshalb, noch den Fall berichten zu dürfen, der für mich den Anlaß zu diesen Untersuchungen gegeben hat und der interessant genug ist, um allgemein bekannt zu werden.

In einer Stadt von ca. 50000 Einwohnern, die für die Pflege der kirchlichen Musik sehr viele Mittel bewilligt, war der Betrieb derselben seit Jahren ganz konzertmäßig geworden. Jüngst wollte nun der betreffende Kantor auch eine Brahmsfeier veranstalten, wählte dessen große Motette „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen" und führte dieselbe probeweise zweimal im Gottesdienste auf. Selbstverständlich stand die Motette zu den betreffenden Sonntagen in keinem Zusammenhang, und an sich ist es ja schon undenkbar, eine Motette mit einem so rätselhaft schwierigen Texte, die ganz bestimmte Verhältnisse voraussetzt, im Gottesdienst zu verwenden. Was soll die Gemeinde mit dem ersten Satze anfangen, was mit dem „Die Geduld Hiobs habt ihr gehöret, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen!" Kurz, der Kritiker des betreffenden Konzerts, der mit seinem vollen Namen zeichnete, sah sich veranlaßt, in durchaus sachlicher Weise auf den Mangel an Rücksicht auf den Gottesdienst bei der Wahl der Stücke hinzuweisen. Der erste Geistliche des Orts veröffentlichte nun ohne Weiteres in demselben Blatte eine Erklärung folgenden Inhalts: „Der Wunsch des Herrn Rezensenten, daß die Gesänge für den Gottesdienst mit Rücksicht auf diesen und nicht auf ihre Vorführung in Kirchenkonzerten gewählt würden, ist von Herrn . . . . . längst erfüllt. Mit aufrichtigem Danke sei festgestellt, daß er für seine musikalischen Darbietungen die kirchliche Zeit und den Inhalt und die Stimmung des jeweiligen Sonntagstextes fein beachtet. Mag er auch weiterhin in der erfolgreichen Pflege der Kirchenmusik sich durch individuelle Kritik nicht beirren lassen."

Ich ließ mir daraufhin genau das Material aus jener Stadt zur Verfügung stellen und kann nunmehr dem Leser mitteilen, daß alle bisher angeführten und noch anzuführenden Beispiele von konzertmäßiger Kirchenmusik ohne Ausnahme innerhalb der letzten Jahre dort vorgekommen sind und daß meine Aufzählung durchaus nicht erschöpfend ist! Es ist bitter, wenn solchen Thatsachen gegenüber eine offene und ehrlich ausgesprochene Überzeugung vor den Augen der Gemeinde einfach als Unwahrheit gebrandmarkt wird!

Ich bedaure jetzt, offen gestanden, daß ich diesen für jeden Unbefangenen schlagenden Beweis mir nicht für den Schluß aufgehoben habe; denn mir liegt jetzt noch eine Aufgabe ob, die leider infolge des starken Mangels an kirchenmusikalischem Feingefühl schwerer zu erledigen ist, nämlich der Nachweis, daß die konzertmäßige Kirchenmusik, genau so wie sie das De tempore verwischt, auch der Kirchlichkeit der Musik Eintrag thut.

Hier ist nicht der Platz, um festzustellen, was die Grundbedingungen für die Zulassung eines Tonstückes im Gottesdienst sind. Ich gestehe, daß ich hier durchaus nicht engherzig bin; ich verlange weder eine bestimmte Stilrichtung (etwa Palestrina) noch eine bestimmte Gattung (etwa nur a cappella-Musik); ich meine: hier ist eine instinktive Feinfühligkeit und vor allem eine hohe Auffassung von dem ganzen Gottesdienst die beste Leiterin. Man singe niemals etwas, was der Würde des Gottesdienstes schadet. Man singe nie etwas, was die Einheitlichkeit des Gottesdienstes stört.

Ich habe bereits in meiner Inauguraldissertation[2]) mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß man vor allem eine Ahnung davon haben muß, daß ein Hauptgottesdienst keine willkürliche Aneinanderreihung von einzelnen Stücken, sondern ein großes Ganze, ein gewaltiges, imponierendes Gebäude ist, das durchaus architektonisch gegliedert und einheitlich durchgeführt ist. Nun ist es merkwürdig: jeder gebildete Mensch entrüstet sich fast sittlich, mindestens ästhetisch, wenn in einem geschmackvoll, meinetwegen mit Eichenmöbeln eingerichteten Zimmer plötzlich ein Kirschbaumtischchen vor ihm steht. Das stört die Einheit,

[2]) Cornelius Freundt. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik, insbesondere der sächsischen Kantoreien im 16. Jahrhundert. Heft V. der Mitteilungen des Zwickauer Altertumsvereins. In Kommission: Zwickau, Richtersche Buchhandlung.

Digitized by Google

ist unschön. Und in der Kirche läßt er sich derlei fortwährend bieten ohne jeden Protest. Und die Kirche ist doch wahrlich was Besseres als ein hübsches Eßzimmer mit Eichenmöbeln.

Besonders in der Weihnachtszeit wird hier viel gesündigt. Ich betone, daß ich bei den folgenden Ausführungen stets den sonntäglichen Hauptgottesdienst und nicht Vespern und Metten im Auge habe, für deren intimeren Charakter andere Gesichtspunkte gelten.

Jeder kennt wohl die bekannten altböhmischen Weihnachtslieder, die Karl Riedel herausgegeben hat, sehr stimmungsvolle Stücke, die im Konzert völlig ihre Wirkung thun. Aber in die Kirche gehören sie nicht! „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Fra'n, kommet, das liebliche Kindlein zu schau'n," ein entzückendes Genrebild. Aber ich muß nochmals sagen: Genrebildchen, Nippsachen gehören nicht in das gewaltige Gebäude eines Festtagsgottesdienstes! „Alter Puritaner! Alter Nörgler!" höre ich hinter mir, „dir stimmt kein Mensch bei!" — Bitte, ihr lieben Leute, darf ich euch eine kurze Geschichte erzählen? Es war vor etwa 4 Jahren, als ich vertretungsweise auch einmal die vorgeschriebenen böhmischen Lieder am zweiten Weihnachtsfeiertage im Hauptgottesdienste zu dirigieren hatte. Ich hatte mich damals noch nicht ernstlich mit dem Studium des evangelischen Kultus abgegeben, war in der alten Manier auferzogen und mir hatte unsere Singerei ganz wohl gefallen. Einige Tage darauf komme ich bei einem Balle — man kann auch da gelegentlich von Kirchenmusik reden — ganz zufällig im Gespräch mit einem jungen Mädchen auf diese böhmischen Lieder. „Gewiß, Sie haben die Stücke gut gesungen, es klang schön, aber das paßt nicht für den zweiten Feiertag." Ich stutzte; denn ich wußte, daß die Dame weder Klavier spielte noch sang, noch sonst musikalisch gebildet war, noch vollends in evangelischer Liturgie Studien gemacht hatte — — dann — — ging ich in mich und wünschte zunächst mir und dann allen evangelischen Kirchenmusikern und Geistlichen dieses unbewußte Feingefühl für die Würde des Gottesdienstes!

Also — das beweist das Geschichtchen — damit komme man mir nicht, daß für derlei Subtilitäten die Gemeinde keinen Sinn hat! Gewiß allzuviele nicht oder noch nicht. Aber daran ist die Erziehung Schuld.

Allmählich wird sicher auch hier Besserung geschaffen werden, und am ehesten müssen hier die Anschauungen fest gegründet werden bei unseren Kantoren. Ich halte es z. B. auch nicht für angebracht, Stücke, wie z B. das Duett aus H. von Herzogenbergs „Geburt Christi": „Joseph, lieber Joseph mein", im Festtagshauptgottesdienst zu singen. Es liegt mir hier nicht ob, über das Oratorium selbst zu urteilen, eins glaubte ich bestimmt voraussetzen zu können: es ist weder der Absicht des Komponisten noch des Verfassers des Textes entsprechend, wenn man an einer derartig unpassenden Stelle ihr Werk verwendet. Natürlich war auch bei dieser Wahl nur die Rücksicht aufs Konzert schuld! Bis zu welchen unglaublichen Leistungen diese führen kann, beweise der Umstand, daß in der Hauptkirche der oben erwähnten Stadt als Sonntagskirchenmusik folgendes Lied gesungen worden ist: „Vöglein, im kalten Winter, wo ist dein Nest? Unter dem Himmel! Es giebt noch manch' Ecklein, manch' warmes Verstecklein in Falten und Spalten. Da, da sind' ich mein Nest aufs allerbest' unter dem Himmel. Vöglein im kahlen Felde, wo ist dein' Speis'? In Gottes Händen! Es liegt noch manch Körnlein, manch' nießbares Beerlein an Wegen und Stegen. Da, da sind ich mein' Speis' auf tausend Weis' in Gottes Händen. Vöglein auf dürrem Zweige, wo ist dein Sang? Still in dem Herzen! Da liegt noch manch' Liedlein, manch singsames Blütlein tief innen im Sinnen. Bald, bald Frühlings Anfang, wacht auf mein Sang, lobt Gott von Herzen."

Ist es einfach geschmack- und würdelos, ein derartiges Stück im Gottesdienst zu verwenden, so fehlt mir ein entsprechender Ausdruck für die Thatsache, daß am ersten Pfingstfeiertage aus einer Instrumentalmesse ein Sanctus für Chor gesungen wurde und dazu ein Offertorium für Solo mit dem Texte: Tota pulchra es, Maria, et macula non est in te! Es ist bezeichnend, daß der betreffende Dirigent, als er dann die ganze Messe im Konzert aufführte, sich einen andern Text zurechtmachen ließ, um den Anstoß beim Publikum zu vermeiden. Bei der Aufführung im Gottesdienst gabs diesen Skrupel nicht! Man wende nicht ein, daß die Gemeinde den Text so wie so nicht verstanden habe. Das ist völlig gleich, das Faktum an sich

Digitized by Google

ist ganz genügend, um das definitive Urteil über derartige kirchenmusikalische Sünden zu sprechen. Wer noch dazu, nachdem er bereits ca. ein Dutzend Jahre Leiter eines großen evangelischen Kirchenchores ist, etwas Derartiges übers Herz bringt, ist für mich als Kirchenmusiker für immer abgethan!

Aber für diejenigen Kantoren, die noch nicht bis zu dieser Stufe von Mangel an ernster und heiliger Auffassung des Gottesdienstes gelangt sind, jedoch hie und da noch einige der kleinen Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, giebts noch eine Besserung, und zwar dann, wenn sie sich gewöhnen, in dem evangelischen Gottesdienst eine Feier zu sehen, deren Würde nie verletzt werden darf; wenn sie sich als Diener im Hause des Herrn fühlen lernen, denen eine hohe Aufgabe gestellt ist, und wenn sie als gewissenhafte Verwalter ihres Amtes sich daran genügen lassen, treu ihre Pflicht zu thun, statt mit den in ihre Hand gegebenen Mitteln ihre eigene Ehrsucht befriedigen zu wollen. Und das Amt eines Kantors ist thatsächlich ein so köstliches Ding und kann, gut verwaltet, so viel Segen stiften, daß wir hoffen wollen: es werden sich nach und nach immer mehr solche treue Diener einstellen, die wahrhaft evangelische Kantoren sind und in dem stillen, ernsten Wirken für die Gemeinde ihr Genüge finden!

Stoßseufzer eines Laien.

Die Auswahl der Gesänge im Gemeindegottesdienste ist eine Sache, auf welche nach meiner Erfahrung von vielen Geistlichen zu wenig Gewicht gelegt wird, oder worin sie vielfach nicht genug Geschick und Geschmack beweisen. Mir scheint es, als ob häufig nur darauf gesehen würde, daß das Lied sich möglichst genau an den Text anpasse, einerlei, ob es auch nur bescheidenen Ansprüchen an erhebenden und dichterischen Gehalt genügt. Wenn christliche Gedanken in Vers- oder Reimform ausgedrückt werden, so ist damit noch kein Kirchenlied geschaffen, und leider finden sich nur zu viele dichterisch wertlose Reimereien in all unsern Gesangbüchern. Andere Lieder reden gar zu sehr in der Sprache Kanaans, die im Allgemeinen dem Laien lästig und unangenehm, ich möchte sagen — zu ölig ist. Gewiß darf man sich an der Ausdrucksweise vergangener Zeiten nicht stoßen, wenn ein Lied sonst wertvoll ist, und darf nicht eine moderne Ausdrucksweise von einem alten Liede verlangen. Aber unendlich viele wertlose Lieder und Verse könnte der Geistliche getrost einer verdienten Vergessenheit anheimfallen lassen, auch wenn sie nun einmal Dank vieler Schwierigkeiten noch nicht aus dem Gesangbuch verbannt sind. Manche Kirchenbesucher singen freilich mit derselben Lust und Liebe alles, was vorgeschrieben wird; die denkenden unter ihnen stört aber ein dürftiges oder geschmackloses Lied, während die vielen ewig schönen Gesänge, die wir haben, ihre Herzen weit öffnen und für die Worte der Schrift und des Predigers empfänglich machen. Also weniger verschiedene Lieder, aber mehr gute auswählen!

Nachwort der Redaktion. Wir haben gern diesem „Stoßseufzer eines Laien“ die Aufnahme in die M.-Schr. gewährt, trotz seiner Anonymität, dürfen aber deshalb nicht verschweigen, wie weit wir ihm zustimmen können und wie weit wir ihm widersprechen müssen. Zunächst können wir nur den dringenden Wunsch äußern, daß unsre sogenannten „Laien“ recht oft in die Verhandlungen über unsre Gottesdienste eingreifen möchten, und wäre es auch in der Form rücksichtslosester Kritik. Wenn die „Fachmänner“ immer allein das Wort haben, so liegt die Gefahr nahe, daß sie die Fühlung verlieren mit den Bedürfnissen der Gemeinde und von ihrem historischen oder dogmatischen Standpunkte aus alles Mögliche für ganz selbstverständlich halten, woran sich — nicht lose Spötter, sondern — ernste Gemeindeglieder stoßen. So liegt es auch bei dem hier zur Sprache gebrachten Fall. Unsre „Laien“, die ein ganz deutliches Gefühl davon haben, daß es Unfug war, wenn in der Zeit des Rationalismus die alten kraftvollen Lieder modernisiert wurden, stehen durchaus nicht auf dem Standpunkte, alle Lieder unsrer Gesangbücher, bloß weil sie da stehen und alt sind, für schön zu halten; sie haben eine deutliche Empfindung dafür, daß in den meisten unsrer durch-

Digitized by Google

weg viel zu umfangreichen Sammlungen eine Fülle wertloser Reimereien aufgespeichert ist. Hierfür sollten die Pfarrer ihr Gefühl schärfen, speziell durch Studium unserer weltlichen Dichter, um jene wertlosen Lieder, wenn auch nicht aus dem Gesangbuche, so doch aus dem Gebrauche zu entfernen. — Aber eine andere Frage ist es, ob man dem vorliegenden Mangel begegnen soll mit der Aufforderung: „Weniger verschiedene Lieder, aber mehr gute auswählen!" Vielfach herrscht bei den Pfarrern die Neigung, immer wieder dieselben Lieblingslieder zu bringen. Gedankenlosigkeit, fehlende Selbstkontrole, verkehrte Rücksichtnahme auf die Kenntnis der Melodien und dergl. hat zur Folge, daß die keineswegs unübersehbare Zahl wirklich guter Lieder für die Gemeinde nicht ausgenutzt wird. — Anscheinend nimmt der „Laie" Anstoß an dem Bestreben der Pfarrer, ein Lied singen zu lassen, das sich möglichst genau dem Predigttexte anschließe. An sich ist das aber doch gewiß nur zu billigen, da hierdurch die verschiedenen Teile des Gottesdienstes zu erwünschter Einheit zusammengefügt werden. Gesänge, die keine Beziehung zu Predigt und Text haben, ja, vielleicht von entgegengesetzter Haltung sind, wünscht doch gewiß auch der „Laie" nicht. Anstößig ist es ihm in Wahrheit, wenn um des Textes willen ein wertloses Lied gewählt wird, das nichts anderes ist als eine geschmacklose Reimerei der Textgedanken, wie Schmolcks glücklicherweise immer mehr verschwindende unschöne Versifizierung des Evangeliums vom großen Abendmahle. Das beste Mittel für den Pfarrer, sich nicht durch die Gedanken des Textes und der Predigt zur Wahl eines minderwertigen Liedes bestimmen zu lassen, ist, daß er vor Anfertigung seiner Predigt ins Gesangbuch schaut, sich von den mit seinen Gedanken über den Text verwandten Liedern befruchten läßt und seine Predigt auch im Ausdruck ihnen so annähert, daß sie der Gemeinde als eigens zur Predigt gedichtet erscheinen. Thut er das nicht, sondern sucht er nach fertig gestellter Predigt in aller Eile, etwa gar erst in der Sakristei, nach einem zur Predigt passenden Liede, so nimmt er, was ihm in die Hände fällt, mag es auch noch so wertlos sein. Als eine Mahnung, hier die Pflicht nicht zu versäumen, soll uns der „Stoßseufzer" sehr willkommen sein. — Was der „Laie" endlich über die Sprache Kanaans in den Liedern sagt, die vielen zu „ölig" sei, so glauben wir, daß sie eben nur da als solche empfunden wird, wo hinter den Worten keine reine, unmittelbare Empfindung steht. Ist das aber der Fall, so wird man die bibligistischen Ausdrücke hinnehmen wie mancherlei archaistische in anderen Liedern. Bei einer starken Individualität versteht und verträgt man Eigenheiten; unerträglich werden sie nur bei dem ideenlosen Nachbeter.

M. von Broeckers Kunstgeschichte[1])

von **Dr. H. Weizsaecker.**

Überraschend schnell ist der zweiten Auflage dieses Buches nunmehr die dritte gefolgt, Beweis genug dafür, daß die Verfasserin in der Wahl wie in der Bearbeitung ihres Gegenstandes einen glücklichen Griff gethan hat. Die neue Auflage ist einer neuen Durcharbeitung unterzogen worden, ein vermehrtes Illustrationenmaterial, das dem der zweiten an Geschmack und gefälliger Ausführung in nichts nachsteht, begleitet sie. Eine aus Büchern geschöpfte und nicht auf eigener Forschung beruhende Darstellung, wie sie hier vorliegt, wird natürlich immer eine gewisse Unsicherheit verraten, wo es sich um Dinge handelt, die auch in der kritisch-wissenschaftlichen Litteratur noch nicht zu völliger Klarheit herausgearbeitet sind, oder über welche Auskunft nur bei einer Spezialforschung zu finden ist, deren Kenntnis man im gegebenen Falle nicht verlangen kann. Man wird deshalb mit dem Buche nicht zu streng ins Gericht gehen. Man kann beispielsweise in der That darüber hinwegsehen, wenn die Verf. schwankt, ob der kleine Dreikönigenaltar der Boisserésammlung (Pinakothek Nr. 107—109)

[1]) Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß. 3. neubearbeitete Auflage mit 71 Abbildungen im Text. 4.—6. Tausend. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. X, 198 S. gr. 8°. Preis geh. M. 3.—, geb. M. 3.40, in Geschenkband M. 4.—.

Digitized by Google

dem Dierck Bouts oder dem Roger van der Weyden zuzuschreiben sei, obgleich es unter Kennern kein Geheimnis ist, daß dieses Juwel der altniederländischen Kunst sicherlich ein echter Dierck Bouts ist. Auch das möge der Verf. verziehen sein, daß sie, einer älteren Anschauung folgend, den gedanklichen Zusammenhang von Raphaels Wandbildern in der Camera della Segnatura nicht eben glücklich interpretiert, wenn sie annimmt, es handle sich hier in humanistisch-revolutionärem Sinne um eine Gleichstellung der Theologie mit anderen weltlichen Wissenszweigen, während neuerdings kaum noch bezweifelt wird, daß der hier versuchten Allegorisierung der vier Fakultäten ein sehr harmloses Schema zu Grunde liegt, das schon der mittelalterlichen

Gotisches Gewölbesystem. (Aus v. Broeckers Kunstgeschichte.)

Kirche und selbst den anerkannten „magistri sacri palatii", den Dominikanern, geläufig gewesen ist. Schlimmer ist es schon, wenn in der Constantinsschlacht eigenhändige Arbeit Raphaels und nicht seiner Schüler erkannt, oder, um auf eine frühere Zeit zurückzugreifen, die Stifterfiguren im Naumburger Dom als „gotische" Skulpturen bezeichnet werden, während sie in Wirklichkeit der zur vollen Reife entwickelten, spezifisch romanischen Bildhauerkunst angehören. Auch das ist ein Irrtum, wenn die Verf. annimmt, oder wenigstens die Annahme zuläßt, als habe die sog. altchristliche Kunst einen bestimmten Wandel in den Formen des künstlerischen Ausdrucks geschaffen, während sie, von der rein künstlerischen Seite angesehen, doch eben nur die Kunstformen der römischen Verfallzeit adoptiert hat u. s. f.

Doch über diese Dinge will ich, wie gesagt, nicht rechten; ich erwähne sie nur in dem Gedanken, daß eine künftige Auflage, die ich dem in mancher anderen Hinsicht überaus an-

Digitized by Google

ziehenden Werke von Herzen wünschen möchte, dem unvermeidlichen wissenschaftlichen Apparat gerne noch etwas größere Aufmerksamkeit schenken wird, als schon diesmal, wie ich im übrigen gerne anerkenne, geschehen ist. Vielleicht wird sich dann die Verf. auch bestimmen lassen, die kunstphilosophische Einleitung, die noch immer, wie in den früheren Auflagen den schwächsten Teil des Buches bildet, entweder ganz umzuarbeiten oder ganz wegzulassen. Die Ästhetik ist ja freilich ganz im allgemeinen, obwohl mit Unrecht, das Stiefkind der heutigen Kunstwissenschaft; aber soll denn einmal ästhetische Belehrung gegeben werden, so darf sie doch nicht, wie hier, in einem Raisonnement aufgehen, das seinen Höhepunkt in Dürers naivtreuherzigen Worten findet: „was das Schöne ist, das weiß ich nicht." Will sich die Verf. die Mühe nicht verdrießen lassen, sich wenigstens noch bei Kant und bei Goethe Rates zu

Michelangelo, Prophet Jesaias. (Aus v. Broeckers Kunstgeschichte.)

erholen, so glaube ich gewiß, daß sie für die nächste Auflage um eine bessere Antwort nicht verlegen sein wird.

Mit besonderer Freude habe ich in der neuen Auflage die Charakteristik einzelner hervorragender Epochen und die gelungenen Beschreibungen ihrer Hauptwerke wieder gelesen. Von einigen stilistisch etwas gewagten Wendungen abgesehen, die im Eifer der beredten Schilderung mit untergelaufen sind, herrscht hier eine Wärme der Empfindung, ein Hingenommensein von der Bedeutung des Gegenstandes und eine solche Fülle des poetisch belebten Ausdrucks, daß ich mir zur Einführung in das Verständnis, etwa des Leonardo'schen Abendmahles oder der Deckengemälde der Sixtina für solche, die diesen Dingen noch fremd sind, nichts Besseres denken könnte; und eben solchen will ja die Verf. in erster Linie ihre Führung anbieten. Auch was über Rembrandt und insbesondere „Rembrandts Bibel" gesagt ist, und so noch vieles andere, auch über neuere Kunst, ist fein und innig gegeben und von

Digitized by Google

einer durchaus persönlichen und künstlerischen Anschauung getragen. Dabei darf es als ein besonderer und unter neueren Darstellungen sogar einzigartiger Vorgang bezeichnet werden, daß an jedem Ort und in jeder, auch der neuesten Zeit, der Einfluß des religiösen Lebens auf die Kunst, oder beider Verhältnis zu einander sorgfältig und zutreffend gekennzeichnet ist. Es erfüllt uns mit Genugthuung, zu sehen, wie auf diese Weise unter den Neueren vor allem der von vielen, auch von Luther, so gänzlich mißverstandene Cornelius zu seinem Recht gelangt.

So hat das Buch denn als Ganzes auch in der neuen Bearbeitung seinen guten und gesunden Gehalt bewahrt und wir denken deshalb auch, daß es den Platz, den es in Schule und Haus bereits gewonnen hat, behaupten wird, Anregung und Freude bereitend, wie bisher.

Erinnerung an Reinhold Seyerlen,

Professor am Konservatorium und Organist an der Johanniskirche in Stuttgart

von **Rud. Hartter.**

Der Mann, dem wir die einzig schöne, ergreifende Choralfiguration: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ!“ in No. 6 der Monatschrift verdanken, ist seit dem 27. Oktober nicht mehr unter den Lebenden. Als er uns diese Komposition widmete, schrieb er dazu: „Ich habe sie während schwerer Körperleiden, mitten in Krankheit und Darniederlage gemacht, mich aber darüber innerlich wieder aufrichten dürfen.“ Derselbe, der nicht lange nachher schrieb, und das Recht dazu hatte: „Ist auch das Fleisch schwach, so ist doch der Geist bei mir willig.“ Eine erstaunliche Spannkraft des Geistes, die dem schon seit Jahren von einem unheilbaren Leiden verzehrten Mann bis zu seinem Ende verblieben ist; eine Fähigkeit, das heißeste Schmerzgefühl zurückzustellen und mit sonnenheller Freundlichkeit jeden Augenblick mit dem Freund in Verkehr zu treten, mit dem er sich auf einem Grund und Boden wußte.

1838 zu Stuttgart geboren, zeigte R. Seyerlen schon früh seine hervorragende musikalische Begabung und besuchte während seiner Gymnasialjahre die neugegründete Stuttgarter Musikschule. Von 1862—66 durchlief er das theologische Seminar Urach, von 1866—70 absolvierte er zu Tübingen im Stift das Studium der Philosophie und Theologie, woneben unter Dr. O. Scherzer die Musik eifrigst weiter betrieben wurde. Nach erstandener 1. Dienstprüfung wurde der vielverheißende junge Mann vom K. Konsistorium behufs Fachausbildung in der Kirchenmusik beurlaubt, und von 1870—75 arbeitete er zu Stuttgart im Konservatorium unter Faißt die verschiedenen Zweige seiner Kunst durch, durfte aber daneben bereits nach wenigen Jahren seine Lehrthätigkeit an jener Anstalt beginnen. Im Jahre 1874 hatte aber auch die Kirche und Gemeinde einen Orgelmeister an ihm gewonnen, wie sie ihn nur wünschen konnte: einen Mann mit nicht nur musikalischer und technischer, sondern auch allgemein wissenschaftlicher und speziell theologischer Ausbildung, dessen Horizont dementsprechend ebenso weit als klar war. In allen Dingen merkte man bei ihm die zuverlässige Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis und das Ebenmaß einer klassischen und christlichen Bildung, die ihren Mann gerade in den Schranken des Gesetzmäßigen seine ideale Freiheit finden läßt.

Von Anbeginn an hat ihn seine Natur zu den Klassikern gezogen, und er ist ihnen treu geblieben. „Wir müssen — so schreibt er einmal — an dem großen Geheimnis festhalten: der Meister moduliert nie, um die Haupttonart durch den größeren Farbenreiz und -glanz anderer Tonarten zu überbieten und vergessen zu machen; durchs Ganze hindurch hält er felsenfest an der Tonalität; das Haupttonartgefühl darf ihm und dem Hörer gar nie verloren gehen. Im Gegenteil, die Modulationen sind das Wellenbad, aus dem die Haupttonart immer wieder frisch auftaucht, um in stets neuer Wiedergeburt dem Hörer zu erscheinen und mit ihrer gesundesten und jedesmal erhöhten Kraft und Schöne ihn zu entzücken und wohlthuend und gewaltig zumal sich ihm einzuprägen. Diese Erkenntnis verdanke ich Bach, Mozart, Beethoven; der Musiker, der diese Wahrheit verkennt, wird zu Grunde gehen oder seine Kunst

Digitized by Google

zu einer Sinnlichkeitsgeräuschfabrik herabwürdigen.“ Wir sehen hier an der einzelnen Frage bezüglich der Modulationen, welche Stellung Seyerlen einnimmt. Was er aber hier sagt, genügt, die ganze musikalische Richtung dieses Mannes erkennen zu lassen.

Über das Eigenartige aber seiner persönlichen musikalischen Entwickelung gefragt, äußerte er sich „ebenso ehrlich als dankbar“ dahin: Scherzer habe in ihm den Geschmack, den musikalischen Takt, den scharfen Sinn fürs Stilgemäße geweckt und gefördert, und diesem Mann mit dem Geruchssinn der echten Künstlernase habe er die Emanzipierung vom toten, trockenen Formalismus ebenso wie die Bewahrung vor der fessel- und darum formlosen Romantik in der Musik zu danken. Und Faißt habe ihn ebenso korrekt und gewissenhaft, treufleißig und formell erschöpfend die Grammatik und Formenlehre der Kunst samt ihrer historischen Basis gelehrt. — Das giebt uns ein richtiges Bild von unserem Künstler: absolute Korrektheit, Sicherheit und Gewandtheit der Federführung, Strenge und Grazie, lebendige, kräftig strömende Phantasie, alle diese Momente aufs innigste verbunden und in gegenseitiger Durchdringung sich befruchtend, wie echte Natur und Kunst es immer thut.

Man findet das in unserer Zeit mit ihrem leidenschaftlichen studium novarum rerum vielfach anders: die Natur unter der Kunst erstickt, oder die Kunst von der Natur erdrückt. Denn die Extreme suchen sich zu überbieten, oder man kuppelt diese Extreme, man koppelt zusammen, was Gegensätze sind, wir meinen natürlich nicht Gegensätze, in deren Natur es liegt, daß sie sich suchen; die braucht man nicht zu kuppeln; wir meinen die Grenzungen und künstlichen Bastardbildungen, die man anstrengt, um den stets neuen Ansprüchen einer übereizten, unersättlichen Gegenwart zu genügen. Begegnen wir solchen Erscheinungen nicht auf dem Gebiet der Musik? Muß Orgel und Kirche nicht von allerlei Leiden erzählen, die davon herrühren? Fremdartige Musik drängt sich in die Kirche und den Gottesdienst ein. Des Ursprünglichen und Naturgemäßen ist man überdrüssig. Die Neuerungen gehen noch weiter: die Kreuzungen zwischen Klavier oder Orchester und Orgel sind Thatsache. Dem verdanken wir bei der Orgel z. B. die rapiden Tempi, den Kultus pikanter Phraserungen, die verblüffenden Klangeffekte, mit all dem beim Hörer eine Aufstachlung der Empfindungen, durchaus entsprechend dem Abhetzen des edlen Rosses, auf dem der Virtuos dahinrast; und in Wirklichkeit macht man in all diesen Dingen und Gepflogenheiten nur unberechtigte Anleihen, die doch lange nicht hinreichen, den ersten und gerechtesten Verpflichtungen zu genügen!

Das sind Umstände und Verhältnisse, die zur Zeit einer wahren und feinen Künstlernatur große Zurückhaltung aufnötigen. Aus dieser Lage der Dinge erklärt es sich, wenn Seyerlen mit seiner Kunst viel weniger hervorgetreten ist, als die Liebhaber des Echten es wohl gewünscht und erwartet hätten. Unfruchtbar ist drum sein Leben und Wirken keineswegs geblieben.

Wir denken an die große Zahl Kunstjünger, die ihm seit 1872, also doch fast 25 Jahre hindurch, durch die Hände gegangen sind, und an denen er mit der denkbar größten Hingebung arbeitete. — Der Oberkirchenbehörde gehörten seine Dienste als Orgelbaurevident und Vorstand der Konsistorialorgelschule. Seit Faißt abgegangen, war er auch in den weiteren Sachen und Fragen kirchlicher Musik der sachverständige Referent des Konsistoriums. — Den jungen Lehrern, die er in Musiktheorie und Orgelspiel zu unterrichten hatte, brachte er das herzlichste Wohlwollen entgegen. Wie manchem ist er ein guter Berater, ein erfolgreicher Förderer seiner Lebenszwecke gewesen. — Seine Humanität durften alle die erfahren, die er beim zweiten Dienstexamen als Prüfungskommissar zu zensieren hatte. Er verfuhr dabei nach einem anderen, wesentlich angenehmeren und milderen Modus als sein Vorgänger, der nicht eben ein Mann von großen Rücksichten in diesen Dingen war. Er hatte übrigens auch die Freude, auf manchen seiner begabten Schüler etwas Merkliches von seiner Art und seinem Geist übergehen sehen zu dürfen. Davon legt schon manche Nummer in der neuen württb. Orgelpräludiensammlung deutlich Zeugnis ab. Die Auszeichnung mit der Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, die ihm diesen Sommer noch verliehen wurde, war eine wohlverdiente Anerkennung seiner großen und wichtigen Verdienste.

Es waren wirklich reine und geweihte Hände, mit denen er seines Amtes wartete und

Digitized by Google

seines Heiligtumes pflegte. Das mußte ihm jeder abfühlen, was für ein Ideal ihm seine Kunst und ihr Beruf war; ein heiliger Dienst — und das nicht nur im abstrakten Sinne genommen; vielmehr ein innerstes Sichhingezogenfühlen zu dem Lebendigen, der in der Höhe und im Heiligtum wohnt, eine Konzentrierung seiner Kraft und Gabe darauf, daß mit seiner Kunst Gottes Ehre verkündigt, die Herzen der Gemeinde richtig gestimmt und zu Lob und Anbetung geweckt werden.

Wir werden den trefflichen Mann noch oft und lang vermissen.

Ein „Christnachts"-Formular aus dem 18. Jahrhundert,

entnommen der Agende der Kirche zu Linda in der Oberlausitz

von **P. Bronisch**, Superintendent in Neusalz.

Als längst schon die liturgischen Schätze des 16. Jahrhunderts in allgemeine Vergessenheit geraten waren, hat sich doch vieler Orten bis in die Zeit des gegenwärtigen Wiedererwachens liturgischen Sinnes eine liturgisch reicher ausgestattete Feier erhalten: die „Christnacht". Vom gegenwärtigen Geschlecht in der Regel auf die frühen Abendstunden des heiligen Abends gelegt, fand sie vordem entweder um Mitternacht oder in den frühesten Morgenstunden des Christtages, drei, vier oder fünf Uhr, statt. Welch eine Anziehungskraft diese Feier von jeher auf die Gemeinde ausgeübt hat, beweist die Thatsache, daß kraft der ununterbrochenen Observanz selbst in recht unkirchlichen Gemeinden die Christnachtfeier in völlig gefülltem Gotteshause stattfand und stattfindet. Sei es, daß man aus Rücksicht auf diesen Umstand nichts vom Hergebrachten in der liturgischen Ordnung zu ändern wagte, oder daß die unliturgischsten Prinzipien damaliger Zeit von der Macht der heilsgeschichtlichen Weihnachtsthatsache mit der bethlehemitischen Liturgie der himmlischen Heerscharen sich getroffen fühlten — jedenfalls hatte und hielt man liturgische Christnachtsformulare fest. Als ein Beispiel statt vieler folge hier das handschriftlich auf eine leere Seite der sächsischen Kirchenagende („Vollständiges Kirchenbuch u. s. w., Leipzig, Bei Friedrich Lankischens Erben 1745") von einem Pfarrer der Kirche zu Linda in der preußischen Oberlausitz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingetragene Formular (wörtlich):

„In der Christe Nacht
Gehet der Prediger zu Anfange vors Altar und
1. intonirt: Deus in adiutorium meum intende.
2. wird gesungen: Vom Himmel hoch da pp.
3. wird intonirt: Uns ist ein Kindlein geboren pp.

Collecte.

4. Die Epistel aus Jes. IX verlesen.
5. Musicirt.
6. intonirt: Der Herr sei mit pp. Hierauf das Euangel Fer. I verlesen.
7. Das Hauptlied.
8. Von den Chören gesungen: Quem pastores etc. Nun sind die Lieben pp. in dulci jubilo etc. und mit dem letzten vs auf die Kanzel.

Besonders interessant ist die aus der vorreformatorischen Kirche übernommene Stellung der Salutatio unmittelbar vor dem Evangelium nebst sofortigem Anschluß des Hauptliedes an das Evangelium.

Zu 1 und 8 ist bekannt, daß lateinische Versikeln oder halblateinische Gesänge thatsächlich beliebt blieben. Den Abschluß von 8 bildeten Chor-Psalmodien, wahrscheinlich nach Melodie und Text in freiere Fassung gebracht, wie damals schon Brauch war.

Für Weihnachten.

Weihnachtstransparent. Ein neues Weihnachtstransparent ist im Verlage von Ernst Kaufmann in Lahr erschienen. Von allen vorhandenen ist es sicherlich das bedeutendste. Das dreiteilige Gemälde stammt von Prof. Schoenherr. Es stellt im Mittelbild die Anbetung des Christkindes durch die Hirten vor. Links ist die Verkündigung auf Bethlehems Flur, rechts der Gang der drei Könige zur Stadt Davids zu sehen. Alles in edler Formensprache, schlicht und deutlich zugleich, dabei von kraftvoller Farbenwirkung auch in der Ferne. Es ist ein wirkliches Kunstwerk, das hier geboten wird. Freilich auch etwas teuer, denn es kostet

Digitized by Google

20 Mark, wobei aber betont werden muß, daß das Bild auf Holzrahmen in drei geschweiften Bogen aufgespannt, also fertig zum Aufstellen ist; und daß man dabei auch die große Kiste mit erhält. Die Gesamtgröße des Transparents beträgt 123/190 cm. Es kann für die abendliche Weihnachtsfeier in Kirche, Schule und Haus auf das wärmste empfohlen werden.

R. Bürckner.

Goldgrund-Engel. Ich erachte es für eine besonders angenehme Pflicht, nachdrücklichst auf die bei Julius Schmidt in Florenz erschienenen vortrefflichen Farbenholzschnitte aufmerksam zu machen, welche in verschiedenen Größen die berühmten musizierenden Engel des Fra Angelico di Fiesole wiedergeben. Diese in ihrer keuschen Anmut unübertroffenen Gestalten, auf das Vollkommenste nachgebildet, bilden einen Schmuck für unsere Häuser, wie er lieblicher kaum gedacht werden kann.

R. Bürckner.

Kleine Mitteilungen.

Um eine möglichst vollständige Übersicht über die Verbreitung des Zwingli-Liedes zu geben, versparen wir uns die Mitteilungen darüber für die nächste Nummer. Da werden wir auch über die mannigfaltigen kirchlichen Feiern und Aufführungen der drei letzten Monate berichten, wofür es uns jetzt an Raum fehlt.

Sp.

Die Vereinigung hannoverscher Kirchenchöre zur Pflege der kirchlichen Musik hielt auf Einladung des Stephanikirchenchors am 27. und 28. September ihren achten Verbandstag zu Goslar ab. Das Fest wurde eingeleitet durch einen Festgottesdienst in der Stephanikirche, in welchem Superintendent Kotermund, Bockenem, die Festpredigt über Col. 3, Vers 16 und 17 hielt. Wie im Gotteshause, so erhob der Stephanikirchenchor auch im „Schönen Garten" die zahlreiche Versammlung, die sich dort zum Familienabend zusammengefunden hatte, durch die Darbietung edler kirchlicher Weisen. In der Abendversammlung erfreute zugleich ein Goslarer Künstler, unterstützt von seiner kunstsinnigen Gemahlin, durch die Darbietung ernster und ergreifender Instrumentalmusik für Geige und Klavier. Mit welcher Freude die alte Kaiserstadt den Kirchengesangstag in ihren Mauern sah, ging aus den mancherlei Begrüßungen hervor, mit denen der Bürgermeister im Namen der Stadt, der Stadtsuperintendent im Namen des geistlichen Ministeriums und der Kirchenchor der festgebenden Gemeinde die Festversammlung willkommen hieß, wofür der Vorsitzende des Verbandes, Pastor Wolckenhaar, Mehrum, in begeisternder Rede dankte, wobei er zugleich das Interesse für die Sache der Kirchenchöre lebendig anzufachen verstand. Am folgenden Tage begannen morgens 9 Uhr die Verhandlungen im „Römischen Kaiser". Der hannoversche Verband besteht aus 30 Kirchenchören mit 1027 Mitgliedern, 80 Einzelmitgliedern und 3 Ehrenmitgliedern. Die Einnahme betrug im vorigen Jahre 908,46 Mk., die Ausgabe 1034,36 Mk., das Defizit, welches durch die litterarische Thätigkeit des Verbandes entstanden ist, wird voraussichtlich durch den Verkauf der Noten reichlich gedeckt werden. Im Interesse des Kirchengesanges wurde warm empfohlen die Monatschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst von Spitta und Smend (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, Jahrgang Mk. 6.—). Darauf referierte Kantor Stöcker, Hannover, über „die Schulung der Kinderstimmen für den Kirchenchor". Die Debatte, welche durch ein Korreferat des Organisten Schlepegrell, Uelzen, eingeleitet wurde, gipfelte in der Annahme der beiden folgenden Leitsätze des Korreferenten: 1) Für das kirchliche und soziale Leben unseres Volkes ist eine Bildung unserer Jugend in mehrstimmigem Gesange nach Noten erforderlich. 2) In allen zwei- und mehrklassigen Bildungsanstalten ist dieses Ziel bei wöchentlich zwei Lehrstunden zu erreichen. Die Vorstandswahl hatte das Ergebnis, daß sämtliche Mitglieder wiedergewählt wurden, nur ist der Vorsitz auf den Superintendenten Rothert, Clausthal, übergegangen. Als Ort der nächsten Versammlung wurde Hannover in Aussicht genommen. Es ist hoch erfreulich zu sehen, wie jetzt auch den bedächtigen niedersächsischen Volksstamm das Feuer für die Sache der evangelischen Kirchenmusik ergreift. Möchte sich auch hier das bekannte Wort bewahrheiten, daß dieses Eichenholz, wenn es erst einmal in Glut gekommen ist, nachhaltiger wärmt als anderes, schnell aufflackerndes Material.

Sp.

Am 28. September 1896 hielt der Ev. Kirchengesangverein für Pommern in Stettin seine Generalversammlung ab, über die jetzt der Vorsitzende, Archidiakonus Lüpke, Cammin, eine interessante Denkschrift veröffentlicht hat. Aus dem Jahresberichte sei folgendes mitgeteilt: „Wie seit 1883 alljährlich, so hat trotz der vielen Hinderungen der Vorsitzende es auch in diesem Jahre nicht unterlassen, die Kandidaten, welche in Cammin in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten ihren Seminarkursus absolvieren, in das Verständnis liturgischer Ordnung wie des kirchlichen Gemeinde- und Chorgesanges einzuführen. Er kann es mit Dank bezeugen, daß die Herren sich sehr gern und mit gutem Erfolg bei den Vorträgen und Gesprächen beteiligt, auch eine gewisse Übersicht über die Quellen, die ihnen meist in Originalen

Digitized by Google

vorgelegt werden konnten, sich angeeignet haben. Leider ist die Zeit zu kurz, um die nötigen praktischen Übungen zu veranstalten. — Nach dem derzeitigen Stande zählt der Kirchengesangverein für Pommern 48 singende Chöre mit 1662 Aktiven; dazu treten 101 Inaktive und 11 einzelne Mitglieder." Mit einem warmen Gedächtniswort für Carl Löwe schloß der Vortragende. Den Hauptvortrag hielt Herr Kantor Partick, Höckendorf, über die Gründung und Pflege ländlicher Kirchenchöre, denen er eine hohe Bedeutung für die Kirche, die Sittlichkeit und das soziale Leben beimaß. Sp.

Die diesjährige Generalversammlung des evang. Kirchengesangvereins für die Pfalz wurde am 29. September im Saalbau zu Neustadt a/H. abgehalten. Nachdem der Ehrenvorstand des Hauptvereins, Herr Oberkonsistorialrat Risch, die Versammlung mit herzlichen Worten begrüßt hatte, erstattete Herr Seminarlehrer Hildebrand den Jahresbericht. Nach diesem zählte der evangelische Kirchengesangverein für die Pfalz am Schlusse des Vorjahres (1. Oktober 1897) 80 Lokalkirchengesangvereine. Von diesen hat im Jahre 1897 1 Verein (Sippersfeld) sich aufgelöst. Zu den noch verbliebenen 79 Vereinen sind im Laufe des Jahres 1897 wieder 7 neue Vereine hinzugekommen (Finkenbach, Imsbach, Großbundenbach, Ungstein, Kandel, Winden und Sausenheim), so daß dermalen 86 Lokalkirchengesangvereine zum evang. Kirchengesangverein für die Pfalz gehören. Da dem pfälzischen Hauptverein auch ein nichtpfälzischer Kirchengesangverein (Stötern im Fürstentum Birkenfeld) angehört, so verbleiben für die Pfalz noch 85. Aus dem Jahresberichte sei noch Folgendes mitgeteilt:

„Auch im verflossenen Vereinsjahre war das Streben der meisten Vereine wieder ein sehr reges. Alle suchten durch den Vortrag kirchlicher Chorgesänge die Feier unserer Festgottesdienste zu erhöhen und zur Erbauung der Gemeinde beizutragen. Manche Vereine haben neben ihrer Mitwirkung in den Fest-Gottesdiensten noch musikalisch-liturgische Andachten und Kirchenkonzerte veranstaltet und durch diese Aufführungen auch in weiteren Kreisen den Sinn für geistlichen Gesang und für gute Kirchenmusik zu wecken und zu fördern gesucht.

Daß mehrere Vereine neben den geistlichen Gesängen auch noch schöne vierstimmige weltliche Lieder einüben und diese an besondern Familienabenden, die sie für ihre Mitglieder und die Freunde des Gesangs veranstalten, zum Vortrage bringen, kann nicht beanstandet werden, so lange der Kirchengesang als die Hauptsache betrachtet und gepflegt wird. Wenn aber Kirchengesangvereine Bälle und Theater-Aufführungen veranstalten, wie es im letzten Jahre vorgekommen ist, so muß das als eine Verirrung bezeichnet werden. Ein Verein hat sich sogar soweit vergessen, daß er bei einem Familienabend in der Karnevalszeit zwei Fastnachtsposſen aufführte. Es wird hier entschieden bemerkt, daß nach dem Beschlusse des Ausschusses die Vereine, die sich in der Folge solche Verirrungen zu schulden kommen lassen, aus dem Hauptverein ausgeschlossen werden müssen. — Zu unserer großen Freude können wir noch mitteilen, daß das Königliche protestantische Konsistorium der Pfalz durch Generale vom 26. März 1897 den sämtlichen prot. Pfarrämtern unsere Kirchengesangvereinssache und die Gründung von Kirchengesangvereinen aufs neue warm empfohlen hat, wofür wir auch an dieser Stelle der hohen Kirchenbehörde den herzlichsten Dank aussprechen. — Professor Lützel in Zweibrücken, der wegen andauernder Krankheit von der Vorstandschaft und Leitung des Vereins zurücktrat, wurde von der Generalversammlung einstimmig zum Ehrenpräsidenten des musikalischen Ausschusses ernannt. Der von Herrn Berrsche ausgesprochene Wunsch, es möchten die Kirchengesangvereine Deutschlands ersucht werden, Kirchenkonzerte zum Besten eines Orgelfonds zur Erbauung einer entsprechenden Orgel in die Gedächtniskirche zu Speier veranstalten zu wollen, fand allgemeine Zustimmung und wurde dem Ausschusse zur weiteren Erwägung überwiesen." Ohne den Pfälzern ihre Ehrenpflichten abnehmen zu wollen, sei doch durch die Monatschrift ausgesprochen, daß auch andre Kirchenchöre eine Ehrensache darin suchen möchten, dieses Werk zu unterstützen. Sp.

Zwischen Gardone Riviera (am Gardasee) und Fasano ist in schöner Lage (nicht hinter einer Mauer, wie der arcipreve von Obergardone wünschte) eine evangelische Kapelle gebaut worden, die am 28. November eingeweiht werden soll. Bei der großen Zahl der Wintergäste aus Deutschland wird diese Nachricht mit besonderer Freude begrüßt werden. Pfaff.

In Sachen der Appunn'schen Viktoriaglocke (vgl. M. Schr. I, S. 288) hat Domkapellmeister C. H. Hartmann in Frankfurt a. M. eine Broschüre erscheinen lassen („Das neue Geläute der Nikolaikirche", Hanau, Waisenhaus-Buchdruckerei), die allen Interessenten zur Kenntnisnahme empfohlen sei. Sp.

Jedes Jahr bringt neue Weihnachtsspiele hervor, deren Wert und Bedeutung für das kirchliche Leben begreiflicherweise sehr verschieden ist. Leythin sind im Verlage von Klotz in Magdeburg zwei kleine Stücke von H. Wagner erschienen — „Weihnachtstraum" für Schulen und Vereine M. 1,25; „Weihnachtsspiele für Familien" M. —,50 —, auf die hier hingewiesen sei mit der Bemerkung, daß sich keines von beiden für die Kirche eignet, aber an seinem Orte wohl seinen Zweck erfüllt. Sp.

Digitized by Google

Bücherschau.

Böhmer, Pastor zu Kemnitz bei Pritzwalk. 100 Inschriften auf Christengräber in Bibelspruch und Liedervers. 22 S. Berlin, Buchh. der Stadtmission. 20 Pf.

Wo herüben Geschmacklosigkeit und Fadheit unangenehmer als auf den Friedhöfen? Aber in mancher Hinsicht, z. B. in Sachen der Grabinschriften, fehlt es oft nur an rechtzeitiger freundlicher Beratung. Dies kleine Büchlein kann dabei gute Dienste leisten. Es sei den Pfarrern empfohlen. Sie werden ja nicht nur das Beste daraus wählen, sondern zugleich das Kürzeste, was, zumal wo ärmere Familien in Betracht kommen, auch aus praktischen Gründen das Beste sein wird. Übrigens möchte man Böhmers Vorschläge auch allen mit der Herstellung von Grabmalen beschäftigten Bildhauer-Ateliers 2c. zur Beherzigung darbieten.

J. Smend.

Georg Vogel, Pfr. zu Beuern in Oberhessen, Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Ordnung der Begräbnisfeierlichkeiten in der ev.-luth. Kirchgemeinde Beuern nebst einem Anhang: Seufzer und Gebete für Sterbende. Darmstadt, Waitz 1896. 16 S. M. 0,40.

Vogel muß ein frommer und trefflicher Mann sein. Wie wäre es ihm wohl sonst gelungen, eine oberhessische Gemeinde in kurzer Zeit aus kirchlicher Zwanglosigkeit, ja „heidnischen Gräueln" zu solchem Wohlanstand liturgischer Formen zu erziehen, in denen zwar die Mehrzahl ernster evangelischer Christen nicht mehr ihre Sprache und Art erkennen kann. Ein paar kleine Korrekturen, und wir haben ein echt katholisches Zeremoniell. Für das Neuluthertum ist das Alte stets fraglos das Beste. Die Gebete „gegen das Kreuz", die Wendungen an den Verstorbenen, die „Einsegnung", die Vorschrift für den dem Leichenzug Begegnenden, eine bestimmte Formel zu sprechen u. s. w., das ist alles gewiß recht schön und vielleicht wirkungsvoll; aber ein warmherziges Wort von der Liebe Gottes, die doch aller dieser Äußerlichkeiten nicht achtet, ist mehr. In Lied und Gebet begegnet uns übrigens mancher Verstoß gegen den gebildeten Geschmack. Die Auffassung vom kirchl. Begräbnis giebt sich schon darin zu erkennen, daß in jedem Falle Kanzel und Altar schwarz verhängt werden. Das ganze Ritual ist, trotz Bayern, nur in Benern möglich, d. h. wo Vogel ist, der denn auch beim Abgange von Benern diese „Ordnung" drucken ließ, damit sie nicht verschwinde. J. Smend.

Eberhard Waitz, Die kirchliche Begräbnisfeier. Ihr Wesen und ihre liturgisch-homiletische Gestaltung. 39 S. Hannover, Wolff & Hoborst Nachf. 1897. 1 M.

Daß der Verfasser den Gedanken, die Gemeinde als solche sei beim Begräbnis ihrer Glieder beteiligt, nur für den Todesfall des Pfarrers oder des Patrons zugiebt, ist wohl nicht zu rechtfertigen; damit fällt von selbst seine Folgerung, die Leichenfeier gehöre ausschließlich in das Sterbehaus und an das Grab. Was er zum Schutz einer jedesmaligen Rede beibringt, reicht nicht aus, die Bedenken von Bassermann, Sulze, Krauß, Ehlers, Fr. Uhlhorn u. a. zu beseitigen; die Zahl derer, die aus guten Gründen sich durch letztwillige Bestimmung jede Leichenrede verbitten, nimmt beständig zu. Die Hausfeier, vollends wie Waitz sie sich denkt, ist in unzähligen Hütten nicht vollziehbar. Der Rat, beim Hinaustragen des Sarges aus dem Hause „Laßt mich gehen" und am Grabe „So nimm uns meine Hände" singen zu lassen, wird, wenn er allgemeinere Zustimmung finden sollte, vielleicht manchen veranlassen, auch in dieser Hinsicht für seine Person rechtzeitig vorzubeugen. Trotz dieser Einwände ist die kleine Arbeit von Waitz mit Auszeichnung zu nennen. Nicht nur seine weitherzige Stellung zu der Frage der kirchlichen Begräbnis-Verweigerung, nicht nur die kräftige Abweisung verstiegener Kliefoth'scher Ideen verdient alles Lob; vielmehr hat der Pastor an der Marktkirche in Hannover durch die energische Ablehnung jeglicher „Einsegnung" von Leichen, eines Brauches, der agendarisch erst 1843 („Liturgie im Herzogtum Nassau") auftritt, sowie durch manchen vorzüglichen Wink in Betreff des Grabritus den Anspruch erworben, auf diesem schwierigen Gebiet ein gewichtiges Wort zu sagen. Soviel ich sehe, hat Waitz sich mit fast allen namhaften Fachleuten der Neuzeit auseinandergesetzt; um so schmerzlicher vermisse ich jede Bezugnahme auf Gustav Diegels hervorragende Monographie: „Ratschläge und Texte zu evangelischen Leichenreden", Friedberg 1877, in der u. a. auch die grundsätzliche Frage, ob die Feier mit oder ohne Rede zu halten sei, erörtert wird. J. Smend.

Georg Vogel, Auf dem Wege nach Emmaus. Geistliche Lieder. 66 S. Darmstadt, J. Waitz 1896.

Seinen früheren Liedersammlungen („Gelobt sei Jesus Christus", „Licht für Israel") hat der Verf. diese neue hinzugefügt. Aus den Gedichten spricht ein inniges Gemüt, das den Ton des Kirchenliedes widerklingt und nicht minder die Weisen frommer Dichter unseres Jahrhunderts. Hier und da ists der Reproduktion früherer Dichtungen im Einzelausdruck wie im ganzen fast zu viel. Daneben stehen Stücke, an denen man sich von Herzen erfreuen kann. Ich denke an Lieder wie die auf S. 26, 32, 38, 40, besonders an das schöne Abendlied S. 50, in dem mich nur eine sprachliche Wendung stört. In anderen mißfällt mir die dichterische Form häufiger, doch fehlt es hier an Raum, den Beweis für das Recht solchen Anstoßes zu erbringen. Mit herzlicher Sympathie habe ich die Gedichte gelesen, welche dem

Digitized by Google

frühen Heimgange eines Kindes gewidmet sind und wohl nicht zufällig mit Eichendorffs rührenden Liedern auf seines Kindes Tod zusammenklingen.
F. Spitta.

Theodor Goldschmid. Epiphanias. Scene aus dem lyrischen Drama „Die drei Könige aus dem Morgenlande" von Abel Burckhardt für Männerterzett, Solostimmen und gemischten Chor mit Begleitung von Pianoforte, Violine u. Viola, als Hausmusik zur Verwendung bei häuslichen Christfeiern. Leipzig, Rieter u. Biedermann. Partit. M 3, Chorstimmen je M —,30.

Keine andere Festzeit regt so zum Singen an wie die Weihnachtszeit. Da bringt Alt und Jung gerne und unermüdlich seine Lieder dem Jesuskinde dar und erquickt sich dabei an der heiligen Thatsache der Geburt unsers Heilands. Wir müssen darum für so freundliche Weihnachtsgaben, wie die vorliegende eine ist, von Herzen dankbar sein. Der Komponist hat eine Szene aus dem lyrischen Drama „Die drei Könige aus dem Morgenlande" des sinnigen Schweizerdichters, Abel Burckhardt, der durch seine herzinnigen Kinderlieder weit bekannt und beliebt ist, zur Grundlage seiner Weihnachts- oder Epiphaniasmusik gemacht. Wir finden zuerst Maria bei der Krippe, dem Kinde zarte Mutterworte zusingend. Melodisch reich bewegt fließt diese Musik in wiegendem Figurenstil dahin, umwoben durch die Begleitung der Violine und der Viola. Zwei in der Nähe weilende Hirten klagen, daß der Völker Trost und Licht so hart gebettet ist, und daß nicht von fern und nah alle dem Lichte zu wallen. Ein gemischter Chor der Hirten und Hirtinnen giebt diesem Gefühle noch intensiveren Ausdruck. In wogender, einfacher Weise fließt diese Musik in süßem Wohllaut dahin. Da nahen sich die drei Könige aus dem Morgenlande. Ein würdiges Marschtempo führt sie ein, dann erklingt ihr Gesang, ernst und feierlich, den die erstaunten Hirtinnen zuerst hören und in zartem Frauenchor das Männerterzett unterbrechen. Jetzt kommen auch die Hirten wieder herzu und folgen dem dem Sterne nachziehenden Königen, bis der himmlische Führer über der Hütte stille steht. Die Könige treten in den Stall ein, und es erhebt sich ein belebter und brillant begleiteter Chor der Hirten und Hirtinnen, die staunen über die Pracht und den Glanz, die sich in der armen Hütte entfalten, und über die reichen Gaben, welche die Könige bringen. In weihevoller Stille teilen jetzt die Könige ihre Geschenke aus, und huldigen ihrem Herrn und Heiland. In ruhiger, weicher Melodik fließt ihr Gesang dahin, und der abseits stehende Hirtenchor begleitet mit wenigen Worten die Handlung. Zum Schluß folgt die Anbetung der Könige und ihr heiliges Gelübde, in das der Hirtenchor einstimmt. Auch Maria singt noch bedeutungsvolle Worte dem Kindlein zu. Und so entwickelt sich ein erhebender Wechselgesang mit prächtigen Steigerungen, der das Werk in ruhiger Weise abschließt. Die Musik lebt und webt von Anfang bis Ende in echter Weihnachtsstimmung, einfach, lieblich und überall zierlich ausgeschmückt durch die Instrumente. Mögen recht viele Familienkreise dieses dem Komponisten alle Ehre machende Werk zur Hand nehmen. Die Beschäftigung damit wird viele Freude machen, und die Darstellung desselben Ausführenden und Zuhörenden einen reichen und erbaulichen Genuß gewähren.
R. Löw-Burckhardt (Basel).

Friedr. Zimmer, Die Orgel. Das Wissensnötige über Anlage und Einrichtung, Neubau und Behandlung einer Kirchenorgel, für Organisten; zugleich eine Ergänzung zu jeder Orgelschule. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearb. von P. Habermas. X u. 148 S. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg. M. 2.

Vorliegendes Buch verfolgt den Zweck, Schüler des Orgelspiels, wie namentlich Seminaristen und überhaupt Freunde des Instrumentes, mit dem Notwendigsten der „Orgelbaukunde" bekannt zu machen. Wie es im Vorwort zur zweiten und verbesserten Auflage heißt, sind die Fortschritte und Umwälzungen auf dem Gebiete des Orgelbaues der Hauptgrund zu einer „Neubearbeitung" gewesen. Kann man vielen in dem Buche ausgesprochenen Ansichten nur beipflichten, so fallen einem auf andrer Seite doch auch so viele Unrichtigkeiten und veraltete Ansichten auf, die bei der neuen Auflage unbedingt hätten vermieden werden sollen, abgesehen davon, daß das Buch an einer gewissen Einseitigkeit leidet, indem anerkannt erste Firmen auf dem Gebiete des Orgelbaues, wie Sauer, Haas, Goll, Caraille-Coll, Hill u. a einfach ignoriert sind. Wegen des zur Besprechung mir knapp zugemessenen Raumes kann ich hier nur einige dieser Mängel anführen. Bei großen Orgeln legt man nicht „zuweilen" (wie es in dem Buche heißt) Klaviaturen, Registerzüge ꝛc. in einen besonderen, freistehenden „Spieltisch", sondern man thut das in den allermeisten Fällen, und nur da, wo die Platzfrage sehr in Betracht kommt, wird man Verzicht leisten. Hier will ich auch gleich den S. 41 stehenden Passus anführen: „Bei 2-manualigen Orgeln ist gewöhnlich das untere Manual das Hauptmanual (das Hauptwerk), das obere das Nebenmanual (Nebenwerk), bei 3 Manualen liegt das Hauptwerk in der Mitte und bei 4 Manualen ist das Hauptwerk das 2., und das zarteste das 4. Bei neueren größeren Orgeln finden sich zwei Pedale übereinander." Über derartige Anordnungen sind wir heutzutage doch hinaus! Ueber den Zweck der Schwellwerke (S. 49) ist man heute auch anderer Ansicht. „Ein guter Teil der Wirkung, die man auf der modernen Orgel hervorbringt, sagt O. Dienel in seiner Schrift „Die moderne Orgel", ist auf Rechnung ihrer starken Schwellwerke zu setzen. Deshalb verbanne man die schwächlichen, wirkungslosen sogenannten Echowerke mit ihren wenigen

Digitized by Google

zarten Stimmen." Ein De- und Crescendo, wenn es wirksam sein soll, kann nur von einem Orchester, aber nicht von ein paar Geigen oder Flöten erzielt werden. Aus diesem Grunde sollten auch die Manuale bei der Orgel weniger durch Stärke als durch Klangfarbe sich von einander unterscheiden; man besetze daher die Schwellwerke nicht schwach und kärglich, damit auch etwas zum „An- und Abschwellen" da ist. Bezüglich des Rollschwellers bedarf es ebenfalls einer Richtigstellung. Man konstruierte denselben schon lange vor der Einführung der Pneumatik und Elektrizität. Sauer z. B. brachte ihn schon vor mehr als 30 Jahren an und hat ihn seither auch bei all seinen größeren Werken angewendet. Wenn sich A. Boden u. Sohn die Erfinder der Röhrenpneumatik nennen (S. 31), so dürfte hier wohl ein Irrtum vorliegen; denn schon im Jahre 1861 war auf der Londoner Ausstellung eine Orgel mit Röhrenpneumatik (die allerdings mangelhaft funktionierte) zu sehen. Was über elektrische und rein pneumatische Systeme gesagt ist, scheint mir doch etwas zu weit gegangen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß gerade bei solchen Anlagen die meisten Störungen vorkamen, die in den meisten Fällen mit großen Schwierigkeiten und Kosten zu beseitigen gewesen sind. Ich bin durchaus kein Gegner von Neuerungen, aber nach allem zu urteilen, was mir bis jetzt in röhrenpneumatischen Anlagen bekannt geworden ist, möchte ich zur Zeit Orgeln mit mechanischen Windladen (Kegelladen) in Verbindung mit Röhrenpneumatik den Vorzug geben. Auch die Rubrik „Register" giebt zur Einsprache Anlaß. So möchte ich doch der Quintatön im 8-Fußton nicht so ohne weiteres das Prädikat „von weniger Bedeutung" zugesprochen wissen. Im Gegenteil, eine schöne 8füßige Quintatön ist ein sehr wertvolles Register und läßt sich zu ganz herrlichen „Registermischungen" verwenden. „Aoline ist ein zartes Rohrwerk", heißt es auf S. 84 des Buches. Ausnahmsweise trifft man sie wohl einmal als „Zungenstimme", in der Regel aber ist Aoline eine 8füßige Labialstimme, und zwar das schwächste Streich-Register in der Orgel; sie bildet bekanntlich mit einer zu ihr in Schwebung gestimmten, ebenfalls zarten 8füßigen Streichstimme die sogenannte voix céleste. Bei dem Register „Physharmonika" wäre es angezeigt, hinzuzufügen: „Wird in der Regel ohne Pfeifenkörper konstruiert und in einen separaten, mit Schwelleinrichtung versehenen Kasten gelegt." (Eine derartig gebaute, sehr schön wirkende „Physharmonika" besitzt z. B. die berühmte Haas'sche Stiftsorgel in Luzern"). — Schließlich hätte auch der Passus gestrichen werden sollen, der bei der Behandlung der „Größenfrage" die Größe einer Orgel in Zusammenhang mit der Größe und Stärke der Kirchgemeinde bringt (S. 91). Nicht die Zahl der Sitzplätze ist maßgebend, sondern die räumlichen und akustischen Verhältnisse einer Kirche sollen den Ausschlag bei der Größenbestimmung der Orgel geben. So weist z. B. die neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin 1800 Sitzplätze auf und hat eine Orgel von 90 Stimmen, während die St. Trinité-Kirche in Paris bei der ungefähr gleichen Anzahl der Plätze eine Orgel von 48 klingenden Registern enthält. Diese Werke sind eben jeweils den räumlichen und akustischen Verhältnissen angepaßt. — Diesen Ausstellungen gegenüber hat das Buch aber auch wieder seine Vorzüge, indem es u. a. namentlich auf das überhandnehmende „Handwerksmäßige" im Orgelbau hinweist, wie die „Kunst" beim Bau dieses Instrumentes immer mehr zu kurz komme; wie gewöhnliche Handwerker, als Schreiner, Glaser, die vielleicht eine Zeit lang die Rauharbeit in einer Orgelbauwerkstätte verrichten halfen und nun, auf die Unkenntnis der Organisten im Orgelbau rechnend, sich zum Orgelbauer emporgeschwungen hätten, ohne jede technische noch musikalische Befähigung dazu! So geschehe es leider nur zu oft, daß der Bau einer Orgel, die doch dazu bestimmt sei, über Menschenalter hinaus zur Verherrlichung des Gottesdienstes beizutragen und die Zierde des Gotteshauses zu sein, anstatt Orgelbauern von Ruf, einem Pfuscher übertragen würde, zum großen Schaden der Kirchengemeinden und ihrer Kassen, und zum dauernden Verdruß, anstatt der Freude an solch einem Instrument! Auch was über „Pflege und Unterhaltung" der Orgel in dem Buche gesagt ist, ist gut zu nennen, ebenso eine im Anhang befindliche kleine Abhandlung über das „deutsche und amerikanische Harmonium". Musikdir. C. L. Werner, Freiburg i. B.

Psalmodie, Auszug aus der Gottesdienstordnung der evang.-luth. Kirche der Provinz Schleswig-Holstein. 64 S. Flensburg, A. Westphalen. Mk. 1,60.

Das Erscheinen dieses liturgischen Werkchens ist freudigst zu begrüßen. Den in demselben vorhandenen Psalmen sind natürlich die Melodien der Psalmtöne untergelegt; die die Psalmodie einleitenden und abschließenden Antiphonen, welche, wie in der Vorbemerkung richtig hervorgehoben, den besonderen Gedanken andeuten sollen, der den jeweiligen Gottesdienst beherrscht, — finden sich auf S. 35 u. f. Möchten die beiden vorgenannten liturgischen Werkchen beim Gottesdienste recht fleißig benützt werden! Die Gemeinde wird sich an den herrlichen alten Weisen sicherlich erbauen, unsere evang. Gottesdienste aber werden dadurch belebter sich gestalten und dabei gewinnen. El. Oechsler.

Druckfehler: In No. 8 S. 264 Z. 30 v. u. ist zu lesen: Topographie.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

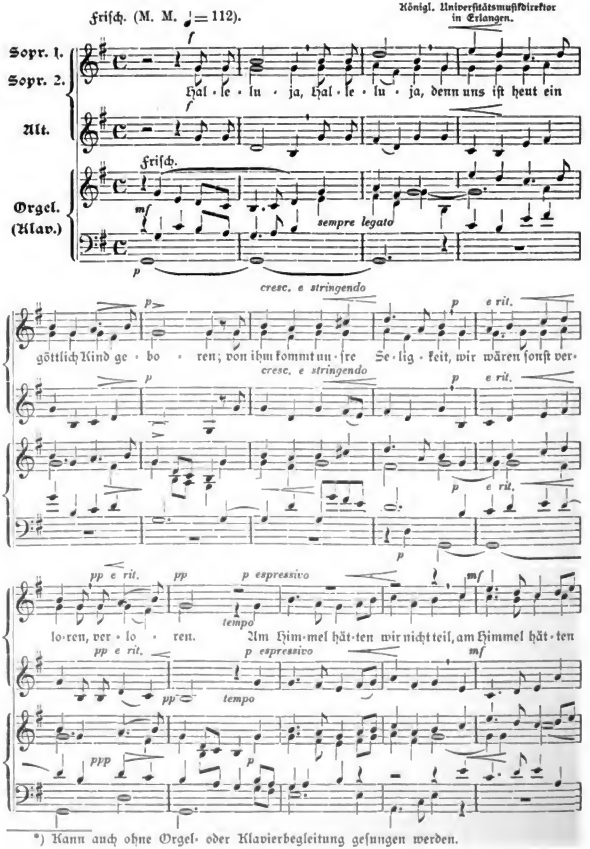
Digitized by Google

Notenbeigabe.

Ein Weihnachtsliedchen*)

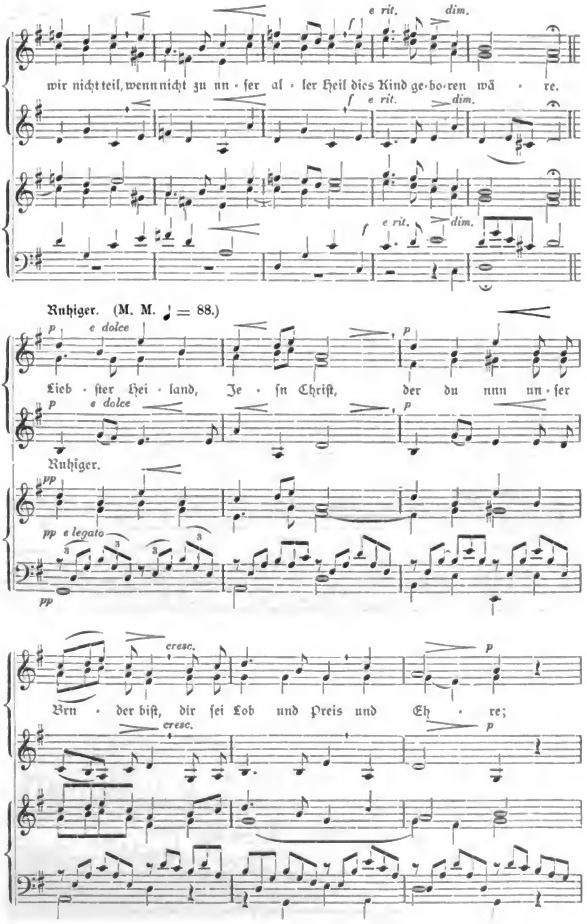
für Kinder- oder Frauenstimmen.

Elias Oechsler,
Königl. Universitätsmusikdirektor in Erlangen.

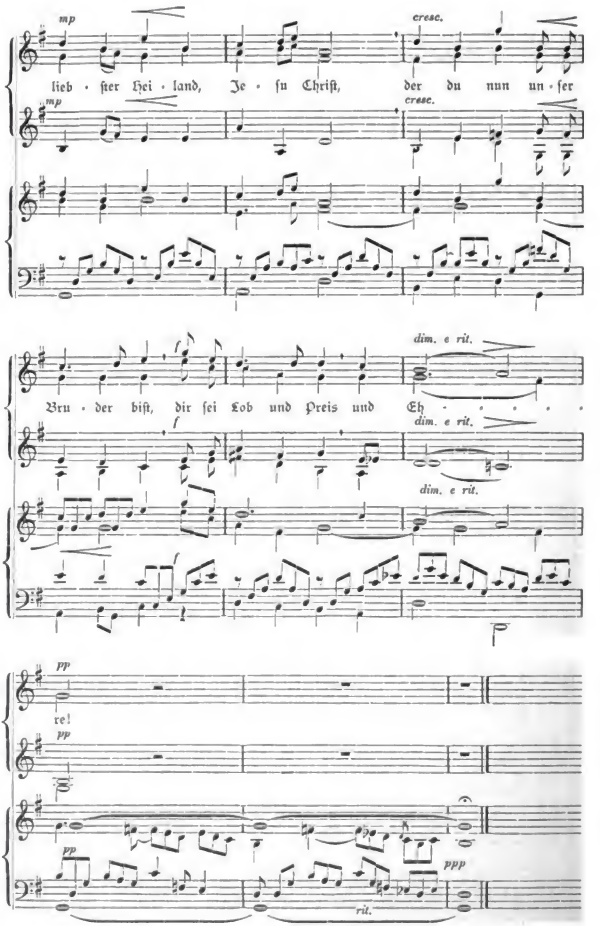


*) Kann auch ohne Orgel- oder Klavierbegleitung gesungen werden.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

— **(Musik.)** Wer sich zum Weihnachtsfest ein **Pianino**, ein **Harmonium**, eine **Cottage-Orgel** oder ein **Klavierharmonium** anschaffen, resp. seinen Lieben zum Geschenk machen will, versäume nicht, sich gleich den großen illustrierten Katalog der Firma **Wilh. Rudolph** in **Gießen**, der gratis und frei versandt wird, zu bestellen; derselbe bietet überraschende Auswahl von Instrumenten, von den billigsten bis zur feinsten Sorte.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Nelle, Sup. W., **Gerhard Tersteegens Geistliche Lieder.** Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. 5 M., gebunden 6 M.

Tersteegen, Gerhard, **Geistliche Lieder.** Textausgabe. Herausg. von Sup. W. Nelle. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Erinnerungen

aus dem amtlichen Leben

des wirklichen Geheimen Rats

Dr. theol. **Bernhard Hesse** in Weimar.

8°, geheftet 1 Mk. 20 Pfg.

Das apostolische Glaubensbekenntniss.

In Predigten.

Von **D. Rudolph Ehlers.**

8°, 150 Seiten. Geheftet 1 Mk. 40 Pfg., gebunden in Leinwand Preis 2 Mk.

Verlagsbuchhandlung von **Moritz Diesterweg** in **Frankfurt a. Main.**

F. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1880

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und **Berlin SW. 12,** Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** *Bremen 1890.*

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Digitized by Google

Festgeschenke!

Aus dem Verlage des

Rauhen Hauses in Hamburg.

Durch jede Buchhandlung zu haben:

Christliche Kunstblätter.

Elf große Holzschnitte nach Gemälden berühmter Meister.

Auf starkem Kupferdruckpapier.

1.	**Die heilige Nacht** (Correggio).	Größe: 55×73 cm je 1 M.
2.	**Die Kreuzesabnahme** (P. P. Rubens).	
3.	**Das Abendmahl des Herrn** (da Vinci).	
4.	**Zwei Töchterlein** (Schraudolph).	Größe: 40½×55 cm, je 50 Pf.
5.	**„Herr, bleibe bei uns“** (Plockhorst).	
6.	**Madonna della Sedia** (Rafael).	
7.	**Christus mit den Zinsgroschen** (Tizian).	
8.	**Ecce homo** (Guido Reni).	
9.	**Grablegung Christi** (Bartolommeo).	
10.	**„Herr hilf mir“** (Richter), 55×73 cm, 1 M.	

Diese 10 Blätter zusammen nur 4.00 M.

Wer 6 Sammlungen auf einmal bezieht, erhält die 7. gratis.

Die Sixtinische Madonna. Gemälde von Rafael Sanzio. 55×73 cm, 1 M.

Zehn einzelne Bilder

Größe 55×73 cm nach Wahl für 8 M.
„ 40½×55 „ nach Wahl für 4 M.

Gute Verschlußkapseln zum Aufbewahren 75 Pf.

P. G. Funcke schreibt: **„Vornehmlich aber mache ich alle wohlhabenden Freunde unseres Volkes auf diese Kunstblätter aufmerksam. Wer sie verschenkt, der wird einen besseren Samen säen als mit vielen — oft so unsinnig verteilten Geldstücken.“**

Der Nachbar: „— Die Bilder liegen vor uns, und wir sind ganz überrascht über die tadellose, bis ins Kleinste feine Ausführung.“ —

Das Sonntagsblatt für innere Mission: „Wir sind erstaunt über die Pracht dieser Bilder, deren innerer Wert ja längst anerkannt ist, bei dem äußerst niedrigen Preis.“

Die Hannoversche Post: „— Es ist staunenswert, daß für so geringen Preis so Vorzügliches geliefert werden kann.“ —

Blumen am Pilgerwege.

Acht Blumenblätter mit Bibelsprüchen, gemalt von **Elisabeth Sieveking.**

16/23 cm. — **In eleganter Mappe mit Goldpressung 6 M.**

Um die in Gold und Braun mit großer schöner Schrift gedruckten Sprüche schlingen und ranken sich die mit lebendigster Naturwahrheit gemalten Blumen herum, deren warme Farben durch den milden Ton des Kartons noch mehr gehoben werden. Was besonders wohlthuend berührt, ist der Umstand, daß die Malerin es verstanden hat, einen inneren Zusammenhang zwischen Spruch und Malerei herzustellen.

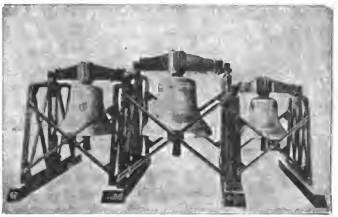
Vier Blätter aus den Blumen am Pilgerwege.

Mit Bibelsprüchen, gemalt von **Elisabeth Sieveking.**

2 Serien mit je 4 Blättern. 16/23 cm. In Couvert. Jede Serie 3 M.

Digitized by Google

Bochumer Gussstahl-Glocken.



Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Anfang 1897 mehr als 3600 Kirchen- und 5000 Signal-Glocken geliefert. — Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Herzliche Bitte! Der Winter steht vor der Thür!

Thüringer Weber-Verein zu Gotha,

unter dem hohen Protektorate

Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha,

welcher besteht, um der **armen notleidenden Weberbevölkerung Arbeit zu verschaffen,** offeriert hiermit die Erzeugnisse derselben, welche den **deutschen Hausfrauen** dringend empfohlen werden:

Tischtücher, Servietten, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Staubtücher, Scheuertücher, Altthüringische Decken, desgleichen mit Sprüchen und der Wartburg, Kyffhäuser-Decken in Damast, Rein- und Halb-Leinen zu Hemden und Bettwäsche, **Bettzeuge, Bettköpers, Drells** 2c.

Alles mit der Hand gewebt, daher sehr solid und dauerhaft.

Tausende von Zeugnissen, welche unaufgefordert eingehen, bestätigen dies.

Muster und Preisverzeichnisse stehen gern portofrei zu Diensten.

Der Vorsitzende Kaufmann und Landtagsabgeordnete **C. F. Gröbel** besorgt die kaufmännische Leitung unentgeltlich.

Durch

Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel

wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:

Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

***Julius Schmidt's** Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.*

Digitized by Google

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahres-Mappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. 1897. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie und 15 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof. *G. Hauberrisser*, Prof. *Leonh. Romeis*, *Fr. Xav. Bernauer*, *Balth. Schmitt*, Prof. *W. Kolmsperger*, Prof. *A. v. Liezenmayer*, Pfarrer *Fr. Festing* und Lyceal-Prof. Dr. *J. Schlecht*. Nebst erläuterndem Texte von *Herm. Jos.* Graf *Fugger-Glött*. Folio. (IV u. 14 S. Text und 12 Tafeln.) In elegantem Umschlag *M.* 15.

Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. Lex.-8°.

II. Band: **Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit.** Erste Abteilung: Mittelalter. Mit Titelbild in Heliogravüre und 306 Abbildungen im Texte. (S. XII u. 512 S.) *M.* 14; geb. in Halbsaffian *M.* 19. — Einbanddecke *M.* 3.

Früher ist erschienen:

I. Band: **Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens.** Mit Titelbild in Farbendruck und 481 Abbildungen im Text. (XX u. 622 S.) *M.* 16; geb. *M.* 21. — Einbanddecke *M.* 3.

Die zweite Abteilung des II. Bandes mit ausführlichen Sach- und Namenregistern wird 1898 erscheinen und das Werk abschliessen.

Den neu eingetretenen Abonnenten empfehlen wir die gediegene

Sammelmappe zur Monatschrift

(Preis 1 M. 25 Pf., Porto bei direkter Zusendung 30 Pf.)

welche allseitig viel Anklang gefunden hat.

Die Nummern sind im Rücken einzeln ohne Beschädigung provisorisch **zu befestigen**, so daß sie jederzeit **so bequem wie ein Buch zu benutzen** sind und sich sauber und vollständig erhalten lassen.

Die solide **Einbanddecke zum I. Jahrgang**

liefern wir ebenfalls zum Preise von 1 M. 25 Pf.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, freo. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Billige Heizung der Kirchen.

Neuer Füllofen für Coaks

von Leprince & Sireke in Herford, Westfalen.

D. R.-Patent Nr. 40724.

Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Oefen als auch namentlich deren Heizung ist erstaunlich billig. — Es ist dadurch auch den minder gut situirten Gemeinden Gelegenheit gegeben, ihre Kirchen zu heizen. — Die Oefen bedürfen nicht des störenden Nachtgangs, die einmalige Füllung — für 16 Stunden — reicht zur Erwärmung vollständig aus. — Schornsteinanlagen sind nicht zwingend erforderlich. — Zahlreiche Zeugnisse von Kirchengemeinden, Zeichnung und Preiscourant stehen zu Diensten.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu Kirchenfenstern.

Feinste Referenzen. Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Joh. Gg. Pfeiffer

Kaiserslautern

liefert Glocken in jeder Größe.

Geläute geliefert für die Christuskirche Köln, Luther- und Marienkirche Duisburg, Enskirchen, Honnef, Eschweiler, Kleinbremen, Rottbausen.

Garantie für reine Grund- und Uebertöne.

Hierzu eine Beilage betr. **Festgeschenke** von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Ausgegeben am 3. Dezember 1897. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Zahn, A. Alte Lieder in neuen Singweisen für d. evangelischen Kirchenchor und die geistliche Hausmusik. Partitur M. 1.50. Chorstimmen je 60 Pfg.

Joh. Gg. Pfeiffer
Kaiserslautern
liefert Glocken in jeder Größe.
Geläute geliefert für die Christuskirche Köln, Lutherund Marienkirche Duisburg, Euskirchen, Honnef, Eichweiler, Kleinbremen, Rondorf.
Garantie für reine Grund- und Nebentöne.

Billige Heizung der Kirchen.
Neuer Füllofen für Coaks
von Leprince & Siveke in Herford, Westfalen.
D. R.-Patent Nr. 40724.
Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Oefen als auch namentlich deren Heizung ist erstaunlich billig. — Es ist dadurch auch den minder gut situirten Gemeinden Gelegenheit gegeben, ihre Kirchen zu heizen. — Die Oefen bedürfen nicht des störenden Nachlegens, die einmalige Füllung — für 16 Stunden — reicht zur Erwärmung vollständig aus. — Schornsteinanlagen sind nicht zwingend erforderlich. — Zahlreiche Zeugnisse von Kirchengemeinden, Zeichnung und Preiscourant stehen zu Diensten.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Nelle, Sup. W., **Gerhard Tersteegens Geistliche Lieder.** Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. 5 M., gebunden 6 M.

Tersteegen, Gerhard, **Geistliche Lieder.** Textausgabe. Herausg. von Sup. W. Nelle. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Franz Reinecke's Kunstwerkstätten,
Heinrichstr. 14. ✱ HANNOVER ✱ Heinrichstr. 14.
Kirchenschmuck, Altar- u. Kanzelbekleidungen, Talare, Taufsteine, Kelche, Altar- u. Taufkannen, Altar- u. Kronenleuchter, Teppiche.

F. W. Jul. Aßmann
Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate
errichtet 1680
empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**
Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.
Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.
Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Sonderabdrücke | aus der vec.-Nr.: Ein Weihnachtsliedchen von Elias Uechsler. 12 Pf.; in Partieen 8 Pf.
| aus der Jan.-Nr.: „Mit Fried' u. Freud" (Becker), „Im Frieden Dein" (Wolfrum) zus. 10 Pf.; in Part. 6 Pf.

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ✠ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Eleganz.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und ausgemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn,* Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Jos. Weisz, Sally Liebling u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

(* Die Firma ist als Besitzerin des Jankó-Patentes in Deutschland allein berechtigt, auch Klaviere mit Neuklaviatur zu bauen.)

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." "

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." " Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: v. Broecker, Eine Predigt über das erste Kapitel der Bibel. — Wendorf, Luthers „Lob der Musik". — Menegoz, Die neue Agende der reformierten Kirche Frankreichs. — Simons, Ein Herborner Gesangbuch von 1654 und seine Verwandtschaft mit niederrheinischen und Straßburger Gesangbüchern. — Kalb, Ein Gang durch die Katharinenkirche in Oppenheim. — Spitta, Das Zwingli-Lied. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Zur Notenbeigabe. — Zwei Notenbeigaben.

Eine Predigt über das erste Kapitel der Bibel

von **M. von Broecker.**

Diese Predigt hält uns nicht ein Theologe, sondern der tiefsinnige Denker mit dem Pinsel, Michelangelo Buonarroti, in seinen Deckenmalereien der Sixtinischen Kapelle zu Rom. Man könnte die Sixtinische Decke eine gemalte Adventsdichtung nennen: Finsternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker. Aber oben, hoch an der Zinne der Welt, sitzen die Wächter, lauschende Propheten, grübelnde Sibyllen, und halten Ausschau, ob die Sonne des Heils aufgehe. Zu ihren Füßen herrscht noch Dämmerung. Da schlafen die Vorfahren Christi, selig träumend vom verheißenen Davidssohne. Noch tiefer unten recken sich die „Harrenden" aus dem Schlafe, blicken erwartungsvoll nach Osten, zeigen freudig bewegt dem leise anbrechenden Morgenglanz entgegen, — das Volk der Sehnenden, Ahnenden, die Schar, die da auszieht „dem Bräutigam entgegen". Aber in der Mitte scheint sich die Decke zu öffnen, und hoch über uns, wie in weiter Himmelsferne, zieht das Vorspiel, die uralte Geschichte von Sündenfall und Schöpfung der Welt, an uns vorüber. In fünf Bildern legt uns hier Michelangelo das erste Kapitel der Bibel aus: 1. Vor dem Anfang, 2. Gott und die Welten, 3. Gott und die Erde, 4. Gott und der Mensch, 5. Gott auf der Erde. — Fünfmal malt er uns Gott den Ewigen vor die Augen. Aber nicht nur als die geheimnisvolle Gotteshand, die aus den Wolken hinein ins Weltenleben greift, wie sie dem 11. und 12. Jahrhundert vorschwebte (Relief am Dom zu Hildesheim); auch nicht als die feierliche Papstgestalt, mit perlengeschmückter Tiara, den Purpurmantel um die Schultern, wie sie im 15. Jahrhundert auf die betende Gemeinde herabschaute (Genter Altar von Hubert van Eyck), noch als die majestätische Kaisergestalt mit den Zeichen weltlicher Herrschaft, wie sie Albrecht Dürer auf seinem großen Allerheiligenbilde zeigt. Michelangelos Gottvater hat alle äußeren Zeichen Seiner Würde abgelegt, weder Krone noch Heiligenschein schmückt Ihn, kein Szepter ruht in Seiner Hand. Als ein ehrwürdiger, machtvoller Greis im

Digitized by Google

schlichten Kleide, so tritt Er vor uns hin. Doch — ist es nicht überraschend? — fünfmal naht Gott, aber fünfmal erscheint Er als ein anderer, fünfmal wandelt sich Sein Bild vor unsern Augen. Liegt darin nicht die Beichte des Malers, wie er sich bewußt ist, daß es nur ein Stammeln sein kann, daß er nur diese, nur jene Seite des Gotteswesen zu enthüllen vermag, daß Gott ein Geheimnis bleibt, das wir nicht ergründen, vor dem wir nur anbeten können?

Michelangelo, Bruchstück aus der Sixtinischen Decke.
(Aus v. Broeckers Kunstgeschichte im Grundriß. 3. Aufl.)

1. Bild: Hier wagt Michelangelo den Schleier von dem „Vor dem Anfang" zu lüften. Zeit und Raum scheint aufzuhören, das große „Von Ewigkeit zu Ewigkeit" hat begonnen. Gott ist allein, ganz allein. Das ist die heilige, geheimnisvolle Einsamkeit, für die wir endlichen, wir abhängigen Menschenkinder nur ein „Weh, ich ertrag dich nicht" haben, bei der unser Denken aufhört. Es liegt über diesem ersten Bilde wie ein unendliches Geheimnis, wie etwas vom Schauer der Ewigkeit. — Und nun reckt Gott beide Arme aus, — nicht befehlend, nein, unendlich sehnsüchtig. Er breitet sie aus, als wolle Er etwas ans Herz drücken, als

Digitized by Google

suche Er nach Wesen, sie liebend zu umfangen. Dazu beugt Er Sein Haupt weit hintenüber, als wolle Er das Nichts, die Welt, die noch nicht da ist, mit einem langen Liebesblick anschauen. Und sieh, da wird's hell! — So beginnt die Schöpfungsgeschichte mit einem: Gott ist die Liebe. Der Liebesblick, die ausgereckten Liebesarme Gottes, sie haben das „Und es ward Licht" gewirkt. So sagt uns der tiefsinnige Meister.

2. Bild: Und nun kommt alles in Gärung und Bewegung, es beginnt ein gewaltiges Anziehen und Abstoßen. Gott naht! Aber Seine Gestalt, Sein Antlitz sind verändert. Jetzt ist Er ganz Schöpfer, ganz That, ganz Allmacht, ganz Befehl. Seit es Licht geworden, sind auch die Engel bei Ihm, die Kinder des Lichts, als die staunenden Zeugen der Schöpfung. Gott kommt herangesaust, Sein mächtiger Bart fliegt, Sein Gewand ist bewegt. Er streckt die Arme gebietend aus, und auf Seinen Wink entstehen Welten. Auf Seiner gewaltigen Stirne arbeiten Schöpfergedanken, und aus seinen Augen leuchtet's wie Feuer. Ihm voran aber eilt, Seinen Befehl auszurichten, eine geheimnisvolle, Ihm verwandte Gestalt: das „Wort", das im Anfang bei Gott war, durch das alle Dinge gemacht sind. Gott ist allmächtig, Gott ist die Eine ewige Majestät, so kündet dieses zweite Schöpfungsbild. Wir aber haben vor dieser überwältigenden, fast verzehrenden Gottesgestalt nur ein „Wo soll ich hinfliehen?" auf den Lippen.

3. Bild: Doch enger zieht sich der Kreis. Nicht im „Ozean der Welten alle", nur um die Erde, um „den Tropfen am Eimer" schwebt Gott. Noch ist der Mensch nicht da, aber Gott rüstet ihm seine Wohnung zu. Und siehe, schon verhüllt Er gnädig Seine unnahbare Majestät, der Schöpfer tritt zurück. Nicht kommt Er mehr im Sturm, auf gewaltigen Drehungen; im stillen, sanften Sausen naht hier Gott. Gleich einer Abendwolke schwebt Er über der Erde. Keine befehlende Bewegung, kein Herrscherwort geht von Ihm aus. Er erhebt Seine Hände und segnet die Erde. Jetzt ist Er zum erstenmal „Vater unser, der Du bist im Himmel." Schon scheint Er Sich über die Erde zu erbarmen, noch ehe sie fertig ist. Auf Seiner milde sinnenden Stirne scheinen bereits Erlösungsgedanken zu ruhen. Gott unser Vater!

4. Bild: Der Mensch ist geschaffen; er ruht auf einem Hügel. Zum erstenmal hat er die Augen in der großen, fremden Welt aufgeschlagen. Noch liegt's wie Dämmerung über seinem Geiste. Noch hat er nicht den Mut sich zu erheben. Müde, zaghaft, einsam, so liegt er da, ein noch nicht fertiger Mensch. Da kommt Gott! Engel tragen Ihn, Er scheint zu ruhen, das Werk der Schöpfung geht zu Ende, der große Sabbath bricht an. Und wie Er dem Menschen naht, da streckt Er ihm Seinen Finger entgegen. Befiehlt er ihm aufzustehen? Nein! Sieh, wie Adam Ihm auch seinen Finger entgegenstreckt. Man merkt, er kann gar nicht anders, er muß; Gott ist ein Magnet, Sein ausgereckter Finger zieht die Menschenhand an, zieht den ganzen Menschen empor. Schon hat Adam das eine Bein angezogen, schon beginnt die Gestalt sich aufzurichten. Sein schmachtendes Antlitz wendet sich dem Gottesantlitz entgegen. „Wir sind, Gott, zu Dir geschaffen". Gott der Magnet, der den Menschen nicht losläßt, der ihn anzieht, der ihn emporzieht. Das ist das Erste, was Michelangelo uns sagen will, da er zum erstenmal Gott und Mensch einander gegenüberstellt. Und darum verschmäht er es, den ersten Menschen in seiner königlichen Morgenschönheit darzustellen, sondern zeigt ihn uns

Digitized by Google

wie erst halb erwacht, als die schmachtende, dem Himmelslicht sich entgegenstreckende, welke Menschenblume, die ihr Alles von Gott empfängt.

5. Bild: Gott ist auf unsre Erde getreten. Die heilige Kindersprache der ersten Blätter der Bibel beginnt: Und da es Abend ward, ging Gott durch den Garten. Gott der Hausvater Seiner Menschenkinder! Er hat die Eva geschaffen, — Adam ruht noch im Schlaf. Und wieder tritt derselbe Gedanke vor uns hin. Das Weib hat zum erstenmal die Augen geöffnet. Aber sichtlich begreift auch sie sich und die Welt noch nicht, ihr Geist scheint noch wie traumbefangen. Aber den, der hier vor ihr steht, den kennt sie. Sie neigt sich wie unbewußt, sie erhebt unwillkürlich ihre Hände, streckt sie, wie ein Kind, sehnsüchtig, haltsuchend Ihm entgegen. Gott ist ein Magnet! Das erste, was diese Menschen fühlen, stammeln, es ist ein „Wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn," — „Wir sind, Gott, zu Dir geschaffen."

So dichtet Michelangelo Buonarroti von der Schöpfung der Welt.

Luthers „Lob der Musik"

von **Dr. Kurt Benndorf.**

Die Macht jener Kunst, welche in wortlosen Tönen unmittelbar in die Tiefe der Seele hinabzutauchen vermag, diese rätselhafte Macht ist zu allen Zeiten von dichterischer Begeisterung verherrlicht worden. Aber auch den Vorzug, in den Kreis rein philosophischer Betrachtung gezogen zu werden, hat in verschiedenen Zeitaltern der Kultur unter den Künsten die Musik genossen. So sahen die Pythagoreer, angeregt durch die geheimnisvolle Wechselbeziehung der Töne, in ihr ein Abbild der kosmischen Harmonie. Zu einem Abbilde des Urwillens wurde sie zweieinhalb Jahrtausend später dem Einsiedler von Frankfurt. Der mystisch-scholastische Geist des Mittelalters suchte die antike Anschauung dem religiösen Glauben anzupassen, indem er außer den dunklen Verwandtschaften der Tonverhältnisse zu den elementaren Qualitäten des Makrokosmus auch solche zu den Dogmen der Kirche vermutete. Ja, die geschäftige Phantasie eines Johannes de Muris glaubte in dem System der Musik ein Symbol der Kirche erblicken zu müssen. Die Zeit der Kirchenverbesserung verscheuchte die Nebel dieser tiefsinnigen Spekulationen und brachte eine schlichtere, natürlichere Auffassung der Tonkunst. Martin Luther pries sie als ein Geschenk Gottes, den Menschen gegeben zur Erhebung des Gemüts und den Dienst Gottes zu schmücken.

Seine Bewunderung für die Herrlichkeit der Musik hat Luther teils in Mitteilungen gegen seine Freunde (Tischreden, Briefe), teils in Vorreden zu Gesangbüchern ausgesprochen, am kraftvollsten aber in dem berühmten lateinischen Vorwort, das er für ein musikalisches Sammelwerk (Symphoniae iucundae, Wittenberg, Rhau 1538) schrieb[1]) und das beginnt: Vellem certe ex animo laudatum . . . esse donum illud divinum . . . . Dieses „Encomion musices" liegt auch in deutscher

[1]) Nicht, wie bisher angenommen wurde, für das Sammelwerk „Harmoniae de Passione Christi", das ebenfalls 1538 bei Georg Rhau erschien. Dieses hat vielmehr Melanchthon mit einer Vorrede eingeleitet (Anfang: Non dubium est, Musicam generi humano praecipue datam esse sacrorum causa . . .).

Digitized by Google

Fassung vor und ist mehrfach zum Gegenstand der Untersuchung geworden, weil die Priorität des lateinischen Wortlautes vor dem deutschen zweifelhaft ist. Lateinisch findet es sich noch — mit disponierenden Randbemerkungen versehen — in Melanchthons Declamationes 1541 und Praefationes 1544; deutsch zuerst in Johann Walthers „Lob und Preis der löblichen Kunst Musika" 1564 (entdeckt von Hugo Holstein; vgl. Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 1883 S. 185 f.). Der Neudruck bei Forkel (Musikgeschichte II, 76—79) und Rambach (Luthers Verdienst um den Kirchengesang, Anhang) stimmt in der Hauptsache mit dem deutschen Wortlaute Walthers überein. Eine andere deutsche Fassung stammt von Joh. Jacob Greiff (Walch, Luthers Werke XVI, 407—412). Endlich bringe ich noch eine dritte bei, die in der Tenorstimme eines Motettenwerks des Meißener Kantors Wolfgang Figulus steht (Cantiones sacrae 1575).

Die drei deutschen Fassungen des Encomion stimmen nicht überein. Daß diejenige Greiffs eine freie — sehr wenig lutherische — Übersetzung der lateinischen ist, wird ohne weiteres klar, wenn man sie liest. Walther und Figulus sagen von der ihrigen nur, daß sie vorher im Druck nicht ausgegangen sei. Figulus kann das nur insofern behaupten, als seine Fassung ein abgekürzter und zusammengedrängter Neudruck des Waltherschen ist. Einige Wendungen lassen jedoch erkennen, daß er auch den lateinischen Text vor sich gehabt und aus ihm übersetzt hat. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß Figulus bei der damaligen Verehrung für Luther ein deutsches Encomion desselben selbständig abgeändert habe.

Nicht nur, daß uns drei verschiedene deutsche Formen von Luthers „Lob der Musik" überliefert sind, ist auffällig, sondern auch, daß die früheste erst 26 Jahre nach dem lateinischen Druck und 18 Jahre nach Luthers Tod ans Licht kam. Nun ist allerdings Walthers Fassung geeignet, an Luthers Autorschaft zu denken. Sie enthält nur wenige Sätze, die nicht das eigenartige Gepräge des Luther-Stils, sondern den Charakter der Übersetzung seitens eines anderen tragen. Aber könnte nicht einem sprachgewandten Manne, der Johann Walther war, der außerdem als Freund Luthers dessen Schriften genau kannte, eine Stil-Nachahmung geglückt sein? Ich bin geneigt, nicht das deutsche Encomion Luthers, wie Forkel und Holstein thun, sondern mit Rambach das lateinische für das Original anzusehen.

Es bleibt noch übrig, die bisher unbekannte Fassung des Figulus dem Leser mitzuteilen.

Allen liebhabern der freien Kunst Musica | wünsch ich Doctor Martinus Luther | Genad und Fried von Gott dem Vater und unserm Herrn Christo |

Ich wolt warlich das alle Christen den theuren | werden | hohen schatz | die lieben Musicam meine ich | so Gott uns Menschen gegeben | ja lieb und werdt hielten | denn es ist ein solch herlich Kleinot | das ich nicht weis wo ichs nemen soll | davon | wie sichs gebüret | zureden | Ist doch nichts auff Erden | das nicht seinen klang hat | und seine zal | ja auch die Lufft | so doch unsichtbar und unbegreifflich ist | wenn man darein schlegt mit einem stabe | so klinget sie.

Das also diese edle Kunst in allen Creaturen ihr bildnus hat. Ach wie eine herrliche Musica ists | damit der Allmechtige Herr im Himmel seinen Sangmeister | die liebe Nachtigal | sampt iren jungen Schülern | und so viel tausent mal vögel in der Lufft | begnadet hat | do ein jedes geschlecht seine eigene ahrt und Melodey | seine herrliche süsse stim und wünderliche Coleratur hat | die kein Mensch auff Erden erlangen noch begreiffen kann | der liebe David hat solches mit grössern verwundern

Digitized by Google

im Geist angesehen | do er spricht im 104. Psalm[2]): An demselben sitzen die Vogel des Himmels | und singen unter jren zweigern.

Und über das alles hat er die Menschen mit dieser Kunst noch höher begnadet | das nichts dargegen zurechen ist | wenn eines Menschen stimm erklinget.

Die Heydnische Philosophi haben sich hefftig bemüht zu erforschen | wie doch des Menschen Zunge also wünderlich die gedancken des Hertzens | beide mit reden und singen dargeben möge | aber sie habens nicht können ergründen | ja es ist noch keiner so weit kommen | der da hette können ausgründen das a. b. c. von der Musica | Nemlich das unter allen sichtbaren Creaturen der Mensch allein die freude seines Hertzens also darthun kan | wenn er lacht | und dagegen wenn er betrübet ist | das er weinet.

In summa die edle Musica ist nach Gottes wordt der höchste schatz auff Erden. Sie regiret alle gedancken | sinn | hertz und muth. Wilstu einen betrübten frölich machen | einen frechen wilden Menschen zeumen das er gelinde werde | einem zaghafftigen einen muth machen | einen hoffertigen demütigen | und dergleichen | was kan besser dazu dienen | denn diese hohe | theure | werde und edle kunst. Der heilige Geist ehret sie selbst und helt sie hoch | do er zeuget wie der böse Geist von Saul gewichen sey | wenn David auff der Harffen schluge. Item da der Prophet Elisa weissagen solte | befahl er man solte jm ein spielmann herbringen | der auff der Harffen schlüge. Daher auch nicht die lieben Veter und Propheten ohn ursach gewolt haben | das bey der Kirchen die Musica alzeit bleiben solt | daher sind kommen so viel geseng und Psalmen. Und ist diese theure gabe allein dem Menschen geben | das er sich dobey erinner er sey dazu geschaffen | das er Gotte loben und preisen sol. Auch sihet man in dieser Kunst die grosse unaussprechliche | unbegreiffliche und unerforschliche weisheit Gottes | das die eine stimme jhrer art nach fein gerade und einfeltig hergehet | und die andern so wunderbarlichen auff allen örten daneben und umbher spielen | freundlich einander begenen | und sich gleich hertzen und lieblichen umbfangen | das | wer jm ein wenig nach denket | und es nicht für ein unaussprechlich wunderwerck des Herrn helt | der ist nicht werdt | das er ein mensch heist | und solte nichts anders hören | denn wie der Esel schreiet und wie die Saw grunzet.

Darumb last uns in diesem thewren geschöpff den Schöpffer erkennen | und jhr nicht misbrauchen | noch dem Teuffel damit dienen | sondern Gott den Herrn damit loben und preisen. Die sie aber misbrauchen | zu sauffen | schwelgen | leichtfertigkeit und unzucht | die bezeugen damit das sie noch ins Teuffels reich sein | welcher ist ein feind Gottes | der natur und alles des | so Gott gemacht und gut heist: Hiemit wil ich euch allen Gott dem Herrn bevolen haben. Wittenberg 1538.

Die neue Agende der reformierten Kirche Frankreichs[1])

von F. Menegoz, Vikar in Straßburg.

Mit diesem Werke hat die neuere liturgische Entwickelung der reformierten Kirche Frankreichs ihren vorläufigen Abschluß erreicht. Die Einleitung bietet einen interessanten Rückblick über die Entstehung des Buches:

[2]) Die Übersetzer Walther und Figulus berichtigen hier das lateinische Original (und Melanchthons Nachdruck!), wo der 103. Psalm zitiert wird.

[1]) Liturgie des Eglises réformées de France, revisée par le Synode général officieux. Gr. 8°, 267 p., Paris et Nancy 1897, Berger-Levrault & Cie., M. 4.—.

Digitized by Google

Die letzte offizielle Agende war 1689 entstanden, also vier Jahre nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Für die Zukunft war an eine einheitliche und folgerichtige Weiterentwickelung der von den Vätern ererbten liturgischen Traditionen nicht mehr zu denken. Die Kirche hatte um ihre Existenz zu kämpfen; die gemeinsame liturgische Arbeit hörte auf. Die Folge davon war, daß man nun je nach Bedarf an der überkommenen Agende bald hier bald dort Veränderungen vornahm, so daß die Kirchenbücher der einzelnen Gemeinden mit der Zeit immer mehr von einander abwichen. Beinahe zwei Jahrhunderte dauerte diese Unordnung. Endlich kam für den französischen Protestantismus die langersehnte Friedenszeit, die es ihm möglich machte, auch seine liturgischen Verhältnisse neu zu regeln. — Die Generalsynode von Nantes (1884) beschloß, „que les diverses éditions de notre liturgie doivent être ramenées à une seule, qui puisse être adoptée par toutes les Eglises," und zwar sollten sowohl die überkommenen Formulare revidiert als auch neue zu den alten hinzugefügt werden. Bersier wurde mit dieser Arbeit betraut. Sein Entwurf erschien 1888 und wurde den Provinzialsynoden vorgelegt. Nachdem diese im Anschluß an das Werk des gelehrten Theologen ihre Wünsche und Bedenken ausgesprochen hatten, bestätigte die Generalsynode von Le Vigan (1890) die Formulare für den sonntäglichen Gottesdienst, für Taufe und Abendmahl. Nach abermaliger gründlicher Revision wurden diese Stücke 1893 auf der Generalsynode von La Rochelle zum zweiten Male bestätigt. Nun unterzog man auch die übrigen vorgeschlagenen Gottesdienstordnungen einem sorgfältigen Studium, und so konnte auf der Generalsynode zu Sedan (1896) die ganze Agende in der jetzigen Form angenommen werden. Das vorliegende Werk, das erste offizielle Kirchenbuch des neuerstandenen französisch-reformierten Protestantismus, ist also die Frucht einer gewissenhaften, zwölfjährigen Arbeit. Neben dem Entwurfe Bersiers haben die bereits existierenden Agenden, namentlich aber die in den letzten Jahrzehnten revidierten schweizerischen Liturgieen das Material dazu abgegeben.

Es ist erfreulich zu sehen, in welchem Geiste diese Arbeit betrieben wurde. Die Verfasser verbanden einen gesunden kritischen Sinn mit pietätvoller Liebe zu den liturgischen Schätzen der Vergangenheit. Brachten sie manche wertvolle Errungenschaft der Reformationszeit wieder zu Ehren, so haben sie andrerseits mit lobenswerter Konsequenz die oft willkürlichen Veränderungen und Verzerrungen, die fast sämtliche Gottesdienstordnungen im 18. Jahrhundert erlitten hatten, wieder aufgehoben. Die Worte, mit denen sie ihre zugleich rücksichtsvolle und freie Stellungnahme zu den überlieferten Liturgieen rechtfertigen, mögen auch bei uns beherzigt werden: „Le principe de la revision a toujours été admis et appliqué, dans notre Eglise réformée, pour la traduction de la Bible, pour le Psautier, pour le texte de la confession de foi, pour les articles de la discipline, et naturellement aussi pour la liturgie. Ce principe, en effet, est le seul qui puisse satisfaire le besoin de continuité et le besoin de progrès, — deux besoins en apparence contradictoires, et sans la satisfaction desquels il ne saurait cependant y avoir de vie normale pour une société quelconque." Bleibt der französische Protestantismus diesem Prinzipe einer besonnenen und vorurteilsfreien Revision seiner kultischen Traditionen auch fernerhin getreu, so steht ihm noch eine schöne liturgische Entwickelung in Aussicht. Jedenfalls glauben wir angesichts des Geistes, in dem die neuerschienene Agende verfaßt wurde, daß in der reformierten Kirche Frankreichs vorderhand keine Versteinerung auf liturgischem Gebiet zu befürchten ist. Dies ergiebt sich auch daraus, daß kein Pfarrer gezwungen wird, sich ausschließlich an die neue Agende zu halten. Sie ist vielmehr in erster Linie dazu bestimmt, den Geistlichen Anweisungen und Material zu gottesdienstlichen Handlungen zu bieten. Ferner soll sie ein Hilfsmittel sein für die Vorleser (lecteurs), die in einer beträchtlichen Anzahl von Gemeinden die Pfarrer zum Teil oder auch ganz zu ersetzen haben. Schließlich soll die Agende auch ein Erbauungsbuch für die häusliche Andacht sein.

Überfliegen wir schnell den Inhalt des an Stoff überaus reichhaltigen Werkes. Zunächst finden wir eine Tabelle mit sechs Leseabschnitten Alten und Neuen Testaments für jeden Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres. Das Kirchenjahr ist dem Wunsche Bersiers gemäß wieder offiziell eingeführt; die Bibellektionen sind sämtlich in der von Bersier getroffenen Auswahl und Anordnung vorgeschrieben worden.

Digitized by Google

Die Liturgieen für die einzelnen gottesdienstlichen Handlungen zerfallen in zwei Gruppen: erstens diejenigen, die aus alten Kirchenbüchern herübergenommen und revidiert wurden; zweitens diejenigen, die neu hinzugefügt wurden und somit zum ersten Male in einer von der französisch-reformierten Kirche allgemein anerkannten Agende vorkommen.

Zur ersten Gruppe gehört die Liturgie für den Hauptgottesdienst am Sonntag, die in derselben Form, wie wir sie hier finden, schon 1896 als Anhang zu dem neuen Gesangbuche der reformierten Kirche Frankreichs veröffentlicht worden war. Sie wurde Monatschrift I 1,25 von Professor Spitta im einzelnen besprochen. Neu eingeführt sind die sogenannten „chants spontanés", die nach Dekalog, Gnadenversicherung und Vaterunser ohne vorherige Ankündigung von der Gemeinde angestimmt werden. Neu ist ferner die nach dem Sündenbekenntnis stattfindende Verkündigung der Gnade Gottes (Joh. 3,16; Lc. 19,10; Rm. 5,1). Es ist Bersiers Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß dies im Sinne Calvins ist, der nur aus Rücksicht gegen Genfer Traditionen von einer Einführung der Absolution in seine Liturgie absah (1542). — Der Gottesdienst beginnt an gewöhnlichen Sonntagen mit einer kurzen Invocatio (Ps. 124,8) des Pfarrers oder Vorlesers. Darauf kündigt dieser das Eröffnungslied an, trotzdem die Nummern gewöhnlich angeschlagen sind; manchmal liest er auch noch die Strophen vor, die gesungen werden sollen, — um dann erst die Gemeinde zu Worte kommen zu lassen. Dieser allzu nüchterne, mehr in die Schule als in die Kirche passende Anfang ist nicht geeignet, die gehobene Stimmung, mit der der Zuhörer soeben in die Kirche eingetreten ist, weiter zu erhalten. Eins von beiden: entweder man beginne, wie man es früher bisweilen gethan, mit einem Liede oder, wenn man an der von Calvin her überkommenen Tradition festhalten will, so lasse man, wie es Bersier wünschte, auf das Anfangsvotum zunächst einige Kernsprüche folgen und daraufhin — ohne mündliche Ankündigung — ein zu diesen Sprüchen passendes Lied singen. In beiden Fällen wäre der Eingang wuchtig und ergreifend. Daß die Verfasser der Agende den berührten Mangel thatsächlich empfunden haben, ergiebt sich daraus, daß sie wenigstens für den Gottesdienst an den christlichen Hochfesten und andern großen Feiertagen von dem gewöhnlichen dürftigen Eingangsschema abgewichen sind. Hier folgt auf die Invocatio jedesmal eine größere oder geringere Anzahl geschickt gewählter Bibelworte, die mit einem Schlage und wie mit Lapidarschrift der Feier ihr besonderes Gepräge geben. — Das Apostolicum wird nach der Gnadenversicherung verlesen. Zu dieser auffallenden Neuerung hat schon Bersier Veranlassung gegeben. In seinem Kirchenbuch machte er den Vorschlag, Fürbittengebet, Vaterunser und Apostolicum, die bisher den Schluß der gottesdienstlichen Handlung gebildet hatten, vor die Predigt zu stellen; die Fürbitte sei einer der wesentlichsten Bestandteile des christlichen Gottesdienstes, daher dürfe sie nicht erst nach der Predigt kommen, wann die Gemeinde schon ermüdet sei, sondern es müsse ihr ein Ehrenplatz angewiesen werden in der ersten Hälfte der Feier. Da nun nach Bersier Fürbittengebet, Vaterunser und apostolisches Glaubensbekenntnis ein unzertrennliches Ganze bilden, mußte er mit dem ersteren auch die beiden andern vor die Predigt rücken. Dieser Vorschlag Bersiers wurde nun insofern abgelehnt, als man Fürbitte und Vaterunser da stehn ließ, wo sie früher standen; das Glaubensbekenntnis aber erhielt seine definitive Stelle vor der Predigt, und zwar vor der Schriftlektion und nach der Absolution. Man glaubte die von Bersier befürwortete Umstellung in diesem Punkte genehmigen zu müssen „dans l'intérêt de la logique et de l'unité, et aussi pour abréger, selon un désir presqu'unanime, la partie du culte qui suit le sermon". Letzteres ist klar, besonders wenn man die Pariser Verhältnisse berücksichtigt, wo der Kirchenbesuch der großen Entfernungen wegen bisweilen keine leichte Sache ist. Der andere Grund ist weniger einleuchtend; denn die Gewißheit der Sündenvergebung fließt, streng logisch betrachtet — und den Verfassern kommt es ja in diesem Zusammenhang hauptsächlich auf eine strenge Logik an — erst aus den im Glaubensbekenntnis besprochenen Thatsachen der christlichen Heilsgeschichte. — Das große Fürbittengebet stammt aus der Genfer Liturgie von 1542; ist es hie und da gekürzt worden, so hat man andrerseits ergänzende Abschnitte hinzugefügt, die in besondern Fällen dem Hauptgebet eingegliedert werden können, so bei kirchlichen Wahlen, bei der Ernennung eines Pfarrers, bei längerer Vakanz, bei Seuchen und Unglücksfällen, beim

Digitized by Google

Abschied der Rekruten, in Kriegszeiten, bei Eröffnung der Kammersitzungen. Eintönigkeit wird dadurch vermieden, daß für die gewöhnlichen Sonntage sowohl wie für die hohen Festtage eine Fülle von Kirchengebeten beigegeben ist. Für ein freies Gebet wird der Moment vor der Predigt oder vor dem Predigtliede empfohlen.

In den Liturgieen, die alten Agenden entstammen und in mehr oder weniger verändertem Zustand in die neue herübergenommen worden sind, gehören neben dem Schema für den Sonntagsgottesdienst die Formulare für Taufe, Abendmahl, Trauung und Konfirmation (letztere wurde erst 1739 eingeführt). Bersier giebt in seinem Buche bei Besprechung der einzelnen Liturgieen eine ausführliche Geschichte ihres Ursprungs und der Schicksale, die sie durchgemacht haben. Vergleichen wir seine Aufstellungen mit dem, was die Agende bietet, so fällt sofort auf, daß auch hier seine Vorschläge zum großen Teil angenommen worden sind. Dazu kommen folgende Zusätze: die Liturgieen für die Taufe eines kranken Kindes und für die Aufnahme der Proselyten, ferner die Einführung einer besondern Vorbereitungsfeier auf das heilige Abendmahl und einer besondern Dankfeier nach der Kommunion. Der Gang der einzelnen gottesdienstlichen Handlungen ist im allgemeinen derselbe wie bei uns; daher sei nur einiges wenige hervorgehoben. Bei der Taufe müssen die Paten versprechen: „que cet enfant . . . . soit instruit dans la doctrine chrétienne que Dieu nous a révélée dans les livres sacrés de l'Ancien et du Nouveau Testament," worauf die beherzigenswerte Mahnung erfolgt: „Vous lui enseignerez aussi, par vos paroles et par votre exemple, à vivre selon la règle que le Seigneur nous a donnée dans sa loi, qui se rapporte à ces deux devoirs généraux: aimer Dieu de tout notre coeur, et notre prochain comme nous-mêmes." — In der aus Genf stammenden Abendmahlsliturgie sind die ursprünglichen Worte „sans nous arrêter à ces symboles extérieurs, comme si Jésus y était renferme d'une manière grossière et charnelle" nach waadtländischem Vorbild ersetzt worden durch den Ausdruck „comme si Jésus y était matériellement renfermé". Bersier ist der Urheber dieser Änderung; er wollte den in eine Abendmahlsfeier nicht passenden polemischen Charakter der Genfer Ausdrucksweise beiseite schaffen. Nach unserm Empfinden hätte man besser daran gethan, diese trockene dogmatische Reflexion ganz auszumerzen; sie wirkt störend, wohin man sie auch stellen mag, und in dem feierlichen Moment nach der Aufforderung, dem Tische des Herrn zu nahen, und vor der Rezitation der Einsetzungsworte ist sie erst recht nicht am Platze. Den Abschluß der Abendmahlsfeier bildet der von der Gemeinde angestimmte Lobgesang des Simeon (vgl. Monatschrift II, 8, 257 ff.):

Laisse-moi désormais,	Salut qu'en l'univers
Seigneur, aller en paix;	Tant de peuples divers
Car, selon ta promesse,	Vont recevoir et croire;
Tu fais voir à mes yeux	Ressource des petits,
Le salut glorieux	Lumière des Gentils,
Que j'attendais sans cesse.	Et d'Israel la gloire!

Die Trauungsfeier beginnt mit den Worten: „Mes frères, apportons ici un esprit de respect et de religieuse attention. Souvenons-nous de la sainteté du lieu où nous sommes et de la solennité de la cérémonie qui nous rassemble, et élevons tout d'abord nos âmes à Dieu par la prière." In dem darauf folgenden Gebet kommt der Satz vor: „Que personne n'apporte ici un esprit mondain et profane; mais que tous se recueillent en ta sainte présence et s'unissent du fond du coeur aux prières que nous t'adressons." Das läßt tief blicken. Auch bei uns wäre es oft am Platze, die Trauungsfeiern in der Kirche mit derartigen Mahnworten und mit einem Gebet anheben zu lassen. — In der Konfirmationsfeier singen Gemeinde und Katechumenen, nachdem diese feierlich als vollberechtigte Glieder der Kirche anerkannt worden sind, die beiden Strophen:

Je suis à toi; gloire à ton nom suprême!	Sur cette terre où tu veux que j'habite,
O mon Sauveur, je fléchis sous ta loi.	O mon Sauveur, mon Dieu, je suis à toi;
Je suis à toi, je t'adore, je t'aime;	Et dans le ciel où ta grâce m'invite,
Je suis à toi, je suis à toi.	Encore à toi, toujours à toi!

Digitized by Google

Hier vermißt man das, worauf es in diesem Augenblick in erster Linie ankommt: die Betonung der christlichen Brüdergemeinschaft, der Einheit aller Gläubigen in Christo. Seiner allzu ausgeprägten Subjektivität und seiner Süßlichkeit wegen ist dies Lied nicht imstande, den Gefühlen Ausdruck zu geben, von welchen die Gemeinde in diesem wichtigen Moment durchdrungen ist.

Zur zweiten Gruppe von Liturgieen, d. h. zu den neu eingeführten, gehören die Formulare für Ordination und Installation der Pfarrer (die Liturgie für die Ordination wurde schon 1887 auf der Generalsynode zu Saint-Quentin angenommen), ferner für die Installation der Kirchenältesten und Diakonen, für die Einweihung einer neuen Kirche, für Leichenfeiern, für den Gottesdienst am Bußtage (1884 eingeführt und 1887 auf den Sonntag Judica festgesetzt), bei Eröffnung einer Generalsynode, bei Missionsfesten und am Tage der Nationalfeier. Neu sind auch die Gebete für die Sonntagsschule und die Übersetzung des Tedeums zum gottesdienstlichen Gebrauch. Die Einführung dieser Liturgieen ist zum großen Teil Versier zu verdanken.

Die Liturgie für die Ordination zeugt von einer mustergültigen Besonnenheit der Verfasser. Dem Kandidaten wird das Glaubensbekenntnis der Generalsynode von 1872 vorgelesen: „ . . . . . Avec ses pères et ses martyrs dans la Confession de La Rochelle, avec toutes les Eglises de la Réformation dans leurs divers Symboles, elle (l'Eglise réformée de France) proclame l'autorité souveraine des saintes Ecritures en matière de foi, et le salut par la foi en Jésus-Christ, Fils unique de Dieu, mort pour nos offenses et ressuscité pour notre justification. Elle conserve donc et elle maintient à la base de son enseignement, de son culte et de sa discipline, les grands faits chrétiens représentés dans ses sacrements, célébrés dans ses solennités religieuses et exprimés dans ses liturgies, notamment dans la Confession des péchés, dans le Symbole des apôtres et dans la liturgie de la sainte Cène." Darauf folgen die Worte: „Voilà, mon frère, en quels termes les représentants de notre Eglise ont constaté leur foi. Déclarez-vous y adhérer?" Nachdem der Kandidat dies bejaht hat, wird die Frage an ihn gerichtet, ob er ein getreuer Diener der Kirche und der Brüder, insbesondere der Armen, Kranken und Gefallenen sein wolle, ob er fröhlichen Herzens in sein Amt eintrete, das Amtsgeheimnis, ausgenommen bei Hochverrat, zu bewahren verspreche und sich jederzeit an die reformatorischen Prinzipien der Ordnung und der Freiheit halten werde. — Bei der Einsetzung der Ältesten und Diakonen wird unter Berufung auf das allgemeine Priestertum der Gotteskinder mit Nachdruck hervorgehoben, daß die Leitung der Kirche durchaus nicht allein den Geistlichen zufallen solle; die christliche Kirche müsse vielmehr sich selbst regieren und zwar durch Vertreter, die sie apostolischem Brauche gemäß frei aus ihrer Mitte zu wählen habe. — Aus dem der Predigt vorausgehenden Gebet am Nationalfest seien folgende Worte zitiert, die in ergreifender Weise bekunden, wie die immerhin nur kleinen französischen Protestantengemeinden sich mit der großen Masse des Volkes solidarisch verbunden fühlen: „Nous nous humilions devant toi en ce jour solennel. Nous te confessons les péchés de notre nation, qui sont aussi les nôtres. Trop souvent nous t'avons oublié et méconnu. Trop souvent nous t'avons offensé par notre orgueil, par notre légèreté, par la mondanité de notre vie, par l'incrédulité de notre coeur. Seigneur, aie pitié de nous et pardonne à notre peuple!" — Reich und geschickt angeordnet ist der Stoff für die Begräbnisfeiern. Er zerfällt in drei Gruppen: Worte für die Andacht im Trauerhause, in der Kirche, am Grabe. Neben Gebeten, von denen einige nach Form und Inhalt geradezu vollkommen sind, werden Psalmen und Serien von sinnig gewählten Schriftworten in großer Auswahl geboten. Vortrefflich ist auch die kurze Sammlung von Sprüchen und Gebeten für das Begräbnis von Soldaten und Matrosen in Friedens- und Kriegszeiten. Das einzige, was wir aus leicht begreiflichem Grunde beanstanden möchten, ist die Anspielung auf Apokalypse 20,13 bei der Versenkung einer Leiche ins Meer. Wenn man aber bedenkt, daß bis in dieses Jahrhundert den französischen Protestanten kirchliche Begräbnisfeiern ein Greuel waren, weil sie, wie man dachte, beim gemeinen Manne abergläubische Vorstellungen hervorrufen müßten, — so kann man nur seine Freude haben an der Entwickelung, welche die reformierte Kirche Frankreichs gerade auf diesem Gebiete durchgemacht hat.

Digitized by Google

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Agende auch einen gewissen pädagogischen Wert besitzt. Die Verfasser haben hie und da kurze Bemerkungen einfließen lassen, sei es um vor gewissen Mißbräuchen zu warnen, sei es um den Geistlichen, Vorlesern oder sonstigen Helfern in besondern Fällen Ratschläge zu erteilen. So werden die Pfarrer ernstlich ermahnt, sich am Sonntagmorgen beizeiten in der Kirche einzufinden und nicht etwa erst dann zu erscheinen, wann der lecteur mit den Bibellektionen zu Ende sei. Ferner wird die weit verbreitete Unsitte bekämpft, aufs Geratewohl irgend ein Kapitel aus dem Alten oder Neuen Testament im Gottesdienst zu lesen ohne vorherige sorgfältige Überlegung. Man soll sich nicht an die oft willkürliche Kapiteleinteilung der Bibel halten, sondern die Abschnitte, die vorgelesen werden sollen, nach Maßgabe ihres Inhalts scharf abgrenzen; auch darf nur derjenige biblische Stoff zu Lektionen verwendet werden, der wirklich imstande ist, die Gemeinde zu erbauen. Bei Trauungen und bei Begräbnissen soll man „éviter tout ce qui ressemblerait à un panégyrique". — Die kultischen Traditionen der einzelnen Gemeinden werden von den Verfassern der Agende mit großer Schonung behandelt; jedoch sind die Taufen nach Möglichkeit mit dem öffentlichen Gottesdienst zu verbinden; für die Abendmahlsfeier wird die Form der Tafelkommunion empfohlen; bei der Konfirmationsfeier werden zugelassen „toutes les traditions conformes à la spiritualité et à la simplicité de notre culte"; die Aufnahme der Proselyten soll womöglich im Sonntagsgottesdienst geschehen, und zwar nach dem auf die Predigt folgenden Gesang. Das von der Generalsynode zu Sedan (1896) festgesetzte Formular, das der Proselyte zu unterzeichnen hat, ist beigegeben.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß nur gebundene Exemplare der Agende verkauft werden; der allem liturgischen Anstand zuwiderlaufenden Gewohnheit mancher Pfarrer, beim Gottesdienst bloß notdürftig zusammengeheftete oder gar zerfetzte Bücher zu gebrauchen, soll auf diesem Wege ein Ende bereitet werden.

In der besprochenen umfangreichen Agende findet sich des Guten so viel, daß wir sie wohl als das Angeld betrachten dürfen für ein weiteres erfolgreiches Arbeiten des französisch-reformierten Protestantismus auf dem Gebiete der Liturgik.

Ein Herborner Gesangbuch von 1654 und seine Verwandtschaft mit niederrheinischen und Straßburger Gesangbüchern

von **Prof. Lic. Simons in Bonn.**

In seiner lehrreichen hymnologischen Studie über Joachim Neander[1]) erwähnt C. Krafft die zahlreichen zu Herborn erschienenen Gesangbücher, deren Existenz großen Teils erst durch Wellers Annalen bekannt geworden sei, und nennt eine Reihe von Ausgaben von 1591 an. Unter ihnen befindet sich nicht die Ausgabe von 1654, die mir der Besitzer, Herr cand. theol. Rotscheidt aus Köln, zu leihen die Freundlichkeit hatte. Bei näherer Einsicht ergab sich mir, daß sie in einem Verhältnis naher Verwandtschaft zu dem Düsseldorfer Gesangbuch von 1612 oder zu dessen Grundlage, bezw. Grundlagen, steht. Das Düsseldorfer Ges.-B. hat W. Crecelius in der Zeitschr. des Berg. Gesch. Ver., Bd. V beschrieben nach dem einzigen bis dahin bekannt gewordenen Exemplar, welches sich in der Familie de Weerth in Elberfeld fortgeerbt hat.[2]) Nach Crecelius ist es herübergenommen aus einem Amberger Ges.-B.[3] oder einem älteren Originale, das in Amberg nur nachgedruckt wurde. Nun stimmt das

[1]) Theol. Arb. a. d. rhein. wissensch. Pred.-Ver. Bd. IV, S. 46 ff.

[2]) Inzwischen scheint ein zweites Ex. aufgetaucht zu sein, welches sich im Besitz des Herrn Heinr. Goeters in Rheydt befindet (s. Annalen d. Histor. Ver. f. d. Niederrhein, Beiheft II, 1897, S. 56, Nr. 14).

[3]) Vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 380 f. Das deutsche Kirchenlied 1864, I, S. 645 f.

Digitized by Google

Herborner (= H) in einigen Punkten, in welchen das Düsseldorfer (= D) vom Amberger (= A) abweicht, mit diesem überein. Dieses eigentümliche Verhältnis von Verwandtschaft und Verschiedenheit, sowie der Umstand, daß, so viel ich weiß, nähere Angaben über Herborner Gesangbücher noch nicht gemacht sind, läßt eine Beschreibung als der Mühe wert erscheinen.

Das Gesangbuch hat das gleiche Format (gr. 4°) wie eine im selben Jahr und beim selben Drucker erschienene Bibel (die Höhe der Blätter im Einband ist 24,5 cm, die Breite 18 cm) und ist dieser nicht nur beigebunden, sondern ist eigentlich ein integrierender Teil von ihr, wie das Elberfelder Ges.-B. von 1702 ein solcher der ersten in Elberfeld verlegten Bibel ist.[4]) Ihm folgt in gleichem Format der (Heidelbergische) **Katechismus, die Kirchengebete, Form zu taufen, Abendmahl zu halten, Form der Eheeinleitung, Von Besuchung der Kranken** (diese Stücke nach der Pfälz. K. O.), **Morgen- und Abendgebet, Gebet vor dem Essen, Haustafel, das Symbol. Apostol., Nicänum, des H. Athanasii, das Bekantnus des Glaubens der Concilien zu Ephesus 434, aus der 28. Epistel Cyrilli, und zu Chalcedon aus Isidori Buch, Cap. 5. Ist gestelt worden Anno 454.** Zuletzt kommen **Schöne, tröstliche vnd eynbrünstige Gebettlein vmb den waren Glauben** u. s. w. Darunter sind mehrere von großer Kraft und Innigkeit. Die Überschrift stimmt genau mit der in D überein, nur fehlt der Satz **„Jetzundt auffs newe durchsehen, vnd mit etlich schönen Gebetten gemehret."** Von den Gebeten in D sind mehrere ausgefallen.

Der Titel unseres Ges.-B. lautet: **Psalmen Davids,** | **Nach Frantzösischer melodei vnd reimenart in Teutsche reimen ver-** | **stendlich und deutlich gebracht** | **durch** | **Ambrosium Lobwasser, D.** | **Vnd hierüber bei einem jeden Psalmen seine zu-** | **gehörige vier stimen.** | **Sampt etlichen Psalmen vnd geistlichen Liedern, so von Herrn** | **D. Luthero vnd andern gotseligen leuten gestellet.**

Holzschnitt: Elias und die Raben mit der Umschrift **EX UNO OMNIA.** **Gedruckt zu Herborn in der Grafschaft Naßaw-Catzen-** | **einbogen** ꝛc. **durch Christoff Raben Erben 1654.** Auf der folgenden Seite steht zwischen Arabesken: **Dem König aller Königen, vnd Herrn aller Herren,** | **dem vnvergänglichen und vnsichtbarn, vnd** | **allein weisen, sei ehre vnd ewiges** | **Reich, Amen.** Dann folgt ein Verzeichnis der Psalmen, so einer melodi oder tons sind. Nach einem Strich heißt es: **Die Chorstimme ist gemeiniglich der Tenor, in etlich wenigen aber der Discant. Wo es nun der Discant ist, stehet vor dem Anfang der Noten oder des Gesangs ein solch zeichen** (folgt das Zeichen).

Es sind auch austheilung, so man Pausen nennet, mit einem solchen sternlein verzeichnet*), wo etwan ein Psalm auf einmal zu singen möcht zu lang werden, außgenommen den 119. Psalm, der seine austheilung hat nach den Hebreischen buchstaben. Arabeske. Von der 3. Seite, mit 1 numeriert (unten A 2), an bis zur 122. kommen nun wie in D die Lobwasserschen Psalmen, ohne andere Überschrift als Psalmus I u. s. w., der erste Vers jedesmal mit Noten. Es fehlen Inhaltsangabe und Gebete, wie sie in D jedem Psalm beigegeben sind.

Auf die Psalmen folgen wie in D,

1) **Die zehen Gebott Gottes.**

2) **Der Lobgesang Simeonis Luc.** 2 (beide mit Noten).

3) **Der Lobgesang Hañe, 1. Sam.** 2.

Dagegen fehlt, wie in A, das Trostlied Lobwassers, das in D dem Lobgesang der Hanna folgt. Unter 3) steht **ENDE.** Die folgende Seite (124) beginnt mit der Überschrift, die sich wörtlich so in A und in D findet: **Psalmen und geistliche Lieder, so von Christlichen gotseligen männern gestellet, und auß dem gemeinen Psalmbüchlein, als die gebreuchlichsten und besten, außgezogen, und mit angehengt worden.** Mit wenigen Ausnahmen, die ich bemerken werde, finden sich in diesem 2. Teil keine Noten. Den Anfang machen dieselben 27 Psalmlieder, die den zweiten Teil von D eröffnen. Ich bezeichne sie, wie Crecelius, nach dem Verzeichniß bei Wackernagel[5]), mit Hinzufügung der Verfasser-

[4]) S. Krafft, a. a. O., S. 83.

[5]) Das Deutsche Kirchenlied, Stuttgart 1841, Seite 885 ff.

Digitized by Google

Angaben von H, welche mit denjenigen von D übereinſtimmen. 526 (Vers 1—3, Ludwig Oeler). 185 (Luther). 279 (Matth. Greiter). 186 (Luther). 263 (Wolf Dachſtein). 286 (Adam Reißner). 555 (Ludwig Hetzer). 210[6]. 280 (1—5, Matth. Greiter). 233 (Erhard Hegenwald). 261. 189 (M. Luther). 524 (Heinr. Vogter). 523 (Heinr. Vogter). 432 (Sebald Heiden). 455 (Paulus Speratus[7]). 281 (Matth. Greiter). 282 (Vers 1—5 Matth. Greiter). 283 (Matth. Greiter). 287 (Luther). 227 (Juſtus Jonas). 285 (Matth. Greiter). 291 (Luther[8]). 196 (Luther). 188 (Luther). 262 (Wolf Dachſtein). 525 (Heinrich Vogter).

Von nun an beginnen Abweichungen von D. Ich bezeichne die Lieder, die ſich in D nicht finden, mit einem *. Eine römiſche Ziffer unmittelbar vor der arabiſchen bedeutet, daß das Lied nicht in dem angeführten früheren Buch von Wackernagel ſteht, ſondern in dem betr. Band ſeines großen Werkes Das deutſche Kirchenlied. Römiſche Ziffern für ſich allein bezeichnen nachher zu nennende Lieder, die ſich bei Wackernagel nicht finden. Den meiſten Liedern ſind außer den Namen der (wirklichen oder vermeintlichen) Verfaſſer kurze Überſchriften und Inhalts- und Melodieenangaben vorausgeſchickt, wieder in buchſtäblicher Übereinſtimmung mit D. Ich teile ſie aber nur dann ganz oder zum Teil mit, wenn ſie mir von einigem Intereſſe zu ſein ſcheinen. Geſperrter Druck zeigt an, daß eine neue Abteilung beginnt, die im Geſ.-B. durch eine verzierte Linie bezeichnet iſt.

538* **Der Lobgeſang Zacharie Luc. I. Johann Englisch**, ſteht in A an demſelben Ort wie hier. 521 **Der Lobgeſang Marie, Luc. 1 Symphorianus Pollo** (!) III, 1282* **Ein anders.** 205 (Luther). 212 **Der Lobgeſang Ambroſii vnd Auguſtini verteutſcht durch D. Mart. Luther.**

Nun folgt **Der Catechismus** in 5 Unterabteilungen. 1) **Die Zehen Gebott. Darinn der wille Gottes, vnd vnſere ſünden vns gezeiget werden.** D. M. L. 190, mit einem Verſe mehr, um der reformierten Zählung der Gebote willen, wie in D. Dieſer (3.) Vers lautet:

Kein ebenbild ſolt machen mir, **Daß meim zorn du vndt dein kindt**
Noch eigen gotsdienſt tichten dir, **Entflieht vnd gnad für mir findt. Kyrie.**

Jedem Vers iſt **Kyrieleiſon** ganz oder abgekürzt beigefügt, wie in D und ſchon im Bonnſchen Geſ.-B. von 1584. 206 **Ein kürtzere Compoſition D. M. L. 2) Der heilig Chriſtlich vnd Apoſtoliſch Glaube. Darinnen wir bekennen, wer vnd was Gott ſey, vnd was dieſer einige wahre Gott in der ſchöpfung, erlöſung vnd heiligung für wohlthaten vns bewiſen habe.** Nun folgt ohne Noten, mit der Proſa mit Noten in D identiſch, **Wir glauben all an einen Gott, vatter allmechtigen**[9]**, Schöpfer himels vnd der erden. Vnd an Jeſum Chriſtum ſeinen ſohn vnſern einigen Herren . . . Abſteig zur Hellen. Am dritten Tag auferſtund vom todten, vnd fuhr gen himel . . . von dannen er zukünftig iſt . . . Wir glauben an heiligen Geiſte, ein heilige Chriſtliche Kyrche, gemeinſchaft der heiligen, ablaß der ſünd, auferſtehung des fleiſchs, nach diſem leben ein ewiges leben. Amen.**[10])

203 **Ein ander Compoſition. Mart. Luther**; zwiſchen den beiden letzten Verſen iſt hier, wie in D, als 3., eingefügt:

---

[6]) „Ein feſte Burg." Mit einem 5. doxolog. Vers, wie in D, auch im Bonner Geſ.-B. von 1584, dem „Eſſendiſchen" v. 1614 u. a. Er findet ſich ſogar noch im Leipziger Geſ.-B. v. 1796 (Anhang).

[7]) Derſelbe Irrtum wie in D.

[8]) Derſelbe Irrtum wie bei D.

[9]) Man beachte die Interpunktion, vergl. Wackern. III, S. 1124.

[10]) Woher ſtammt dieſe Modifikation? Sie findet ſich ſchon mit geringen Abweichungen (z. B. „in" ſtatt „an" hinter „glauben", „heiligen HErren" ſtatt „einigen") in der Heſſiſch. Agende v. 1574, neuabgedr. 1724, S. 414 ff., hier mit Noten. Dagegen hält ſich die Proſa mit Noten, die ſich im Bonner Geſ.-B. von 1584 findet und mit den Buchſtaben M. G., alſo wohl Matth. Greiter, verſehen iſt, eng an den Urtext.

Digitized by Google

Wir glauben auch, daß Jesus Christ, Sitzt zu Gott seins vatters rechten,
Als er gwaltig auferstanden, Seine feind die werden ligen,
Wol viertzig tag erschienen ist, Die so stolz jetzt widerfechten,
Predigen hieß in allen landen, Komt z'richten aller menschen that,
Zu den himeln aufgestigen, Mit ernst, schrecken vnd grosser not.

3) Das Gebett des HERRN, Matth. 6. Darinnen wir Gott vmb alle geistliche vnd leibliche auch zeitliche vnd ewige Güter bitten. D. M. L. (Unser Vater — von dem Bösen. Amen.) Prosa[11]). 215 Ein ander Composition D. M. L.

4) Historia von der Tauf des HERRN Christi, darin zugleich kurtz gefasset ist, was die Tauf sey, wer sie gestiftet hab vnd warzu sie nütze. D. Mart. Luther. 218.

5) Vom H. Abendmahl des HERRN 194* Johann Hussen Lied, gebessert durch Lutherum: vnd hernach durch die Waldenser corrigirt. Die 2. Strophe bei Luther:

„Daß wir nimmer des vergessen, Verborgen im brod so klein,
Gab er vns sein leib zu essen, Vnd zu trinken sein blut im wein.

heißt hier wie im Duisburger Gesangb. von 1684:

„Daß wir nimmer des vergessen, Vnd zu trinken auch sein blut,
Gab er vns sein leib zu essen, Das vns vergossen ist zu gut.

(S. Crecel. a. a. O. S. 280). 192 Ein ander Gesang D. M. Luth. Eine danksagung beym heiligen Abendmal, für die große lieb des Herrn Christi, daß er sein fleisch und blut für uns am kreutz zum opfer gegeben, und damit unsere seelen, durch die kraft des H. Geistes innerlich speiset und trenket. Mit sampt einer vermahnung zu brüderlichen lieb. I.* II.* III.*

Festgesäng „Zu Anfang des Advents" 200 Hymnus Veni redemptor gentium, verteutscht durch D. Mart. Luther.

„Gesäng auf das Fest von der Geburt unsers HERRN vnd Heilands Jesu Christi." 793 Wie in D ohne die 2. Strophe, die hier wie dort als besonderes Lied = 666, Str. 1 nachfolgt, mit der Überschrift Ein ander Gesang von der geburt Christi, Esaia 9. In voriger melodie. 201 Der hymnus, A Solis ortus cardine. D. Mart. Luth. 193 Ein Lobgesang. D. Mart. Luther. 214 Ein Freudenlied vom kindlein Jesu . . . Luther. (Danck sagen wir alle)[12]) Ein Lobgesang . . . Grates nunc omnes. Gal. 3. Eras. Alberus[13]), Prosa, aber in Versform gesetzt. 420 Der Engel Lobgesang Luc. 2.

Ein Gesang auf das Neue Jar: 563* In der melodi Gelobet seystu Jesu Christ. Die 4. 11. u. 12. Str. ist ausgelassen. IV*. V*. VI*.[14]) Die histori vom leiden vnd sterben des HErren Jesu Christi, nach der Beschreibung der vier Evangelisten.[15]) 430 Auf das Osterfest: 197 (Luther). 792. 195 (Luther). 588 (Thomas Blaurer). Von der Himelfahrt Christi: III, 1145, Str. 1—3, dasselbe, was bei D von Cercel. als „790 (mit noch 2 Strophen)" bezeichnet ist. 565 (Johann Zwick). 566 (Johann Zwick). Auf das Pfingstfest: 198 (Luther). 199 (Luther). 208 (Luther). 575* Vers 6—10, auch in A. Das Veni Sancte Spiritus etc. verteutscht* (fehlt in A). Am tag der H. Dreifaltigkeit. 308* (Luther. Es ist die Erweiterung von 204 durch Erasmus Alberus). VII. 346*.

Lehr- und Trostlieder. 184 (Luther). 223 (Paulus Speratus). 234 (Lazarus Spengler). 226. 260. 236. 266 Maria königin zu Ungarn vnd Behem. 637. 222. Ein Danklied zu der H. Dreyfaltigkeit, vmb erhaltung des göttlichen worts wider den Bapst vnd Türken. D. Mart. Luth. Demgemäß im 1. Vers: Vnd stevr des

---

[11]) Wie in A, nur ohne Noten.
[12]) Vgl. Wackern. IV, 599.
[13]) Hinsichtlich des Verf derselbe Irrtum wie in D.
[14]) D hat gar keine Neujahrslieder.
[15]) Charfreitagslieder hat weder D noch H.

Digitized by Google

Bapſts vnd Türken mord, wie in D. 211. **(Gib vnſerm Landherrn . . . vnd ehrbarkeit)** wie in D, aber ohne Noten. 535 **(Wolfgang Capito)**. 275 ſteht in D zw. 260 u. 256, fehlt in A. 259*. 685*. Die letzten 3 Zeilen heißen hier: **Was du zuſagſt das helfstu veſt drauff ſing ich fröhlich Amen.** III, 1242* (mit der bei Wack. angegebenen Vertauſchung). VIII. **Ein Geſang im anfang der Predigten, zum Vorgeſang zu gebrauchen**, mit Noten, in D weiter hinten. IX*. 542* (mit Noten). X* (mit Noten). V, 248 ff* mit Noten. Das „ich" iſt in „wir" u. ſ. w. verwandelt und dadurch manches verändert; gleich der Anfang lautet:

Dir, Herr, von hertzen grunde
Wir ſagen lob vnd dank.

In D. 4 heißt es nach **„dem Hausgeſind"**

Dein Chriſtlich Kirch vorab, Eltern, gſchwiſtern, bekandten
Vnſer glaubensverwandten, In deinem Schirm auch hab.

Dieſe Lesarten finden ſich in keiner der von Wackern. mitgeteilten Formen des Liedes. 496*. 290, ohne die beiden letzten Verſe, da dieſe, wie im Bonner Geſ.-B. (= B) ſteht, **zu Nacht zu ſingen** ſind. XI. **Abendgeſäng.** 270 **Der hymnus, Christe qui lux es et dies etc.** 300. 497*. XII. **Ein geſang vor dem tiſch an ſtat des Benedicite zu ſingen.** 684. 403 **Das Gratias nach dem Eſſen** 8 Strophen, wie in D; die 7. und 8. lauten:

Der helfe vns allen ſamt hie zu gleiche Zu lob vnd ehren ſeinem heiligen Namen,
Vnd mach vns erben in ſeines Vatters reiche: Wer das begert, der ſing von hertzen Amen.

673*. III, 1291 (bei Crecelius „I", ſ. S. 276 f). III, 1315* **Betlied vmb ein ſeligs end Niclas Herman**, in der Form, die Wackern. III S. 1213 als die des Leipziger Geſ.-B. von 1582 angiebt, alſo ohne die 10. u. mit Veränderung der 5. Strophe. Die letzte Str. lautet auch hier, wie in B:

Wer iſt der vns diſn reyen ſang Oft ſeufzet er, bat Gott in ſin
Iſt alt vnd wol betaget Herr hol den kranken Herman hin
Das mal kont er nicht von der ſtat, Da jetzt Elias wohnet.*
Das podagra ihn plaget,

D hat nur die 4 erſten Strophen, d. h. das Lied in ſeiner urſprünglichen Geſtalt.[16]) 191 **(Luther)**. 582* (Str. 1—3). 373 **Johannes Weis** ſtatt **Mich. Weiße.**[17]) Mit der Zuſatzſtrophe am Schluß.[18]) 461 **D. Paulus Eber** vierzeilig wie D. XIII*. IV, 712*; nach Fiſchers Kirchenliederlexikon I, S. 337 giebt Mützell, Geiſtl. Lieder, den Text aus einem nach ſeiner Schätzung aus den Jahren zw. 1570 u. 85 ſtammenden zu Straßburg bei Antonius Bertram gedruckten Geſangbuch. IV, 351* **Ein ander Lied.** In 4 Str. Die letzte lautet:

Dann in den tod vnd auch im leben Meine ſeel wolſtu bewahren,
Hab ich mich Dir ergeben, Rims ſie, Herr, in deine hende.
O Herr: Jeſu Chriſte,

675* mit leichten ſtiliſtiſchen Modifikationen; natürlich ohne die 14. Str. **Pfalzgraf Friedrichs des dritten, Churfürſten ꝛc. reim in Geſang geſtellet.** Mit Noten. Wie in A iſt dies Lied das letzte, während in D noch 4 Lieder, darunter 3 fürſtlichen Perſonen zugeſchriebene, folgen. Ein Regiſter bildet den Schluß.

Die von mir mit römiſchen Ziffern bezeichneten Lieder ſind folgende:

I. **Als Jeſus jetzund ſterben wolt,** 12 Str. Barth. Pitiscus.[19])

II. **Fugt euch herzu, ihr Chriſtenleut,** 11 Str. Johan. Pincier M. D.[20])

---

[16]) Wackern. III, 1214.
[17]) Wie in D.
[18]) Wackern. III, S. 332.
[19]) Fiſcher, KL, I, S. 40.
[20]) † 1591. Über ihn ſ. z. B. Diehl, Zur Geſchichte der Konfirmation S. 65.

Digitized by Google

III. **Was Gottes Wort uns thut verkünden,** 13 Str. Derselbe. Beide Lieder sind ohne dichterischen Wert.

IV. **Herr Gott sey du gepreiset,** 6 Str. **Ein ander Newjarslied . . . zu singen, wann nasse jar, doch zimlich fruchtbar gewesen.**

V. **Das alte jar vergangen war, heut Morgen früh vor tage,** 4 Str. **Im ton: Ein Engel schon auß Gottesthron . . . Mag gesungen werden, wenn Gott aus anstehender Gefahr seine Kirche errettet** 2c.

VI. **Das alte jar vergangen ist, Ein neues wir anfangen,** 10 Str. **Kann alle jar gesungen werden. Im ton: „An wasserflüssen Babylon** 2c. **Oder: Herr Gott der du erforschest mich.**[21])

VII. **Es lehrt die Schrift, daß ein Gott sey,** 7 vierz. Str. Johan. Pincier. Gereimte Dogmatik!

VIII. **O Gott du unser Vatter bist,** (1 Str. mit Noten).[22])

IX. **O Gott du unser Vatter bist, durch unsern Herren Jesum Christ.** 8 Str. Offenbar eine Umdichtung von VIII.

X. **O Herr Gott dir sey Lob und Ehr,** 2 Str.

XI. **Ich danke dir Herr Gott in deinem throne.** Die 2 ersten Strophen des Morgenliedes von J. Fabricius.[23])

XII. **Ich danke dir Herr Gott in deinem throne.** 4 Str. Das ganze Lied des Fabricius, durch Änderung der 2 letzten Zeilen der 1. Str. in ein Abendlied verwandelt.

XIII. **Die Seel die schreyt zu Gott mit mut,** 12 Str. Gespräch zwischen Seele und Leib. Eine Umdichtung von 276, dem geistlichen Buchsbaum.

Im Ganzen enthält der 2. Teil 112 Lieder, 22 mehr als der entsprechende in D. Groß ist die Zahl der Lieder oberdeutscher Herkunft, wie denn auch von jenen 22 noch einige von oberdeutschen Dichtern stammen. 563 (Joh. Zwick), 259 (H. Sachs), 542 (K. Huober), **Ich danke dir Herr Gott in deinem Throne** (J. Fabricius von Schaffhausen).

Zahlreich ist die Straßburger Dichtergruppe vertreten, nämlich durch M. Greiter (6 Lieder), W. Dachstein (2 L.), H. Vogter (3 L.), Symphorianus Pollio (1 L.), Christoph Söll (1 L., III, 1145), Wolfgang Capito (1 L.), Konrad Huober (1 L.). Auch Wolfgang Musculus (1 L.) darf hierhin gerechnet werden. Schon dieser Umstand bringt auf die Vermutung, daß Straßburger Gesangbücher auf die Grundlage des unsrigen eingewirkt haben. Die Vermutung wird nahezu zur Gewißheit durch eine andere Beobachtung. Wie bemerkt wurde, finden sich bei den Verfasserangaben mehrere Irrtümer, gerade wie in D. Nun hat schon Crecelius darauf hingewiesen, daß diese Fehler aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Riehelschen Ges.-B. (1569 in zwei Ausgaben, 1571, 1578, 1581 in Straßburg gedruckt) herübergenommen sind. In ihm wird wie in D und H das Lied Nun lob mein Seel den Herren dem P. Speratus zugeschrieben, während es von Poliander herrührt; ebenso soll das Psalmlied des Joh. Kolroß Wo Gott zum Haus nicht giebt seine Gunst, nach beiden von Luther gedichtet sein. Auch die Stellung und Anordnung der Lieder in jener Grundlage von D und H deutet nach Crecelius darauf hin, daß sie aus der Riehelschen Sammlung zusammengestellt sei. Riehel wird wieder durch frühere Straßburger Gesangbücher beeinflußt sein. Wenigstens ist bei Vergleichung der Katechismuslieder in D und H mit denjenigen des Straßburger Ges.-B. von 1562[24]) kaum zu verkennen, daß diese den Grundstock für jene bedeuten. Daß gut reformierte Gesangbücher wie D und H, welchen der Heidelberger Katechismus nicht nur beigebunden, sondern beigedruckt war, in ihren Katechismusliedern die lutherische Fünfteilung des Katechismus haben — diese zunächst doch auffallende Thatsache erklärt sich nicht aus

[21]) Fischer, K. L., I, S. 90.
[22]) Crecelius a. a. O. S. 277. Fischer II, 151.
[23]) Fischer I, S. 328.
[24]) Gedruckt bei Thiebolt Berger, s. Ernst und Adam, Katechetische Geschichte des Elsasses 1897, S. 191 Anm.

Digitized by Google

unionistischer Tendenz, wiewohl sie zeigt, daß die Kreise, denen die Bücher zu dienen hatten, nicht konfessionell verhärtet waren. Sie erklärt sich aus der hymnologischen Tradition, der man folgte, aus der Nachwirkung des Straßburger Typus, und bildet so eine gewisse Parallele zu dem, was in der römischen Meßliturgie, aber auch anderswo, wahrzunehmen ist: Gebilde früherer Zeit erhalten sich gleichsam eingekapselt in einer späteren Schicht, in einer Umgebung, zu der sie nicht passen, ja, der sie widersprechen.

Auf diese Weise begreift sich auch die Verwandtschaft, die zwischen D und H und dem Bonner Gef.-B. besteht.[25]) Bei nur oberflächlichem Vergleichen tritt allerdings die Verschiedenheit stark hervor. Es fehlen in D und H viele Umdichtungen von katholischen Heiligenliedern und weltlichen Gedichten, darunter Lieder von Kraft und dichterischer Schönheit, welche B noch unbefangen aufgenommen hatte und welche ihm sein eigentümliches Kolorit zu geben scheinen. Sie mußten, weniger wohl einer Veränderung des Geschmackes als der gerade in reformierten Kreisen bestehenden Abneigung gegen derartige Dichtungen weichen. Sieht man aber genauer zu, so ergiebt sich ein anderes Bild. Nicht nur finden sich von den 112 Liedern im zweiten Teil von H nicht weniger als 54 (wenn ich richtig gezählt habe) auch in B, sondern sie finden sich hier, mit wenigen Ausnahmen, in derselben Reihenfolge. Ja, es folgen einmal drei Lieder, 184, 223, 234, in H wie in B unmittelbar aufeinander. Aber auch, woranf noch mehr Gewicht zu legen ist, die Gliederung ist im Wesentlichen dieselbe, also vor allem die Zweiteilung, dann die Anreihung der Lobgesänge aus Luc. 1 und 2 und des „Herr Gott, dich loben wir“ an die Psalmen, darauf die Reihenfolge von Katechismusliedern, Festliedern, „Lehrliedern“. Und innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Anordnung vielfach übereinstimmend, was deutlicher hervortritt, wenn man von den Liedern in B absieht, die in D und H wegfallen mußten; zu diesen gehören ja auch die Lieder zu den Marienfesten, die von den Reformierten nicht gefeiert wurden. Dazu kommt, daß sich in den Überschriften bisweilen fast wörtliche oder völlige Übereinstimmung findet (z. B. vor 430, bei 535). Aus all diesen Zeichen von Verwandtschaft eine Benutzung von B durch D und H folgern zu wollen, wäre voreilig, sie können auch auf gemeinsamer Grundlage oder gemeinsamen Grundlagen beruhen; es kann ein ähnliches Verwandschaftsverhältnis bestehen, wie es bei den Synoptikern von manchen Forschern angenommen wird. Eine Untersuchung über die Entstehung von B fehlt immer noch, noch bedarf das Dunkel, das darüber liegt, der Lichtung; aber so viel ist doch ausgemacht, daß Straßburger Einwirkung im Spiele war, und wahrscheinlich ist, daß bei der Zusammenstellung von B ein Straßburger Typus maßgebend gewesen ist.[26])

Straßburgs Bedeutung für die Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes ist ja neuerdings durch Erichson und namentlich durch Smend in helles Licht gerückt worden. Nun sehen wir hier, wie weit speziell auf hymnologischem Gebiet das Straßburg des 16. Jahrhunderts seinen Einfluß erstreckte. Er macht sich geltend im Düsseldorfer Gef.-B. von 1612, das in den reformierten Gemeinden am Niederrhein wohl ziemlich allgemein im Gebrauch war, in den Herborner Gesangbüchern, mindestens bis zu dem von 1654, ja, noch in dem Duisburger Gef.-B. von 1684[27]), einer Bearbeitung von D; er wirkt andererseits, durch das Mittelglied des Bonner, auf das „Essendische“ Gef.-B. von 1614 ein, dies „merkwürdige und wichtige Denkmal der lutherischen Kirche in Essen“ (Wackern.), das hier in 10. Auflage bis 1810, im 17. Jahrhundert aber auch in anderen lutherischen Gemeinden des Niederrheins, wie sich nachweisen läßt, in Gebrauch war. Wäre es nicht angezeigt, daß eine hymnologische Geschichte Straßburgs, für welche, so viel ich sehe, bis jetzt erst Material herbeigeschafft ist, von

[25]) Mir liegen die Ausgaben von 1573, 78, 85 und 1630 vor.

[26]) In seiner Beschreibung eines bisher unbekannten Straßb. Gef.-B. (v. 1568), in der Zeitschrift für prakt. Theologie 1890, bemerkt K. Budde dessen Verwandtschaft mit dem Bonner Gef.-B. von 1561 (S. 227 f.) und spricht von einem Rückgang auf dasselbe. Es können aber auch beide Bücher gemeinsame Grundlagen haben und auf diese oder auf eine von diesen der Rückgang geschehen sein.

[27]) Crecel. S. 279 ff.

Digitized by Google

einem Elsässer geschrieben würde? Die hätte dann auch dem etwaigen Zusammenhang zwischen Straßburger und Schweizer Gesangbüchern[98]) nachzugehen.

Hieran schließt sich noch ein anderer Wunsch. Viele Lieder des Herborner Ges.-B. finden sich in den meisten unserer heutigen Gesangbücher nicht mehr. Um manche ist es kein Schade. Bei anderen, ihrem Inhalt nach trefflichen Liedern, ist die Form der Art, daß sie für den heutigen Gemeindegesang kaum zu verwenden ist. Einige aber stellen so wertvolle Beiträge, namentlich süddeutscher Sänger, zum Liederschatz der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit dar, daß sie, leichtes Ändern, Glätten durch geeignete Hand vorausgesetzt, der Gemeinde der Gegenwart Bereicherung und Freude bringen würden. Hingewiesen sei auf 588, das Osterlied von Thomas Blaurer: **Christ ist erstanden von dem Tod Erquickt aus aller Angst und Not**; auf 565, V. 6—10, das Pfingstlied von Ambrosius Blaurer **Komm heiliger Geist, o Gottes Salb**, das schon im Straßburger Ges.-B. von 1537 stand und dessen 5 erste Strophen E. M. Arndt in sein Schriftchen „Von dem Wort und dem Kirchenlied" aufgenommen hat; auf das Sterbelied desselben Dichters, 582: **Mag ich dem Tod nicht widerstan Und muß ich dran, So will ich mich drein geben**; auch auf den **Gesang im anfang der Predigten** (mit Noten): **O Gott du unser Vater bist durch Jesum Christ**. Diese und die Lieder 254, 226 und 259 **(Durch Adams Fall ist ganz verderbt Menschlich Natur und Wesen** von Lazarus Spengler; **Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ** von Johann Agricola; **Warum betrübst du dich mein Herz**, alle drei in das Württemberger Ges.-B. v. 1841 aufgenommen, (das letzte mit wünschenswerter Kürzung), würden jedem Gesangbuch zur Zierde gereichen.

Ein Gang durch die Katharinenkirche in Oppenheim

von Pfarrer **Rasch** in Dienheim.

Der Kampf um den wahren protestantischen Kirchenbaustil ist noch nicht zur Ruhe gekommen und wird so bald nicht zur Ruhe kommen. Auch die Eisenacher Konferenz hat zur Frage Stellung genommen, und noch neuerdings hat Propst von der Goltz im „Christlichen Kunstblatt" bezeugt, daß sie wohl im einzelnen eine Änderung oder Erweiterung ihres alten Programms befürwortet, aber dem sogenannten „Wiesbadener Programm" gegenüber sich ablehnend verhält. Die Mehrheit des evangelischen Volkes hat sie dabei gewiß bisher noch hinter sich. Das Himmelanstrebende der gotischen Architektur, der reiche Schmuck von Fenstern und Portalen, das Strebesystem, die Wimpergen, Fialen und Galerien, alles ornamentiert mit Krabben und Blattwerk, die Pracht der Türme, das Innere mit seinem mystischen Halbdunkel, seinem Pfeilerwald, seinen kühnen Gewölben, der imperatorische Zug der ganzen Architektur zum Altar, die Pracht der gemalten Fenster — alles das sticht nicht bloß dem Katholiken, sondern auch dem kunstverständigen Protestanten noch immer in die Augen. Wenn die Mittel zu großen Kirchen nicht reichen, so giebt es ja einfachere gotische Bauten. Man kann eine gotische Kirche in solcher Höhe, oder vielmehr in solcher Tiefe halten, daß sie auch die gewöhnliche menschliche Stimme ausfüllt. Unter den vielen Neubauten, welche das letzte Jahrzehnt in der näheren und weiteren Umgebung des Rheins brachte, sind eine stattliche Reihe von Kirchen dieser Art — einschiffig mit Holzdecke — gebaut worden, ja, sie gefallen auch nach Jahren noch den Gemeinden, auch den Festgemeinden. Die letzte Reparatur der Katharinenkirche hat allein den Neubau von sieben kleineren gotischen Kirchen veranlaßt. Diese Kirchen sind auch akustisch gut, was die großen gotischen Dome bekanntlich nicht sind. Wie es aber bei uns am Rhein ist, so ist es überall: der gotische Stil wird als Kirchenbaustil nach wie vor stark bevorzugt. Daraus folgt freilich nicht, daß er der allein herrschende bleiben werde oder sein müßte. Wir halten es also nicht für eine Verirrung, daß die Renaissance wieder ihre Freunde findet, daß die ehrwürdigen Formen der romanischen Architektur vor

[98]) Vgl. Wackern. Bibliogr. S. 146.

Digitized by Google

unseren Augen neu erstehen. Vielleicht kommt auch noch die Zeit, der die Sinne für die eigenartige Schönheit der Basilika aufgegangen sind. — Allein, wenn z. B. das bischöfliche Ordinariat in Mainz vor einigen Jahren in einem Ausschreiben an die Pfarrämter für kleinere Gemeinden, besonders auf dem Lande, die einschiffigen gotischen Kirchen mit niederer Holzdecke empfohlen hat, so ist das für uns kein Grund, diese Form von vornherein als unprotestantisch zu verwerfen. Im Gegenteil, wir wollen uns freuen, wenn wir in einem solchen Adiaphoron zur Zeit einmal mit jener Seite Übereinstimmung haben. An Gegensatz fehlt es darum ja nicht.

Die Katharinenkirche in Oppenheim ist nun schon eine große Kirche und ist auch schon oft ein Dom genannt worden. Sie hat ihre zwei stattlichen Pfeilerreihen, welche jetzt auch die ihnen zukommenden Steingewölbe tragen. Sie ist darum schon etwas groß für eine Predigtkirche. Wenn der Prediger zu schnell spricht oder wenn er keine helle, durchdringende Stimme hat, dann begegnen und verwirren sich die Schallwellen, und die Gemeinde hört den Redner nur mangelhaft. Und das ist für eine evangelische Kirche, die doch zunächst Predigtkirche ist, fatal. Auf der anderen Seite macht die Kirche so sehr den Eindruck des mit Lieblichkeit gepaarten Erhabenen; es wird einem so freudig und festlich darin zu Mute, sowohl dem Pfarrer, als auch der Gemeinde, man möchte sie um keinen Preis anders haben, als sie ist, daß man auch jenen akustischen Mangel, wenn er einmal hervortritt, mit in den Kauf nimmt. Summa, Gott sei Dank, daß diese Kirche protestantisch geworden und geblieben ist, daß wir Evangelische noch etwas so Schönes haben!

An unserer Katharinenkirche sieht man zunächst, wieviel auf die Lage einer Kirche ankommt. Als ihre Krone überragt sie mit ihrer Baumasse die ganze Stadt. Dagegen muß man es als einen Mangel empfinden, daß man sie in der Stadt so wenig sieht, ihrer vielmehr erst gewahr wird, wenn man unmittelbar vor ihr steht; daß man sich dicht vor sie stellen muß, um ihre Südseite, die Schauseite, zu überblicken. Hatte es doch s. Z. seine Schwierigkeiten, die Schauseite aus der Nähe zu photographieren. Man mußte den Apparat auf den Speicher der nächsten Häuser oder auf ein ad hoc erbautes Gerüst bringen, um nur eine Aufnahme zu ermöglichen. Das Rathaus und der mit ihm zusammenhängende Häuserblock bilden ein Hindernis, das man im Interesse einer besseren Ansicht beseitigt sehen möchte. Der Gang der letzten Reparatur giebt auch manches zu bedenken. Vor allen Dingen haben wir es mit Freuden als ein gutes Zeichen unserer Zeit zu betrachten, daß unserem Geschlechte wieder die Augen für die Schönheit der vaterländischen Kunstdenkmäler aufgegangen sind, unserer Zeit, die so oft, und zwar mit Recht, als materialistisch gescholten worden ist. Daß so große Opfer für die Herstellung alter Denkmäler, besonders der Kirchen, gebracht worden sind und werden, ist doch ein Beweis dafür, daß der Idealismus unseres Volkes gar nicht umzubringen ist. Und dieser Wahrheit wollen wir uns freuen. — Wir wollen es gar nicht als etwas Unholdes und Verwünschtes ansehen, daß auch von Nichtevangelischen an der Wiederherstellung der Kirche ist geholfen worden. Der die erste Anregung zur Wiederherstellung gab und immer Feuer und Flamme war, gehört nicht unserer Kirche an. Dem Komitee haben auch Katholiken angehört. Im Reichstage hat Reichensperger mit allem Eifer für die stilgerechte Herstellung der Kirche gewirkt und dann in dem (kath.) christlichen Kunstblatt mit einer Wärme über ihre Vollendung berichtet, als ob es sich um eine katholische Kirche handelte. Oberbaurat Schäfer von Darmstadt und Domkapitular Schneider zu Mainz haben in schönen größeren Werken, die ich jetzt wieder mit Genuß durchging, das hohe Lied von der Herrlichkeit der Katharinenkirche angestimmt und mit ihrem guten Rate nicht zurückgehalten. Wir begrüßen das gerade in unserer Zeit, wo der evangelischen Kirche so oft von jener Seite mit großer Unfreundlichkeit, ja Feindschaft begegnet wird, als etwas Gutes und Hocherfreuliches. Zunächst hat sich der mannigfach dargebotene Rat bestens bewährt.

Wir sehen an der Katharinenkirche ein gutes Beispiel davon, wie man restaurieren soll. Wieviel ist darin schon gefehlt, wie manches alte ehrwürdige Denkmal auf das elendeste verhunzt worden! Mehr als seiner Zeit die Horden des 30jährigen Kriegs und Ludwigs XIV.,

Digitized by Google

mehr als die Bilderstürmer gewütet, haben unverständige Restauratoren von dem Denkmälerbestande der Vorzeit vernichtet und zerstört. Davon ist hier nichts geschehen. Alles, was der Erhaltung wert war, ist erhalten, eine Stilreinheit, die hier eine himmelschreiende Barbarei gewesen wäre, nicht erstrebt worden. Respekt vor der Vergangenheit! war die Devise. Es liegt vor mir die Festschrift des Prof. von Schmidt-München zur Vollendung der Katharinenkirche, 16 Tafeln, viele Abbildungen, Bericht über die Arbeit, auch Bericht über die Wirksamkeit des Baukomitees von Pfarrer Bonhard. (Diese Festschrift, bisher 70 Mark kostend, ist jetzt von dem Kirchenvorstande Oppenheim für 30 Mark zu beziehen.) Ich habe das Werk mit vielem Genusse gelesen, die schönen Abbildungen bewundert, noch mehr aber die wahrhaft olympische Ruhe und Sicherheit, mit der der bauleitende Architekt die Grundsätze auseinandersetzt, nach denen verfahren und wie ein jedes Stück des Baues gestaltet werden müsse, gerade so und nicht anders. Man fragt sich unwillkürlich: Kann man denn das auch anders machen wollen? Man sieht es, der Mann versteht seine Sache.

Auch die weise Beschränkung ist zu loben. Man hätte noch viel mehr, z. B. den Ausbau des Westchors, eine prunkvollere Einrichtung der Innenkirche vorsehen können; man hätte dann aber wahrscheinlich doch nicht mehr Mittel zusammengebracht, hätte das Kirchenvermögen aufbrauchen und die Gemeinde mit Schulden belasten müssen. So ist wenigstens die Hauptsache fertiggestellt. Die Gemeinde hat ihr großes, schönes Gotteshaus. Was noch fehlt, wird mit der Zeit beschafft werden. Ein neuer Altar, eine neue Kanzel und eine neue Orgelbühne werden kommen. Die weißen Fenster des Mittelschiffs werden mit der Zeit ihre Glasgemälde erhalten. Das Westchor hat bald wieder seine Verglasung und seinen Fußboden und wird vielleicht, wie Schäfer vorschlägt, als mittelalterlich-christliches Museum eingerichtet werden. Daß, wie Schäfer an einer anderen Stelle seines Vortrags meint, die evangelische Kirche das Westchor der katholischen Gemeinde für ihren Gottesdienst überlassen könnte, „das giebts nicht", wie man hier zu Lande sagt. Die evangelische Gemeinde will ihre Kirche, um die unsere Vorfahren so lange haben kämpfen und leiden müssen, allein behalten. Das Simultaneum, das in der Pfalz dereinst von der jesuitischen Regierung den evangelischen Gemeinden aufgezwungen worden ist, wird jetzt überall von unseren Gemeinden als eine so drückende Last empfunden, daß es vielfach mit großen Opfern wieder aufgehoben wird.

Ebensowenig wird es Wahrheit werden, was von Schmidt und Schäfer zugleich verlangen, die Wiederherstellung der Kapellenreihen in den Seitenschiffen. Die sind fort und bleiben fort. Warum sollten wir acht Kapellen für acht Altäre errichten, wo wir nur einen Altar brauchen können, der schon im Chore steht? Wenn es auch 1835 eine Barbarei gewesen sein mag, die zierlichen Einbauten abzubrechen, es sieht auch so, wo die Kapellen zu Nischen geworden sind, die Kirche ganz gut aus. Aber daß ein evangelisches Gotteshaus neuerdings acht Kapellen und ebensoviel Altäre erhalten sollte, hat keinen Sinn, und die Oppenheimer thun's nicht. (Schluß folgt.)

Das Zwingli-Lied,

das in Nr. 7 der M.-Schr. mitgeteilt worden ist und nach dem Berichte in Nr. 8, S. 263 auf dem Jahresfeste des evangelischen Bundes in Krefeld von neuem seinen Einzug in die evangelische Christenheit gehalten hat, findet immer weitere Verbreitung. Ein abschließender Bericht über diesen friedlichen Siegeszug kann hier noch nicht gegeben werden. Doch wird es die Leser gewiß interessieren, weiteres über die Art seiner Aufnahme zu erfahren. — Nach wenigen Wochen war die erste starke Auflage des Sonderdruckes vergriffen, eine zweite folgte, und schon hat eine dritte ausgegeben werden müssen. Als Orte, von denen mir bekannt geworden ist, daß man das Lied gesungen hat, nenne ich Krefeld, Prinzheim, Straßburg, Berlin, Nassau, Riga, Diedendorf, Brumath, Rheydt, Beyenburg, Bonn, Halberstadt, Barmen-Rittershausen, Elberfeld, Dättlikon, Nenenhans, Erfurt, Gießen, Basel, Schiltigheim, Sonsbeck, Schermbeck, Olothow, Bernburg, Breslau, Geldern, Muttenz, Schlettstadt, Solingen, Plauen, Freiburg, Barr, Halle, Ulm, B.-Gladbach, Merseburg, Dresden, Groß-Moyeuvre, Frankfurt a. M., Minden, Augsburg, Wesel, Leipzig, Lingen, Gr.-Strehlitz, Hamme, Mülhausen i. E.,

Digitized by Google

Bottrop, Münster i. W., Schleswig, Zweifall, Hamburg, Marburg, Stuttgart, Erfurt, Gotha, Chur, Lembach, Dunzenheim, Gerstheim, Boofzheim; ja, selbst nach Frankreich, Algerien, Ägypten ist das Lied ausgewandert und hat mit seinem frischen Tone die Herzen erquickt. An manchen der genannten Orte ist es wiederholt und in verschiedenen Kirchen gesungen worden, z. B. in Leipzig in der Luther- und der Peterskirche, in Straßburg in St. Thomä und Jung St. Peter. In einer von mir noch überblickten Reihe von Blättern hat man es abgedruckt und mit erklärenden Bemerkungen versehen bezw. empfohlen. Nur einige seien erwähnt: Krefelder Kirchl. Anzeiger, Kirchl. Korrespondenz des ev. Bundes, Siona, Christl. Welt, Chronik der Christl. Welt, Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, Elsässisches Sonntagsblatt, Kirche, Kirchenbote für Elsaß-Lothringen, Gustav-Adolf-Blatt, Rigasches Kirchenblatt, Protestant, Evang. Kirchenchor, Allgem. Schweizer Zeitung, Religiöses Volksblatt, Kirchenbote für die Pfalz, Schweizerisches Protestantenblatt, Schlesischer Familienbote, Evang. Gemeindeblatt für Braunschweig, Elberfelder Zeitung u. a. Alle diese Blätter äußern sich ungemein sympathisch, viele geradezu begeistert über Text und Weise des schweizerischen Reformators. In der Schweiz wird auch der Empfindung einer gewissen Beschämung Ausdruck gegeben, daß man dem Liede bisher so kühl gegenüber gestanden, und im Norden wie im Süden Deutschlands vernimmt man den dringenden Wunsch, daß es in die neu herzustellenden Gesangbücher Aufnahme finde. Eine interessante Ausnahme macht der Evangelisch-lutherische Friedensbote aus Elsaß-Lothringen Nr. 44, dessen auf liturgisch-musikalischem Gebiete sehr verdienter Herausgeber mit merkwürdiger Leidenschaft und Gehässigkeit über die Redaktoren der M.-Schr. herfällt, daß sie die „Fälschung" begangen, Zwinglis Kriegslied ein Reformationslied zu nennen, und durch Herausgabe der „lierhaften Melodie" gezeigt hätten, „daß es mit dem kirchlich-musikalischen Geschmack dieser Herren sehr schlimm bestellt" sei u. s. w. Andererseits schrieb mir Herr Pfarrer Dr. von Seydewitz-Leipzig: „Sie bitten in Ihrer Monatschrift um Mitteilung, wo das neue Zwingli-Lied benutzt worden sei. Sofort nach seinem Erscheinen habe ich es verwandt. „Am feierlichsten bei der Feier des Reformationsfestes am vorigen Sonntag in unsrer Lutherkirche, wo ich es der Gemeinde vorgelesen und die Einleitung der Predigt darauf aufgebaut habe. Es ist nicht so verwanderlich, daß stramm lutherische Pfarrer reformierte Lieder benutzen. In den Abendgottesdiensten dieses Sommers habe ich, und zwar unter großem Zulauf, das Leben Gerhard Tersteegens durchgesprochen und seine bekannteren Lieder mit der Gemeinde gesungen (alle Verse mit erklärender Unterbrechung) und für Sonntag den 21. Nov. habe ich mir eine Zusammenfassung der Lieder aus deren Inhalt vorbehalten. Der Geist Gottes weht, wo er will. Und wo ich etwas davon verspüre, da setze ich mich hin und höre auf sein Rauschen." Ähnliche Urteile aus lutherischen Kreisen sind uns auch sonst zugegangen: ein erfreulicher Beweis dafür, daß sich die konfessionelle Polemik in unsrer Zeit auf ihr eigentliches Gebiet zu beschränken weiß. Gern würde ich auf die zum Teil eingehenden Berichte über die Aufführung des Liedes eingehen, doch fehlt es dafür an Raum. Dagegen sei Es gestattet, noch ein paar Mißverständnisse und strittige Punkte zu berücksichtigen. 1) Im Briefkasten der Kirchl. Korrespondenz des Evangelischen Bundes erklärt sich jemand dagegen, daß bei der Jahresversammlung in Krefeld immer von dem neuentdeckten Zwingli-Liede gesprochen sei, und verweist auf frühere Publikationen der Dichtung. Wenn der Betreffende meinen Aufsatz in Nr. 7 der M.-Schr. gelesen hätte, so würde er sich vielleicht seine Bemerkung gespart haben. Es ist uns nie in den Sinn gekommen, das Verdienst der Entdeckung in Anspruch zu nehmen. Aber das wird man uns vielleicht zugestehen, daß durch unsre Veröffentlichung überhaupt erst weitere Kreise der evangelischen Kirche mit dem Liede bekannt geworden sind. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Evangelisch Reformierten Blätter im April 1894 Zwinglis Lied in der Bearbeitung von Riggenbach und Löw bereits den Gemeinden zum Gebrauche dargeboten haben. 2) Von einigen Seiten sind uns noch neue Vorschläge für die Übersetzung zugegangen. Indem wir herzlich dafür danken, müssen wir doch bemerken, daß eine Mitteilung dieser Versuche in der M.-Schr. nicht möglich ist. Die meisten davon waren schon früher erwogen worden. Erwähnt sei, daß viele in dem Wunsche zusammentreffen, in der 2. Zeile der 3. Strophe zu lesen „scheid', o Herr" statt „scheide, Herr", um so den Binnenreim auf „Bitterkeit" besser herauszubringen. Hiergegen läßt sich bemerken, daß man doch keinen Anlaß hat, Zwinglis Form zu verbessern. Immerhin ist zuzugeben, daß an dieser Stelle der Text nicht einheitlich überliefert ist; daß z. B. das Straßburger Gesangbuch von 1537 liest: „scheyd neid feer", und Bullinger „scheid in fer". 3) Was die Form der Melodie betrifft, so sind uns nicht wenig Urteile zu Gehör gekommen, welche die in der M.-Schr. Nr. 7 S. 231 mitgeteilte Textverteilung der Straßburger Gesangbücher für die bessere halten. Wir wären sehr dankbar, wenn sich über diesen Streitpunkt die Fachmänner weiter aussprechen wollten. 4) Über die Art des Vortrags scheint man sich noch nicht überall klar zu sein. Daraus wird es sich denn auch wohl erklären, daß manche, die das Lied an verschiedenen Orten gehört, davon einen ganz verschiedenen Eindruck erhalten haben, das eine Mal den schlichter männlicher Kraft und Größe, das andere Mal mehr den des Merkwürdigen und Fremdartigen. Auch in der „Siona" bezeichnet D. Herold das Zwinglilied als „frisch und gehaltvoll, für den Gebrauch am Reformationsfeste

Digitized by Google

sehr geeignet", während ein Berichterstatter über die Aufführung in Augsburg nicht den Eindruck einer hinreißenden Melodie erhielt. Wenn letzterer einen Vergleich mit „Ein feste Burg" anstellt, um etwa drohende Konkurrenz vorsorglich abzuwehren, so sei daran erinnert, daß die Einzigartigkeit des Lutherliedes gerade von mir in Nr. 7 der M.-Schr. ausdrücklich hervorgehoben, zugleich aber das wertvoll Neue betont worden ist, was dieses Lied uns bietet. Wer das erkennt, der wird sich freuen, daß wir beide Männer die unsrigen nennen und in ihren Liedern einen getreuen Abdruck ihrer religiösen Eigenart finden. Dieser entspricht es, wenn man sich bei der Ausführung des Zwingli-Liedes vor jeder Künstelei im Wechsel von Tempo und Tonstärke hütet, sich vielmehr daran erinnert, daß das Lied ursprünglich für Soldaten bestimmt war. Einfach, kraftvoll, nicht zu langsam ist es auszuführen; am schönsten wird es wahrscheinlich klingen, wenn es eine große Versammlung einstimmig mit Orgel- oder Posaunenbegleitung singt. Es ist ein rechtes Volkslied. Möchte seine männliche Entschiedenheit und herzliche Friedfertigkeit immer größere Kreise berühren, und möchte es in den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins sowie des Evangelischen Bundes immer wieder erklingen und so seinen festen Platz gewinnen in dem Liederschatze des Volkes und dann wohl auch nach und nach in unsern evangelischen Gesangbüchern. F. Spitta.

Kleine Mitteilungen.

In Landshut (Unterbayern) wurde am 8. Dezember die neue evangelische Kirche ihrer Bestimmung übergeben. Das gedruckte Programm und ein eingehender Bericht der Lokalpresse lassen erkennen, daß auch in Bayern die „Übung" im Kircheneinweihen, die uns heute allenthalben so reichlich geboten wird, trotz nachahmenswerter Züge im einzelnen, noch keine „Meister gemacht" hat. Mitgeteilt sei, daß nach einer Abschiedsfeier im alten Kirchlein die ganze Gemeinde in wohlgeordnetem Zuge unter Vorantragung des Kreuzes und der kirchlichen Gefäße, Bibeln und Geräte ihren förmlichen Eingang in das neue Heiligtum hielt. Hier wurde dem Festgottesdienst nur eine Weiherede, umrahmt vom Chor- und Gemeindegesang, vorausgeschickt. Befremdlich erscheint, daß der 100. Psalm dreimal zur Verwendung kam, als einleitender Chorgesang, als Psalmodie und als Predigttext. Die Gemeindegesänge waren: in der alten Kirche „Nun Gottlob, es ist vollbracht", bezw. „Unsern Ausgang segne Gott"; im Hauptgottesdienst „Nun danket alle Gott", „O daß ich tausend Zungen hätte" und „Jehova"; in einer liturgischen Feier (ohne Chor) „Ach, wie heilig ist die Stätte", „Man lobt dich in der Stille" und abermals „Jehova". Geistliche Reden darf man nicht nach Zeitungsangaben beurteilen; aber, wie's scheint, fehlte auch ihnen jeder Adventklang, während in Hinweisen auf alle edlen Geber und Helfer wohl ein Übriges geschah. Besonders wohlthuend berührt die wiederholte freundliche Bezugnahme auf die katholischen Mitbürger der Stadt, die auch ihrerseits die Häuser geschmückt und Ehrenpforten errichtet hatten. Und Landshut ist der Ort der diesjährigen deutschen Katholikenversammlung gewesen. Sm.

Der Kunstwart, Jahrg. XI Nr. 4, schreibt: „In München ist der alte Riehl gestorben, Wilhelm Heinrich von Riehl. Was war er eigentlich von „Beruf"? Kultur- und Kunstforscher, Socialpolitiker, Litteraturhistoriker und Musikgelehrter, Postmann, Professor, Museumsdirektor, Komponist und Poet, wirklicher Poet, sowie noch einiges andere war er von Beruf. Von Beruf, denn womit er sich beschäftigte, das lebte er; weil er sein ganzes Ich darein warf, so konnte er's auch fördern. Mit Riehl beklagen wir einen der Besten unter den reichen und frischen Geistern, die in unsrer Zeit der specialistischen Scheuklappen, ach, so selten werden." Dieser Klage schließen wir uns aus vollem Herzen an. Von welcher Gesundheit, Gerechtigkeit und Weitherzigkeit Riehls Ansichten auf dem Gebiete des Gottesdienstes und der kirchlichen Kunst waren, davon legt sein vorletztes Werk, die religiösen Studien eines Weltkindes, in den Ausführungen über Predigt, Kirchenrestaurationen, Cäcilianer, evangelische Kirchenmusik u. a. ein glänzendes Zeugnis ab. Möchten seine Mahnungen nur gehört und verstanden werden, und möchte sich durch friedfertiges Zusammenarbeiten verschiedener Richtungen jener Prozeß gegenseitiger Bereicherung und Vertiefung vollziehen, den er uns in seinem letzten Werke, dem Roman „Ein ganzer Mann", an dem Bilde der beiden Hauptpersonen gezeigt hat. Auch er war ein ganzer Mann, und sein Gedächtnis wird bei uns in Segen sein. Sp.

Die vielbesprochene, durch die Kunsthandlung von C. Bierck bewirkte Ausstellung von Christusbildern, die in unserer „Monatschrift" von Dr. Nicolai gewürdigt worden ist (Jahrg. I, S. 179 ff.), hat neuerdings bei Schulte in Köln aller Blicke auf sich gelenkt und den bekannten Kunstkritiker der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 1047 vom 26. November 1892) zu bemerkenswerten Ausführungen in Sachen der Christus-Darstellung und der kirchlichen Kunst überhaupt veranlaßt. Seine Stellung ist die, daß er einerseits eine weitgehende Abkehr von dem Typus der Christuszüge, der seit je in der Anschauung von Millionen wurzelte, für ein

Digitized by Google

aussichtsloses Unternehmen hält; auf der anderen Seite aber für durchaus notwendig erklärt, daß sich die Künstler beider Konfessionen von dem Zwange einer geisttötenden Tradition im Sinne der Schablone befreien. In ersterer Hinsicht wird darauf aufmerksam gemacht, daß gelegentliche Abweichungen von dem, ursprünglich der byzantinischen Kunst angehörenden und von den Italienern freier entwickelten Christusbilde, wie sie in Italien selbst aus Licht gekommen sind, die Überlieferung nicht haben durchbrechen können. Freilich hat „die Kunst sich mit der Mutter Christi, Maria, viel mehr Freiheiten erlaubt und ist von dem durch die Jahrhunderte durchlaufenden Typus vielfach völlig abgewichen. Aber Maria ist wenigstens den Malern der Renaissance nur ein Symbol, bald der schönen Jungfrau, bald der schönen Mutter geworden, mit dem sie schalten konnten, wie es ihrer für Frauenschönheit begeisterten Phantasie paßte. Die Gestalt Christi dagegen konnte niemals ein bloßes Symbol werden, sondern stand immer im Rahmen der evangelischen Thatsachendarstellung oder der dogmatischen Mystik als eine fest umschriebene Erscheinung, an die die Christenheit bestimmte, wenn auch historisch gar nicht beweisbare Vorstellungen knüpfte. Ein Christus ohne lange Locken und ohne Vollbart ist für uns eben kein Christus, ebensowenig ein solcher mit einem zu langen Vollbart, und der etwa geschilderte Vorgang wird uns unverständlich, verliert jedenfalls den beabsichtigten Stimmungsinhalt, wenn der Maler es wagt, von diesem durch den Gebrauch der Jahrhunderte uns eingeimpften Gedankengange abzugehen. Die moderne Kunst ist da ebenso gebunden wie die antike. Innerhalb der typischen Voraussetzungen von kurzem oder halblangem Vollbart und langen Locken bleibt allerdings mit blond und braun und mit dem Gesichtsausdruck für den Maler noch viel Bewegungsfreiheit übrig. Nur ist gerade heutzutage die Frage besonders zu beantworten: „Muß Christus schön sein?“ Wir sagen unbedingt „Ja!“ Fassen wir die Gestalt auch so aller Mystik entkleidet und so realistisch als möglich auf, so bleibt doch noch so viel übrig von Macht der Rede, Gedankenschönheit und von Gemütstiefe, endlich von Tragik, daß die Kunst diesen rein menschlichen Inhalt der Figur auf gar keinem andern Wege zum Ausdruck bringen kann, als durch das Mittel äußerer, das Auge sympathisch fesselnder Vorzüge. Zum letzten Ende handelt es sich nur darum, ob man im Gesichtsausdruck mehr Gewicht auf die eine oder andere, aus den evangelischen Erzählungen hervorgehende Eigenschaft Christi legt. Die neueste Zeit hat die soziale Mission Christi besonders betont, ihn vor allem zum Messias des Proletariats gemacht, und aus diesem Motiv heraus ist der gegebene Typus dahin gelenkt worden, daß man weniger auf eigentliche Schönheit der Erscheinung, als auf eine lehrhaft angehauchte Liebenswürdigkeit des Ausdrucks in dem etwas herben Gesicht eines selbst aus den niedern Ständen hervorgegangenen gebildeten Mannes legte.“ Die Kunstrichtung, deren Einseitigkeit in vorstehenden Worten gekennzeichnet wird, ist ja übrigens nicht der einzige bedeutsame Versuch der Abwendung vom überlieferten Typus. Sie ist nur der, den der Kritiker für besonders unfruchtbar hält. Er will keinen Christus, der nur der Erlöser derer wäre, die noch nie einen Hundertmarkschein gesehen haben. Und es ist gewiß besonders lehrreich, daß dieselbe Abneigung, die sich in den Kreisen unserer Gebildeten gegen den Armeleuts-Christus gewisser Sozialpolitiker auflehnt, schon seit geraumer Zeit auf dem Gebiete der Kunst, auch denn der Bühne, ihre entschlossenen Vertreter gefunden hat. In der Beurteilung der neun ausgestellten Gemälde trifft der in Rede stehende Aufsatz oft überraschend mit der Empfindung Nicolais zusammen. Wie wenig aber im übrigen einem starren Festhalten am Althergebrachten das Wort geredet wird, zeigen die folgenden Schlußsätze: „In rein technischem Sinne sind die Bilder, von ersten Namen herrührend, durchweg Arbeiten von künstlerischem Wert, und jedenfalls giebt es eine feine geistige Anregung für den Kunstfreund, zu beobachten, wie moderne Künstler von Ruf eine der größten, durch weltberühmte Vorgänger noch besonders erschwerte Aufgabe zu lösen streben. Die wichtigste Seite dieser Aufgabe ist freilich nicht gelöst worden. Nicht um diese oder jene mehr oder minder geistreiche Auslegung der Person und des Wirkens Christi sollte es sich für die moderne Malerei handeln, sondern um den unmittelbaren Kampf gegen die bei beiden Bekenntnissen eingetretene unkünstlerische Erstarrung der kirchlichen Malerei in einer überlebten Form. Der Kampf ist bei dem Starrsinn der Geistlichkeit in diesen Dingen allerdings schwierig, aber es könnte doch schließlich einmal gelingen, die Herren davon zu überzeugen, daß die lebendige Entwicklung der Kunst auch bei den zahlreichen neuen Kirchenbauten mitreden darf und soll. In unserer Städte-Entwicklung spielt der Kirchenbau neuerdings wieder eine ziemlich bedeutende Rolle. Die kirchlichen Maler haben sich aber nachgerade völlig außerhalb des Zusammenhangs mit dem allgemeinen Kunstleben gestellt, wie es zur Zeit ihrer Vorbilder, der Nazarener, ganz und gar nicht der Fall war, und die kirchlichen Behörden denken gar nicht daran, Künstler von Ruf, die auch auf andern Kunstgebieten erfolgreich wirken, zu Altargemälden u. dergl. heranzuziehen, wie dies noch im vorigen Jahrhundert geschah. Die nazarenische Schablone wird immer aufs neue hervorgeholt, und eine unserer öffentlichen Kunst sehr schädliche Scheidung von kirchlicher und weltlicher Kunst vollzieht sich immer schroffer. Die Katholiken müssen auch hier dieselben Anläufe zur Reform machen, wie sie es in der Wissenschaft wenigstens theoretisch schon als notwendig anerkannt haben, und die Evangelischen sollten endlich, wenn sie es in der Architektur nicht vermögen,

Digitized by Google

doch in der Malerei den Stolz haben, sich einmal zu eigenartigem Ausdruck ihres religiösen Empfindens von katholischen Vorbildern loszulösen. Unmittelbar mit der Kirche sollten darum die modernen Maler den Kampf in der Weise aufnehmen, daß sie, wie sie auf gut Glück Galeriebilder malen, Altargemälde in ihrer Eigenart schaffen und den Gläubigen vor Augen stellen, damit zunächst diese erkennen, daß ihre Kirchen besser geschmückt werden können, als es bisher geschieht. Die rein weltliche Christusmalerei, wie sie neuerdings in Mode gekommen ist, hält sich nicht mehr lange, denn sie steht auf keinem festen Boden."

Unsere Leser werden sich selber sagen, daß die Entwickelung einer selbständigen evangelisch-kirchlichen Kunst, wie sie hier gefordert wird, gutenteils abhängig bleibt von den Kunstansprüchen des evangelischen Hauses. Gerade hier gilt es, mit einer Tradition zu brechen, die selbst im besten Falle der Regel nach des rechten Verständnisses ermangelt für das, was der wahre Ausdruck unseres Glaubens ist. Der Appell des Kritikers an den Stolz der Evangelischen, von ihrem eigenen Gute zu zehren, wird durch den Umstand an Kraft nicht verlieren, daß er aus der Feder eines Katholiken stammt. Wir verweisen hier auf Eduard v. Gebhardts allgemeinere Bemerkungen über kirchliche Malerei (Jahrgang I, S. 62 f.). Wie jene Ausstellung von Christusbildern und das allgemeine Aufsehen, das sie hervorruft, die Meinung Otto v. Leixners bestätigt, daß weite Kreise der ernsten Künstlerschaft unserer Zeit sich „in der Richtung auf Christus hin" bewegen, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Möchte die hoffnungsreiche Bewegung dauernde Frucht schaffen für die Gemeinde der Frommen in Haus und Kirche. Sm.

Reinhold Succo †. Es war im Frühjahr 1894 als ich Reinhold Succo zum letzten Male sah. Wir folgten dem Sarge Philipp Spittas. Nun ist auch er hinausgetragen worden, in stiller Adventszeit, und wir alle, die ihn gekannt und geliebt, standen im Geiste an seinem Grabhügel und beklagten den Verlust des Lehrers, der uns in das Heiligtum der Kunst geführt, und des Freundes, der uns durch Rat und That unterstützt hat. Und es sind gar viele — im In- und Auslande —, die den Entschlafenen verehrt haben: ihnen allen wird das Bild des geistvollen Künstlers, der zu den hervorragenden Vertretern der neueren Kirchenmusik gehört, und des bescheidenen, von wahrer Frömmigkeit erfüllten Menschen unvergeßlich bleiben.

Succo wurde am 29. Mai 1837 zu Görlitz geboren. Nachdem er das Gymnasium absolviert, bildete er sich in Berlin unter der Leitung Eduard Grells zum Komponisten aus. 1865 wurde er Organist an der Thomaskirche und Gesanglehrer am Luisenstädtischen Gymnasium daselbst. 1874 trat er in das Lehrerkollegium der Hochschule für Musik ein, und 1888 ernannte ihn die königliche Akademie der Künste zu ihrem Mitglied. Am 29. November 1897 ist er in Breslau an den Folgen einer Operation gestorben.

Es ist hier nicht der Ort, auf die künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen einzugehen, deren Verfechter Reinhold Succo war. Nur das sei mitgeteilt, daß er zur sogenannten Berliner Komponistenschule zählte (ohne jedoch den Rigorismus einiger Ansichten Grells zu billigen), welche vor allem die gesangliche Erziehung des Musikers betont und insbesondere vom Tonsetzer fordert, daß er, bevor er sich der freien Komposition widmet, durch das Studium der strengen vokalen Setzart, wie sie die Alten ausgebildet, sich eine sichere Grundlage erworben hat. Sodann war Succo der Meinung, daß von der Kirchenmusik aus das musikalische Vermögen der Nation gestärkt werden müsse; ihr reiner Quell könne auch der weltlichen Kunst der kommenden Generation Jugendfrische verleihen.

Die Leser dieser Zeitschrift haben in der Choralmotette „Ich bin die Auferstehung" in Nr. 1 dieses Jahrgangs eine Probe Succoschen Kirchenstils kennen gelernt. Das, was diesem Stücke eigen ist, Schönheit des Satzes und Klanges, Natürlichkeit und Kraft der Melodien, zeichnet alle Werke des Komponisten aus. Leider sind diese bisher nicht so bekannt geworden, als sie es verdienten, woran freilich auch die Zurückhaltung Succos schuld ist, der ebenso still und unauffällig schuf, wie er lebte. Nur immer seinem Ideale näher zu kommen suchen, pflegte er zu sagen, auch wenn man keine Anerkennung findet. So ist vieles ungedruckt geblieben, darunter ein Oratorium, ein Tedeum eine Choralkantate, Orchesterstücke u. a. Von dem, was gedruckt vorliegt, nenne ich das Crucifixus Op. 2, die Motetten Op. 7, 8, 9, die achtstimmigen Psalmen Op. 21, 24 (vgl. 1. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 375) und die herrliche Kantate „Das Jahr geht still zu Ende". Ferner die weltlichen Lieder Op. 23, die Orgelwerke Op. 6 und 28, sowie zwei Publikationen, die sich auf den liturgischen Gesang im engeren Sinne beziehen: Choralbuch zum evangelischen Militärgesangbuch (Succo war ein Vorkämpfer des polyrhythmischen Chorals) und „Zehn Psalmen zur Einleitung der Hauptgottesdienste als Wechselgesänge eingerichtet", ein Werk, das den Schatz der alten Psalmtöne für den evangelischen Gottesdienst wiederzugewinnen sucht.

Möge der edle Samen, den der Meister ausgestreut, reiche Früchte bringen, und das, was er geschaffen, viele Herzen erfreuen. Dr. Kurt Berndorf.

Unter den vom Evangelischen Oberkirchenrat der preußischen Generalsynode zugegangenen Aktenstücken befinden sich zwei, deren Inhalt unsere Leser interessieren wird. Das erste betrifft die kirchenmusikalische Vorbildung der Theologen, hinsichtlich

Digitized by Google

deren die letzte außerordentliche Generalsynode (1894) die Anregung gegeben hatte, den künftigen Geistlichen, wenn nicht schon auf den Gymnasien, so doch auf den Universitäten und während der Kandidatenzeit praktische Übung zu verschaffen und in den theologischen Prüfungen Rechenschaft zu fordern. Schon vorher hatte der Oberkirchenrat für sämtliche alten Provinzen die Bestimmung getroffen, daß im zweiten Examen in der Melodienkunde zu prüfen sei. (Westfalen hatte solche Prüfung als unausführbar bezeichnet, zwei andere Provinzen meldeten sehr geringe Ergebnisse.) Auf jenen erneuten Wunsch der Generalsynode hin hat die kirchliche Behörde nunmehr erklärt, daß vorerst nur die Universitäten die begehrte Ausrüstung zu bieten in der Lage seien. Leider befinden sich nur in Königsberg und Breslau feste akademische Institute für Kirchenmusik und Orgelspiel, und auch hier ist der Eifer der Studierenden mangelhaft. Ein lebendigeres Bewußtsein von der Wichtigkeit der Sache müsse vor allem durch die Vertreter der praktischen Theologie erweckt werden. Entscheidende Schritte zur Revision der Examensordnung nach dieser Seite hin erscheinen deshalb zur Zeit unthunlich, weil über den Zeitumfang des Universitätsstudiums noch immer keine definitive Bestimmung getroffen ist. Wir vermissen bei diesen Verhandlungen einen Hinweis auf die instruktive Bedeutung besonderer akademischer Gottesdienste. — Der andere, in den Bereich dieser Zeitschrift fallende Gegenstand ist der der Orgelkurse, den als ständige Einrichtung für jede Provinz die dritte ordentliche Generalsynode (1891) in Vorschlag gebracht hatte. Solche Orgelkurse finden sich als feste Institute bisher nur in Posen und Ostpreußen; zeitweilig eingerichtet wurden sie in Pommern und Schlesien. Staatliche Unterstützung wird hierfür nicht mehr gewährt. So haben vier der alten Provinzen neuerdings die Sache selbständig in die Hand genommen, und man darf auf bleibende Einrichtungen hoffen. Brandenburg (Prof. Succo) und Rheinprovinz (Musikd. Haym in Elberfeld) haben dreiwöchentliche jährliche Kurse eingerichtet; Sachsen und Westfalen stehen in den Vorbereitungen. In allen diesen Provinzen wurde die Inangriffnahme der Sache ermöglicht durch den Ertragsanteil der kirchl. Verwaltungen an dem Verkauf der Provinzialgesangbücher. So konnte die rheinische Provinzialsynode jährlich 4000, die westfälische sogar 6000 Mark für die Leitung, Reiseentschädigung und Tagegelder der Kursisten sowie für sachliche Unkosten bewilligen. Unausführbar scheint eine entsprechende Unternehmung augenblicklich in der ohnehin aufs äußerste angespannten Diasporaprovinz Westpreußen. Es handelt sich übrigens allenthalben nur um die Weiterbildung begabter oder doch mit den Elementen ihrer Kunst bereits ausgerüsteter Organisten und Kantoren. Zu wünschen bleibt neben der weiteren Ausdehnung dieser Bestrebungen die Mehrung und Vertiefung des kirchenmusikalischen Betriebes auf unseren Lehrerseminaren, auf denen zu Gunsten der Musica sacra manches andere getrost eingeschränkt werden dürfte.

Sm.

Am 1. Advent (28. Nov.) wurde die hübsche und stattliche neue Kirche der evangelischen Gemeinde in Fabern eingeweiht. Vom Rathaus her bewegte sich ein imposanter Festzug durch die Stadt, dessen Teilnehmer vor der Kirche die Ankunft des kaiserl. Statthalters erwarteten, um nach den üblichen Zeremonien in das bereits überfüllte Gotteshaus einzutreten. Hier spielte die Militärkapelle das Beethoven'sche „Die Himmel rühmen", und darnach sang unter Orchester-Begleitung ein gemischter Chor mit Baritonsolo F. Mendelssohns „Kommt, laßt uns anbeten." Das übrige Programm entwickelte sich dann folgendermaßen: Begrüßung des Statthalters und der Gäste durch den geistlichen Inspektor, Verlesung eines amtlichen Schreibens vom Direktorium, Weiherede, Weihegebet (hierbei wurde eine der Glocken geläutet), ein längeres Orgel-Präludium, erster Gesang der Gemeinde „Nun danket alle Gott", Festpredigt über den Palmeneinzug, Kinderchor: Ps. 98, Ansprache des Konsistorialpräsidenten, Gesang der Gemeinde: „Dreiein'ger Gott! Lob, Dank und Preis Sei dir vom Kinde wie vom Greis Für dieses Haus gesungen u. s. w.", Schlußgebet, Chor aus dem „Elias": „Alsdann wird euer Licht", Segen, gemeinsamer Gesang: „Jehovah", darnach Geläut mit allen Glocken. — Daß der lieben und tüchtigen Gemeinde nach langem Harren und Hungern ein solcher Freudentag aufgegangen, ließ aller Herzen höher schlagen, und die etwas ausgedehnte Feier, vor allem das jugendkräftige und hinreißende Zeugnis des Pfarrers, bleibt gewiß der Gemeinde wie ihren Gästen noch lange in gutem Gedächtnis. So wolle man es nicht als den Ausdruck leidiger Tadelsucht auffassen, wenn der Berichterstatter ein paar Bemerkungen anknüpft, die für künftige ähnliche Feiern vielleicht nutzbar gemacht werden können. Zunächst sollten wir Evangelischen uns über den Sinn einer Kirchweihe ins Klare zu kommen bemühen. Es ist nicht konsequent gedacht, daß man am Weihetage die Glocken und die Orgel schweigen läßt, bis sie „geweiht" worden, während man die Glocken schon längst zuvor, und nicht nur zum Probeläuten, benutzt hat. Denselben Bedenken unterliegt die Gewöhnung, daß man eine feierliche Öffnung der Kirche vornimmt, die bereits von der harrenden Gemeinde in Besitz genommen ist und auf deren Altartisch längst die Kerzen brennen. Es ist durchaus berechtigt, daß die Orgel in breiter Entwicklung ihrer Tonkraft sich der Gemeinde zu erstmaligem Gruß und Dienst darbiete. Aber das darf nicht inmitten der Feier geschehen, so daß der Volksgesang nach ohnehin langen Präliminarien abermals hingehalten wird. Was sonst noch Beachtung verdient, werden folgende unmaßgeblichen Vorschläge andeuten: Die Gemeinde samt

Digitized by Google

ihren Gästen versammelt sich, wenn möglich, an der Stätte ihrer bisherigen Gottesdienste. Während sie sich zur neuen Kirche begiebt, läuten die Glocken. Vor dem Portal der Kirche wird mit der Schlüsselübergabe zugleich die Begrüßung der Ehrengäste erledigt. Unter Führung ihrer Geistlichen betritt die Gemeinde das Gotteshaus, während das Orgelspiel alles unvermeidliche Geräusch übertönt. Ein kurzes agendarisches Weihegebet, eventuell unter Anzündung der Kerzen, eröffnet die Feier. Dann aber hat die Gemeinde das erste Wort. Und nun folgt, bei nur Einer Rede und bei Vermeidung aller nichtkirchlichen Kunst — kein Beethoven, keine Oratorienmusik! — ein einheitlicher, festlich geschmückter Gottesdienst, der in allen seinen Teilen durch die Kirchenzeit seine Farbe empfängt. Zum Schlußgesang — die Zweckleder sind entbehrlich — stimmen die Glocken ein. Ihre Töne und die der Orgel geleiten die Versammlung ins Freie hinaus. Ist es möglich, so sage eine gedruckte Ordnung jedem Teilnehmer, in welcher Reihenfolge die Feier verlaufen soll, damit jede unfestliche Ankündigung von Reden, Chören oder Liederstrophen unterbleiben kann. Der verehrlichen Stifter und Geschenkgeber kann man noch bei der Festfeier gedenken. Sm.

Die bereits gemeldete Einweihung der deutschen evangelischen Kapelle in Gardone Riviera am Gardasee ist am 1. Advent (1897) vollzogen. Seit dem Frühjahr 1895 war durch Konzerte und Vorträge, von Kurgästen veranstaltet, sowie durch eine Reihe von besonderen Beiträgen ein Grundstock zu den Baukosten gesammelt. Der Verein für Errichtung deutscher evangelischer Gottesdienste an Kurorten bewilligte 20 000 Lire, und der Vorsitzende desselben, Rentier Bernus in Frankfurt a. M., ließ dort die Risse und Anschläge anfertigen. Die Ausführung übernahm ein hiesiger Ingenieur für 31 000 Lire. Ein Grundstück in freier, etwas erhöhter Lage, mit herrlichem Ausblick auf den weiten See und seine lieblichen Ufer wie auf den gewaltigen Monte Baldo, wurde für ca. 2500 Lire erworben. Binnen Jahresfrist ist der Bau begonnen und vollendet. Die Kirche umfaßt ca. 150 Sitzplätze, hat sehr massive, sorgfältig gefugte Felssteinwände mit Luftraum, rote Falzziegelbedachung, Kanten, Thür- und Fenstereinfassungen von behauenem Marmor (aus C. Digilio am jenseitigen Ufer), seitwärts ein Türmchen aus Holz, einen bedeckten Vorraum mit Treppen, eine Sakristei, unter dem Altarraum eine Heizkammer für Luftheizung, an den beiden Giebelseiten hohe, an den Langseiten kleine Spitzbogenfenster (da der Dachraum für die Höhe des Inneren mitbenutzt ist), Thüren und Kanzel aus Eichenholz, einen freistehenden Altar aus poliertem Marmor. Die mehr englische als deutsche, nach oben (wohl der Sparsamkeit halber) zu gedrückte Form des Baues fand anfangs bei den hiesigen Deutschen wenig Beifall; doch das Auge gewöhnt sich an das Befremdliche, und mehr und mehr freut man sich des traulich-wohnlichen und immerhin — im Vergleich zu einem Speisesaale — sehr würdigen Raumes. Seine Majestät der deutsche Kaiser hat ein Kruzifix und zwei Altarleuchter, ihre Majestät die deutsche Kaiserin eine illustrierte Prachtbibel mit eigenhändiger Widmung, andere Freunde der Sache Altar- und Kanzelbehänge, einen Teppich, einen gebrannten Kamen zur Nummertafel, gebrannte Sprüche, sowie Geldbeiträge zur weiteren Ausstattung geschenkt. Es fehlen noch: ein Taufstein, eine Glocke, Glasmalerei für die jetzt zu blendenden Altarfenster, die Beleuchtung, die Abrundung und Bepflanzung des Kirchplatzes, endlich ein Rest der Baukosten. Die Kanzel steht an der Ecke des rechteckigen Hauptraumes und des etwas schmaleren Altarraumes; ihr gegenüber das Harmonium. Der Sängerchor, z. T. aus 14 Damen bestehend, muß neben demselben in den ersten Sitzreihen Platz nehmen. Denn an ihn hat der Baumeister wieder einmal nicht gedacht. — Zum Einweihungstage erhielt das Kirchlein einen künstlerisch schönen Blumen- und Guirlandenschmuck, vornehmlich aus Lorbeer-, Zypressen- und Tannenzweigen, Palmen, Monatsrosen, Astern und Christrosen, die ja auch zur Winterszeit hier alle im Freien gedeihen. Unter den zahlreich erschienenen Festteilnehmern waren auch einige Gäste aus entfernteren Orten der evangelischen Diaspora und der deutsche Generalkonsul aus Mailand. Den Einweihungsgottesdienst und die Festpredigt über Joh. 15, 4 hielt der vorjährige Kurgeistliche, Pfarrer Anspach aus Hamme bei Bochum. Die von ihm zusammengestellte Ordnung der Feier vermied den sonst üblichen Dualismus eines Einweihungs- und sogen. Hauptgottesdienstes und folgte im wesentlichen dem Gang des Sonntagsgottesdienstes der preußischen Agende mit einigen Kürzungen. Nach dem Eingangslied und -spruch, die auf Advent Bezug nahmen, sang der Chor dreistimmig: „Du Hirte Israels, höre“ (von Bortniansky), nach der Verlesung des 84. Psalms: „Herr, deine Güte reicht so weit“ (von Grell). Darauf folgte das Weihegebet nebst Festspruch und Halleluja. Predigt und Abkündigungen wurden durch einen Liedvers getrennt. Die Feier nahm einen harmonischen Verlauf. Die Akustik erwies sich als vortrefflich. Bei dem gemeinsamen Mittagsmahl im Hotel Gardone Riviera wurde ein Glückwunschtelegramm des deutschen Kaiserpaares verlesen und ein Huldigungstelegramm an dasselbe abgesandt, auch ein Hoch auf den König von Italien ausgebracht, dessen toleranter Regierung wir Evangelischen die Freiheit unseres Gottesdienstes verdanken; während der römisch-katholische Bischof von Brescia nicht unterlassen hat, uns in seiner glücklicherweise ohnmächtigen Anmaßung den Kirchbau zu verbieten. Möge das Kirchlein in seiner ernsten, nordischen Einfachheit den lieben deutschen Landsleuten nicht bloß das Entbehren der irdischen Heimat erleichtern, sondern ihnen auch ein Fingerzeig zur ewigen Heimat sein! — — Die Liturgie

Digitized by Google

einer Kirchweihe dürfte sich noch einfacher und einheitlicher in folgender Weise gestalten lassen: I. 1) Chor: Eingangspsalm (z. B. Ps. 84, 1—9 oder Ps. 24, 7—10). Gem.: Eingangslied (z. B. „Thut mir auf die schöne Pforte" oder: „Macht hoch die Thür —"). 2) Geistlicher: Eingangsgruß; Lob- und Bekenntnisspruch oder -psalm (Hauptgedanke: Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist). Gem.: Gloria patri oder ein liturgisches Credo. Eventuell in der Weihnachts-, Epiph.- und Osterzeit: Das große Gloria mit Laudamus). 3) Geistlicher: Bittspruch; Weihegebet (Hauptgedanke: Bitte, daß wir lebendige Bausteine des Neutestamentlichen Tempels Gottes werden). Gem.: Amen. — Chorgesang. II. 4) Geistlicher: Schriftlesung (z. B. Luk. 19, 1—10, die alte Kirchweihperikope, oder Matth. 21, 1—9, Adventsperikope). Geistlicher oder Chor: Seligpreisung oder Lobspruch. Gemeinde und Chor: „Halleluja!" oder „Dank sei dir, o Herr!" 5) Gem.: Haupt- oder Predigtlied (1. Teil: Betrachtung, Mahnung, Bitte). Geistlicher: Schriftlesung (z. B. Eph. 2, 19—21). 6) Geistlicher: Predigt. Freies Gebet. Gem.: Hauptlied (2. Teil: Dank, Gelübde, Anbetung). III. 7) Geistlicher: Abkündigungen. — Chorgesang.] Geistlicher: Anbetungs- oder Verheißungsspruch (z. B. Habak. 2, 20 oder Offb. 21, 1—5). Chor: „Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr, der Allmächtige:" Gem.: „Der da war und der da ist und der da kommt." Geistlicher: Die allgemeine Danksagung und Fürbitte; a) für das Reich Gottes; Gem.: „Erbarm dich, Herr, Herr, unser Gott!" Geistlicher: b) für irdischen Stand und Beruf; Gem.: „Erhör uns, Herr, Herr, unser Gott!" Geistlicher: c) um Vergebung der Sünden und Hilfe in allerlei Not. Gem.: „Erbarm dich, Herr, Herr, unser Gott!" 8) Geistlicher: Vaterunser mit Doxologie. Gem.: Amen. 9) Geistlicher: Schlußgruß (Segen). Gem.: Schlußlied. — Die Weihegebete der neueren Agenden streifen leider oft nahe an die römisch-katholische Art des Weihens von Kirchen und Kirchengeräten, wie überhaupt von einzelnen Gegenständen (bis zu den Ochsen, Eseln und Herdketten). Für uns wird eine Stätte dadurch geweiht, daß zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen, mit andern Worten: daß eine christliche Gemeinde dort ihren Gottesdienst hält. Daher ist auch die Abhaltung einer besonderen Einweihungsfeier vor dem eigentlichen Gottesdienst nicht zu rechtfertigen. Daß der erste Gottesdienst trotzdem sein besonderes Gepräge hat, ist wohl selbstverständlich.

J. Pfaß, p. e.

Das evangelische Volk Graubündens hatte am 21. November darüber abzustimmen, ob es nach Antrag der Synode und des evangelischen Großen Rates das Reformationsgedächtnis vom Trinitatissonntag auf den ersten Sonntag im November verlegen wolle. Bei sehr schwacher Beteiligung (ein Beweis, daß der bisherige Reformationssonntag nicht sonderlich populär war) wurde der Antrag mit 3257 gegen 189 Stimmen angenommen. Somit hätten wir nun in allen Kantonen einen gemeinsamen Reformationssonntag. Möge es nicht an Bemühung und auch am Erfolg fehlen, den Tag zu einem wirklich festlichen zu gestalten und das Volk sich der hohen Güter der Reformation bewußt zu machen.

Kirchen-Bl. f. d. ref. Schweiz.

Bücherschau.

Paul Bernstein, Neue Bahnen für den Nebengottesdienst (Vorschläge zugleich für den Jugendunterricht). V und 40 S. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1897. Mk. 0,60.

In dem zum Teil in rätselvollem Deutsch geschriebenen Vorwort bittet Bernstein, man möge seine Gottesdienst-Entwürfe erst nach Erprobung durch die Praxis beurteilen. Das ist aber zu viel verlangt. Es handelt sich um Schemata für Nebengottesdienste, in denen die Hauptstücke des kleinen Lutherischen Katechismus, bzw. Luthers, Melanchthons, Kaiser Wilhelms I. Leben, die Mission, die Unterscheidungslehren (!) der evangelischen und der römischen Kirche, die christlichen Feste u. s. w. den Gegenstand der Feier bilden. Bernstein will dabei eine lebensvolle Durchdringung der „heiligen Schrift, des Gesangbuchs und der neuen (preußischen) Agende" bewerkstelligen. Daß dem Eingange der Regel nach ein Sündenbekenntnis folgt, und diesem (offenbar als Absolution) „Der Herr sei mit euch" u. s. w., befremdet weniger als der Umstand, daß in jeder Feier wenigstens 2, höchstens 7 (!) Ansprachen vorgesehen sind. Eine Andacht „von Gott dem Vater" ist „länger" als die anderen; sie enthält 5 Ansprachen, „braucht jedoch nicht länger als 80 Minuten zu sein". Oft ist die Liedwahl bedenklich; es fällt z. B. auf, daß am Charfreitag wie in der Lutherfeier nach dem Todesbericht die nämliche Strophe „Wenn ich einmal soll scheiden", gesungen werden soll. In einem Gottesdienst für den 1. Christtag kommt kein anderes Lied zur Verwendung als „Adam hat im Paradies"; zu einem andern Weihnachtsgottesdienst, der auf das Lied „Ich steh an deiner Krippe hier" angelegt ist, bemerkt eine Fußnote: „Je nach dem Sinn der Verse können mindestens 4 verschiedene Melodien gesungen werden." — Was nach diesen Proben von den „neuen Bahnen" zu halten sei, kann man sich ohne weitere Erprobung leicht sagen.

J. Smend.

Digitized by Google

F. Kühler, Zur Reform der kirchlichen Konfirmation. 48 S. Braunschweig und Leipzig, G. Reuter. 1897. 0,80 Mk.

Aus einer Konfirmationsfeier im Berner Dom, Gründonnerstag dieses Jahres, heimgekehrt, hat der Verfasser sich entschlossen, zu der wichtigen Frage der Konfirmations-Reform das Wort zu nehmen. Er thut es mit einer gewissen Redseligkeit, aber auch mit Wärme. Die geschichtlichen Angaben sind lückenhaft, die poetischen Zitate ungenau, die Vorschläge zur Reinigung des Aktus zum Teil bedenklich. So will er einem besonderen „Weihegedicht zur Konfirmation" Raum geben; die Konfirmanden sollen nicht nur Chöre singen, sondern auch frei beten („höchstens 10 Minuten"). Daß dem öffentlichen Examen der Krieg erklärt wird, dürfte mehr Anklang finden als der Rat, die Zulassung zum Abendmahl fakultativ zu gestalten. Zu den beherzigenswerten Winken rechne ich aber vor allem den, jedem Konfirmanden innerhalb der kirchlichen Feier bestimmte Patrone zuzuweisen, die, mit Namen genannt, den bereits verstorbenen oder noch lebenden Paten zur Seite treten, um die der ganzen Gemeinde aufliegende Verantwortung persönlich auf sich zu nehmen. Auch die Mahnung, unsere Konfirmationsfeier zum wirklichen Volks- (besser: Gemeinde-) Fest zu erheben, verdient Gehör. Daß im übrigen die schlimmsten Schäden nicht dem Aktus, sondern dem herkömmlichen Konfirmanden-Unterricht anhaften, wird man ja nicht vergessen wollen. J. Smend.

Alexios v. Maltzew, Ritus der Vereinigung mit der orthodoxen Kirche. 97 S. Berlin, K. Siegismund 1897. M. 1.50.

Der Probst an der Kirche der Kaiserl. Russischen Botschaft zu Berlin hat seinen bisherigen Verdiensten um die Vermittelung der liturgischen Schätze seiner Konfession an die deutschen Leser ein neues hinzugefügt. Seinen großen Werken läßt er jetzt ein solches kleineren Umfanges folgen, für das er sicher auf lebhaftes Interesse rechnen kann. Die für den deutschen Protestanten schmerzlichen Übertritte deutscher Prinzessinnen zur orthodoxen Kirche haben die liturgische Form dieser Konversion oft zum Gegenstande der Verhandlung gemacht. Das Buch von Maltzew giebt hier urkundlich sicheren Bescheid, indem es genau die liturgischen Ordnungen mitteilt, durch die Heiden, Mohammedaner und Juden, Reformierte und Lutheraner, Armenier und römischen Katholiken in die orthodoxe Kirche aufgenommen werden. Diese Reihenfolge der Religionsgemeinschaften bezeichnet deutlich das Maß des Gegensatzes der orthodoxen Kirche zu ihnen. Unter diesem Gesichtspunkte ist es wohl auch zu betrachten, daß an letzter Stelle das im Jahre 1866 erschienene Ritual der Konversion der dänischen Prinzessin Dagmar mitgeteilt wird, aus dem man erkennt, in welchem Maße in solchen politischen Fällen die Härte des Rituals gemildert wird. Interessant wäre es gewesen, wenn man zuletzt noch die liturgischen Formen bei dem Übertritt der jetzigen russischen Kaiserin veröffentlicht hätte. Sie würden wohl nicht bloß chronologisch an diese Stelle gehören.
F. Spitta.

Heinrich von Herzogenberg. Liturgische Gesänge für Chor a capella opus 99. Herrn Professor Dr. Julius Smend zugeeignet. (V. Zum Erntefeste.) Leipzig, J. Rieter-Biedermann. Part. M. 3, Stimmen je M. —.60.

Schon lange ist mir kein neues kirchliches Chorwerk in die Hand gekommen, das mir sowohl nach seinem Inhalt als auch nach seiner Faktur so viel Genuß und Freude gewährt hat als diese Gesänge. Diese stilvolle, in jeder Hinsicht vornehme Musik, in melodisch und harmonisch reinstem Gewand, wird bei allen einen tiefen Eindruck nicht verfehlen. Das ist keine gemachte, sondern eine dem innersten Gemüt entflossene Musik, die trotz aller angewandten Kunst frei und ohne Zwang dahinfließt und die von einem ernsten kirchlichen Geist mit männlich festem Ausdruck getragen ist, wie es unsrer lockeren und losen Zeit Not thut. An solcher Musik kann man sich erbauen und stärken. Fassen wir die einzelnen Gesänge etwas näher ins Auge. Der ersten Nummer liegt Psalm 65, 2. 10—12 u. 14 zu Grunde. In einfachem Motettenstil gestaltet sich dieselbe zu einem fein eingerahmten Bilde. Die Worte „Gott, man lobet dich zu Zion und dir bezahlt man Gelübde" leiten die Motette in breiter Auslage und in schlichter einfacher Modulation ein, während sich die folgenden Verse zuerst in Fugenform in reicherer modulatorischer Ausstattung und dann in äußerst belebter sich zum Jubel steigernder Figuration entwickeln und die Wiederholung des ersten Teils das ganze Stück in feierlicher Weise abschließt. Der zweite Gesang nimmt seinen Text aus Offenbarung 4, 11. Ernst und erhaben ertönen die Worte „Herr, du bist würdig zu nehmen Preis u. s. w." als Einleitung zu einem kürzeren Mittelsatz, der seine schönen melodischen Themen in umgekehrter Imitation vorführt. In diesem Mittelsatze ist die dem Text innewohnende Mystik durch einen starken dynamischen Kontrast prächtig gezeichnet, und mit imposanter Kraft führen die Anfangsworte zum Schlusse. Nummer 3 über Jakobi 1, 17: „Alle gute und alle vollkommene Gabe u. s. w." beginnt mit einem Wechselgesang zwischen einer einzelnen Chorstimme und dem ganzen Chor. Zuerst intoniert der Tenor „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab" und der ganze Chor fährt fort: „Von dem Vater des Lichts". Dann wiederholt es sich ähnlich mit dem Alt, worauf sich alles zu einem festen Gesamtchor zusammenschließt, und ein reich belebtes „Amen" das Ganze krönt. Der vierte Gesang „Schmecket und sehet,

Digitized by Google

wie freundlich der Herr ist“ Psalm 34, 9 mit „Halleluja“ bietet wieder eine in treffliche thematische Arbeit eingekleidete Komposition voll des schönsten Wohlklangs. Der Eindruck ist ein überaus lieblicher und freundlicher. Als fünfte Nummer folgt eine Choralmotette mit Orgelbegleitung über Paul Gerhardts Lied „Ich singe dir mit Herz und Mund“, wobei sich die Gemeinde einstimmig und der Chor vierstimmig, und zwar in verschiedener Fassung, beteiligt. Dies geschieht zuerst in der an Eccard mahnenden Weise der polyphonen Choralbearbeitung und dann in wechselseitiger Ablösung zwischen Frauen- und Männerstimmen mit späterer Vereinigung. Hierbei wird der Choral mit seinen einzelnen Zeilen frei benützt und entfaltet eine reiche und brillante Figuration. Den Schluß bildet gleich dem Anfang wieder die Gemeinde. Dieses Stück ist das ausgedehnteste der ganzen Sammlung und wird durch seine Eigenart ungemein anmuten und fesseln. Das sechste Stück bringt ein altes Lied, einen Lobgesang an Gott und Christus: „Danket dem Herrn, Schöpfer aller Dinge“, dessen einzelne Zeilen in schöner kontrapunktischer Arbeit durchgeführt sind. Nummer 7 und 8 bestehen in einem „Halleluja“ und einem „Amen“ in gedrängter knapper Form in feiner künstlerischer Gestaltung. Obschon der Titel diese Gesänge hauptsächlich dem Erntefeste zuteilt, so sind sie deswegen nicht an dieses Fest gebunden. Ihr Inhalt ist so reich, daß jede einzelne Nummer vielfach in anderer Verbindung bei Gottesdiensten ihre Verwendung finden kann. Die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes begegnet uns ja täglich, und davon redet alles in diesen Gesängen, und darum werden sie reichliche und gute Dienste leisten können zu Nutz und Frommen der Gemeinde. Sie seien hiermit allen Kirchenchören aufs Wärmste empfohlen.

Basel. Rud. Löw-Burckhardt.

H. Kleemeyer, Introiten und liturg. Chöre für die Gottesdienste der evang.-luth. Kirche an den Sonn- und Festtagen, für gemischten Chor. 49 S. Herausgegeben vom Kirchenchorverbande der Provinz Hannover. Mk. 0,80.

Das 49 Seiten umfassende Heft enthält außer den Introiten für das Kirchenjahr auch noch eine Reihe wertvoller liturgischer Chorstücke, die namentlich ihrer Kürze wegen im Gottesdienste mit Nutzen verwendet werden können. Die Introiten werden nach den Melodien der Psalmtöne von zwei Chören gesungen; die musikalische Bearbeitung verdient wegen ihres kirchlichen Charakters und wegen der dabei beobachteten richtigen, sinngemäßen Deklamation alles Lob. (Die mauchmal vorkommende Betonung des Wörtchens „und“ im Gloria patri dürfte als unrichtig zu bezeichnen sein und ist geeignet, auf den freien rezitierenden Vortrag hemmend zu wirken.) Die Eingliederung eines kurzen Gesangstückes nach Verlesung der Epistel oder des Evangeliums (vgl. S. 37 und 38) — dasselbe kann übrigens auch nach dem Kredo geschehen — ist sehr zu empfehlen.

Erlangen. Elias Oechsler, k. Universitätsmusikdirektor.

Ph. Wolfrum. Der evangelische Kirchenchor. VI. 44 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Mark 2.

Mit Herausgabe dieses in jeder Beziehung gediegenen, hochbedeutenden Werkes, das in der That einem wirklichen Bedürfnisse abhilft, hat der Autor sich Dank und Anerkennung der Dirigenten evangelischer Kirchenchöre erworben. Das Werk enthält a. Gesänge für die einzelnen Feste des Kirchenjahres, b. allgemeine Gesänge und c. eine Reihe liturgischer Gesänge, die sich in den Gang des Gottesdienstes vorteilhaft eingliedern lassen. Die Bearbeitung der in dem genannten Werke vorkommenden wertvollen alten Melodien ist durchweg höchst gediegen und sehr mannigfaltig. Den in reicherer Bearbeitung gehaltenen Chorstücken ist Orgelbegleitung beigegeben, über deren Ausführung der Autor in der dem Werke vorausgehenden Vorbemerkung genügend Anhaltspunkte giebt. Das die weiteste Verbreitung verdienende Wolfrum'sche Werk läßt sich mit größtem Erfolge sowohl beim Gottesdienste, als bei kirchlichen Musikaufführungen verwenden. Bemerkt sei noch, daß zu dem Werke Stimmenhefte in sehr schöner Ausführung erschienen sind. El. Oechsler.

Lied und Leben. Erinnerungen an Ferdinand Piper. Mit Porträt. Berlin 1897, Buchhandlung der Stadtmission.

Dem hochverdienten Begründer der christlichen Archäologie in Deutschland in Form einer monumentalen Theologie, dem Schöpfer des evangelischen Kalenders hat die langjährige, treue Lebensgefährtin, seine Schwester Louise, ein schlichtes Denkmal ihrer glühenden Verehrung gesetzt, das bei den Freunden und Schülern des Heimgegangenen gewiß lebhaften Dank finden wird. Der kurzen Erzählung seines einfachen Gelehrtenlebens folgen Gedichte der Geschwister, einfach fromme Hauspoesie, den Gästen des alten Lehrers aus seinen abendlichen Vorlesungen wohl schon bekannt, eine kurze aber meisterhafte Trauerrede Kögels und das Grabgebet Müllensiefens. Es ist betrübend, daß die einzigartige Begeisterung des Meisters nicht mehr schulebildend für Deutschland gewirkt hat und daß die großen Werke seines Lebens, vor allem eine „druckfertige“ christliche Epigraphik nicht aus Licht gekommen sind. Die Verehrung seiner weit zerstreuten alten und jungen Freunde wird ihm trotzdem treu bleiben, sofern sie die Stimmung seiner „Pilgrimschaft“ teilen:

Doch Etliche gehen aufs Herz die Hand:
Sie suchen dort oben ihr Heimatland. Bergner.

Digitized by Google

E. Hermes, Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte und seine Schätze. 150 S. 40 Abb. Halberstadt. L. Koch. Mk. 5.

Mit Spannung hat das kunstsinnige Deutschland das Schicksal der Halberstädter Domtürme verfolgt, welche 1858—61 als baufällig in den zwei oberen Stockwerken abgetragen und erneuert werden mußten, aber schon 1880 wieder den Einsturz drohten. Nachdem seit 1882 beide Türme fast bis zum dritten Stock abgetragen und ganz nach der ursprünglichen Vorlage mit 470000 Mk. Kosten neu erbaut worden sind, ist die obengenannte Schrift als eine Festgabe zum Datum der Vollendung, 18. September 1896, gemeint und wird als ausführlicher Domführer dem Besucher dieser wundervollen Kathedrale die besten Dienste leisten. Die Geschichte des Baues wird kurz und gedrängt im Stil Hasescher Darstellung erzählt, hierbei die glanzvolle Westfassade, Reutter und Teile des Kreuzganges in eine Übergangszeit von 1179 bis 1220 gesetzt, wonach dann das Schiff nach Osten fortschreitend in immer reicherer Gotik nach des gefeierten Domprobstes Semeka Plan bis 1276, der Chor 1341 bis 1402, das verbindende Querhaus bis 1444 errichtet sind, während erst 1510 der reizvolle Lettner mit seiner blütenreichen Ornamentik das Schiff als Predigtkirche vom hohen Chor trennte. Da das Domkapitel erst 1591 zur evangelischen Kirche übertrat, sind die reichen Schätze desselben fast unversehrt geblieben und bilden neben den Danziger die vornehmste Quelle der Belehrung und Anschauung. Der Verfasser giebt davon erstmals ein durch gute Abbildungen unterstütztes Verzeichnis. Hoffentlich brauchen wir nun nicht mehr zu lange auf eine den wissenschaftlichen Anforderungen voll entsprechende Monographie der Kirche wie ihrer Schätze zu warten, in welcher namentlich die ältere Baugeschichte einer gründlichen Revision unterworfen werden möchte. Bergner.

Zur Notenbeigabe. Die erste der beiden mitgeteilten Kompositionen über Luthers unvergleichlichen Text dürfte in den Wochen, wo die Weihnachtsstimmung nachklingt, den Kirchenchören eine willkommene Gabe sein. Veranlaßt ist sie zunächst durch den Wunsch der elsässischen Gesangbuchskommission, zu dem Liede eine moderne Dur-Melodie zu befügen, die sich bei den Gemeinden schneller einbürgere als die schwierige Originalweise; würde man letztere allein der Gemeinde darbieten, so sei zu befürchten, daß Luthers Verse nie wieder populär werden würden. Der hiermit gestellten Aufgabe hat sich Herr Professor Albert Becker, dem so oft schon der schlichte Ton des Volksliedes in überraschender Weise gelungen ist, unterzogen und legt hiermit seine neue Weise in vierstimmigem Chorsatze vor. Er sowie die Redaktion wären dankbar, wenn man über sein Werk mit dem Urteil nicht zurückhalten wollte; nennt er es doch geradezu ein Wagnis, im Jahre 1897 eine neue Choralmelodie für die Gemeinde zu schreiben.

Die zweite Komposition wird mitgeteilt aus Anlaß des Aufsatzes von Dr. Violet in Nr. 8 der M.-Sch., „Das Lied Simeonis im gottesdienstlichen Gebrauche", der mit dem Wunsche schließt, der Lobgesang Simeonis möchte, womöglich mit der schönen altstraßburgischen Melodie, weitere Verbreitung beim Abendmahle finden. Diesem sehr berechtigtem Wunsche steht nun allerdings die Gestalt des Originaltextes von dem Straßburger Prediger Johannes Englisch entgegen. Trotz der schönen Strophenform und einzelner rührender Füge ist es kaum möglich, diese Dichtung unverändert für unsere Zeit zu verwenden. Ja, Kittelmeyer (Die evangelischen Kirchenliederdichter des Elsasses; Straßburger Beiträge zu den theologischen Wissenschaften VI., S. 170) meint, poetischen Wert habe dieses Lied gar keinen. Man urteile selbst:

1. Im frieden dein,	2. Eyn werden gast
o Herre mein,	bereytet hast,
wöllst mich nun rugen lossen!	vor allen völckern grosse,
Als mir ward bscheyd	Der heyden gsicht
von dir gesetzt,	im liecht bericht,
so hast mich itz begossen,	macht sie des glaubens gnossen,
Das mein gesicht	Eyn Lob vnnd Eer
mit freuden spricht,	groß durch dich, Herr,
den heyland habs gesehen.	wirt Israel deim volcke.

Bei dieser Sachlage schien es mir erwünscht, dieses Lied so umzugestalten, daß es sowohl den Bedürfnissen der Gegenwart gerecht wird, als auch den Anforderungen genügt, die man an einen Gesang zum Beschluß der Abendmahlsfeier stellen darf. Ob mir das gelungen ist, mögen andere beurteilen. Jedenfalls wäre es ein großer Gewinn, wenn auf diese Weise wieder eine jener unvergänglichen Melodien der Gemeinde zurückerobert werden könnte, die Altstraßburg der evangelischen Kirche geschenkt hat. Sp.

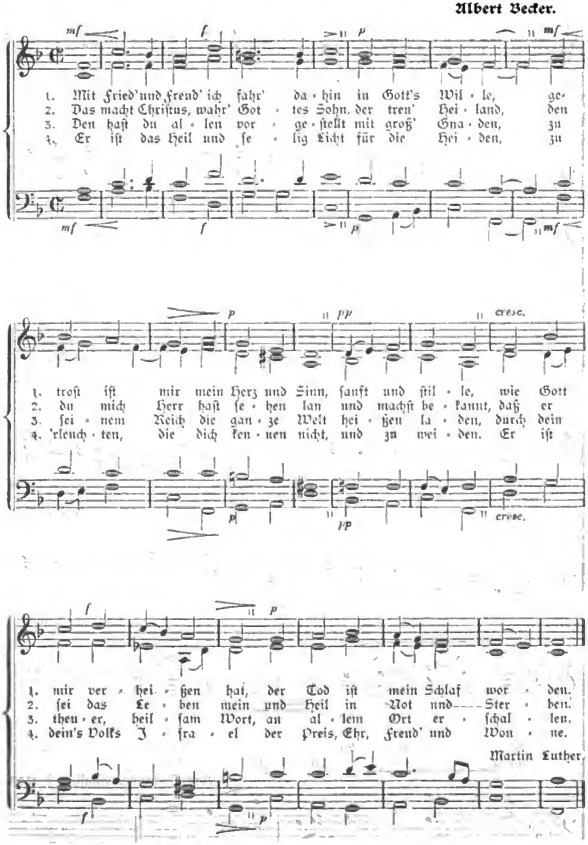
Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

1. Notenbeigabe.

„Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin."

Albert Becker.



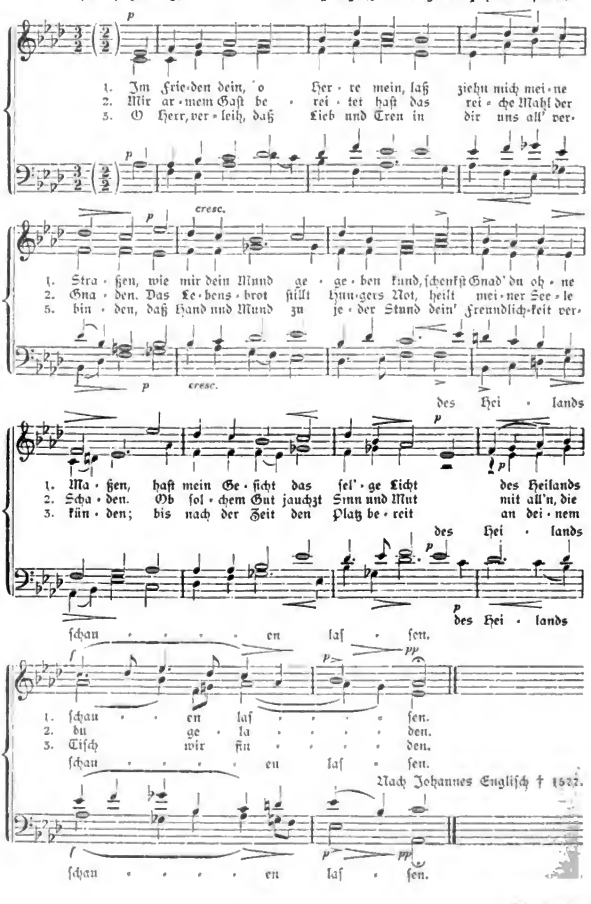
Martin Luther.

2. Notenbeigabe.

„Im Frieden dein."

Lied nach dem Abendmahle.

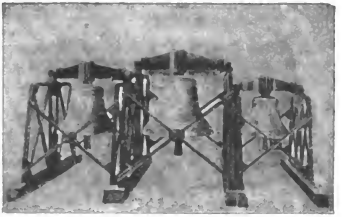
Weich, nicht zu langsam. Mel.: Straßburg 1530. Satz von **Ph. Wolfrum.**



Digitized by Google

— **(Musik.)** Als eine Specialität von hervorragender Güte empfehlen wir Interessenten die Pianinos Nr. 8 und 9 der Firma **Wilh. Rudolph**, Pianoforte- und Harmonium-Fabrik-Lager in **Gießen**; der Preis dieser Instrumente ist 600 und 650 Mark, an Ton und Ausstattung übertreffen dieselben aber eine große Anzahl theuerer Fabrikate. Der große illustrirte Katalog, der bedeutendste seiner Art, wird gratis und frei versandt.

Bochumer Gußstahl-Glocken.



554. Dem Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation bezeuge ich hierdurch gern, daß er das von mir für die Gemeinde Erkner gestiftete dreistimmige Geläute aus Gußstahl-Kirchenglocken zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Dem belobenden Atteſt des als sachverständigen Beurtheiler berufenen Professor Th. Krause kann ich mich, nachdem am 9. April die Glocken in meiner Gegenwart geläutet wurden, ohne Vorbehalt anschließen. Die Glocken sind in den von mir bestimmten Tönen B, F, G rein eingestimmt, haben einen sonoren, feierlich-majestätischen Klang und füllen wie die Landschaft, so besonders auch den Raum der Kirche selbst mit Wohllaut.

Es macht mir Freude auszusprechen, daß die Ausführung meines Auftrages meine kühnsten Erwartungen übertrifft und ich jeder Kirche ein so herrliches Geläute wünsche.

Berlin, den 22. April 1897.

(gez.) **Carl Bechstein**, Geheimer Commerzienrath.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Das 1. Heft der

Zeitschrift für praktische Theologie

20. Jahrgang **1898**

hrsg. v. Baumgarten-Kiel, Kirmss-Berlin und Teichmann-Frankfurt a. M. enthält:

1) **Holtzmann**, Prof., Strassburg: Die Katechese des Mittelalters.
2) **Drews**, Prof., Jena: Zur Geschichte der „Eulogien“ in der alten Kirche.
3) **Uhlhorn**, Pastor, Hameln: Die wissenschaftliche Behandlung und Darstellung der praktischen Theologie.
4) **Böhme**, Diaconus, Lobeda: Reformationspredigt. (Preisgekrönt.)
5) **Foerster**, Pfarrer, Frankfurt a. M.: Rede bei der Taufe eines erwachs. jungen Mädchens.
6) **Rezensionen, Bibliographie.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Probehefte gratis und franco liefert die Verlagsbuchhandlung von

MORITZ DIESTERWEG in FRANKFURT a. M.

Digitized by Google

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** Bremen 1890.

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Durch

Fra Angelico's 12 Goldgrund-Engel

wird nicht nur das Kunstinteresse gefördert, sondern auch jenem nicht genug zu missbilligenden Fabrikat von Bildern entgegengearbeitet, die jedes christliche Gefühl verletzen.

Es sind folgende Ausgaben erschienen:

Ausgabe 33×14 cm gross zwölf Engel = à Mk. 3.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 5.50.
Ausgabe 17×8 cm gross sechs Engel = à Mk. 1.—, in schwarzem Passe-partout à Mk. 2.—.
Miniatur-Ausgabe 12×7 cm gross = Mk. 4.80 alle zwölf. — Als Paravent in weissem, elegantem Einband mit roter Florentiner Lilie Mk. 10.—.

Illustrierten Katalog kostenlos von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

***Julius Schmidt's** Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.*

Soeben ist erschienen:

Kunstgeschichte im Grundriß.

Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß

von

Magdalene von Broecker.

5. vermehrte Auflage mit 71 Abbildungen. 4.—6. Tausend. 3 M., in Goldschnitt 4 M.

„Die Gegenwart" vom 4. December d. Js. schreibt:

„**Es ist ganz erstaunlich**, wie dieser Grundriß das weite Gebiet der bildenden Kunst aller Zeiten und bis in die Gegenwart der Böcklin, Ubde und Liebermann hinein auf nur 198 Seiten behandelt, ohne vor lauter Knappheit in den Depeschenstil zu verfallen oder irgendwie Bedeutsameres zu vergessen. Dabei fußt Verf. auf den Ergebnissen der neuesten Forschung, ist in ihrer Behandlung des Stoffes klar und übersichtlich und regt überall zu selbstständigem Studium und Kunstgenießen an.

So eignet sich denn das treffliche Büchlein, das ursprünglich für Mädchenschulen bestimmt war, auch für erwachsene Leser, die den Zusammenhang der Kunsterscheinungen erfassen möchten, **unbekümmert um lästiges Detail**, oder sich vor oder nach einer Reise z. B. nach Italien kurz unterrichten und orientiren wollen. Das handliche Buch empfiehlt sich daher auch als Reisebegleiter neben Bädeker und Gsell-Fels. Die vielen Bilder (71) sind sorgfältig gewählt und hübsch ausgeführt."

(**Die Gegenwart** vom 4. Dec. 1897.)

„Ein frisches, lehrreiches, Begeisterung weckendes Büchlein."

(„Bausteine für innere Mission", Dec. 1897).

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. ✻ Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Ausgegeben am 4. Januar 1898. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
Anzeigen-Beilage.

Anfang Februar erscheinen:

30

Konfirmations-Gedenkblätter

in zweifarbigem Druck

von E. Pfannschmidt. Herausgegeben von Superintendent R. Bürkner.

Ausgabe A mit Raum für handschriftliche Eintragung des Bibelspruches.
Ausgabe B mit eingedruckten Bibelsprüchen. — Jede Ausgabe Mk. 1,20.

Dasselbe in vielfarbigem Druck.

Ebenfalls zwei Ausgaben. Preis je 2 Mk.

☛ 4 Probeblätter (eines von jeder Ausgabe) für 25 Pfg. postfrei.

Ernst Pfannschmidt, Sohn des † Prof. C. G. Pfannschmidt, ist durch die Schule Ed. v. Gebhardts gegangen. Sein „Christus in Bethanien" hat ihm seiner Zeit viel Beachtung und berechtigte Anerkennung eingetragen; neuerdings ist er in Düsseldorf durch ein Reisestipendium für Italien und in Berlin durch Zuerkennung des großen Römischen Staatspreises ausgezeichnet worden.

Der Künstler hat hier in kräftigen, einfachen Formen ein **Blatt von packender Wirkung** geschaffen, **das sich besonders als Wandschmuck vortrefflich eignet.** Es zeigt, zumal in der das Ganze beherrschenden Gestalt des Heilands, jene in ihrem Gehalte tief innerliche, in ihrer Formensprache etwas herbe Religiosität, wie sie den Bildern des Meisters und Vaters zu eignen pflegt. Alles süßlich und weichlich Sentimentale ist dabei glücklich vermieden; ebenso die sonst bei solchen Scheinen häufig störende Überladung mit symbolischem Beiwerk und Sprüchen. Eindringlich und einheitlich tritt der Grundgedanke des Blattes hervor, der nichts sein soll als eine Verbildlichung des im untern Felde angebrachten Spruches: **Sei getreu bis in den Tod . . .**

Wir hoffen, hiermit den ersten Schritt zur Erfüllung vielfach ausgesprochener Wünsche gethan zu haben, weshalb wir die Preise trotz kostspieliger Herstellung und gediegener Ausstattung (Kunstdruckpapier 30×39 cm) äußerst niedrig angesetzt haben.

Soeben schreibt uns Eduard von Gebhardt aus Düsseldorf:

Für die Zusendung des (vielfarbigen) Blattes sage ich Ihnen meinen besten Dank. **Ich freue mich, daß es so gut gelungen ist.** Ich finde die Ausführung vortrefflich: **die Aquarelltechnik ist sehr gut wiedergegeben,** die Farben sind gut getroffen. Wie die kräftigen Farbentöne des Christus in dem Ornament und in den Engeln malerisch ausklingen, finde ich sehr glücklich . . . Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Freude auszusprechen, daß Sie den Weg betreten haben.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ✻ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12, Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A**, Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Past. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.
Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

W. Ritmüller & Sohn, Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel u. Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Sarasate, Dr. Weitzel u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „„Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird.""

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „„Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung.""

Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

Über denselben Flügel schreibt auch unterm 7. November der Musikdirektor und Organist der Schloss- und Stadtkirche in Eutin, Herr Carl Heynsen: „Ich kann nicht umhin, Ihnen auch meinerseits den verbindlichsten Dank auszusprechen mit dem Hinzufügen, dass seitens meiner massgebendsten Konzertabonnenten Ihr in künstlerisch vollendeter Weise zu Gehör gebrachter Flügel als das **hervorragendste aller seither** in den hiesigen Konzerten vernommenen Instrumente überall privatim und auch öffentlich anerkannt wurde."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton."

G. Bachmann.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 11. Februar 1898.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Bürkner, Ceterum censeo. — Rieger, Die Verwendung des Chores bei den Gemeindeliedern. — Rasch, Ein Gang durch die Katharinenkirche in Oppenheim. (Schluß.) — Cohrs, Ein bisher unbekanntes Liederbuch von Johann Zwick. — Spitta, Die Lieder der Konstanzer Reformatoren. — Köster, Die Kirchenordnung für die St. Wenzelskirche in Naumburg a. Saale vom Jahre 1527. — Vollhardt, Noch einmal der Konzertkantor. — Kleine Mitteilungen. — Berichtigung.

Ceterum censeo

von Superintendent R. Bürkner in Ostheim.

Ceterum censeo, daß jeder, der berufen ist oder sich berufen fühlt, über protestantischen Kirchenbau zu reden oder zu schreiben, zuvor das Buch des Berliner Architekten[1]) gründlich studiere. Man kann allerlei an dem Werke aussetzen, aber man kann jedenfalls vielerlei aus ihm lernen. Gewiß, es ist bis zu einem gewissen Grade tendenziös geschrieben. Aber die Tendenz selbst ist herrlich: galt es doch nachzuweisen, daß es thatsächlich eine protestantische Kirchenbaukunst seit 350 Jahren giebt. Wer diese, zumal den Theologen bisher unerhörte, aber jubelnd zu begrüßende, frei machende Wahrheit durch Beispiele erhärten wollte, konnte sich natürlich nicht auf die Erwähnung und Wiedergabe solcher Kirchen beschränken, die im gewohnten alten Schema oder nur mit leiser Änderung des Herkömmlichen erbaut wurden, sondern mußte vorzugsweise diejenigen protestantischen Gotteshäuser zum Belege heranziehen, in deren Bau sich ein originelles Streben bekundet, dem evangelischen Gottesdienst ein besonderes, eigenartiges Haus zu errichten. Auch haben die hochverdienten Männer fast ohne jede Vorarbeit ihr Buch schreiben müssen und eingestandenermaßen selbst nichts liefern wollen als eine Vorarbeit, die des Ausbaues und der Weiterführung noch wohl bedürftig sei. Wer daran mitwirkt, soll jederzeit willkommen sein, auch wenn er Thatsachen zu Tage fördert, die mit der oder jener Behauptung des Buches in Widerspruch stehen würden. Aber höchst unwillkommen sind solche Schriftsteller, die in bescheidener Selbstgenügsamkeit das Forschen und Streben des letzten Menschenalters auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaus einfach beiseite lassen und, auf ihrem sogenannten lutherischen Standpunkt stehend, denken und reden, als ob das alles durch die Jahrhunderte hindurch unfehlbar bindend feststände. Da ist mir in die

[1]) Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin, Ernst Toeche, 1893, 559 Seiten, 1041 Abbildungen. 50 Mark.

Digitized by Google

Hände gekommen ein Büchlein, das betitelt sich: „Der niedere Kirchendienst." Für den Unterricht an den Lehrerbildungsanstalten sowie für das Selbststudium dargestellt von Heinrich Brand, kgl. Seminarpräfekten in Schwabach. Erlangen, Deichert Nachf., 1897, 98 S., 1,50 Mk. Herr Brand will also die Lehrer, zunächst die bayerischen, für ihren Kirchendienst vorbereiten. Daß er den geradeswegs einen „niedern" nennt, widerspricht zwar von vornherein meinem sozial orientierten Gewissen und meiner Hochschätzung der Lehrerschaft, aber ich nehme an, daß der üble Ausdruck ein hergebracht amtlicher ist, und will deswegen darüber nicht weiter mit ihm rechten. Etwas bedenklicher finde ich freilich schon die Einteilung des Büchleins in die vier Kapitel vom heiligen Ort, von den heiligen Geräten, von der heiligen Zeit und von der heiligen Weise (d. h. Gottesdienst); und zwar liegt mein Widerspruch auch hier nicht auf sachlichem Gebiete, sondern auf sprachlichem: ich kann den häufigen, im Buche selbst allerorten wiederkehrenden Gebrauch des Wörtleins „heilig" nicht billigen. Verfasser führt selbst ein Wort Luthers an, daß Gottes Wort allein die Dinge heilig mache. Und was würde wohl Luther selbst zu dieser, heute vielfach gebräuchlichen, überhäufigen Anwendung des Prädikates „heilig" gesagt haben? Er hätte sicherlich nie von „heiligen Geräten" und dergl. geredet und würde in solcher Sprachweise zweifellos römischen Sauerteig gefunden haben.

Am bedenklichsten stehe ich aber dem ganzen Abschnitt über den Kirchenbau gegenüber. Nicht als ob den Verfasser da besondere Schuld träfe; er wandelt lediglich auf den Bahnen, die einst leider das Eisenacher Regulativ eingeschlagen hat und auf denen vor ihm viel wackere Männer, zumal in Bayern, gewandelt sind. Aber daß dort zu Lande noch gar nichts von einem frischeren Luftzug, noch gar nichts von den Ergebnissen neuzeitlicher Forschung und Baukunst zu spüren sein soll, das ist es, was mich wurmt. Da haben wir natürlich die seit dem Aufblühen der Romantik Mode gewordene und vom Eisenacher Regulativ demgemäß nachträglich amtlich sanktionierte, übertriebene Vorliebe für den gotischen Baustil — den „germanischen", wie er hier und in Eisenach komischerweise genannt wird. Als ob es überhaupt einen besonderen kirchlichen Baustil gäbe! Und als ob immer alles gerade auf den Baustil ankomme, der doch lediglich eine äußere Form ist, und nicht vielmehr alles auf die Raumverteilung, den Grund- und Aufriß! Aber das ist noch jene Vermengung von Baustil und Baukunst, die von der Väter Tagen her die Köpfe heillos verwirrt. Seit Schinkel und Semper haben sich die Architekten von dieser Vermischung der Begriffe frei gemacht; ihnen sind die stilistischen Formen der Architektur nur noch ein künstlerisches Ausdrucksmittel, nicht mehr der Hauptgegenstand künstlerischer Thätigkeit. Aber die Theologen hinken da natürlich noch nach; selbst begreiflicherweise nicht eben häufig imstande, ein eigenes künstlerisches Urteil zu haben, verlassen sie sich gern auf die Meinung ihrer Sachverständigen, und die sind ja in Eisenach auch noch von Semperscher Luft ziemlich unberührt gewesen. Und so kann denn heute noch unter Zustimmung weitester kirchlicher Kreise rundweg geschrieben werden: „Ein besonderer evangelischer Kirchenbaustil hat sich noch nicht gebildet" (S. 25). Es soll aber hier gar nicht vom Baustil, sondern von der Grundform und der baulichen Gesamtanlage des Gotteshauses geredet werden. Von einer protestantischen Kirchenbaukunst will der Verfasser sprechen. Und daß er da sehr im Irrtum ist, wenn er meint, es gäbe keine solche, würde er alsbald ersehen, wenn er das Berliner Buch zur Hand

Digitized by Google

nähme. Fährt er fort: „Dieser scheinbare Mangel ist sehr erklärlich, da gerade die lutherische Kirche das Prinzip befolgt, alles Gottesdienstliche zu erhalten, soweit es nicht Gottes Wort widerspricht“ — so ist das ein bescheidener, romantisch beeinflußter Standpunkt, aber nicht eigentlich der des Dr. Luther und der nach ihm benannten evangelischen Gemeinschaft selbst. Evangelischer und protestantischer zugleich wäre es doch, wenn man im Gegenteil sagen würde: Dieser scheinbare Mangel ist sehr zu beklagen; denn man muß unbedingt einem evangelischen Gotteshause schon von außen ansehen, daß es der Predigt des Wortes und dem Gottesdienst der Gemeinde bestimmt ist und nicht für die katholische Messe. Und ich meine, auch der festeste Lutheraner neuester romantischer Observanz wird gern und freudig zugestehen, daß es ein himmelweit verschieden Ding ist zwischen einem lutherischen Gemeindegottesdienst und einem römischen Hochamt. Giebt er das aber zu, so folgt ganz von selbst, daß auch die Gebäude für solche verschiedenen Zwecke gänzlich verschieden von einander gestaltet sein müssen. Dann wird er auch nicht zugeben, daß das Schiff „die Stätte der Belehrung“ sei (S. 30). Danach müßte sich folgerichtig nämlich die Gemeinde beim Singen und Beten um den Altar sammeln. Ist's nicht viel natürlicher und wahrer, daß das Schiff schlicht der Versammlungsraum der Gemeinde genannt werde? Aber es gilt da eben immer, auf irgend welche symbolisch-mystische Weise die Erhabenheit des Altars über die Kanzel darzuthun, und das geht nur, wenn man durch Aufstellung einer Art Stufenleiter der liturgischen Werte die Predigt als Belehrung etwas hinter das Opfer des Gebets und des Sakraments zurücksetzt. Daher jene und so manche andere unevangelische Entgleisung bei der Darstellung der gottesdienstlichen Stätten. Im Grunde pflegt jede solche Erörterung, wie das Schelten auf die Stellung der Kanzel hinter dem Altar und die der Orgel über beiden, so tiefsinnig liturgisch-dogmatisch es auch tönen mag, doch nur darauf hinauszulaufen, daß man den Altar als die Stätte des Opfers mit romanisierender Wertung anschaut und die Bedeutung und gleiche Wirkung des göttlichen Wortes für den gesamten Gemeindegottesdienst und alle seine Teile unterschätzt.

Natürlich wird auch hier arg gescholten über die „widersinnige“ Sitte, die Kanzel über dem Altare anzubringen; und wie bei dieser Gelegenheit gewöhnlich die härtesten Worte angewendet zu werden pflegen, so heißt es denn: „Abgesehen davon, daß der Stellung der Kanzel im Chor das historische Recht fehlt, so widerstrebt auch der Ästhetik und Symbolik der Anblick, daß über dem Altar, dem Kruzifix, der Bibel, über den heiligen Gefäßen die Füße eines predigenden Mannes stehen.“ Puh! Übrigens was das „historische Recht“ anbelangt: vorher heißt es, daß die beregte „widersinnige“ Sitte aus den Zeiten des Rationalismus stamme. Natürlich! Alles Schlechte stammt von den Rationalisten. Armer Rationalismus! Nach dem bekannten treffenden Worte eines verständigen Theologen war es eine schlechte Theologie, aber gar keine üble Religion. Und jedenfalls eine Religion, die fast vom ganzen damaligen Geschlechte geteilt wurde. Wollte Gott, unsere neuzeitliche offizielle Kirchenreligion stände so mitten im Zeitbewußtsein darin, wie einst die in rationalistischen Tagen. Und wenn ich immer wieder von neuem mit bitterem Schmerze spüre, wie die Verhandlungen und Beschlüsse unserer kirchlichen Regierungen und Vertretungen nur allzu oft im direkten Widerstreit stehen mit der Gedanken- und Empfindungswelt der modernen Geistesbildung und der weitesten Volksschichten oben und unten, so möchte ich mich manchmal fast nach

Digitized by Google

den Tagen dieses vielgeschmähten Rationalismus zurücksehnen, wo der Abgrund zwischen Kirchentum und Zeitkultur jedenfalls nicht so klaffend war wie heute. Allerdings, der Liturgiker hat nicht gerade viel Ursache, die Zeiten des Rationalismus zurückzuwünschen. Gerade auf diesem Gebiete ist damals recht kräftig gesündigt worden. Aber an der Stellung der Kanzel hinter dem Altar ist der Rationalimus — wie an so manchem anderen — darum doch nicht schuld. Die kommt schon mehrfach bei Beginn des 17. Jahrhunderts vor, also in den Tagen der gläubigsten Orthodoxie. Und daß das thatsächlich der Fall ist, würde wieder wissen, wer das Berliner Architektenbuch gelesen hätte! Da kann er es finden, durch mancherlei Beispiele schriftlich und bildlich belegt.

Die Architekten sind wach geworden; die Theologen in ihrer Mehrheit haben noch den Morgenschlaf im Auge. Bei dem Autoritätsbedürfnis, das gerade in solchen Dingen unsere Geistlichkeit zu haben pflegt, wäre es am Besten, wenn die Eisenacher Kirchenkonferenz, die einst das fesselnde Band geschmiedet hat (vielleicht damals es schmieden mußte), es heute wieder offiziell auflösen oder doch dafür sorgen wollte, daß es amtlich außer Geltung käme. Daß es verbesserungsbedürftig sei, hat sie selbst anerkannt. Aber mit Flickwerk wird da nicht viel auszurichten sein. Etwas Ganzes kommt in solchen Dingen doch nur zustande, wenn eine fest in sich geschlossene Überzeugung dahinter steht, wenn es gilt, einer allgemeinen Überzeugung formulierten Ausdruck und damit weittragende Geltung zu schaffen. Heute ist das nicht der Fall. Der Zweifel an der Gültigkeit der damals aufgestellten Grundsätze nagt überall in den Köpfen. Das ist keine Zeit für ein paragraphiertes Schema, keine Zeit des Zusammenfassens, sondern eine Zeit des Abwartens. Es gilt jetzt in erster Linie, weiteren Forschungen und Erörterungen und noch mehr weiteren praktischen Versuchen die Wege frei zu halten. Es ist viel lebendiges Streben heute da, viel Fluß der Meinungen. Den Geist dämpfet nicht und der Freiheit gebt eine Gasse! Später kommen wohl wieder Tage, wo es nötig und möglich ist, Paragraphen über den Kirchenbau zu schmieden. Heute geht das nicht. Aufhalten läßt sich der Fluß der Dinge und der Gedanken doch nicht; es setzt sich das Neue doch durch, auch gegen das Regulativ. Und wenn hier und da wirklich einmal eine Landeskirche sich noch gehorsam unter das alte Joch beugt, so ist das nicht eben ein besonderes Lob für diese Leitsätze. Wo keine sichere Selbstgenügsamkeit, sondern ringendes Leben ist, da beugt man sich doch nicht. Die Zeit denkt und schafft heute anders als damals, wo man nach langen Kämpfen die Endergebnisse der romantischen Repristination auch auf dem Gebiete des Kirchenbaus fixieren wollte. Wir haben heute erfahren, daß die damalige historische Betrachtung eine tendenziös einseitige und kurzsichtige war. Wir sehen heute weiter zurück als damals und wollen es nicht leiden, daß man auch heute noch ein paar hundert Jahre aus der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus und seiner Entwickelung einfach wegstreiche. Die Geschichtsbetrachtung ist ein Feind der Regulative. Die Geschichte des protestantischen Kirchenbaues gilt es zunächst liebevoll und emsig kennen zu lernen. Hier zunächst setzt die Hebel an, hier arbeitet und hier lernet — das ist mein Ceterum censeo!

Digitized by Google

Die Verwendung des Chores bei den Gemeindeliedern

von **M. Rieger.**

Als Laie, der zuweilen während des Gottesdienstes nicht umhin kann, in Gedanken an dessen Form herum zu klauben, möchte ich einmal, wenn auch vielleicht nur unter der Entschuldigung Superflua non nocent, zur Sprache bringen, daß manche unserer gottesdienstlichen Lieder durch ihre poetische Konstruktion einen Anlaß zu sinnvoller Wechselwirkung des Chores mit der Gemeinde geben, der fleißiger benutzt werden könnte.

Ich meine, die Strophen, worin der Dichter die Gemeinde auffordernd anredet, sollten immer vom Chor, und zwar ohne Orgelbegleitung, gesungen werden, und nur die von der Gemeinde, die ihr vom Dichter in den Mund gelegt sind. Im ganzen werden nicht viele, wohl aber einige der schönsten und gebräuchlichsten Lieder von diesem Vorschlage getroffen. So vor allen gewisse Adventsgesänge: Hosianna! Davids Sohn kommt in Zion eingezogen, wo die erste Strophe dem Chor zufallen würde; Macht hoch die Thür, die Thor macht weit, wo ihm die erste Strophe ganz, 2, 3 und 4 bis auf den Refrain, in den die Gemeinde einfallen müßte, 5 endlich ganz der Gemeinde zu überweisen wäre; Mit Ernst, o Menschenkinder hätte drei Strophen für den Chor und nur die letzte (wenn sie, wie wohl in den meisten Gesangbüchern lautet: Ach mache du mich Armen u. s. w.) für die Gemeinde. Wie soll ich dich empfangen müßte dagegen die Gemeinde bis Strophe 5 singen und dann erst der Chor fortfahren: Das schreib dir in dein Herze; während Nun jauchzet all ihr Frommen ganz und Auf auf, ihr Reichsgenossen bis auf die zwei letzten Strophen sich nur für den Chor eignet. Statt einer solchen, der dichterischen Intention entsprechenden Verteilung und Verwendung, die ein fühlbares dramatisches Leben in den Gottesdienst brächte, legt man etwa, um ihn reicher zu machen, an irgend einer Stelle einen Chorgesang von einigen Strophen ein, ohne zu fragen, ob diese ihrem Wortlaut nach der Gemeinde zugesungen werden oder deren eigene Empfindung ausdrücken sollen; wie ich z. B. vor kurzem Zeuge war, daß zuerst der Chor Strophe 1 bis 3 von Wie soll ich dich empfangen und später die Gemeinde ein anderes Lied sang.

Einige Weihnachtslieder schließen sich an: Vom Himmel hoch da komm ich her wäre Chorgesang bis Strophe 6, von da an mit Sei uns willkommen, edler Gast, Antwort der Gemeinde; dagegen würde Fröhlich soll mein Herze springen die Gemeinde singen bis zu der Aufforderung Ei, so kommt und laßt uns laufen, womit der Chor anhübe, und wieder sänge die Gemeinde die letzten Strophen, beginnend mit Süßes Heil, laß dich umfangen; endlich von Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr englische Chöre, Vers 1 bis 4 der Chor, den Rest, beginnend mit Hast du denn, Höchster, auch meiner noch wollen gedenken, die Gemeinde.

Ein weiteres Beispiel ist das Epiphanienlied: Werde Licht, du Stadt der Heiden, dessen beide erste Strophen der Chor haben müßte. Der gleiche Fall ist mit dem Karfreitagslied: O Welt, sieh hier dein Leben, während Ein

Digitized by Google

Lämmlein geht und trägt die Schuld etwa dadurch am besten heraus käme[1]), daß Strophe 1 und 2 mit dem Aufgesang der dritten vom Chor gesungen würden und die Gemeinde mit O Wunderlieb, o Liebesmacht für den Rest einfiele. Unter den folgenden Rubriken der Gesangbücher kommen die Lieder, die eine solche Behandlung verlangen oder an die Hand geben, immer seltener vor. Genannt sei noch das Pfingstlied: Schmückt das Fest mit Maien, das mit einer Strophe für den Chor beginnt, und das bei der Abendmahlsfeier beliebte Schmücke dich, o liebe Seele, dessen erste und zweite Strophe Sache des Chors, das übrige der Gemeinde wäre.

Ein ganz anderes Kapitel, worauf es mir fern liegt einzugehen, ist die Einteilung von Liedern zum Wechselgesange, ohne daß der Text eine bestimmte Anleitung dazu giebt. Ein Versuch dieser Art in einem in Hessen einst viel gebrauchten Liederbüchlein hat meines Wissens wenig Anklang gefunden.

Die Zahl der Lieder, an die hier gedacht wird, erscheint um so spärlicher dadurch, daß leider in unseren Gesangbüchern die für den öffentlichen Gottesdienst geeigneten Lieder von den nur zur einsamen oder Hausandacht dienlichen nicht ausgesondert sind. Denn in dieser letzteren Klasse werden sich Anreden an die feiernde Gemeinde natürlich gar nicht finden.

Indes handelt es sich, wie schon angedeutet worden, durchaus um Lieder von hervorragendem gottesdienstlichen Werte, weshalb es trotz ihrer geringen Zahl gewiß der Mühe wert ist darüber nachzudenken, durch welche Weise ihrer Verwendung am besten erreicht werden könne, daß die in ihnen ausgedrückte Stimmung sich der Versammlung mitteile. Dazu wird der Leiter des Gottesdienstes dann aufgelegt sein, wenn er zur Beschäftigung mit unserem geistlichen Liederschatze neben der Fähigkeit des religiösen auch die des poetischen Nachempfindens mitbringt; wenn ihm diese Lieder ein Gegenstand des Interesses und der Achtung auch als Poesie sind; am Ende, wenn er sich einiger literarästhetischer Kultur erfreut, die denn wohl bei seiner Ausbildung zum Beruf als Augenmerk nicht fehlen sollte. Vielleicht kommt es aber noch immer nicht selten vor, daß es für den Pfarrer, nachdem er seine Predigt im reinen hat, nur ein flüchtiges, oberflächliches Geschäft ist, das zu singende Lied auszuwählen und zu bestimmen, welche seiner Strophen gesungen werden sollen; vielleicht handelt es sich manchmal gar nicht darum, welche, sondern nur, wie viele es sein sollen, um eine gewisse Zeit auszufüllen, und wird einfach der letzte Vers zum Singen nach der Predigt aufgespart, ohne zu fragen, ob er sich dem Inhalt nach vereinzeln lasse, ob er nicht etwa im Sinne mit dem vorhergehenden untrennbar zusammen hänge oder gar syntaktisch mit ihm verbunden sei. Es ist leicht, aber eitel, zu sagen, daß auf dies alles gar wenig ankomme, weil die Leute doch nur gedankenlos hinsingen, was im Buche steht; ist es wirklich so, dann ließe man sie ja besser gar nicht singen und begnügte sich damit, ihnen eine Predigt zu halten, auf die Gefahr, daß sie dieselbe nicht minder stumpfsinnig anhören, als sie singen oder einen Chorgesang anhören würden. Die Leute sind aber thatsächlich einer gewissen Erziehung zur Aufnahme

[1]) Eigentlich würde es eine motettartige Behandlung verdienen, bei der die Gemeinde beteiligt wäre. Noch entschiedener wird eine solche von Luthers Nun freut euch, lieben Christen gmein herausgefordert.

Digitized by Google

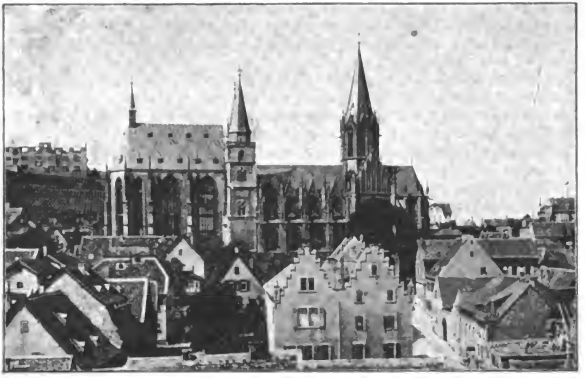
auch der poetiſchen Wirkungen fähig, wenn Verſtand und guter Wille darauf gerichtet wird.[2])

Ein Gang durch die Katharinenkirche in Oppenheim

von Pfarrer **Raſch** in Dienheim.

(Schluß.)

Wir treten jetzt zur Beſichtigung näher an die Kirche heran. Vom Marktplatz geht es an dem evangeliſchen Pfarrhauſe vorbei. Hier haben wir das Querſchiff vor uns, das uns ſchon ſtattlich genug die Herrlichkeit der Kirche ankündigt. Wir ſehen unter einem einfachen, durch ein gewaltiges Fenſter durchbrochenen Unterbau den Dachgiebel, der uns ſofort an die wunderbare Faſſade des Straßburger Münſters mit ihrem vorgelegten Stabwerk er-



Katharinenkirche in Oppenheim.

innert. Eine Baluſtrade, die auch das Mittelſchiff umgiebt, läuft auch um das Querſchiff. Rechts und links flankieren zwei Fialen. Dazwiſchen iſt dem Giebel ein aus Stabwerk, Roſetten, Wimpergen und Fialen beſtehendes Ornament vorgeblendet, das uns alsbald gefangen nimmt. Hier kommt etwas ſehr Schönes, ſagt man ſich alsbald. Hinter dem Giebel blickt der ſtattliche Vierungsturm hervor, anſcheinend ſo maſſiv, daß man es ihm nicht mehr anſieht, welche Sorge es den Baumeiſtern der Vorzeit gemacht hat, dieſen Turm auf den für einen Dachreiter berechneten, alſo viel zu ſchwachen Fundamenten zu errichten. Von hier aus macht die Kirche einen ganz modernen Eindruck. Alles was man ſieht, iſt neu. Hübſch hebt ſich der ſchöne rote Sandſtein von dem blauen Rheinſchieferdach ab.

---

[2]) Hier ſei noch geſtattet zu erinnern, wie verkehrt es iſt, Chorgeſänge in den Gottesdienſt einzulegen, deren Text der Gemeinde nicht gedruckt vorliegt, ſei es in einer bezeichneten Nummer des Geſangbuchs oder als fliegendes Blatt. Zu einem gedankenloſen Ohrenſchmaus iſt die Kirche nicht da.

Digitized by Google

Wir gehen die große Treppe hinauf, finden die gewöhnlich verschlossene Treppe offen und betreten den mit schönen Anlagen geschmückten Kirchplatz. Auf ihm steht zunächst der Treppe eine prachtvolle Linde. Sie erinnert uns daran, daß hier einst ist Recht gesprochen worden, und daß sich hier die Haupt- und Staatsaktionen Oppenheims abgespielt haben. Von hier zeigten sich die deutschen Könige, wenn sie in ihre getreue Reichsstadt kamen, die aber oft ihre Anwesenheit recht drückend empfand, dem in der Tiefe versammelten und ihnen zujubelnden Volke; hier hat auch der traurige Richard von Cornwallis gestanden, der meist in England wohnte, in Deutschland seinen Gegenkönig hatte und nur dann in das Land kam, wenn die Partei seiner Kurfürsten ihn glaubte nötig zu haben und das Bedürfnis nach neuen „Handsalben" empfand. Während die früheren deutschen Könige und Kaiser als Gründer von Kirchen und Stifter von kirchlichen Anstalten Hervorragendes, ja das meiste thaten, hört das mit und nach den Hohenstaufen auf. Das Reichsgut war dahin, die Könige hatten selbst nichts. Sie mußten alle möglichen Wege, auch krumme, einschlagen, um nur einigermaßen Mittel in die Hand zu bekommen. So hat auch Richard, der bei der Grundlegung der gotischen Kirche zugegen war, trotz seines enormen Privatvermögens und trotzdem er gewiß ein gutes christliches Herz hatte, für die Kirche nichts gegeben, wenigstens ist uns davon nichts berichtet. Er hatte eben nichts mehr, als er nach Oppenheim kam, seine lieben Freunde und Wahlherren hatten ihn schon „ausgebeutelt".

Von der Treppe zieht es uns alsbald nach dem Schiff der Kirche, dem glänzendsten Teile, der Schauseite. Ja, hier giebt es wirklich etwas zu schauen. Solche berückende Schönheit zeigen nicht viele Gebäude. Wie vorher das Straßburger Münster, so steht hier der Kölner Dom vor unsrem Auge, wenn wir uns fragen: Wo haben wir schon etwas Ähnliches gesehen? Der Name Werner von Koldenbach tritt auf unsere Lippen. Hier, wo des Meisters Werk, nicht von ihm vollendet, aber von ihm erdacht und von einem anderen Meister in seinem Sinne vollendet, vor uns steht, erfaßt uns das Werk am tiefsten. Wie schön, wie schön! sagen wir unwillkürlich. Da baut sich vor uns der ganze Wunderbau sichtbarlich auf.

Zunächst haben wir vor uns zwischen den in den Bau einbezogenen Pfeilern die mehrerwähnten Kapellen. Jede hat zwei Spitzbogenfenster; sie sind mit Stein abgedeckt, hatten früher auf dem Steindach einen Umgang mit (eisernem) Geländer, der, weil zwecklos und nicht gerade schön, nicht erneuert worden ist. Dann, gewissermaßen im zweiten Stock, treten die Strebepfeiler zu Tag, jeder ein Turm, bis zur Höhe des Hauptdachs aufsteigend, reich gegliedert, oben in Fialen mit mächtigen Kreuzblumen endigend. Die Bedachung der Seitenschiffe machte anfangs manche Sorge. Man hat mancherlei im Auge gehabt, bis man gerade diese Lösung wählte. Von den Strebepfeilern schlagen sich die Strebebogen hinüber nach der Wand des Mittelschiffs, um da, wo der Druck der Gewölbe am stärksten ist, diesen Seitenschub auf die Pfeiler abzuleiten. Die Strebebogen sind noch ziemlich massiv, wandartig, wie sie zur ersten Bauzeit überall waren. Nur ein Dreipaß erleichtert die Mauermasse und deutet die kommende Periode der Spätgotik an, welche diese dichte Mauer in ein Gemenge von lichten Bogen und Ornamenten auflösen sollte. Zwischen den Strebogen erscheinen die vier Fenster des Mittelschiffs. Sie sind in ihrem Maßwerke so gebildet, als seien sie die Oberteile zu den Seitenschiff-Fenstern. Ihr Stabwerk besteht fast ganz aus Drei- und Vierpässen. Ungemein prächtige Wimpergen mit geradezu prachtvollem Maßwerk krönen die Fenster und leiten den Blick bis zur Dachfirst hinauf, jede flankiert von Fialen; dahinter zieht sich die Balustrade, die wir schon am Querschiff gesehen haben. Das Ganze aber ist von solcher Pracht und Harmonie, wie kaum ein Bauwerk der Welt. Mag man die Gotik als die Kunst der Geometrie herabsetzen und über ihre aus dem Steinmetzenberufe hervorgegangenen Baumeister spötteln. Uns erfüllt dies Bauwerk mit solcher Bewunderung, uns gewährt sein Anschauen eine solche Seligkeit, wie wir sie kaum sonst empfunden haben. Daß heute Kunst und Handwerk so schroff getrennt sind, wird schon lange als ein Mißstand empfunden. Es würde in weiten Kreisen mit Freuden begrüßt werden, wenn die Grenzen zwischen beiden wieder fließend würden.

Folgen wir der eingeschlagenen Richtung, getreu unserem Grundsatze, jedes Bauwerk

Digitized by Google

vor der inneren Besichtigung zu umwandeln, so kommen wir jetzt zu dem ältesten Teile der Kirche, zu den romanischen Westtürmen, zwischen denen einst der Haupteingang zur Kirche war. Ja, man sieht alsbald, sie sind aus einer anderen Zeit, aus einer einfacheren Welt. Wie das Baumaterial, Bruchstein und Verputz, neben dem stolzen Sandstein des Hauptbaues sich gar demütig und bescheiden ausnimmt, so auch die architektonischen Formen, die uns gerade, wenn wir von der Schauseite kommen, doppelt einfach anmuten. Aber auch die romanischen Formen haben ihre eigentümliche Schönheit, die selbst heute noch trotz ihrer Einfachheit uns ergreifen, und wir können es recht wohl verstehen, daß man sie in neuerer Zeit wieder schätzt und nachahmt, ja den gotischen vorzieht. Ist doch dieser Stil ganz besonders in Deutschland gepflegt worden; stehen doch auf deutschem Boden seine schönsten Denkmale; zeigt dieser Stil doch eine größere Mannigfaltigkeit und auch eine reichere Poesie der Formen. Zwei Türme sind es, keiner dem andern gleich, wie das ja auch oft bei den gotischen vorkommt. Unten massiv und fensterlos, nach oben zeigen sich Stockwerke, eingefaßt von Lisenen und Friesen, durchbrochen von romanischen Doppelfenstern. Nach dem Neuban des Westchors zeigte sich die Notwendigkeit, die Türme zu erhöhen. Das geschah bei dem Südturm, der ein Stockwerk mit Balustrade und einen daraufgesetzten achteckigen Bau, der als Türmerwohnung dient, erhielt; das geschah in summarischer Weise bei dem Nordturm. Die aufgesetzten Teile sind gotisch, hier und da lugt die Renaissance herein.

Weiter kommt man an den Westchor, ein stattliches Bauwerk, das in seinem himmelanstrebenden Aufbau die Kirche drückt, wie es ihr auch den Haupteingang genommen hat. Man sieht es ihm heute noch an, daß es der Bau der reichen Stiftsgeistlichkeit war, die frank und frei, ohne auf die Stadt und die Stadtkirche Rücksicht zu nehmen, ihren Bau hinstellte. Er hat gewissermaßen etwas Junkerliches an sich. Er ist einschiffig und besteht aus drei Gewölben. Aber wie gewaltig erheben sich ihre Mauern! Was müssen das für Spannungen gewesen sein! Welche hohe herrliche Halle! Da mögen sich die Chorherren so recht als Herrn gefühlt haben gegenüber der 7 Stufen tiefer sitzenden Gemeinde. Leichte Strebefeiler schmiegen sich von außen dem Bau an. Gewaltige Fenster füllen die Zwischenräume. Einst zierte sie bunte Verglasung zwischen gewaltigem Maß und Stabwerk in Fischblasenmuster. Heute saust der Wind noch durch die Fenster der ersten Gewölbe, während die westlichen Fenster bereits wieder verglast sind. Die Gewölbe, zierliche Netzgewölbe, sind längst heruntergebrochen, aber es schützt doch das neue Dach vor der Hauptunbill des Wetters. Im Innern steht eine Anzahl wertvoller Denkmäler und liegen interessante Architekturstücke; eine schönes Relief schmückt die Eingangsseite zur Kirche, eine Verkündigung. Im Chor, unbekannt wo? liegen auch Herz und Eingeweide des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des „Winterkönigs". Wir wollen hoffen, daß der Westchor recht bald hergestellt wird. Dann wird er, wenn auch nicht mehr als die Krone, so doch als ein ehrwürdiger Teil der Kirche seine Stellung einnehmen und auch noch seine Verwendung finden.

Wir kommen jetzt zu dem Norden, also der Rückseite der Kirche. Sie ist einfacher gehalten und auch bei der letzten Restauration ihrem Charakter nicht entfremdet worden. Immerhin ist auch die Nordseite jetzt des Beschauens wert, wenn sie auch keine Schauseite ist. Jetzt, wo das scheußliche Dach beseitigt ist, das einst Mittel- und Seitenschiff zugleich deckte, und das Strebewerk ausgebaut ist, wo alle verwitterten Steine ausgewechselt sind, ist auch die Nordseite recht schön. Ein Abendspaziergang auf dem Zuckerbergweg in der Frühlingszeit, wenn die Amseln singen und die Bäume blühen, wenn man mit einem Blicke das heraufblinkende silberne Stromband des Rheins und mit dem anderen die ernste Architektur der Kirche umfaßt, ist ein hoher Genuß. Doch kehren wir wieder auf die Nordseite des Kirchhofs zurück. Wir gewahren mit Wohlgefallen, wie die gewaltigen Baumassen durch Anbauten an den beiden Chören und am Querschiff wohlthuend und zierlich unterbrochen werden, die Sakristei und den Zither am Ostchor, das Treppentürmchen und die dem Chor angelegte Kapelle hinter dem Querschiff. Wir sehen auch an der Nordwand der Kirchhofsmauer die Michaeliskapelle mit ihrer interessanten Totenleuchte. St. Michael, hierin des antiken Hermes Nachfolger, galt als der Geleiter der Seelen, besonders als ihr provisorischer Richter, der ihre Seelen zu

Digitized by Google

wägen hatte. Als solchen stellen ihn mittelalterliche Malereien und Skulpturen unzählige Male dar. So benannte man auch die Totenhofkapellen, besonders die, in denen die ausgegrabenen Menschengebeine verwahrt wurden, die Kärner (carnerii), auch Michaelskapellen. Die unsere, deren oberer Stock jetzt auch hergestellt ist und während der Restauration das Baubureau enthielt, macht jetzt wieder einen schmucken Eindruck. Das Maßwerk ihrer Fenster ist eigentümlich, fast wie von Holzplatten gemacht. Der untere Stock enthält eine ungeheure Menge regelmäßig geschichteter Totengebeine und Schädel. Daß sie sämtlich aus einer Schlacht zwischen Schweden und Spanien herrührten, wie früher fest behauptet wurde, glaubt jetzt niemand mehr. Die alten Kärner waren bei der Kleinheit der Kirchhöfe nötig, weil die Gräber eher geöffnet wurden, als die Leiche vergangen war. Sie nahmen aber die ausgegrabenen Knochen aller Toten auf. Mit der Vergrößerung der Friedhöfe hörten die Kärner auf.

Nun bleibt uns noch der Ostchor zu besichtigen. Auch hier haben wir nur zu loben und zu bewundern. Er ist, wie schon gesagt, einfacher gehalten, und man findet es gut. Unter den neugearbeiteten Wasserspeiern stellt der eine den vom Walfisch ausgespieenen Jonas dar. Er ist das Abbild eines zur Zeit der Reparatur in Oppenheim wohnenden harmlosen, aber sehr häßlichen, mit großen Füßen ausgestatteten Juden. Ihn hat der kecke Humor des Bildhauers meuchlings an den Rand des Kirchendaches versetzt.

Und so wären wir denn um die ganze Kirche herumgekommen und stehen wieder an der Schauseite. Von den zwei Eingängen wählen wir den schlichteren westlichen und stehen mit wenigen Schritten unter der Orgel im Mittelschiff und lassen den Totaleindruck eine Weile auf uns wirken. Man erfährt erst bei längerem Beschauen Wirkungen, die bleiben, während sonst leicht die eine die andere aufhebt. Der erste Eindruck ist geradezu großartig. Wie heilig ist diese Stätte! Dieses Wort Jakobs kommt uns unwillkürlich auf die Zunge. Da leitet vor uns die doppelte Pfeilerreihe den Blick nach dem Altare; und wie schön sind diese Pfeiler gegliedert! Wie ein Palmenhain muten sie uns an. Wie harmonisch fügt sich Querschiff und Ostchor an; auch der alte, schlichte Altar, ein einfacher großer Tisch, den schon mancher Besucher gern durch einen geschmackvollen, hochragenden, gotischen Altarbau ersetzt gesehen hätte, gefällt uns auch darum wieder, weil er die Fenster hinter dem Altare nicht verdeckt. Wie harmonisch wirkt die Sandsteinfarbe an Mauern, Pfeilern und Gräten, und wie berechtigt war das Verbot des alten Meisters von Schmidt, die Gewölbe zu bemalen! Denn zu den stilkritischen Gründen treten noch solche allgemeiner Art. Die Kirche hat eine reichliche Verglasung und hat durch die bunte Farbenpracht der Fenster Farbe genug. Eine gotische Kirche muß bunte Verglasung haben, sonst sieht sie gar nicht wie eine Kirche aus. Dagegen, wenn wie hier die Sonne die alten und neuen Glasgemälde mit reicher Farbenglut erfüllt, so kommt etwas wie Himmelsglanz in das arme Menschenherz, sowohl des Pfarrers als der Gemeindeglieder. Wird das Herz nicht auf ganz besondere Art angeregt, von Gott und göttlichen Geheimnissen zu hören? Ja, schon das bloße Anschauen ist eine Erbauung für sich. Erfreulich wirkt die Harmonie der Masse. Das Mittelschiff ist 19 m, die Seitenschiffe 12,5 m hoch, die Breite der ganzen Kirche ist 21 m. An den Pfeilern des Mittelganges sind noch die Konsolen und Baldachine für 12 Statuen, Apostel oder Propheten. Es ist mir nicht sicher, ob dort einst wirklich Statuen gestanden haben, oder ob auch zu ihrer Beschaffung die Mittel gefehlt haben. Die Kirche würde aber sehr gewinnen, wenn diese Apostelreihe ausgeführt wäre. Natürlich dürfte das keine gewöhnliche Handwerkerarbeit, es müßten wirkliche Kunstwerke, in edlem Material, womöglich Marmor oder Bronze, sein. Daß auch Skulpturen und besonders Rundskulpturen zum Schmuck einer evangelischen Kirche gehören, behaupte ich ganz entschieden. Nicht bloß der Heiland selbst, sondern auch „seine Degenen alle“ und die Heroen des Alten Testaments sollen in der evangelischen Kirche ihr Recht behalten. Wenn wir auch die Heiligen der katholischen Legende ablehnen müssen, wir haben genug, um eine blühende Skulptur mit Stoffen zu versehen. Man lehre unser Volk erst einmal die Augen aufthun für die Herrlichkeit der christlichen Kunst, und es wird auch willig werden, Skulpturen zum Schmucke der Kirche zu stiften oder aus gemeinen Mitteln anzuschaffen. Man sehe nur, welche Summen es für vaterländische Denkmäler aufbringt, und man verzweifle

Digitized by Google

nicht daran, daß es für Denkmale, die sein himmlisches Vaterland abbilden und verherrlichen, seine Opfer bringen wird. Hier komme man unserem Volke nur mit Mut und Vertrauen entgegen; hier hat unsere Kirche noch große Eroberungen zu machen und wird sie machen.

Die Kanzel ist passend an einem Pfeiler der Nordseite angebracht, wie auch der neu gestiftete Taufstein seine praktische Aufstellung gefunden hat. Einen großen Reichtum hat die Kirche an ihren Fenstern. Die Reste der alten sind ergänzt, eine Anzahl neuer Fenster ist gestiftet worden; sie geben zusammen der Kirche den Charakter festlicher Heiterkeit, den man selten wieder in diesem Grade findet. Wir gehen ins Einzelne, um wenigstens das Wichtigste zu erwähnen, und beginnen mit dem Ostchore. Die drei schmalen Fenster, Abbildungen im kleinen Maßstabe enthaltend, stellen vor 1. die Leidensgeschichte des Herrn, 2. eine Zusammenstellung von je zwölf einander entsprechenden biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments, 3. Wappen. Unter anderen enthält dieses Fenster auch die Wappen von Richard von Cornwallis und von Rudolf von Habsburg, die sich zur Zeit des Kirchbaues öfter in Oppenheim aufhielten. Man unterscheidet alsbald die dunkelfarbenen alten Stücke von den hellfarbigen modernen Ergänzungen. In der südöstlichen Seitenkapelle ist das von Fran Reiser gestiftete Fenster, die Katharinenkirche vor und nach der Restauration darstellend, das keinen gefälligen Eindruck machte, in die Halbfenster des Ostchors verteilt worden; an seine Stelle ist das neu gestiftete Katechismusfenster getreten. Es stellt die Austeilung des Heidelberger Katechismus an eine Anzahl Kinder durch Ursinus und Olevianus, im Beisein des Kurfürsten von der Pfalz dar, — ein wohlgelungenes Bild. Die beiden anderen Fenster sind von einer Familie Frowein gestiftet. In der nordwestlichen Seitenkapelle ist das Halbfenster, dessen andere Hälfte durch das schon erwähnte anliegende Treppentürmchen verdeckt ist, Stiftung der beiden Baumeister von Schmidt. Es stellt den Evangelisten Lukas, den Schutzpatron der christlichen Kunst dar. Das Lutherfenster, die Trauung Luthers, ist gestiftet von dem langjährigen Abgeordneten Oppenheims, Schröder. Ein anderes Fenster in dieser Kapelle, Stiftung der schon erwähnten Familie Frowein, zeigt die Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt.

Im Querschiff tritt uns auf der Südseite eine Stiftung des Landesherren, des Großherzogs Ludwig IV, entgegen. Es heißt das Katharinenfenster und soll eine kurze Geschichte der Kirche bieten. Es zeigt den Heiland und seine treue Jüngerin Katharina. Die Palme bezeichnet sie als Märtyrerin; in der anderen Hand trägt sie das Modell der Kirche; darunter knieen die deutschen Könige Richard von Cornwallis und Ruprecht von der Pfalz, welch letzterer 1410 in Oppenheim starb und auf nicht ganz geraden Wegen die Schutzherrschaft über die sonst reichsfreie Stadt Oppenheim erworben hatte. Darunter wölbt sich der Regenbogen. Weiter unten zeigt das Fenster die Bilder Philipps des Großmütigen, Landgrafen von Hessen, und des bekannten Otto Heinrich, Kurfürsten von der Pfalz, die in Hessen und Pfalz die Reformation einführten. Weiter unten der Pfalzgraf Philipp und Landgraf Ernst Wilhelm zu Hessen, zu deren Zeit die Pfalz verwüstet und die Katharinenkirche verbrannt wurde; darunter die Widmung. Links vom Katharinenfenster ist das Gustav Adolf-Fenster. Es stellt den frommen König dar, wie er nach glücklicher Landung in Pommern im Gebet auf die Kniee gesunken ist. Hinter ihm Schiffe. Die feste Burg fehlt nicht, auch nicht die Palmen, die auf seinen baldigen Heldentod hinweisen. Der Engel mit dem Siegeskranze redet von selbst zu jedem protestantischen Herzen. In der Nordostecke ist noch das Michaelisfenster. St. Michael galt im Mittelalter als Schutzpatron des deutschen Reiches. Deutschlands Fahne führte dieses Engels Bild; auch wurde Luther, der so klar und deutlich die Wahrheit sagte, oft der deutsche Michel genannt. — Im Norden des Querschiffs fällt uns alsbald das große Fenster auf, gegenüber dem Katharinenfenster. Es ist eine Stiftung des Freiherrn von Heyl zu Herresheim, des bekannten Großindustriellen, dessen Wohlfahrtsbestrebungen für seine Arbeiter bekannt sind. Er bewohnt jetzt das alte Dalbergsche Stammschloß zu Herresheim, nach dem er sich nennt. Die Anhänglichkeit der alten Dalberge an Oppenheim und seine Katharinenkirche, wo manche der Ihrigen Burgherren oder Stiftsherren waren und auch ihre Gruft und ihr Denkmal hatten, besteht also noch fort.

Digitized by Google

Zur Zeit der Kirchenreparatur ließ Herr von Zwierlein in Geisenhain seine Sammlungen versteigern. Darunter waren die berühmten drei Fenster des Mittelsaals, in künstlerischer wie in archäologischer Beziehung sehr interessant. Herr von Heyl erstand sie und ließ sie in ein Fenster verarbeiten, das nun im nördlichen Querschiff vor uns steht. Es ist dies bei weitem das kostbarste Fenster, das die Kirche besitzt. Da die kleinen Scheiben jetzt statt in drei, in ein Fenster verarbeitet worden sind, so mußte, um den Fensterraum zu füllen, manches neu hinzugearbeitet werden. Acht Bilderreihen sehen wir, zu vier Bildern, ohne die neu hinzugekommenen. Die alten Scheiben sind teils Wappenscheiben, teils stellen sie biblische Geschichten dar. Leider sind sie in sehr kleinem Maßstabe gehalten und hat der Betrachter Mühe, ohne ein gutes Glas ihre Bedeutung zu enträtseln. Wenn er die großen Photographien, die sich Herr von Heyl davon hat fertigen lassen, zur Ansicht bekommen kann, geht es schon besser. (Der Buchhandel führt sie nicht.) Für den Wißbegierigen bemerke ich noch, daß Herr Pfarrer Bernhard von Oppenheim in seiner „Beschreibung der Katharinenkirche" von 1892, die bei dem Kirchendiener und im Buchhandel für 60 Pfennige zu haben und deren Ertrag für den Ausbau des Westchors bestimmt ist, von diesem Fenster eine sehr eingehende Beschreibung gegeben hat. Ich will daher nur noch Einzelnes anführen. Die Bilder versetzen nach der naiven Art des Mittelalters die dargestellten Ereignisse aus der biblischen Geschichte und der Heiligenlegende in ihre Zeit und sind darum als Kostümbilder noch besonders bemerkenswert. Ich möchte besonders erwähnen die Versuchung Christi und Naeman vor Elisa mit dem schmausenden Heere im Hintergrunde. In der nordwestlichen Ecke des Querschiffs stellt ein ganz neues Fenster Luther dar als den Vater des Chorals und des Kirchenliedes.

Wir kommen jetzt zu den Fenstern in den Seitenschiffen der Kirche und beginnen mit der Südseite. Dort haben wir vier Fenster, von denen die zwei mittleren Spitzbogen und die zwei äußeren Rundfenster oder Rosen sind. Und was für Rosen! Besonders reizend ist das östliche Fenster neben dem Querschiff. Es ist die berühmte Oppenheimer Rose mit wundervollem Maßwerk und vielen Wappen. Ihnen entsprechen vier Fenster im nördlichen Seitenschiffe. An ihnen ist noch, wie die leuchtenden Farben der betreffenden Stücke erkennen lassen, ziemlich viel altes erhalten geblieben. Auch sie lohnen ein genaueres Betrachten recht sehr. Das erste stellt bei außerordentlich reichem Hintergrund, der aus gotischen Fialen und anderen Ornamenten besteht, Gottvater, die Madonna mit dem Kinde, dann Christus als Weltrichter dar; das zweite zeigt die heilige Katharina und fünf andere heilige Jungfrauen mit ihren Attributen, das dritte das Urteil Salomonis, das vierte die vier großen Propheten, dann Christus in Gethsemane und Petrus mit dem Schlüssel.

Von den acht Fenstern des Mittel- oder Hochschiffs ist eins bunt verglast, Stiftung des Prinzen Alexander von Hessen. Es stellt die Ahnfrau des Stifters, die heilige Elisabeth, dar, wie sie den Armen wohlthut. Die anderen sieben Fenster harren noch der Stifter, die sich schon einstellen werden.

Eine besonders wertvolle Ausstattung hat die Katharinenkirche an ihren Grabdenkmälern. Sie war daran sehr reich. Kurz vor der „Pfalzvergiftung" im Jahre 1681 scheint eine Art Denkmäleraufnahme stattgefunden zu haben. Damals zählte die Katharinenkirche 210 und die (lutherische) Sebastianskirche 21 Grabdenkmäler. Als man nach der Einführung der Union die Sebastianskirche als baufällig und überflüssig abbrach und den Bauplatz verkaufte, brachte man ihre Grabsteine auch noch hinauf und stellte sie im dachlosen Westchor auf. Von diesen Denkmälern sind heute nur noch Reste vorhanden. Wo das Andere hingekommen, wissen wir aber ganz genau. Bei der Restauration im Jahre 1855 wurden viele dieser Steine, besonders die Grabplatten, „nutzbar" gemacht. Da hatte man ja bearbeitete Sandsteine. Zwar waren sie auf einer, oft auch auf zwei Seiten mit Inschriften und Skulpturen bedeckt, eine kurze biographische Notiz, ein Bild des Gekreuzigten, auf den hoffend die arme Seele entschlafen war, ein Gebet um die Seligkeit, eine Bitte an die Leser, für die arme Seele zu beten, erhielten die meisten. Wie sprechen diese alten Grabinschriften, von der Zeit der Katakomben an, eine ergreifende und rührende Sprache. Die Männer, die damals restaurierten, vernahmen diese Sprache nicht. Hammer und Meißel machten die Platten glatt,

Digitized by Google

oder man legte sie herum. Mir hat mehr als ein oberhessisches Bäuerlein triumphierend erzählt, sein Vater habe die Steine der Haustreppe offen oder verstohlen vom „Kerchowed" (Kirchhof) geholt. Davon sind wir doch zurück gekommen.

Natürlich ist der heutige Denkmälerbestand gegen früher sehr vermindert; um so mehr schätzt man auch jetzt das Erhaltene. Einmal weil gar edle und unter den Geschlechtern Deutschlands hochberühmte Männer und Frauen da ihre Ruhestätte gewählt und mit Denkmälern geschmückt haben, und dann, weil manche von ihnen geradezu Kunstwerke hohen Ranges sind, auf deren Besitz jedes Museum stolz sein würde. Ich will aus der immer noch großen Zahl drei besonders anführen. a. Unter der südlichen Turmhalle ist das Denkmal des Ritters Conrad von Hantstein, kaiserlichen Kriegsrat und Oberſten, † den 23. März 1553. In der rundbogigen Nische, deren Pilasterfüllungen mit reichen Trophäen ausgefüllt sind, während oben und unten am Denkmal klassische jonische Kymatien angebracht sind, erhebt sich im Hochrelief die gewappnete Gestalt des Kriegmannes, der einst des Markgrafen Albrecht von Brandenburg Kriegsvölker, die auch Oppenheim geplündert hatten, bei Mainz geschlagen hatte. Voilà un homme! sagt man sich unwillkürlich, wenn man vor dieser in Eisenharnisch gerüsteten, in Sturmhaube und reichem Federschmucke prangenden Gestalt steht. Durch die Züge des riesigen Mannes schimmert bei aller „Trutzigkeit" eine gewisse deutsche Gutmütigkeit durch. Die Bemalung ist erneuert, und das Denkmal hat dadurch sehr gewonnen. — b. Im südlichen Querschiff ist das Doppeldenkmal des Wolf von Dalberg, † 1523 und seiner Hausfrau Agnes von Sickingen, † 1517. Auch dies ist in Renaissance gehalten. Die Umrahmung ist einfacher. Wappen der stolzen Adelsgeschlechter umgeben es oben und unten. Die Figuren sind außerordentlich sprechend und lebenswahr gearbeitet. Sie stehen vor uns, als hätten sie erst gestern gelebt. Der Mann in Brustharnisch und enganliegenden Beinkleidern ist das Bild eines schönen kräftigen deutschen Mannes. Reicher Haarschmuck umrahmt sein ungemein ansprechendes biederes Gesicht. Die Frau trägt ein Kleid mit schönem Faltenwurf und darüber einen bis an die Füße wallenden weiten Mantel; eine ungewöhnlich breite Binde umspannt den Hals; das Haar wird von einer breiten Haube verdeckt; dazwischen sieht man die leidenden und vor der Zeit gealterten feinen Züge der edlen Frau. Beide Gatten halten den Rosenkranz; zur Seite des Mannes steht der Helm. — c. Gegenüber ist das Doppeldenkmal des Johann von Dalberg, † 1415 und seiner Hausfrau Anna von Bickenbach, † 1415. Die Gestalten der Toten sind mit gotischen Fialen eingefaßt und mit Baldachinen bekrönt; sie stehen auf Bestien (Löwe und Hund), Symbolen des Teufels (1 Petr. 5, 8), den sie, die in dem Herrn gelebt haben und gestorben sind, jetzt unter ihre Füße treten (Röm. 16, 20). Ihre Wappen sind zu ihren Häupten angebracht. Auch diese Bilder machen den Eindruck der höchsten Lebenswahrheit. Die beiden alten freundlichen Gesichter kommen uns geradezu vertraut vor. Die Frau trägt eine reich mit Rüschen gezierte Haube, einen bis zu den Füßen herabwallenden Mantel mit einer Art Pelerine, die auch reichen Spitzenbesatz zeigt. Ein weitfaltiges Kleid tritt wenig unter dem Mantel hervor. — Der Mann, in bürgerlichem Leibrock, mit kurzem Schwerte und Stulphandschuhen hat gleich seiner Frau die Hände zum Gebete zusammengelegt (nicht gefaltet). An dem Grabdenkmal waren noch 1824 Spuren der alten Bemalung, 1835 verschwand sie unter dem alles deckenden Ockeranstrich. Bei der letzten Restauration gab man auch diesem Denkmale wieder seine alte Farbe und damit seinen Schmuck. Heute noch berührt es uns wehmütig, im nördlichen Seitenchor den Grabstein einer Anna von Dalberg zu finden, einer Tochter dieses Ehepaares, die 1410 gestorben ist. Der Grabstein zeigt die Züge einer holden Jungfrau. Sie wurde 16 Jahre alt.

Und nun wäre noch viel zu sehen und zu sagen von den vielen schönen anderen Denkmälern, von den Orten, wo einst die Piszinen und Sedilien angebracht waren, von der Sakristei und ihrem Erweiterungsbau. Aber es wird genug sein. Komme nur selbst hierher und du wirst finden, daß auf weit und breit am Rhein nichts Schöneres und Lieblicheres zu finden ist als die herrliche Katharinenkirche zu Oppenheim.

Digitized by Google

Ein bisher unbekanntes Liederbuch von Johann Zwick

mitgeteilt von **Ferd. Cohrs,** Pastor prim. in Eschershausen (Brschw.).

Das Dezember-Heft dieser Monatschrift wurde eröffnet durch ein Weihnachtslied von Johann Zwick. Zufällig kam mir damals bei Nachforschungen nach Zwickschen Katechismen ein kleines Gesang- und Gebetbuch des Konstanzer Reformators und Liederdichters[1]) in die Hände, das bisher in der hymnologischen Litteratur unbekannt ist, und deshalb kurz besprochen und durch einige Proben charakterisiert werden mag[2]).

Bekannt ist Zwick ja besonders als Sammler und Herausgeber des Konstanzer Gesangbuchs: **Nüw gsangbüchle von vil schönen Psalmen vnd geistlichen liedern, durch ettliche diener der kirchen zů Costentz** (Phil. Wackernagel, Bibliogr. z. Gesch. d. dtsch. Kirchenliedes. Frankf. a. M. 1855. Nr. 353 und 392), dessen erste Ausgabe[3]) bisher noch nicht aufgefunden, dessen zweite Ausgabe **mercklichen gemeert, gebessert** 1540 zů **Zürych by Christoffel Froschouer** gedruckt ist[4]).

Bei letzterem ist auch unser Büchlein, vermutlich etwas später[5]), erschienen. Sein Titel lautet:

Gebätt für Jung
lüt / die man in Schůlen vnd
im̃ Huß alltag vnnd durch die
wochen sprechen mag / wäm söl-
lichs geliebt vnnd der nit
bessers weißt.

[Vignette: das Konstanzer Wappen, von zwei Landsknechten gehalten.]

Die sum̃ deß Jñhalts / Registers / vnd
Ordnungs / findest du zů End
dises büchlins.

54 gezählte, 2 ungezählte u. leere Bl. in 8°. Schluß auf S. 54a: **Getruckt zů Zürich by Chri- / stoffel Froschouer.** Das Register beginnt auf S. 52b[6]). Von bisher bekannten Liedern Zwicks enthält das Buch nur fünf: **Diß tag wärck ist yetz ouch volbracht; Jetz ist aber ein tag dahin; Herr Gott din trüw mit gnaden leist; Yetzund so bittend wir dich Herr; O Gott vnd vatter aller vätter, leer vns;** dazu von Ambrosius Blaurer:

---

[1]) Sein Leben behandelte bisher am besten und ausführlichsten Th. Keim in der theol. Real-Encyklopädie. 1. Aufl. (Bd. 18, S. 692 ff.), in der 2. Aufl. gekürzt. Vergl. außerdem: Schelhorn, Sammlung f. d. Gesch. I. Nördl. 1779. S. 41 ff.

[2]) Beiläufig sei hier bemerkt, daß auch **Das Vatter vnser in frag vnd gebätts wyß** von Zwick einige Verse von ihm enthält. Auf dem Titel steht:

Hör was ich wott, Min Kind lieb Gott.
Halt sine pott, So wirst nit zspott.

Zum Schluß:

Ein ermanung.

Min kind halt dich in still vnd hůt
Vnd denck nit nach weltlichem můt,
Den zoum laß nit dim fleisch vnd blůt,
Hab lieb die zucht, die straaff vnd růt,
Dann solchs zů rechter wolfart thůt.
Und was mer bricht der jugent wůt,
Das nimm gern an und habs für gůt,
Damit entrünnst der hellen glůt.

[3]) Phil. Wackernagel (a. a. O. S. 140), nach ihm auch Keim a. a. O. und Goedeke (Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Dichtung. II. S. 164) legen sie in das Jahr 1536.

[4]) Nach Zwicks Tode gab Ambr. Blaurer noch das bei Phil. Wackernagel Nr. 482 verzeichnete Buch von ihm heraus.

[5]) Am Ende des Buches verweist Zwick auf das „Psalmen büchle" und meint damit wohl das Konstanzer Gesangbuch, da die dort genannten Gesänge in diesem stehen.

[6]) München, Kgl. Hof- und Staatsbibl. Catech. 638.

Digitized by Google

Komm mit gute Heiliger Geist, von Thomas Blaurer: Gelobet sy der Herre Gott, und: Vo hast vns lyb vnd seel gespyßt[1]).

Es beginnt mit zwei einleitenden Gedichten (Bl. 2): Zů dem Läser. (Diß büchle ist ein anleitung Dem der grych alt ist oder jung . .) und: Vermanung an die Kind. (Min kind merck vf vnd höre mich Drů stückle wil ich leeren dich . .). An letzteres Gedicht anschließend folgt ein kleiner Katechismus (Bl. 3—5):

Das gebätt Christi wie ers sine jünger geleert hat, Matth. 6. Luc. 11.

Die artickel des Christenlichen gloubens.

Die zehen Gebott in zwo Taflen abteilt Exo. 20. Deut. 5. und Summa der gebotten Gottes.

Alle diese Stücke sind ohne Erklärungen, werden aber jedes durch Ein gebättle abgeschlossen.

Die Blätter 6—22 enthalten ein Andachtsbuch für Kinder, die tagbätt für jung lüt im huß vnd in schülen nach vier ordnungen zůsamen tragen. Jede Ordnung ist für einen Wochentag bestimmt, so daß alle vier Tage dieselben Gebete wiederkehren, und umfaßt sechs Gebete, je eins Zů dem Vfston. Zů der Leer. Zů dem Essen. Nach dem Essen. Nach der Leer. Zů dem Nidergon. Bei der ersten, zweiten, und dritten Ordnung sind diese Gebete durchweg in Prosa, nur meist durch einen Liedervers beschlossen; die vierte Ordnung aber enthält sechs Gesänge. Jede Ordnung aber wird durch eine Vermanung an die Kinder eingeleitet, die zusammen eine Lehre vom Gebet ausmachen (Die tagbätt üch min liebe kind Zů gütem zamen tragen sind; Vermanung das sich Kind zům bätten flyssind: Min liebes Kind vff Gott hab acht . . .; Vermanung was zům bätten ghör: Wölt jr bätten min liebe kind . . .; Vermanung, was man von Gott bitten sölle: Es ligt vil dran o kindle min . . .). Die Gesänge dieser Abteilung, soweit sie noch nicht bekannt sind, sind folgende: Die nacht ist hin, der tag bricht an, Zur arbeit rüst sich ydermann . . .; Ach Gott du weist wol das wir kind In finsternuß geboren sind . .; Gott segne vns, ja sine gest, Geb vns zů lyb vnd seel das best, . . .; Diewyl der milt Gott vnd vatter Durch Christum sinr gnad erstatter . . .; Der Schöpffer vnd Herr aller Ding Macht vns die tägligh arbeit ring . . . Die vorhin erwähnten Liederverse beginnen: O liecht der wält Christ gleißman gůt . . .; Der heiligen gschrifft leer ich groß acht . . .; Vatter din trüw du stäts bewyst . . .; Wir danckend Gott, der vns erneert . . .; O Christ gib das mir wol geling . . .; O Christ verzych alle sünde min . . .; Stand mir hütt by Herr Jesu Christ . . . Gehorsamkeit, forcht vnd wyßheit . . .; Der mensch läbt nit allein vom brot . . .; Wir sagend dir vmb disе spyß . . .; Zůch nit von mir din lieb vnd gunst . . .; Christe min Herr ich bitt von dir . . .; Grob wyß vnd bärd, hader vnd zanck . . .; Man äße übel oder wol . . .

Besonders interessant ist die dritte und letzte Abteilung des Buches (Bl. 23—52a): die gebätt durch die wochen nach gelägenheit der zyt vnd leer, im Huß vnd in der Schůl zebruchen. Sie orientiert uns genauer, als andere Nachrichten, über die religiöse Unterweisung und Zucht der Kinder in Kirche und Schule. Außer der täglichen Morgenandacht in der Schule und dem sonntäglichen Kirchgang, der auch in der Schule mit Gebet begonnen wurde (Sunntag morgens in der Schůl ee man zů kilchen gadt), kannte man nach den hier verzeichneten Gebeten und Gesängen noch vier Veranstaltungen, die dem Religionsunterricht und der religiösen Erziehung der Jugend dienten. Das waren die Kinderpredigt in der Kirche am Dienstag, die kinder lätzgen am Donnerstag, wo die Kinder zu Imbis vrlob erhielten und am Abend wieder zusammenkamen; der Kinderbericht am Samstag nach Imbis, dessen Unterschied von der Kinderlektion nicht ohne weiteres klar ist; und die gmeine straaff vnd züchtigung, die auch durch Gebet und durch

[1]) S. die Lieder b. Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied. III. Nr. 654. 666. 667. 674—678.

Digitized by Google

den Gesang geistlicher Lieder besonders ernst und feierlich gestaltet wurde. Diese Veranstaltungen sind uns zunächst nur für Konstanz verbürgt, werden aber auch an anderen Orten Sitte gewesen sein[8]).

Für diese Wochenbätt hat das Buch zwo ordnungen, das man sy ein wochen vmb die ander bruchen mag. Versifizierte Ermahnungen, die teils die Lehre vom Gebet fortsetzen (von der glyßnery: Es gloubt kein mensch was glyßnerey Für ein böß grülich laster sey . . .; vom glyß im Bätten: Darinn erzeigt sich ouch der glyß . . .), teils an die Kinder und ihren Lehrer gerichtet sind (O mine kind hört was ich sag Wie ist von üch so grosse klag . . .; Ein trüwer meister dem zucht gfallt Lügt stäts wie er güt ordnung halt . . .), beginnen und schließen diese Abteilung.

Ich gebe jetzt noch einige Proben[9]). Zuerst den Eingang Zü dem Läser:

Diß büchle ist ein anleitung
Dem der glych alt ist oder jung
Dann güts vnd böß wie das geredt
So wirt das hertz dadurch bewegt.

Wär aber höher fliegen kan
Vnd wil diß als für kindspil han
Der dancke Gott vnd sag jm lob
Doch werd nit zum fantasten drob.

Zü dem stats wol das Christen zglych
Jr übung habind ordenlich
Wär drüber ist der lüg darzu
Wie er hußhalt mit glück vnd rüw.

Wie aber diß zebruchen sey
Das sol eim yeden blyben frey
Doch was dem Herren Gott gefallt
Das sind wir schuldig jung vnd alt.

Güt ordnung aber ernst vnd flyß
Jn allen dingen ist sin pryß
Voruß was bessert gfallt jm wol
Desz sich dann yeder flyssen sol.

Zu den bisher bekannten schönen Morgenliedern bietet folgendes: Ein Abendbätt oder gsang im Huß ein würdiges Gegenstück:

Der Schöpffer vnd Herr aller ding
Macht vns die täglich arbeit ring
Er hat die nacht vns gen zür rüw
Jn aller trübsal trost darzü.

Vnd werdind dann alls leids ergetzt
On end in alle fröud gesetzt
Das wirt dann syn der sibend tag
Daran man sol vnd fyren mag.

Er heißt vns glouben vnd hoffen
Das so sich zyt hab verloffen
Der bilgerschafft durchs Jomertal
Wir sälig werdind überal.

Der selbig fyrtag facht yetz an
Jch hab ouch keinen zwyfel dran
Mit Christus gnad wil ich mich doch
Gantz vnderwerffen synem joch.

Das ich sin crütz gütwillig trag
Bisz das es kumpt zü disem tag
Das alles leid in fröud sich wendt
Dahin sich vnser waifart lendt.

Als Probe der Gebete wähle ich eins der vor der Kinderpredigt und eins der vor dem sonntäglichen Kirchgang in der Schule gesprochenen:[10])

Vor der kinder predig Zinstag in der Schü.

Allmächtiger Gott, der du din grosse gütwilligkeit gegen vns kinden mit täglichen vnd besunderen vermanungen bewyest, vnd vns durch dieselbigen in din himmelrych zůsamen berüffest, wir bittend dich mit rechtem warem ernst, durch die vnschuld dines suns Jesu, das du vns dinen güten geist nit entziehen, sunder in der

[8]) Vergl. bei der „gmeinen straaff" den Zusatz: „die an etlichen orten brüchig".

[9]) Der Abdruck entspricht genau dem Original, nur ist die Interpunktion schonend geändert, das übergesetzte e der Umlaute modernisiert und beim u der übergedruckte Kreis durch eine Molle ersetzt.

[10]) Das erste ist aus der ersten, das andere aus der zweiten Ordnung.

Digitized by Google

krafft deß selbigen von jugend of ziehen, in allwäg onderwysen vnd leiten, vermanen vnnd leeren wölleſt, vnd vnſere hertzen in diner liebe alſo anzünden, dz wir die leer des Euangeliums flyſſig hörind, gottſäligkeit vnnd heiligkeit liebhabind, alſo das wir von dir hirten vor allem übel erredt, von dir vatter rychlich erneert, von dir ſchülmeiſter recht geleert werdind, vnd läben möginb in einem heiligen, ſtillen vnd ewigen läben mit Jeſu Chriſto dinem ſun vnſerem Herren vnd ſäligmacher, Amen.

Sonntag morgens in der Schül.

O Gott dieweyl wir hütt ein Fyrtag haiten ſöllend, der ſelbig aber allein recht gfyret wirt, wann wir vns in der Gottſäligkeit übend, ſo habend wir viererley begär an dich, vnd bittend von hertzen.

Vmb reine güte leer.

Das wir mit keinen menſchlichen fürgeben von der waarheit abgefürt werdind, vnd aber ouch die rechten güten leer, die von dir kompt, mit gleernigem gmüt, vnd mit rechtgſchaffnen oren vfnämmind, Amen.

Vmb ein einfältigen verſtand vnd bruch der ſacramenten Chriſti.

Das vns daſelbs här, mit worten vnd wercken, eroffnet werd din gütigkeit, durch die vns vnſer ſünd geſchenckt worden. Zeichne vns mit den heiligen zeichen, damit wir nimmermer vergäſſind der erlöſung ſo durch Jeſum Chriſtum vfgericht iſt worden, vnd das wir nit lychtlich widerumb in die ſünd fallind, Amen.

Vmb beſſerung der heiligen kirchen.

Das ſy wachſe in einigkeit des gloubens vnnd ynbrünſtig ſye in brüderlicher liebe, ſtarck in der hoffnung vnder dem crütz: fürnämlich aber das alles vnkrut vßgerüt, vnd täglich ye mer vnd mer mit heiligkeit vnd tugent geziert werde, Amen.

Für vns junge lüt.

Das wir nimmermer fallind von dinem rych, daryn wir durch dine verheiſſungen, vnd der heiligen kirchen glouben vfgenommen ſind, ſunder des waaren Gottsdienſt von jugent of gwonind vnd diner Chriſtenlichen gmeind als heilige kindlin Gotts all vnſer läben lang wol anſtandind, Amen.

Mit ſölichem ſägen laß vns, lieber Herr Gott, yetzund diner heiligen verſamlung zälouffen, in Chriſtenlichem glouben vnd verſtand der gſchrifft wachſen, biß das wir verſamlet werdind in dinem rych vnd das ewig läben erlangind.

Endlich, wegen der Eigenart dieſer Einrichtung, aus der zweiten Ordnung den

Gſang zů der gmeinen ſtraaff.

Straff mich nit herr wie ich wol bſchuit
Hab mit mir armen kind gedult,
Das ich ſo hert vngſchickt vnd böß,
Du mich da von mit gnad erlöß.

Drumb ſtraff mich nun nit in dim zorn
Sunſt iſt gar nichts an mir verlorn
Dann was abgabt, o gſund iſt drüt
Nim vngezognen fleiſch vnd blüt.

Ich ſchryen offt o wee o wee
Ich wil güt kind ſyn vnd nit mee
Vnghorſam ſyn, vnd haits doch nit
Von ſtund ich wider übertritt,

Ja wand ouchs hertz mit gnaden trifft
Sunſt alle ſtraaff verloren iſt
Gib mir ein ärtigs Göttlichs gmüt
Vor eim verſtockten hertzen bhüt.

Voruß beſchirm mich armes kind
Vor dem helliſchen böſen fynd,
Das ich ſiner ſtraaff nit werd zů teil
Verlier darzů min ewigs heil.

Ich ſchließe mit den Anfängen der wenigen übrigen bisher unbekannten Lieder der letzten Abteilung:

Das gſang zur Straaff der erſten Ordnung beginnt: O Gott wie thüt es doch ſo not Wyt über alles täglich brot . . . .

Die Schußlieder zur Kinderlektion: Es gilt nit das die wort ſind klüg Vnd wölend

Digitized by Google

damit haben gnüg . . . und: Dir Gott sy lob das wir nit sind Vom Türcken, Juden vnd dem gsind . . .

Die Schlußlieder zum Kinderbericht: Nvn weiß ich wol was ich gern wett Das ich o Gott dinr gnad vil hett . . . und: O Gott hab lob vil eer vnd danck Das by vns gadt in sölchem swanck Din heilge leer . . .

Die Lieder der Konstanzer Reformatoren[1]

von Friedrich Spitta.

I. Kenntnis und Gebrauch in der Gegenwart.

Die Lieder der Konstanzer Reformatoren gehören zu den edelsten Schätzen evangelischer Dichtung und werden im Zeitalter der Reformation nur noch von den Liedern Luthers übertroffen.

Es sollte mich nicht wundern, wenn manche Leser diese wohlüberlegte Behauptung mit Kopfschütteln entgegennehmen sollten. Wer sind die Konstanzer Reformatoren? Johannes Zwick und Ambrosius Blaurer, sowie sein geistesverwandter Bruder, der Bürgermeister Thomas Blaurer.[2] Diese Namen begegnen uns nicht eben häufig in unseren Gesangbüchern. Wir schlagen dasjenige auf, aus dem die wiedererstandene evangelische Gemeinde zu Konstanz singt, das für die protestantische Kirche des Großherzogtums Baden. Jene Männer sucht man darin vergeblich. Wohl findet sich in dem alphabetisch geordneten Dichterverzeichnis auch der Name Konstanz, als Wohnort aber nicht jener Reformatoren, sondern des milden Katholiken von Wessenberg, von dem man das Pfingstlied „Geist vom Vater und vom Sohn" aufgenommen hat. Sieht man in dem Gesangbuch des benachbarten Schweizerkantones Thurgau nach, wo Zwick und Thomas Blaurer gestorben sind und Ambrosius Bl. noch am Abend seines Lebens gewirkt hat, so findet sich nur unter Nr. 71 ein Lied, das eine Bearbeitung von Zwicks Neujahrsgesang sein soll, aber von dem Originale so gut wie nichts beibehalten hat.[3] Wir wenden uns nach Württemberg in der sicheren Erwartung, daß das dortige Gesangbuch an dem Apostel Schwabens, Ambrosius Blaurer, nicht werde vorübergegangen sein. Vergeblich! Ja, der schwäbische Dichter Albert Knapp hat es nicht für nötig gehalten, in die über 3000 Nummern starke Sammlung seines Evang. Liederschatzes auch nur Ein Lied des Reformators von Württemberg aufzunehmen[4]. Dagegen besitzt man dort wenigstens das Himmelfahrtslied Zwicks „Auf diesen Tag bedenken wir," und während Konstanz am Himmelfahrtstage den unvergleichlichen Gesang seines eigenen Reformators nicht singen kann, wird er doch am deutschen Ufer des Bodensees, in Württemberg wie in Bayern, laut und nicht minder in den Schweizerkantonen, in denen das „Gesangbuch für die evangelisch-reformierte Kirche der deutschen Schweiz" gebraucht

[1] Durch einen merkwürdigen Zufall trifft dieser Aufsatz mit der wichtigen Entdeckung zusammen, über die Herr Pfarrer Cohrs in dieser Nummer berichtet, und deren Früchte ich für meine weiteren Aufsätze verwerten werde.

[2] Von den anderen Konstanzer Dichtern, Jörg Vögelin, Jakob Fünckelin, Petrus Schär, Johannes Wanner u. a. sehe ich ab, da ihre Bedeutung der jener drei nicht gleich kommt. Eine kritische Geschichte dieses ganzen Dichterkreises ist allerdings sehr nötig und wird vielleicht einmal später von mir gegeben werden.

[3] In dem Entwurf eines gemeinsamen Gesangbuches für die evangelische Kirche der Kantone St. Gallen, Graubünden, Thurgau und Glarus; Chur 1860, findet sich auch Zwicks Himmelfahrtslied, das dann leider nebst vielen anderen guten Liedern keine Gnade gefunden hat.

[4] Auch das hauptsächlich von Württembergischen Theologen herausgegebene, in Calw erschienene Theolog. Handwörterbuch hat in dem Artikel „Blarer" kein Wort über des Mannes dichterische Thätigkeit. Das Gleiche gilt von dem Artikel in Herzogs Real-Encyklopädie und in der Deutschen Biographie. Auch A. J. Rambachs Anthologie christlicher Gesänge II erwähnt Bl. nicht.

Digitized by Google

wird. Überhaupt gehört dieses Lied zu denen, die eine weitere Verbreitung gefunden haben. Wie es im Unverfälschten Liedersegen und Eisenacher Liederkern steht, so hat es u. a. noch in folgenden neueren Gesangbüchern Aufnahme gefunden: Rheinland, Mülhausen i. E., Pfalz(Ebrard), Hessen, Kassel, Meiningen, Hannover, Lippe-Detmold, Schlesien, Brandenburg, Pommern. In Fischers Kirchenlieder-Lexikon erhält es sogar das Zeichen eines Kernliedes; zugleich aber wird irgend ein anderes Zwickssches Lied dort ebenso wenig genannt wie in desselben Verfassers Schrift „Die kirchliche Dichtung, hauptsächlich in Deutschland“.[5]) Daß Zwick zu unseren fruchtbarsten Liederdichtern gehört, kann keiner nach jenen Mitteilungen ahnen.

Will man sich nun hier gar über die beiden Blaurer orientieren, so wird man völlig im Stiche gelassen. In der zweiten Schrift findet sich nicht einmal der Name dieser Dichter. Im „Kirchenlieder-Lexikon“ fehlt Thomas Blaurer ebenfalls vollständig, des Ambrosius aber geschieht in einer Weise Erwähnung, die einer genaueren Betrachtung wert ist. In dem „Alphabetischen Verzeichnis der Dichter und ihrer Lieder“ findet man hinter den chronologischen Notizen über A. Blaurer nicht wie bei den anderen Dichtern eine Reihe von Liederanfängen, sondern die in Petit-Druck gesetzte Bemerkung: „Nach Wackernagel gehören ihm die Lieder: Es ist ein Freud dem gläubgen Mann; Mag ich dem Tod nicht widerstan; Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch.“ Schlimmer kann man nicht leicht irre geführt werden als durch diese Notiz. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, S. 583—598, druckt nicht bloß unter dem Verfassernamen „Ambrosius Blaurer“ die drei von Fischer genannten Lieder ab, sondern noch elf andere, darunter die berühmtesten und gewaltigsten. Fischer thut, als existierten sie nicht; weiß doch nicht einmal ein „u. a.“ darauf hin, daß jene drei Lieder nur beispielsweise genannt sein sollten. Aber schlimmer ist es noch, daß er den Gedanken erweckt, es sei nur eine Privatansicht Wackernagels, daß jene drei Lieder von A. Blaurer verfaßt seien; möglicherweise habe dieser überhaupt gar keine Dichtungen hinterlassen. Wir werden gleich untersuchen, wie es sich mit der zwiespältigen Tradition über den Verfasser des Liedes „Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch“ verhält; daß bei den meisten und wichtigsten unter des A. Blaurer Namen überlieferten Liedern die Verfasserschaft völlig sicher ist, wird, so viel ich weiß, von keinem angezweifelt und kann es auch nicht wohl. Wenn in dem von den Konstanzer Reformatoren selbst herausgegebenen Gesangbuche vier herrliche, ehedem weit verbreitete Lieder des A. Blaurer mit genauer Angabe des Verfassers abgedruckt sind, so dürfte das allein schon genügen, um jeden Zweifel daran auszuschließen, daß Blaurer, nicht bloß nach Wackernagels Vermutung, unter die evangelischen Kirchenlieder-Dichter gehört.[6])

Immerhin ist zu beachten, daß einige Gesänge A. Blaurers auch anderen Verfassern zugeschrieben werden, ein Geschick, das sich bekanntlich hundertfach auf dem Gebiete der Hymnologie wiederholt. Das Lied „Ein Freud ist's dem gläubigen Mann“, das Blaurers Landsmann und Mitarbeiter[7]) Gregorius Mangolt im Jahre 1562 einer Verwandten aufschrieb, wird im Gesangbuch der böhmischen Brüder von 1566 und in dem alten Stettiner Gesangbuche von 1576 dem Caspar Creutziger zugeschrieben.[8]) Bedeutungsvoller ist, daß dasjenige Lied Blaurers, das wohl am bekanntesten geworden ist und bis auf die Gegenwart in einigen Gesangbüchern seine Existenz gefristet hat, „Wie's Gott gefällt, so g'fällt's mir auch“, (wie es denn nach J. Julian, Dictionary of hymnologie p. 145 das einzige Lied Bl.'s ist, das ins Englische übersetzt wurde,) bezüglich des Verfassers eine zwiefache Tradition hat. Neben der Autorschaft Blaurers, für die Stöber im Mülhauser, Ebrard im Pfälzer Gesangbuch und das Gesangbuch von Lippe-Detmold, also drei reformierte Zeugen, eintreten, steht die von Johann Friedrich I.

[5]) Gotha, Perthes 1892.

[6]) Im übrigen vergleiche man u. a. Wackernagel a. a. O. III, die krit. Noten auf S. 585 ff.; Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs 3. Aufl. II, S. 75; Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, 2. Aufl. Bd. II, S. 176.

[7]) Vgl. E. Issel, Die Reformation in Konstanz, S. 34, 62, 176. Nicht der Eßlinger Stadtschreiber, wie Koch a. a. O., S. 66, 75 behauptet, der Machtholf hieß; vgl. Th. Pressel, Ambrosius Blaurers Leben u. Schriften, S. 205; Th. Keim, Ambrosius Blarer S. 44.

[8]) Wie es sich mit der Verfasserschaft dieses Liedes verhält, wird in der zweiten Hälfte dieser Arbeit gezeigt werden.

Digitized by Google

von Sachsen, der dieses Lied in seiner Gefangenschaft gedichtet haben soll. Unter den neueren Gesangbüchern stimmen dieser Überlieferung Stips Unverfälschter Liedersegen und das Straßburger Ges.-B. für Christen Augsburgischer Konfession unbedingt zu, während das Ges.-B. für die ev. luth. Landeskirche des Königreichs Sachsen unter seine beklagenswerte Verstümmelung und Umdichtung des Originals den Namen des Kurfürsten mit einem Fragezeichen setzt und die gute Rezension des Weimarer Gesangbuchs vorsichtigerweise beide Namen zur Auswahl darbietet. Jedenfalls hat die Überlieferung von der Abfassung durch den Kurfürsten dazu beigetragen, daß das Lied in einigen Gesangbüchern verblieben ist, die auf den Konstanzer Reformator kaum Rücksicht genommen haben würden. Das Lied hat es freilich nicht nötig, von einem fürstlichen Namen getragen zu werden; nach Form und Inhalt ist es von einer solchen Vollendung, einer solchen Schönheit und Kraft, daß wir in unsern Gesangbüchern dem nicht viel an die Seite zu stellen haben. Seiner geringen Verbreitung wegen teile ich es hier mit, und zwar im Original und in einer Übertragung in das Deutsch der Gegenwart.

Original.	Übersetzung.
1. Wieß Got gefelt, so gfelts mir ouch vnd laß mich gar nit irren! Ob mich zů ziten bißt der rouch vnd wenn sich schon verwirren all sachen gar, weiß ich fur war, Got wirts zů letst wol richten. Wie ers will han, so muß bestan, sols sin, so sys on tichten.	1. Wie's Gott gefällt, gefällt's mir auch, ich laß mich gar nicht irren! Ob mich zu Zeiten beißt der Rauch und wenn sich schon verwirren all Sachen gar, weiß ich fürwahr, Gott wirds zuletzt wohl stellen. Wie er's ersehn, so wird's bestehn. Soll's sein, so sei's ohn Quälen.
2. Wies Got gefelt, ich zfriden bin, das übrig laß ich faren; was nit sol sin stell ich dahin, Got wil mich recht erfaren, ob ich auch will im halten still, wirt doch wol gnad bescheren; dran zwifel nicht, sols sin (man spricht), so sys, dem kan nichts weren.	2. Wie's Gott gefällt, so nehm ich's hin, das andre laß ich fahren. Was nicht soll sein, stell ich dahin! Gott will mich recht erfahren, ob ich ihm will auch halten still, und wird wohl Gnad bescheren. Dran zweift' ich nicht. Soll's sein (man spricht), so sei's; dem kann nichts wehren.
3. Wieß Got gefelt, so gfelts mir wol in allen minen sachen. Was Got fursehen hat einmal, wer kan das anderst machen? Drumb als vmbstunst, welt, witz und kunst, hilfft auch nit har vßrouffen. Murr oder biß, sols sin, so ßiß, wils doch sin weg muß louffen.	3. Wie's Gott gefällt, gefällt's mir wohl in allen meinen Sachen. Was Gott will, daß geschehen soll, wer kann das anders machen? Drum ist umsunst Welt, Witz und Kunst, hilft auch kein Haarausraufen. Murr oder beiß, soll's sein, so sei's, 's muß seinen Weg doch laufen.
4. Wieß Got gefelt, wils gschehen lan vnd mich darin ergeben! Wölt ich sim willen widerstan, so müßt ich bliben kleben, dwyl gwiß vnd war all tag vnd jar	4. Wie's Gott gefällt, laß ich's geschehn, ich will mich drein ergeben; wollt seinem Will'n ich widerstehn, umsonst wär all mein Streben, dieweil fürwahr all Tag und Jahr

Digitized by Google

by Got ſind vßgezellet.
Drumb ſchick mich drin!
geſchächs, ſols ſin,
ſo ſys bey mir erwellet.

bei Gott ſind ausgezählet.
Ich ſchick mich drein;
geſchehs, ſoll's ſein,
ſo ſei's bei mir erwählet.

5. Wieß Got gefelt, ſo wöls ergon
in lieb vnd ouch in leide!
Dahin min ſach will gſtellet hon,
das ſy mir ſöllent beide
glich gfallen wol,
darumb mich ſol
ja oder nein nit ſchrecken.
Schwartz oder wiß!
ſols ſin, ſo ſiß!
denn wirt Got gnad erwecken.

5. Wie's Gott gefällt, ſo mags ergehn
in Lieb und auch in Leide;
dahin laß ich die Sachen ſtehn,
daß ſie mir ſollen beide
gefallen wohl;
darum mich ſoll
Ja oder Nein nicht ſchrecken.
Schwarz oder Weiß,
ſoll's ſein, ſo ſei's;
dann wird Gott Gnad erwecken.

6. Wieß Got gefelt, da louffts hinuß,
druff laß ich vöglin ſorgen.
Ob mir gluck hüt nit kumpt zů huß,
ſo wart ich ſin vff morgen.
Blibt onerwert
was iſt beſchert,
ob ſich ſchon thut verziehen,
mich nit drumb riß;
ſols ſin, ſo ſiß!
gfelts Got, min teil werd kriegen!

6. Wie's Gott gefällt, da läuft's hinaus,
drob laß ich Vöglin ſorgen;
kommt mir das Glück nicht heut ins Haus,
ſo wart ich ſein auf morgen.
Was mir beſchert,
bleibt unverwehrt,
ob ſich's ſchon thut verziehen;
mich nicht drum reiß,
ſoll's ſein, ſo ſei's!
Will's Gott, kommt's ohne Mühen.

7. Wieß Got gefelt, nichts witers will
von Got ich ſunſt begeren!
Got hat minr ſachen gſtelt ein zyl,
dieweil wirt müſſen wären
das leben min;
drumb gib mich drin,
vff güten grund will buwen
vnd nit vffs yß!
ſols ſin, ſo ſyß!
Will Got allein vertruwen.

7. Wie's Gott gefällt, nichts weiter will
von Gott ich ſonſt begehren.
Gott hat geſtellet mir ein Ziel,
ſo lang wird müſſen währen
das Leben mein.
Ich geb mich drein,
auf guten Grund will bauen
und nicht aufs Eis.
Soll's ſein, ſo ſei's!
Will Gott allein vertrauen.

8. Wieß Got gefelt, ſo nim ichs an,
wil umb gedult jn bitten.
Got iſt allein der helffen kan,
vnd wenn ich ſchon wer mitten
in angſt vnd not,
leg gar am tod,
ſo wirt er mich wol reddten
gwaltiger wiß:
ſols ſin, ſo ſiß!
ich gwinn, wer nun wölt wetten!

8. Wie's Gott gefällt, ſo nehm ich's an,
will um Geduld ihn bitten.
Gott iſt allein, der helfen kann;
und wenn ich ſchon wär mitten
in Angſt und Not,
läg gar am Tod,
ſo wird er mich wohl retten
gewalt'ger Weiſ'.
Soll's ſein, ſo ſei's!
Ich gwinn's. Wer wollt nun wetten!

Das Verdienſt, nachgewieſen zu haben, daß dieſes Lied nicht von Johann Friedrich, ſondern von Ambroſius Blaurer iſt, gebührt Wackernagel.[9]) Ihm widerſpricht, nach dem

[9]) Das deutſche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nic. Hermann und A. Blaurer, S. 470. Derſ., Das deutſche Kirchenlied von der älteſten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts III, S. 589.

Digitized by Google

Vorgange von Mützell, Fischer in seinem Kirchenlieder-Lexikon II, S. 388. Es wird nicht überflüssig sein, die absolute Unhaltbarkeit dieser Annahme einmal so bestimmt nachzuweisen, daß sie endlich aus der wissenschaftlichen Diskussion verschwindet.

Das oben erwähnte Mangoltsche Manuskript Blaurerscher Dichtungen, das sich auf der Wasserkirch-Bibliothek in Zürich befindet[10]), enthält auch unser Lied. Der Titel der Sammlung hat folgenden Wortlaut: **Etlich geistliche gsang vnd lieder vor jaren geschriben durch meister Ambrosium Blaurern, zůsamen gestelt durch Gregorium Mangolt zů dienst vnd gefallen der Christlichen frowen Justicien Grundlerin siner lieben geuatterin, Im Jar nach Christus purt 1562.** Also noch zu Blaurers Lebzeiten ist diese Sammlung von einem vertrauten Freunde niedergeschrieben, der in Zürich lebend leicht von dem seit 1559 wieder in Winterthur weilenden Blaurer Bescheid bekommen konnte, wenn er über irgend etwas bei der Niederschrift der Lieder unsicher oder unklar war. Zudem ergiebt sich aus der Überschrift des fünfzehnten der Gedichte, die das Datum 16. April 1561 enthält, daß Mangolt und Blaurer damals thatsächlich in Sachen geistlicher Dichtung miteinander verkehrt haben. In der That läßt sich kaum eine sichrere Überlieferung denken als die durch G. Mangolt, der sich in den biographischen Zuthaten zu der Liedersammlung als ein genauer Kenner des Lebens Blaurers zeigt. Wie will man die Kraft seines Zeugnisses beseitigen?

Fischer bemerkt: „Obwohl dieses Manuskript nichts weiter sagt, als daß die zusammengetragenen Lieder vor (unbestimmt wie vielen) Jahren durch Meister Blaurer **geschrieben** seien, womit sehr wohl ein bloßes Abschreiben oder Zusammenschreiben gemeint sein kann, unternimmt es Wackernagel, Blaurer aufs bestimmteste als Verfasser des Liedes zu bezeichnen." Nach diesem Einwand sollte man meinen, Fischer habe sich von dem ganzen Manuskripte bloß die Überschrift angesehen; denn die ersten Sätze der Mangoltschen Vorrede beweisen, daß hier nicht die Rede ist von Liedern, die Blaurer abgeschrieben, sondern die er gedichtet hat. Um dem Leser ein eigenes Urteil zu ermöglichen, teile ich die Sätze mit: **Christliche liebe frow vnd schwöster jm Herren, Dieweyl ich spůr das ir zů geistlichem gsang vnd liedern vyl lust vnd willens haben, vnd sonderlich zů denen, so der thůr gotselig mann Meister Ambrosius Blaurer siner Tagen gemacht hat, welche zwar geistricher vnd kunstlicher sind dann andere gsang, hab die gemacht wer da wölle, hab ich mich erbotten ůch die selbigen sine lieder zůsamen zeleſen vnd in ein bůchle zebringen, Wirt mir derhalben wol anston minem zůsagen stat zethun. Damit aber die lieder destwerder by ůch geachtet werdint, so will ich ůch vorhin vffs kürtzeſt siner purt vnd wesens, ouch siner arbeit die er sydt dem 1522 jar jm Euangelio Christi gehapt hat, berichten.** Es ist mir nicht begreiflich, wie man aus diesen Worten zu lesen vermag, Blaurer habe die betreffenden Lieder einmal abgeschrieben. Nur wenn er der Dichter ist, versteht es sich auch, daß Mangolt eingehend sein Leben und Wirken beschreibt.

Geht man dem Ursprung unseres Liedes weiter nach, so stellt es sich immer sicherer, daß nicht Johann Friedrich der Verfasser sein kann. Koch, der im übrigen mit guten Gründen für die Abfassung durch Blaurer eintritt, behauptet, das Lied „Wie's Gott gefällt" sei nach dem Fall von Konstanz, also etwa im Jahre 1548 gedichtet worden[11]); das war auch die Zeit, wo Johann Friedrich I. in der Gefangenschaft lag, und zugleich die, wo zum ersten Male dieses Lied dem Kurfürsten zugewiesen wird.[12]) Wer Blaurers Leben genauer kennt, wird von

[10]) S. Mscr. 452. Stadtbibliothek Zürich. — Vgl. Koch a. a. O. II, S. 75. Bei Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, fehlt die Beschreibung des Mſkr. Dagegen ist daselbst S. 619—622 die Vorrede Mangolts abgedruckt. Doch hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen, daß die mit der Zeit der Abfassung streitende Jahreszahl 1564 (S. 620, Spalte 2 unten) spätere Korrektur Mangolts aus dem Todesjahre Blarers ist. Das ursprüngliche Datum 1562 ist im Mſkr. noch deutlich zu erkennen. Natürlich ist auch der Satz „Von sinem tot vnd abscheiden" ꝛc. späterer Zusatz. Er steht am Rande und ist mit derselben blasseren Tinte geschrieben, die zu dem am Ende des Mſkr. stehenden Berichte vom Tode Blaurers gebraucht ist.

[11]) Ebenso H. Weber, Geschichte des Kirchengesanges in der deutschen reformierten Schweiz, S. 63 Note.

[12]) Vgl. Wackernagel III, S. 589.

Digitized by Google

vorn herein diese Annahme für verkehrt halten müssen. Glücklicherweise können wir hier auf feste Daten verweisen. Der älteste Druck von Bl.'s Lied: **Der Unfal rydt mich gantz vnd gar**, stammt, laut Unterschrift, vom 1. Mai 1526. Als Melodien, nach denen dieses Lied zu singen sei, werden angegeben: **Der vnfal rydt mich gantz vnd gar, Oder Roſina, Oder ich armer man ꝛc., Wies Gott**. Die letzte Melodie weist auf unser Lied, das also bereits um 1526 existiert haben muß. Daran ändert auch nichts, daß neben vielen anderen Fehlern in jenem Drucke von 1526 **Wils Gott** gelesen wird; ein Gedicht dieses Anfangs aus jener Zeit ist überhaupt unbekannt. Dazu kommt, daß thatsächlich beide Lieder Blaurers dasselbe Versmaß haben.

Die bisherigen Untersuchungen werden gestützt durch eine Betrachtung der Ordnung der Lieder in dem Mangoltschen Manuskript. An das Eingangsgedicht „Vermahnung an die christliche Jugend zum Gesang" schließen sich zunächst Lieder, die sich auf Ereignisse und Bestrebungen Blaurers aus der Konstanzer Zeit beziehen; dann folgen die vier Kultuslieder aus dem Zwickschen Gesangbuche; daran schließen sich zwei Lieder aus der Zeit der Konstanzer Katastrophe und Blaurers Aufenthalt in der Schweiz. Nun findet sich das Lied „Wie's Gott gefällt" in der ersten dieser drei Gruppen. Es ist Mangolt, der selbst schwer unter den Ereignissen von 1548 zu leiden hatte, nicht in dem Sinn gekommen, unser Lied auf diese zu beziehen und ihm deshalb seine Stelle hinter den vier Kultusliedern zu geben; es muß ihm vielmehr schon vorher bekannt geworden sein. Die frühere Datierung des Liedes stimmt nun auch zu dessen ganzer Stimmung, der man sich infolge falscher geschichtlicher Voraussetzungen vielfach verschlossen hat. Ein sieghafter, jugendkräftiger Ton geht durch alle Strophen. Wohl befindet sich der Dichter in schwieriger Lage, in der sich seine Sachen verwirrt haben. Er weiß nicht, wo's hinausgehen wird. Es gilt, geduldig und gelassen sein und auf Gott warten. Das ist nicht die Lage Blaurers nach dem Zusammenbruch der evangelischen Kirche und damit seines Lebenswerkes. Ein solches Geschick würde er nicht mit der humoristischen Wendung „Ob mich zu Zeiten beißt der Rauch" beschrieben haben. Alles deutet vielmehr auf die Zeit zwischen seiner Flucht aus dem Kloster Alpirsbach und dem Eintreten in die reformatorische Thätigkeit zu Konstanz, mit anderen Worten auf die Jahre 1522—1525. Wer die aus dieser Zeit sicher stammenden Lieder — Nr. 2, 4, 5 in Mangolts Sammlung — gelesen hat, kann nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß in „Wies Gott gefällt" derselbe Dichter redet: die gleiche Art farbenreicher, volkstümlicher Bilder, derselbe liebenswürdige Humor bei allem Ernst der Grundstimmung; ja, selbst die gleichen Gedanken finden sich. Man lese nur die 8. Strophe des aus dem Jahre 1525 stammenden Liedes vom ehelichen Stande.

Was Got will han — ruw miner bgir
nim ich mich an — krenck mich nit drum,
wa ſines worts verheiſſung iſt, — er weißt warum,
des halt ich mich — klag mich des nit,
gantz ſicherlich, — er macht mich quit,
durch glaub vnd lieb bſtat jeder Chriſt. — ſein gnad min nerriſch glübd vertrit,
Verſagt er mir — meinr ſchwachhait helffen iſt ſin ſtit.

Auch Blaurers Prosaschriften aus jener Zeit erinnern wiederholt in Gedanken und Bilderwahl an unser Lied. Ich verweise nur auf seine Eingabe an den Rat 1524, wo schon der in Reime gefaßte Titel: **Jr gwalt iſt veracht — ir kunſt wirt verlacht — Jrs liegens nit gacht — gſchwecht iſt ir bracht — Recht iſt wieß Gott macht**, in seiner letzten Zeile mit dem Ausdruck und den Grundgedanken unsres Liedes zusammenklingt. In der Schrift selbst betont er immer wieder, daß man tapfer und unverrückt auf Gott vertrauen solle. Mit der humoristischen Wendung der ersten Strophe: „und laß mich gar nicht irren, ob mich zu Zeiten beißt der Rauch", klingt es nahe zusammen: „**Laſſet euch nicht irren** des stumpfen ströen Strahl ihres ungegründeten Bannes"; an die siebente Strophe: „Auf guten Grund will bauen und nicht aufs Eis" erinnert: „Sie wissen, daß sie ihrer Sache keinen Grund und ihr Haus auf einen sumpfigen, sandigen Boden gebaut haben". Und wie stimmt zu dem helden-

Digitized by Google

haften Tone der letzten Strophe die herrliche Anrede an die Väter von Konstanz: „Und ob ihr auch Leib und Gut samt den Stadtmauern darum geben müßtet, die Sache ist höher und größer denn alles, so Zeitliches und Leibliches erdacht mag werden, ja auch denn Himmel und Erdreich; denn so dieß alles zergehet, wird doch das Wort Gottes ewig und unverrückt bleiben, und müsset auch Ihr und wir alle in demselbigen ewiglich selig und behalten werden."

Wie sehr wir aber bei dem Gedankengang unseres Liedes so recht im Mittelpunkt der religiösen Gedankenwelt Blaurers stehen, das ergiebt sich schlagend aus ein paar Gedichten etwas späteren Ursprungs, dem „christlichen Bulbrief" an seine Frau 1533 und dem Klagelied über den Tod seiner Schwester Margarethe 1541. In ersterem wendet er sich mit folgenden Worten an Gott:

Min sinn vnd vyl gedancken
wirt als vergeblich sin,
dis gab mustu mir schenken,
vy dir stat al min gwün.

Din wort lert mich dir truwen,
vff dich verlassen mich,
darauff will ich stiff buwen,
min sorg wirff ich vff dich.

Wiltu, so kansts wol fügen,
nichts mag dir widerston
dins gunsts laß ich mich vgnügen,
wils dabey bliben lon.

Dir sey es gantz ergeben,
bis du der vatter min,
die Sach und al min leben,
laß dir befohlen sin.

Dem du das glück wirst gunnen,
dem wirts und auch sonst keim,
die sach hat er gewunnen,
die brut fürt er auch heim.

In den Briefen Blaurers, die sich auf seine Verlobung beziehen, kehrt dieser Gedanke immer wieder: . . . „Wenn es Gottes Willen wäre, hielte ichs für ein besonder groß Glück. . . . Die Tochter ist nun gar gutwillig samt der Mutter; es liegen aber andere Leute im Wege, die doch nit mehr schaffen werden, dann Gott ihnen zuläßt. Dem sei es befohlen. . . . Bittet für mich mit Fleiß, daß Gott meine Sachen gnädiglich lain und mich mit einem christlichen Weib gnädiglich versorge. Es hangen etliche Sachen, denen muß ich noch etliche Wochen auswarten, weiß nit, was Gott schicken will . . . . Nit weiß ich noch, was aus dem Heirat wird; verweg mich sein nit gern. Bittet den treuen Gott für mich, daß er alles schicke nach seinem Lob. . . . . Bittet Gott für mich, daß er mir auch ein frommen christlichen Gemahl zuweise. Es will sich nit schicken. Ich wähnte, es wäre an einem Ort gleich hinüber, so hat Gott der Herr erst am letzten Hacken drein geschlagen; hoffe, es werde in Kurzem an einem andern Ort geraten. . . . . Gott der treue Vater geb mir in seinem Willen zu sterben und zu leben. Ich habe mit meinen großen Unstatten lang gewartet, aber es hat ihm also gefallen, ist noch nit zu spat, wo er seinen Segen dazu geben will."[18]) Angesichts dieser Aeußerungen könnte man geradezu auf den Gedanken kommen, unser Lied stamme aus der Zeit, wo sich die Eheaussichten Blaurers so lange hinzogen und vielfach zerschlugen. —

Seiner Schwester gedenkt er mit besonderer Betonung ihres fröhlichen, tapferen, geduldigen Gottvertrauens:

. . .wie man Gott truw,
den nechsten buw,
sich halt im crütz rechtschaffen . . .
du wardst auch nie in diner sach
betrübt noch schwach,
hast alweg glichsam glachet;
din crütz namst vff mit lichtem mut,
was dir als gut,
wies Gott je mit dir machet;
und trugsts mit dult
in siner Huld.

Zu gleicher Gelassenheit in Gott ermuntert er sich dann selbst:

Wies hie gang, gilt mir gleiche,
nimpt als ein ort,
allein din wort,
Herr Gott, blibt vest,
drum thun das best,
das ich dauon nit weiche.

[18]) Vergl. Pressel a. a. O., S. 295 ff.

Digitized by Google

Die Ähnlichkeit dieser Gedanken und Ausdrücke mit unserem Liede ist eine so große, daß man auch immer wieder auf die Gleichheit der Ausdrucksweise, selbst bei völliger Verschiedenheit der Gedanken, aufmerksam gemacht wird. Man beachte z. B. Str. 11: **Verworrner Sachen vyl geschlicht und offt gericht,** mit: **und wenn sich schon verwirren all sachen gar, weiß ich furwar, Got wirts zuletzt wol richten.** Auch in dem bisher unbekannten Klageliede Blaurers über den Tod Zwicks 1542[14]) erklingt der Ton der Ergebung und des Gottvertrauens in ergreifender Weise; freilich in charakteristischem Unterschied von dem Liede aus jüngeren Jahren, sofern der Dichter jetzt nur noch, wie Paulus 2. Tim. 4, 18, auf die Errettung in Gottes himmlisches Reich schaut. Endlich liegt es auf der Hand, daß unser Lied von derselben dialektischen Eigentümlichkeit wie alle anderen Blaurerschen Lieder ist. Es wäre in der That interessant, wenn man auf gegnerischer Seite nachzuweisen versuchte, daß erst durch spätere Bearbeitung der oberdeutsche Dialekt eingefügt wäre.

Angesichts dieser Thatsachen fragt man sich in der That, wie es möglich sei, daß eine hymnologische Autorität wie Fischer und andere mit ihm sich gegen die Abfassung unsres Liedes durch A. Blaurer erklären. Unwillkürlich kommt mir der Gedanke, welch ein Schrei der Entrüstung sich erheben würde, wenn die oft angeklagte biblische Kritik auch nur einen annähernd gleichen Skeptizismus zeigen wollte, wie er hier gegenüber den klarsten und bündigsten Zeugnissen aus der Lebenszeit des Verfassers geübt wird. Wenn man nun gar beachtet, daß die Mützellsche Mißdeutung des Mangoltschen Vorworts bereits von Koch[15]) in der Ausgabe von 1867 vollgenügend zurückgewiesen ist, daß Fischer sie aber 1879 einfach wiederholt, so möchte man fast zu dem Schlusse kommen: Man will scheinbar den Konstanzer nicht unter unseren Sängern haben. Weshalb nicht? Ob hier mehr als jene Imponderabilien wirken, die, den betreffenden Forschern oft unbewußt, das Urteil zu Ungunsten gewisser durch die kirchliche Tradition nicht besonders begünstigter Männer trüben, vermag ich nicht zu entscheiden.

Es giebt nun aber noch ein sicheres Erkennungszeichen für Verfasser und Zeit der Abfassung, das man wohl dem versteckten Autorzeichen auf einem eingedunkelten Gemälde vergleichen kann und dessen Entdeckung mancherlei Konsequenzen nach sich zieht. Ich meine die 2. Zeile der 6. Strophe: **druff laß ich vöglin sorgen.** Daß hier eine Schwierigkeit vorliegt, beweisen spätere Änderungen. Bald ergänzt man den Artikel vor „vöglin", bald verändert man radikal „Ich laß den Herren sorgen"; letzteres in der richtigen Empfindung, daß nach Matth. 6,25 f. die Vögel eben nicht sorgen. Die, welche hierin eine besonders feine Wendung wittern, beweisen damit, daß sie Bl.'s Art nicht kennen. Nun hat das nach dem Konstanzer Sturm gedichtete katholische Fischerlied, das R. v. Liliencron in den Histor. Volksliedern IV, S. 474 f. mitteilt, die Unterschrift: **Laß Vögelin walten,** die nicht, wie der Herausgeber S. 632 meint, den Dichter bezeichnet, sondern zu dem Akrostichon der 9 Strophen gehört; also: **Tufelsrot, laß Vögelin walten.** Daß diese Deutung richtig ist, ergiebt sich aus dem S. 475 f. mitgeteilten reformierten Kontrafaktum, wo das Akrostichon der 9, dem katholischen Liede genau entsprechenden Strophen, **Gottesrot,** als Anrede zur 10. Strophe gehört. Hieraus ergiebt sich mit völliger Sicherheit, daß der katholische Dichter, der sich in Str. 3 u. 4 sehr bissig über den ehemaligen Konstanzer Rat ausläßt, auf den verbannten Stadtschreiber Jörg Vögelin, den Geschichtsschreiber der Konstanzer Reformation und den treuen Freund Blaurers, hinweist und die verbannte „Teufelsrotte" auffordert, ihn walten zu lassen, wie er bisher für sie Sorge getragen. Auf eben diesen weist Bl. in der dunkeln Stelle seines Liedes hin, aus der damit jede Schwierigkeit schwindet. Daß Vögelins Name nicht groß geschrieben ist, bedeutet nichts, hat übrigens eine völlige Parallele an der vierten Strophe von Botzheims Lästerlied (Wackernagel III S. 504): **auch vögelins bestricken.** Die Zeit aber, wo Blaurer von seinem Freund sagen konnte, er möge sorgen, während ihm selbst Ja oder Nein, Schwarz oder Weiß gleich sei (vgl. Str. 5), war, wie der folgende Aufsatz zeigen wird, der Anfang

[14]) Hierüber das Nähere in der nächsten Nummer der M.-Schr.
[15]) A. a. O. II, S. 75 f.

Digitized by Google

des Jahres 1523. Damals wird das Lied, das nach Wackernagel spätestens der ersten Hälfte von 1526 entstanden sein kann, gedichtet sein. Mithin ist es älter als Luthers frühstes Lied, das von den Märtyrern zu Brüssel, die am 30. Juni 1523 verbrannt wurden. Ob man diese Thatsachen willkommen heißen wird, ist eine andere Frage. Jedenfalls hoffe ich, daß die von mir gegebenen Beweise genügen werden, dem Blaurer sein Eigentum ein für alle Mal zu sichern.

Daß hieran die Tradition, welche dieses Lied dem Johann Friedrich zuspricht, nicht das Geringste ändern kann, bedarf keiner weiteren Ausführung. So richtig Wackernagels Urteil ist: der, welcher behauptet habe, unser Lied sei von Johann Friedrich im Gefängnis gedichtet, hätte ebensowenig die Persönlichkeit des Kurfürsten als die Umstände, in denen sich derselbe damals befand, gekannt, so wird es doch praktisch sein, jetzt von der Erörterung dieses Punktes ganz abzusehen. Ist nachgewiesen, daß das Lied bereits in den zwanziger Jahren verfaßt ist, so kann es eben nicht erst vom Kurfürsten im Gefängnis gedichtet sein. Wohl aber erklärt sich nun, daß es, wie so manche andere, Fürsten zugeschriebene Lieder, dem Gefangenen in den Mund gelegt wurde. Wackernagel[16]) giebt unter der Überschrift: **Ein New Lied, des Frommen, Christlichen Alten Churfürsten Hertzog Hans Friederichs des Eltern** ein Lied, als dessen Verfasser sich Petrus Watzdorf, und unter dem Titel **Des Churfürsten zu Sachssen lied** ein anderes, das Ambrosius Osterreicher unter seinem Namen herausgegeben hat. Auch andere Dichter dichten aus der Lage des Kurfürsten heraus.[17]) Was hat es dann wohl zu bedeuten, daß auch das Lied „Wie's Gott gefällt" dem Kurfürsten zugeschrieben wurde? Es würde sich allerdings nicht leicht erklären, wie unser Lied, wenn es, nach Kochs Annahme, erst nach den Konstanzer Ereignissen von 1548 gedichtet wäre, zur selben Zeit schon dem Kurfürsten hätte zugeschrieben werden können. Anders verhält es sich aber bei der Annahme von der Abfassung in den zwanziger Jahren. Das Lied ist damals ebensowenig wie andere Dichtungen Blaurers aus jener Zeit in die Gemeindegesangbücher übergegangen.[18]) Im Zwickschen Gesangbuch erscheint Bl. zuerst mit wirklichen Kultusgesängen, einem Psalm und drei Liedern für Himmelfahrt und Pfingsten. So war es leicht möglich, daß unser Lied, auf fliegendem Blatte ohne Angabe des Dichters umgehend, zu einem neuen Verfasser kam und daß es, als man's später in die Gesangbücher aufnahm, bald unter dem Namen des Reformators, wie in Zürich und Basel, bald unter dem des Kurfürsten erschien.

Hat sich so der zweite der Konstanzer Dichter zum Teil nur dank der Deckung durch fremden Namen in einige Gesangbücher der Gegenwart gerettet, so erscheint merkwürdigerweise auch der dritte, Thomas Blaurer, unter einem falschen Namen. Im Mülhauser Gesangbuch wird sein „Gesang vor Anfang und zu Beschluß der Kinderpredigt": „Gelobet sei der Herre Gott, ein Vater von uns allen", und: „Du hast uns Leib und Seel gespeist, nun gieb uns, daß wir leben", als Dichtung von Johannes Zwick angegeben, wie das auch in Gesangbüchern des 17. Jahrhunderts geschieht. Aber wäre das auch nicht der Fall, so kann doch der Gebrauch seines Liedes in einigen Gemeinden des Ober-Elsasses kaum etwas an der Thatsache ändern, daß er das Schicksal seiner Genossen teilt, deren Lieder aus dem gottesdienstlichen Gebrauch der Gegenwart fast verschwunden sind. — —

Wie erklärt es sich nun, daß sich von über 100 Liedern der Konstanzer[19]) so wenige und diese nur streckenweise bis in unsere Tage erhalten haben? Im Reformationsjahrhundert haben sie in die Gesangbücher weithin und in großer Zahl Aufnahme gefunden. Die größte Menge bieten die Züricher Gesangbücher vom Jahre 1570 und 1588, wo 32 und 33 Nummern von unseren Dichtern stammen, während das Zwickschе Gesangbuch 26 hat. Daß sämtliche Schweizer Gesangbücher dieser Zeit bald mehr bald weniger von diesen Liedern

[16]) A. a. O. III, Nr. 1185. 1197.

[17]) Vergl. z. B. Wackernagel III, Nr. 1194. 1195. 1199. R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen IV, S. 428 ff.

[18]) Gegen Keim a. a. S. 18; desgl. E. Ijsel, die Reformation in Konstanz, S. 137.

[19]) Über den Umfang des Konstanzer Liederschatzes werden die folgenden Aufsätze das Nähere bringen.

Digitized by Google

bringen, versteht sich von selbst und nicht minder, daß vornehmlich der deutsche Südwesten daran teilnimmt. Aber die Lieder gehen doch auch durch die ganze deutsch-evangelische Christenheit, und finden sich sogar in den niedersächsischen Gesangbüchern des 16. Jahrhunderts. Es wäre eine interessante Aufgabe, im einzelnen nachzuweisen, wie die Klänge vom Bodensee in kurzer Zeit bis zur Nordsee und dem baltischen Meere gedrungen sind, wie sie in lutherischen, böhmischen, reformierten Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben.[20]) Indes fehlt es dabei nicht an bedeutsamen Ausnahmen. In keinem der von Luther besorgten Sammlungen steht auch nur eines der Konstanzer Lieder. Unter den 101 Nummern des Bapstschen Gesangbuchs von 1545 finden sich nicht bloß 14 Lieder der böhmischen Brüder, sondern auch mehrere von südwestdeutschen Dichtern, so von den Straßburgern Greitter, Dachstein, Oeler; von den ihnen inhaltlich und formell weit überlegenen Konstanzern ist nicht eine Spur zu entdecken. Man hat sich oft darüber gewundert, daß keines der in Luthers Namen ausgegangenen Gesangbücher die Lieder von Decius (Hovesch) aufgenommen habe; die Ignorierung der Konstanzer, die auch in den späteren nach Luthers Tode erfolgten Auflagen des Bapstschen Gesangbuches keine Aufnahme fanden, ist mehr zu beklagen, denn sie ist viel folgenschwerer gewesen. Eine bemerkenswerte Parallele zu der Haltung Luthers begegnet uns auf Straßburger Gebiete. Vom Jahre 1537 an erscheinen die Konstanzer Lieder in beträchtlicher Anzahl in den Straßburger Gesangbüchern; so hat das von 1539 deren nicht weniger als 16. Das Butzersche Gesangbuch von 1545, das erste eigentlich offizielle Straßburgs, das mit zwei Ausnahmen alle Lieder Luthers aufnahm, hat sämtliche Konstanzer beseitigt. Dieses Vorgehen erscheint noch in besonders greller Beleuchtung, wenn Butzer in seiner Vorrede sich deswegen entschuldigt, daß er so viele Gesänge aufgenommen habe, und andererseits betont, daß aus den bisher in Straßburg und anderswo gebrauchten Sammlungen nur das beste ausgesucht und nichts beibehalten sei, „was nicht göttlichem Worte gemäß und zu aufbauen die Gottseligkeit dienstlich sein möge". Einen anderen Grund zur Ausmerzung der Konstanzer, als ihre entschiedene Abwehr der Wittenberger Konkordie, vermag ich nicht zu erkennen. Und hier werden wir in der That den ersten Grund haben, der das Verschwinden ihrer Lieder erklärt: die dogmatische und kirchenpolitische Stellung von Konstanz zwischen der sächsischen und der schweizerischen Reformation, wovon sich in den Kirchenliedern übrigens gar nichts findet. Es fordert die Gerechtigkeit, auszusprechen, daß gerade in der Periode des strengen Lutherthums in Straßburg die der Gemeinde lieb gewordenen Konstanzer Lieder wieder aufgenommen worden sind, wenn auch nicht in gleich großer Zahl wie in den dreißiger Jahren; um 1559 finden wir wieder drei Lieder von Zwick und zwei von Thomas Blaurer; später kommt auch Ambrosius B. wieder zu Ehren. Immerhin war die Bezeichnung der Konstanzer als Zwinglianer und Reformierte der Verbreitung ihrer Lieder in lutherischen Landeskirchen nicht gerade dienlich, wenn auch der Titel Reformierte, dessen sich noch die neueren Hymnologen bedienen, keineswegs zutreffend ist, und wenn auch keiner Zwinglis Stellung zum Kirchengesang schlagender ad absurdum geführt hat als Zwick in der Vorrede zu seinem Gesangbuche.

Es ist eine berechtigte Empfindung, wenn man solchen, die Zeit ihres Lebens irgendwie um den Erfolg ihrer Arbeit gekommen sind, einen Ersatz wenigstens nach ihrem Abscheiden wünscht. Aber mit diesem Wunsch trifft sehr oft die sogenannte Gerechtigkeit der Weltgeschichte nicht zusammen. Sonst hätte man keinem mehr die Anerkennung der Nachwelt prophezeien müssen als den Konstanzer Reformatoren. Zwicks Geschick ist am wenigsten tragisch gewesen, ja, A. Blaurer hat seinen „allerliebsten Doktor Hans" mehr als einmal glücklich gepriesen, daß er einen Tod gefunden, wie er seinem goldtreuen, liebreichen Gemüt entsprach, nämlich bei der Pflege der Pestkranken in Bischofszell, und daß er all das Elend nicht mehr erlebt hat, das die beiden Blaurer nach dem Fall von Konstanz und der Vernichtung der evangelischen Sache daselbst überreich gekostet haben. Aber wenn doch schließlich aller dreier Lebenswerk vernichtet wurde, so sollte man meinen, die evangelische Kirche würde die kostbarste Hinterlassenschaft dieser Reformatoren, ihre Lieder, um so treuer gewahrt haben.

[20]) Vergl. auch die Bemerkungen von Simons, M.-Schr. Nr. 10, S. 318.

Digitized by Google

Das ist nicht geschehen, und man kann leicht erkennen, daß gerade ihr Geschick dazu beigetragen hat. Mit dem Fall von Konstanz ging die Gemeinde unter, für deren Kirchen und Schulen zunächst jene Lieder bestimmt waren und deren Pietät sie auf die Nachwelt würde gebracht haben. Wie wenig Rücksicht diese Männer bei anderen zu erwarten hatten, davon geben die letzten Schicksale A. Blaurers in Leutmerken ein ergreifendes Beispiel.

Noch ein dritter Grund wird zu berücksichtigen sein, wenn man das merkwürdige Geschick der Konstanzer Lieder erklären will: ihre sprachliche Gestalt. Sie sind in einem oberdeutschen Dialekte abgefaßt, in dem sich bisweilen schwäbische und schweizerische Eigenart mischt. Wie wenig das zunächst ihrer Verbreitung hinderlich war, zeigt die oben besprochene Thatsache ihres Vorkommens bis nach Düsseldorf, Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Altona, Ratzeburg, Rostock, Stralsund, Stettin, Königsberg, Riga u. dergl. Wo der oberdeutsche Dialekt unverständlich war, wie in den niedersächsischen Gegenden, verfaßte man eine Übertragung in die heimatliche Mundart; wo einzelne Worte und Silben der Volkssprache nicht eigen waren, wie z. B. schon in Straßburg, änderte man sie ungeniert, oft genug auf Kosten des Reimes. Daß auf diese Weise die Form der Lieder nicht gewann, liegt auf der Hand. Auch erkennt man leicht, daß es viel schwerer war, mit wenigen Änderungen einen Blaurerschen Text der jeweiligen Schriftsprache entsprechend zu gestalten, als etwa einen Lutherschen. Das reichliche Ausstoßen von Vokalen macht dort eine Gedrängtheit des Ausdrucks möglich, die im Schriftdeutsch einfach nicht nachzumachen ist. So haben denn die Konstanzer Lieder früher als manche andere auf die späteren Geschlechter den Eindruck des Veralteten gemacht, und das durchaus nicht bloß in Norddeutschland, sondern seltsamerweise besonders in der Schweiz. Es ist eine an den neueren Schweizer Gesangbüchern zu beobachtende Thatsache, daß man sich dort gegen alles, was nicht dem modernen Schriftdeutsch gemäß ist, ungemein empfindlich zeigt. Neben dem von den Schweizern allgemein gebrauchten alemanischen Dialekte steht das Schriftdeutsch fast wie eine fremde Sprache da, die man aus Büchern lernt und in deren Gebrauche man viel weniger frei ist, als in den benachbarten deutschen Ländern, wo eine solche scharfe Trennung nicht existiert. In keinem der Schweizer Gesangbücher finden sich Archaismen, wie sie in den gewiß nicht besonders altertümelnden Gesangbüchern von Baden und Württemberg vorhanden sind. So hat denn die Kirche Zwinglis, in der im 16. Jahrhundert die Konstanzer Lieder reichlicher als sonstwo im Gebrauche waren, sie jetzt bis auf Zwicks Himmelfahrtslied ganz ausgestoßen oder nur in späteren Liedern, wie Annonis Pfingstlied und Sal. Wolfs Neujahrsgesang, einen schwachen Nachklang jener herrlichen Gesänge behalten.[21]) Der hier genannten Schwierigkeiten hätte man Herr werden können durch eine den Geist der Originale durchaus schonende, die Form der Sprache der Gegenwart annähernde Bearbeitung[22]), wie sie natürlich nur einer wirklichen Begeisterung für diese Lieder gelingen kann. An letzterer hat es nicht überall gefehlt. Kein Geringerer als E. M. Arndt hat in seiner Schrift: „Von dem Worte und dem Kirchenliede“ 1819, S. 136 ff. zu einer Zeit, wo z. B. das damalige Marburger Gesangbuch noch sieben der schönsten Konstanzer Lieder enthielt, A. Blaurers gewaltige Lieder auf Himmelfahrt und Pfingsten wieder abgedruckt. Nicht eines der neueren Gesangbücher hat, so viel ich weiß, dieser Anregung Folge geleistet. Die hymnologischen Arbeiten von v. Tucher[23]), Wackernagel, Chr. Joh. Riggenbach[24]), Koch, Th. Odinga[25]) u. a. haben es nicht daran fehlen lassen, ein besseres Verständnis und gerechtere Würdigung der Konstanzer Lieder zu erstreben. In der hymnologischen Praxis aber haben sich bis jetzt keine Folgen davon gezeigt, sodaß die mißtrauische Frage nicht unberechtigt erscheint, ob diese Lieder es denn inhaltlich wirklich wert seien, der Gemeinde der Gegenwart wieder dargeboten zu werden. — Hierauf werden weitere Aufsätze die Antwort geben.

[21]) Dieser beklagenswerten Thatsache entspricht im Norden, daß das neue Pommersche Gesangbuch unter seinen 750 Liedern nicht ein einziges des großen niederdeutschen Dichters Johannes Freder besitzt; von dessen Genossen ganz zu schweigen.

[22]) Vergl. den Versuch auf S. 352.

[23]) Schatz des evangelischen Kirchengesanges I.

[24]) Der Kirchengesang in Basel seit der Reformation, S. 95 ff.

[25]) Das deutsche Kirchenlied in der Schweiz, S. 31—42.

Digitized by Google

Die Kirchenordnung für die St. Wenzelskirche in Naumburg a. Saale vom Jahre 1527

mitgeteilt von Geh. San.-Rat Dr. **Köster** in Naumburg.

Durch die reformatorischen Bewegungen, besonders aber durch die Bauernempörung des Jahres 1525, waren die seelsorgerischen Verhältnisse in Thüringen in große Unordnung geraten. Speziell litt darunter die Gemeinde der Kirche zu St. Wenzel in Naumburg. Dem Rate der Stadt stand das Patronatsrecht darüber und die Verleihung der Altarlehen zu, dem Domprobst aber die Versorgung der Kirche mit Seelsorgern, Pfarrern und Dienern, die ihm von den Altarlehen eine Steuer zahlen mußten. Der damalige Domprobst, Graf Wolfgang zu Stolberg, vernachlässigte die Besetzung der Pfarrstellen derart, daß der Rat aus freien Stücken, damit die Kirche nicht gänzlich veröde, einen lutherischen Pfarrer, M. Joh. Langer, annahm, der das Wort Gottes rein und klar predigen, die Messe halten, die Sakramente reichen und die Begräbnisse besorgen sollte. Dieser Berufung widersetzte sich das Domkapitel; der Rat beschwerte sich darüber bei dem Naumburger Bischofe Philipp, der in Freisingen residierte, erhielt aber einen Verweis, weil er sich unterstehe, die Priesterschaft zu vermögen, die Messe deutsch zu singen. Der Rat rechtfertigte sich deshalb und schickte einen genauen Bericht ein, wie die Kirchenordnung gehandhabt werde. Sie lautet folgendermaßen:

Diser form wirdt dye Messe in Sanct Wentzels pfarrkirchen in Eurer fürstlichen genaden Stadt Neunburgk zcu ytziger zeitt alleyne ann heiligen Sonntagen vndt sonst zcur feyer gebottenen tagen mit singen vnd lesen gehaldten, aber doch aus Nymandes geboth, sundern das Es also von ombligender Stete vbung dermaß auch sich zcugetragen hat vnd in gebrauch komen ist.

Anfangs wirth dye Messe mit dem Alma redemptoris mater etc. vnd zcu ydder zceit geburlichen Introitu, Lateynisch angefangen, das Kyrie Eleyson Sampt dem Gloria in Excelsis vndt dem Et in terra par hominibus etc. wie es vorlangst in vbung gewesen, bis auff dye Epistell vnnd derselbigen vorgehende Collecta Lateynisch gesungen.

Dorauff list der pristor, der celebrirt, dye Epistell, so sich zcu Eyner idden zceit geburt, auch Lateynisch, vnnd wenn die gelesen wirdt, dorauff wie es sich nach der zceit geburt, das Alleluia oder gradual Sampt dem gehorigen Sequens, auch nach der zceit, ader dem heiligen tage vndt feste, so vorhanden ist vnd des tags gehaltten wirdt, lateinisch gesungen. Alsdanne list vnd singt der pristor, welcher celebrirt, das Euangelium auch Lateinisch.

Nach dem Euangelio hebt der pristor ahn vndt singt Credo in unum deum. Alsobalde hebet dorauff an dye gantze Kirche vnd vorsamelung von Mannen, Junckfrawen vnndt frawen, wer es kan vnd singen will, den glauben zcu deutzsch zcu singen, vndt Nemlich dise drey Nochfolgende gesetze. Also:

Wir gleuben alle in Eynen gott, u. s. w.[1])

Wenn diser glaube also gesungen ist, so Rufft man den Heyligen geist an mit dysem gesange also:

Ruhe bitten wir den Heyligen geist u. s. w.[2])

Herre Christ, gottes Son, durch deyner Martter willen, so bedenck aller Christenheit Rot, denn du vns lieber Herr an dem Creutze hast erlost. Kirieleis.

[1]) Vergl. Wackernagel, III, Nr. 23. Es finden sich folgende wichtigeren Varianten: Str. 1, Zeile 1 in statt an; Z. 3 hot st. hat; Z. 9 vor st. fur. Str. 2, Z. 1 in st. an; Z. 6 er st. eyn; Z. 8 vor st. für. Str. 3, 1 in st. an. — Hier und in den weiteren Anmerkungen werden orthographische und minder wichtige Varianten übergangen.

[2]) Wackernagel, III, Nr. 28, nur Str. 1. — 1. Z.: Ruhe st. Nu.

Digitized by Google

Hirnach so geht der prediger auff dye Cantzel vnd nach anruffung der genaden gottes, Sagt Er Erstlich den tert des heiligen Euangelii, wie es nach idder zceit geburt zcu lesen vnd predigen vnd legt Es dornach Recht, Reyne vnd wol aus mit guthen, trewen leren vnd vnderricht, das man dem Ewigen Worte gottes trewlich gleuben, daran hangen vnd bleiben soll, Demselbigen folgen vnd in der forchte gottes leben, inen alleyne lieben, dye gerechtigkeit thuen vnd vnnsern nechsten als wir vns wollen gethan haben, dyhnen, vnnd ynen als vnns selbst liebenn; vndt nach volendter predig spricht Er der gemeyne Vorsamlung vor das rechte gebet vnsers Erlosers Christi Jhesu, das Vater Vnser, mit lieblicher vndt Christlicher auslegung vnd vorclarung desselbigen, vnd thut dornach Christliche vnd fleißige Erinnerung yns volck: Got den allmechtigen von Hertzen anczuruffen vnd zcubitten, vor alle oberkeit vndt Christliche stende, das ynen der allmechtige gott seine genade vorleyhen vnd den Heiligen geist geben wolde, den waren Christlichen geiauben zcubekennen vndt dem Worte Gottes treulich zcugeleben, damitt seyn gotlicher Nahme bekandt und allezceit vnsers lebens geerht, dem Nechsten fleißig gedynet werde, vnd der armen nicht vergessen, frid vnd Eynigkeit alhie auff erden gewirckt vnd erhaitten vnd darnach vns der Ewige fride durch gottes Barmherczigkeit vorlihen muge werden. Spricht dornach, dyeweile das folgk yn solcher andacht kniende vorhanden ist, die offenbare schuldt vndt beicht mit folgender Absolucion wie geburlich. Dordurch das folgk wie, got hab lob vormargkt, zcu guther Andacht vnnd besserung yrs lebens gereitzt vnd gebracht ist wurden, mehr vnd besser dan in vorigen zceitten, da solche ermanungen nicht geschehen seindt. Vndt alsbalde, Nachdem diß alles dermas geschehen ist, Hebt man an durch die gantze Kirche zcusingen den Psalm Dauidis: Deus misereatur nostri etc. vordeutzscht also:

Es woldt vns got genedig seyn u. s. w.[3])

Hirnach procedirt der Prister in der Messen Mit dem Dominus vobiscum, wie geburlich, vnndt wenn der Chor Et cum spiritu suo geantwurt hadt, So hebt man an yn stat des offertoriumbs zcu singen durch die gantze Kirche, den vordeutzschten Psalm Dauids De profundis clamavi ad te etc. also wie folget:

Aus tieffer Not schrey ich zcu dir, u. s. w.[4])

Nach dysem gesange an stadt des Offertorii vnd so der priester vber den Altar bis auf das Sanctus procedirt hat, So hebt der Chor an zcu singen: Sanctus, Sanctus, Sanctus Dominus deus Sabaoth, Pleni sunt celi et terra gloria tua, Osanna in excelsis, Benedictus qui venit in Nomine domini, Osanna in excelsis. Vndt hirauff singt aisbalde die gantze Kirche das Jhesus Christus etc. in Form wie nachfolget:

Jhesus Christus vnser Heylandt, der von vns den gottes Zcorn wandt u. s. w.[5])

Hirnach vnd vnder des wirth der priester mit der Messen bereit bis auff das

---

[3]) Wackernagel, III, Nr. 7, Str. 1, 5 wege st. werck. Str. 3, 7 thut st. thun, Z. 8 furchtet st. furchte.

[4]) Wackernagel, III, Nr. 6. Str. 1, 5 wo st. so. Str. 2, 2 sunde st. sunden; 6 Es st. Des. Str. 3, 6 tewer st. trewer. Str. 4, 3 Noch st. doch; 5 thue st. thut; 7 deynes st. seynes.

[5]) Wackernagel, III, Nr. 10. Nr. 1, 2 gottes Zcorn st. zcorn Gottis. 2, 3 vorborgen in dem st. verborgen ym. 3, 1 hie zcum st. zu dem; 3, 4 hinter leben: „Er". 4, 2 thut st. wolt; 4, 4 gegeben st. geben. 5, 2: das es sey eyn speiß der krancken. 6, 1 genade st. gnad; 6, 4 erkriygest st. krygst. 7, 4 yme st. yhm. 9, 2 bekennest es; 9, 4 deyne st. deyn.

Digitized by Google

Dominus vobiscum; damitte vnnd mit der Anthwurt des Chors Et cum spiritu suo*) wirth die Messe beschlossen. —

Vndt also hat der prister bis anher in dem Ampt der Messen gar keyn deutzsch Worth gesungen, singet es auch noch nicht, sondern allenthalb Lateinisch. Hirzcue, so werden dise angezeigte Deutzsche gesenge vndt Psalmen nicht mehr dann an den Sontagen vnd an den festen vnd feyrtagen, So man zcu predigen vndt das Wort gottes zcuuorkundigen pflegt, gesungen. Aber sunsten alle anderen tage, dye wochen vnd das jar vber wirth die Messe gesungen, gelesen vnd gehaltten Lateinisch, vndt wie bisanher ethwa lange geschehen ist.

Sonnabendt den Tag des lieben Apostels Sanct Thomas Anno di. 1527. —

Zehn Jahre später gab Dr. Medler seine von Luther, Melanchthon und Jonas approbierte Kirchenordnung heraus.

Noch einmal der Konzertkantor

von Kantor **R. Vollhardt** in Zwickau.

Wenn auch die Wahrheit des Ausspruches: „Es giebt keine objektive Kritik" allen bekannt sein dürfte, da sie leider auf der Unvollkommenheit menschlicher Natur beruht, so giebt es doch auch hier eine Grenze, die Herr Dr. Göhler in seinem Artikel „Konzertkantoren" allerdings so weit überschritten hat, daß sie einer gründlichen Regulierung bedarf. Wenn auch mein Name in diesem Artikel nicht genannt wurde, so bin ich doch wenigstens in Sachsen zu bekannt, als daß nicht jeder sofort wissen sollte, auf wen dieser Angriff zielt, der nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meinen hochverehrten Herrn Vorgesetzten gerichtet ist. Zunächst legt mir dieser Artikel schon hinsichtlich meiner Behörde die für mich immerhin angenehme Pflicht auf, mein Wirken hier in Zwickau als Kantor, oder, wie Herr Göhler sagt, als Konzertkantor an hiesiger Marienkirche auch einem größeren Leserkreise auf diese Weise bekannt geben zu dürfen, denn ich sehe mich genötigt, mein Chorbuch vom letzten Jahre zu veröffentlichen, um dadurch die Angriffe des Herrn Göhler als völlig unbegründet zurückzuweisen. — Man wird daraus zunächst ersehen, daß ich mich mit den von Herrn Göhler aufgestellten und allgemein bekannten Grundsätzen über Kirchenmusik vollständig im Einklang befinde, indem nur äußerst selten im Laufe des Jahres eine Motette mehr als einmal aufgeführt worden ist. — Auch die Wahl meiner Kirchenmusiken erfolgte mit geringer Ausnahme in genauer Übereinstimmung mit dem vorgeschriebenen Text. wie das hier folgende Verzeichnis beweisen und zugleich die Beschuldigung entkräften wird, daß ich meine Kirchenmusiken nur als Vorprobe meiner Konzerte benutze.

1897. 1. Januar: J. W. Franck: Komm, Gnadentau. 3. Jan.: A. Becker: Ich wollt', daß ich daheime wär. 6. Jan.: M. Blumner: Dein, o Heiland. 10. Jan.: J. Stade: Wenn ich ihn nur habe. 17. Jan.: Fr. Mergner: Was willst du dich betrüben. 24. Jan.: G. Flügel: Wenn der Herr die Gefangenen. 31. Jan.: F. Schubert: Gloria, Es-dur-Messe, mit Orchester (100. Geburtstag des Komponisten). 7. Februar: F. Mendelssohn: Sei stille dem Herrn. III. Geistliche Musikaufführung, v. Herzogenberg, Christi Geburt 14. Febr.: Mößler: Reformationsmotette (Melanchthonfeier). 16. Febr.: Melanchthonfeier, drei Gesänge 21. Febr.: Fürst Wizlaw: nach der Jenaer Handschrift von W. Stade bearbeitet, Gebet. 28. Febr.: J. Rheinberger: Errette mich, mit Orgel. 7. März: F. Mendelssohn, Paulus Chor: Sehet, welch', und Choral: Dir, Herr, dir will ich mich ergeben, mit Orchester. 14. März:

*) Hier und bereits vorher suo! Wie's scheint, ist das „Und mit seinem Geiste" im Jahre 1527 bereits den Evangelischen vielerorten am vernünftigsten erschienen. In Nürnberg sang der Priester 1526 ebenso, indem er beide Teile der Salutation vereinigt anstimmte. Vergl. Smend, Die deutschen Messen, S. 165. 182.

Digitized by Google

H. Schütz: Vater unser. 17. März (Bußtag): J. Rheinberger, De profundis. 21. März: F. Händel: Hallelujah, mit Orchester (100jähr. Geburtstag von Kaiser Wilhelm). 28. März: H. Schütz: Ehre sei dem Vater. IV. Konzert. 4. April: A. Becker: A. Mache mich selig. 16. April: H. A. Mozart: Ave verum. 18. April: F. Mendelssohn: Mache dich auf, und Choral: Wachet auf, mit Orchester. 19. April: H. L. Haßler: Singet dem Herrn. 2. Mai: M. Hauptmann: Gnädig und barmherzig. 9. Mai: R. Vollhardt: Du meine Seele singe. 16. Mai: H. L. Haßler: Singet dem Herrn. 23. Mai: R. Finsterbusch: Psalm 121. 27. Mai: W. A Mozart: Gloria, mit Orchester. 30. Mai: J. W. Franck: Komm, heiliger Geist. Kirchengesangfest. 6. Juni: F. Mendelssohn: Wie lieblich sind die Boten. Laßt uns singen von der Gnade. O, welch eine Tiefe, mit Orchester. 7. Juni: D. Bortnianski: Komm, heil'ger Geist. 20. Juni: E. Grell: Magnificat. 27. Juni: F. Mendelssohn: Arie: Jerusalem, und Chor: Siehe, wir preisen selig, mit Orchester. 4. Juli: S. Jadassohn: Neige, o Herr; 3 Uhr Missionsfest, E. Grell: Magnificat. 11. Juli: J. Brahms: Warum ist das Licht gegeben. — Große Ferien. — 15. August: G. Flügel: Birg mich unter deinen Flügeln. 22. Aug.: F. E. Richter: Wie lieblich sind die Boten. 29. Aug.: H. Schütz: Speret in Domino. 5. September: H. Schütz: Psalm 149 (Sedan). 12. Septbr.: J. Brahms: Warum ist das Licht gegeben. 19. Septbr.: F. Mendelssohn: Chor und Choral Nr. 1 und 2 aus Paulus. (Erntefest.) Abends 6 Uhr Konzert 26. Septbr.: Krebs: Vater unser. 3. Oktbr.: Th. Kirchner: Bitten. 10. Oktbr.: F. E. Richter: Wie lieblich sind die Boten. 11. Oktbr.: R. W. Gade: O du, der du die Liebe bist. 24. Oktbr.: B. Reichardt: Psalm 46. 31. Oktbr.: O. Nicolai: Ein' feste Burg, mit Orchester. 7. Novbr.: J. W. Franck: Sei nur still. 14. Novbr.: Mendelssohn: Paulus, Ich danke dir Gott. 17. Novbr. (Bußtag): Mendelssohn: Paulus, Sei getreu, und Choral: Dir will ich mich ergeben. 21. Novbr.: Mendelssohn: Siehe, wir preisen. Abend Paulusaufführung. 28. Novbr.: F. Händel: Tochter Zion. 5. Dezember: C. Riedel: Böhmische Weihnachtslieder. 12. Dezbr.: Wold. Voullaire. Weihnachtslied. 17. Dezbr.: Praetorius: Es ist ein' Ros' entsprungen. 25. Dezbr.: W. A. Mozart: Gloria, mit Orchester. Händel: Chor: Uns ist ein Kind; Rezit.: Und es waren Hirten; Chor: Ehre sei Gott. 26. Dezbr.: F. E. Richter: Vom Himmel hoch. 31. Dezbr.: A. Becker: Reiselied, In Gottes Namen fahren wir.

Die wenigen Fälle, in denen sich meine Musik nicht in Übereinstimmung mit dem vorgeschriebenen Text befindet, haben zwingende Gründe veranlaßt, die sich aus meiner Dienstanweisung erklären. Mein Chor hat laut dieser mit Ausnahme der großen und der Michaelisferien und einiger weniger Sonntage im Jahre allsonntäglich, d. h. mindestens 48mal, zu singen; außerdem bin ich verpflichtet, vier Konzerte zu veranstalten und bei verschiedenen Gelegenheiten, als Versammlungen und kirchlichen Festlichkeiten mitzuwirken. Zur Vorbereitung dieser Aufführungen sind mir jedoch wöchentlich nur zwei Übungsstunden eingeräumt worden, eine Zahl, die im Verhältnis zu den Übungsstunden anderer größerer Kirchenchöre eine äußerst geringe zu nennen ist. Eine vor Jahren verlangte dritte Singestunde wurde von den Herren Rektoren des Gymnasiums und Realgymnasiums, aus deren Anstalten sich der Hauptsache nach mein Chor zusammensetzt, mit dem Bemerken abgelehnt, daß dadurch die Zeit der Schüler über Gebühr in Anspruch genommen werde. Der Kirchenvorstand gab mir hierauf die Weisung, in Zukunft nötigenfalls Wiederholungen eintreten zu lassen. Herrn Göhler, der acht Jahre lang mein Schüler war, und während dieser Zeit auch dem Kirchenchor bis vor wenigen Jahren angehörte, sollte dies alles doch wohl bekannt gewesen sein. Wenn ich trotz der geringen Übungszeit von der Erlaubnis, wiederholen zu dürfen, nicht öfter Gebrauch gemacht habe, als mein Chorbuch zeigt, wenn mir trotzdem mein Wirken hier nicht nur die freudigste Anerkennung der Gemeinde, sondern auch des Kirchenvorstandes und des Rates gebracht hat, wie ich durch Veröffentlichung amtlicher Schriftstücke beweisen könnte, so spricht das alles, genau betrachtet, in hohem Grade nur für den „Konzertkantor", zumal da ich die erfreuliche Gewißheit besitze, daß mein Chor auch hinsichtlich der künstlerischen Wiedergabe hohen, selbst höchsten Ansprüchen genügt, wie mir Aussagen von Autoritäten verbürgen. — Schrieb doch Herr Göhler selbst noch im vorigen Jahre in einer Kritik über meinen Chor im hiesigen Wochenblatt folgendes: „Jedenfalls hat der Kirchenchor, der erst vor kurzem in seiner Pfingstfeier seine Größe in der Ausführung geistlicher Musik gezeigt hat, den Triumph auf der weltlichen Bühne des Gewandhauses redlich verdient; er darf sich ruhig neben die berühmtesten Kirchenchöre stellen dank der ausgezeichneten Leitung seines Chormeisters, des Herrn Musikdirektors Vollhardt." Da wohl nicht anzunehmen ist, daß ich mit meinem Chor

Digitized by Google

in Jahresfrist so tief gesunken sein sollte, um von Herrn Göhler als „abgethan" betrachtet zu werden, so bleibt doch immer noch die Frage nach der Ursache dieses Angriffs gegen mich und meine Behörde offen, eine Frage, deren Beantwortung wohl nichts mit kirchlicher Kunst gemein hat, und welcher daher mit Recht die Spalten dieses Blattes verschlossen bleiben dürften.

Kleine Mitteilungen.

Die „Neuen Mitteilungen aus dem Gebiet histor.-antiqu. Forschungen, herausg. vom Thür.-sächs. Verein zu Halle a/S.", bieten ueben der vom Geh. San.-Rat Dr. Köster veröffentlichten Naumburger Kirchen- und Schulordnung von 1537 (S. 497ff.) Bemerkungen zu derselben Ordnung vom Pastor O. Albrecht in Naumburg (S. 570ff.). Die letzteren führen den Nachweis, daß das in der Gottesdienstform sich findende, als von Luther gedichtet eingeführte, deutsche Et in terra, „All Ehr und Lob soll Gottes sein", von Luther stammen muß, da dieser selbst nebst Melanchthon und Jonas die Kirchenordnung begutachtet und unterzeichnet hat. Darnach haben wir in jener Dichtung (Wackernagel III, Nr. 252) ein neues Lutherlied vor uns. Pastor Albrecht wird den Lesern demnächst an dieser Stelle selber weitere Auskunft geben. Seither hat Dr. Köster eine zehn Jahre ältere Gottesdienstordnung entdeckt, die in dieser Nr. der M.-Schr. zum Abdruck gekommen ist.

Sm.

Am 6. Januar feierte Herr Prof. Dr. Max Bruch in Friedenau bei Berlin seinen 60sten Geburtstag. Von allen Seiten gingen dem Jubilar Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit in jeder Form zu. Die Redaktion der M.-Schr. hat es sich nicht nehmen lassen, unter der Schar der Glückwünschenden zu stehen. In seiner herzlichen Erwiderung schreibt Bruch: „Sie wissen, wie warm mein Herz für die protestantische Sache schlägt, und wie ich gerade jetzt in dieser Richtung thätig bin. Möchte man einst von mir sagen können: Er suchte nach besten Kräften der protestantischen Sache und dadurch dem Vaterlande zu dienen."

Wie wir der „Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht (VII. 3) entnehmen, steht der Erlanger Kirchenrechtslehrer, Prof. Emil Sehling, im Begriff, mit der seit Jahren geplanten Herausgabe der evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts nunmehr zu beginnen. Damit wird der Wunsch vieler Forscher und Liebhaber nach einem das berühmte Werk von Aem. Ludw. Richter nach jeder Richtung hin vervollständigt zu sehen, erfüllt. Der Wert der neuen Unternehmung wird in der „Vollständigkeit des Materials" bestehen. Die Gruppierung geschieht nach Territorien, wobei der Stand des 16. Jahrh. maßgebend sein soll. Begonnen wird mit Sachsen; folgen wird der deutsche Osten, Norden, Westen, Süden. Ein annähernd vollständiges Bild über den Rechtszustand der evangelischen Kirche Deutschlands im Jahrhundert der Reformation ist das Ziel. Die Grundsätze, nach denen verfahren werden soll, entwickelt Sehling an der erwähnten Stelle. Wer noch besondere Wünsche hegt oder etwas beitragen kann, darf sich an den Gelehrten wenden. Sm.

Wir sind leider infolge großer Fülle wichtiger und zu sofortiger Veröffentlichung drängender Artikel nicht imstande gewesen, in dieser Nummer der M.-Schr. eine Bücherschau und Notenbeigabe zu bringen. Desgleichen haben mehrere, bereits gesetzte Abhandlungen wieder zurückgelegt und die Referate über die kirchlichen Aufführungen der letzten Monate bis auf die nächste Nummer verschoben werden müssen. Wir bitten herzlich die verehrten Mitarbeiter und Leser um Nachsicht und Geduld. Andererseits können wir uns des wachsenden Interesses für unsre Arbeit und der immer weiteren Beteiligung daran nur freuen und bitten, sich durch die oben berührte Sachlage nicht abhalten zu lassen, der Redaktion sofort einzusenden, was von Interesse für die Sache des Gottesdienstes und der kirchlichen Kunst ist. Das liebenswürdige Entgegenkommen des Verlegers macht es uns immer wieder möglich, schneller, als wir zunächst fürchten mußten, unser Material zu veröffentlichen. Sp.

Berichtigung: Die Angaben des Aufsatzes über die neue Agende der reformierten Kirche Frankreichs in der Januarnummer der M.-Schr. müssen dahin berichtigt werden, daß die sogenannte „Generalsynode" von Sedan (1896) nicht eine offizielle, sondern eine „offiziöse" Synode der Vertreter der mehr oder minder orthodoxen Partei der reformierten Kirche war. Die von dieser „Generalsynode" herausgegebene Agende ist infolgedessen nicht von allen Gemeinden angenommen worden. Die Bezeichnung der neuen Agende als einer „offiziellen, von der franz.-ref. Kirche allgemein anerkannten Kirchenbuchs" entspricht also nicht vollkommen den thatsächlichen Verhältnissen. F. Menegoz.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

— **(Musik.)** Der große illustrirte Katalog der Firma Wilh. Rudolph, Pianoforte- und Harmonium-Fabrik-Lager in Gießen enthält eine solch' reiche Auswahl **Harmoniums** und **Cottage-Orgeln**, wie sie unseres Wissens kein zweites Geschäft bietet; das billigste Schul- und Hausharmonium kostet Mark 90.—, das theuerste Kirchenharmonium Mark 4000.— und ist jedem Bedürfniß bezüglich Preis, Ausstattung und Ton Rechnung getragen; **Pedalharmoniums**, deutschen und amerikanischen Systems, sind in außergewöhnlich großer Anzahl vertreten; das billigste zu Mark 300.—. Der Katalog wird gratis und frei versandt.

J. S. Bach's Kirchenkantaten.

Praktisch eingerichtete Ausgabe.

Jeder Klavier-Auszug Mk. 1.50. Jede Chorstimme 30 Pfg. Jede Orchester-Stimme 30 Pfg. Orgelstimme Mk. 1.50.

Bisher in Orchester-Stimmen erschienen:

Christ lag in Todesbanden. (Nr. 4.) (10 Orchester-Stimmen.)
Bleib bei uns, denn es will Abend werden. (6.) (17 Orchester-Stimmen.)
Ich hatte viel Bekümmernis. (21.) (13 Orchester-Stimmen.)
Brich dem Hungrigen dein Brod. (39.) (9 Orchester-Stimmen.)
Nun ist das Heil. (50.) (12 Orchester-Stimmen.)
Gott der Herr ist Sonn' und Schild. (79.) (12 Orchester-Stimmen.)
Ein feste Burg ist unser Gott. (80.) (12 Orchester-Stimmen je 60 Pfg.)
Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit. (106.) (6 Orchester-Stimmen.)

Weitere Kantaten erscheinen demnächst.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

J. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1680

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- ꝛc. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine ꝛc. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen ꝛc.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

Verlag von J. RIETER-BIEDERMANN in LEIPZIG.

Liturgische Gesänge

für

Chor a capella

von

Heinrich von Herzogenberg.

Op. 84. I. Zur Adventszeit. Part. M. 3.—, Sopran I/II. —.50, Alt I/II. —.50, Tenor I/II. —.60, Bass I/II. —.50. **II. Zur Epiphanias-Zeit.** Partitur M. 3.—, Sopran I/II. —.80, Alt I/II. —.50, Tenor I/II. —.80, Bass I/II. —.50. **III. Zur Passionszeit.** Partitur M. 3.—, Sopran I/II. —.80, Alt I/II. —.30, Tenor I/II. —.50, Bass I/II. —.50.

Op. 92. IV. Zum Todtensonntag. Partitur M. 2.50, Sopran —.50, Alt —.50, Tenor —.50, Bass —.50.

Op. 99. V. Zum Erntefest. Partitur M. 4.—, Sopran —.50, Alt —.50, Tenor —.50, Bass —.50. (Nr. 5 der Erntefest-Gesänge ist für Gemeindegesang, Chor und Orgel componirt.)

Verlag von J. RIETER-BIEDERMANN in LEIPZIG.

Die Passion.

Kirchen-Oratorium

für Gründonnerstag und Charfreitag.

Für Solostimmen, Chor, Streichorchester, Harmonium, Gemeindegesang und Orgel

von

Heinrich von Herzogenberg.

Op. 93.

Theil I: **Gründonnerstag.**

Part.	Cl.-Ausz.	Chorst.	Orch.-St.	Text
n. 10 M.	n. 3 M.	je n. 60 Pf.	n. 10.25 M.	n. 10 Pf.

Theil II: **Charfreitag.**

Part.	Cl.-Ausz.	Chorst.	Orch.-St.	Text.
n. 15 M.	n. 4.50 M.	je n. 1 M.	n. 15.25 M.	n. 10 Pf.

Unbemittelte Kirchenchöre erhalten das Material leihweise. Näheres auf Anfrage.

Digitized by Google

Soeben erſcheint:

Mancinus, Thomas, Die Paſſion Chriſti.

Zum Gebrauche für liturgiſche Andachten am Charfreitag nach den Vorſchlägen von Ludw. Schöberlein überarbeitet und herausgeg. v. Prof. D. Karl Knoke.

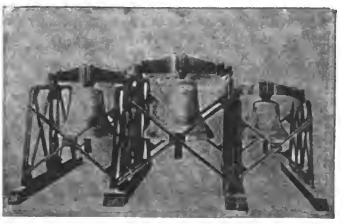
Inhalt: Zur Geſchichte der „Paſſion“ des M. und ihrer Überarbeitung. — Einige Winke über ihre liturgiſche Aufführung. — Text und Melodieen der „Paſſion“.

Preis 80 Pfg., Text und Melodieen allein von 15 Exempl. an je 20 Pfg.

Bisher nur nach dem Manuſkript am Schluß jeden Semeſters von den Mitgliedern des liturgiſchen Seminars der Univerſität Göttingen aufgeführt, hat ſich die Nachfrage nach den Noten von Jahr zu Jahr ſo geſteigert, daß es angezeigt erſchien, ſie durch Drucklegung weiteren Kreiſen zugänglich zu machen.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Bochumer Gußſtahl-Glocken.



Veranlaßt durch die Direktion des Bochumer Vereins in Bochum haben die Unterzeichneten in dem Glocken-Montierungsraume der Gußſtahlfabrik heute drei Glocken von 34, 29 und 22″ Dm. und zuſammen 585 kg Gewicht geprüft.

Dieſes Geläute wurde im Jahre 1858 vom Bochumer Verein der katholiſchen Gemeinde Linden bei Bochum geliefert, und im Jahre 1895, alſo nach 37jähriger Gebrauchszeit, gegen ein Bronzegeläute ausgewechſelt, weil es angeblich „in einem gar zu unharmoniſchen Verhältnis zu dem prächtigen Gotteshauſe in Linden ſtände“.

Es wurde feſtgeſtellt, daß die mit neuen Bronzeballenklöppeln verſehenen Glocken beim Zuſammenläuten den Akkord h, d, fis in vollen, weichen, durchaus angenehmen Tönen erklingen laſſen, daß ferner die Glocken wieder ein ſehr ſauberes Ausſehen erhalten haben und ſich von neu hergeſtellten Glocken nicht unterſcheiden.

Die Unterzeichneten haben durch Anhören dieſes wieder in ſtand geſetzten Geläntes die Überzeugung gewonnen, daß durch Auswechſelung der alten, ſehr leichten und während der langen Gebrauchszeit verſchliſſenen Klöppel gegen die jetzt zur Verwendung gekommenen Bronzeballenklöppel, auch ohne Umtauſch gegen Bronzeglocken, ein durchaus würdiges, harmoniſches Geläute hergeſtellt iſt.

Die alten Lindener Glocken ſind für die neue kathol. Kirche in Gerthe bei Bochum beſtimmt und ſollen dort in den nächſten Tagen aufgehängt werden.

Bochum, den 12. Juni 1897.

(gez.) **Harbort,** Propſt; **Bielers,** Architekt; **H. Krüger,** Muſikdirektor; **Brück,** Rektor; **W. Winkelmann, Fr. Schulte,** Kaufleute.

Bochum in Weſtfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gußſtahlfabrikation.

Digitized by Google

Die heilige Passion
in
sieben liturg. Andachten
von
Ludwig Schoeberlein.

2. Auflage,
herausgegeben von **M. Herold**, Pfarrer.
1895. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Das dazu gehörige **Passionsbüchlein für die Gemeinde** (7. Aufl., 42.—50. Tausend, Einzelpreis 20 Pf.) wird in Partien von mindestens 50 Exempl. für 10 Pf. geliefert.

Das Bedürfnis nach Gottesdiensten, in denen die freie Rede ganz fehlt oder doch hinter die festen Formen des Gesangs, Gebets und der biblischen Vorlesung zurücktritt, ist in der österlichen Zeit mit ihrer Häufung von kirchlichen Feiern für Geistliche und Gemeinden gleicherweise vorhanden. Am unentbehrlichsten ist die liturgische Andacht in den Nachmittags- und Abendstunden des **Charfreitags.** Beispiele für solche Feiern bietet obiges Werk.

Die Auferstehung
des Herrn
in zwei liturg. Andachten
von
Ludwig Schoeberlein.

Preis 1 Mk.
Osterbüchlein für die Gemeinde,
2. Auflage, 10 Pf., 50 Exemplare 2 Mk.

Perlen geistl. Volksgesangs
aus dem skandinavischen Norden.

Eine Anzahl der schönsten Originalmelodien der dänischen Volkskirche für Orgel oder Harmonium, Piano und ein oder mehrstimmigen Gesang in mäßig hoher Stimmlage.

Mit deutschem Text
herausgegeben von
E. Schumacher.

Preis 1 Mark.

Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig.

Adolf Pichlers Werke:

Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Kreuz und Quer. Streifzüge.

Inhalt: In der goldenen Wachau. — Im Oetzthale. — In der Eng. — Bei Mauls. — Im Rosengarten. — Nach Jochgrimm. — Der Fasching eines Geognosten. — Am Garda. — Eine verlassene Gegend.

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Hymnen. Dritte Auflage. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen. Geb. Mk. 1.—.

Marksteine. Erzählende Dichtungen. Geb. Mk. 1.50.

Allerlei Geschichten aus Tirol. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, in 2 Bände geb. Mk. 6.—.

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, in 2 Bände geb. Mk. 6.—.

Professor A. Brandl in der deutschen Litteraturzeitung:

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Digitized by Google

Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Vereinshauses (A. Haarth) Dessau
vormals Schriften-Niederlage Cöthen.

Neu erschien in **zweiter** Auflage:

Heimatklänge.

Eine Sammlung unserer schlichten geistlichen und edlen weltlichen Volkslieder.
Herausgegeben von **O. Pfennigsdorf.**

A. Kleine Textausgabe.

Liederbuch für christliche und patriotische Vereine, insbesondere für Vereins-, Familien- und Gemeindeabende.
2. Auflage. Mit 118 Liedern. **Preis 10 Pfg.**

B. Große Textausgabe.

für christliche und patriotische Vereine.
2. Auflage. Mit 259 Liedern. **Preis 25 Pfg., 50 Exemplare à 20 Pfg.**

C. Große Textausgabe.

für evangelische Frauen- und Jungfrauenvereine.
2. Auflage. Mit 259 Liedern. **Preis 25 Pfg., 50 Exemplare à 20 Pfg.**

D. Notenausgabe

in vierstimmigen Satz für Gesang, Klavier und Harmonium.
Für alle drei Ausgaben. **Preis 2,60 Mk.**

Gute neue Bücher für Haus- und Volksbibliotheken
aus dem Verlage von
Georg Heinrich Meyer in Leipzig.

Sophus Bauditz, **Erzählungen.** Zweite Auflage. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Alfred von Hedenstierna, **Herbststurm und Weihnachtsfreude.** Ein neues Geschichtenbuch. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Heinrich Sohnrey, **Der Bruderhof.** Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte aus dem Hildesheimischen. Geh. Mk. 2.—, geb Mk. 3.—.

Helene Voigt, **Schleswig-Holsteiner Landleute.** Bilder aus dem Volksleben. Mit einem Vorwort von Heinrich Sohnrey. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Jeder Litteraturfreund verlange **gratis** Probenummern der neuen Monatsschrift
Bote der deutschen Litteratur ausgesandt an
Preis pro Quartal nur 86 fr. **die Deutschen der Erde.**

Digitized by Google

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fäh, A., Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. In 3 Theilen. Mit vielen Illustrationen. Lex.-8°.

3. Theil (Schluß): **Die Kunst der Renaissance.** Mit 173 Illustrationen. (XVI u. S. 493—709.) ℳ 3.75. Das ganze Werk in einem Band mit einem Titelbild, 27 Einschaltbildern und 455 Illustrationen im Texte. ℳ 12.50; geb. in Halbfranz ℳ 16.50. — Einbanddecke ℳ 2.60.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** *Bremen 1890.*

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

× × × × **Neue Florentiner Kunstblätter!** × × × ×

Fra Angelico's Engel-Gruppen

Farbenholzschnitte auf Goldgrund von H. und R. KNÖFLER.

Ausgabe I: 26 cm Durchm. à M. 5.—. In schwarzem Passepartout à M. 10.—. In echtem Nussholz-Passepartout à M. 12.—. Ausgabe II: 13½ cm Durchm. à M. 1.20. In imitirtem Nussholz-Passepartout à M. 3.—.

A. della Robbia's 10 Wickel-Kinder

Terracotta-Medaillons am Florentiner Findelhaus.

Chromotypien auf blauem Grund, 12½ cm Durchm. Preis M. 4.— für alle 10 Blätter in elegantem Umschlag; halbe Serien 5 Kinder M. 2.—.

Verlangen Sie, bitte, den illustr. Katalog umsonst von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

J. Schmidt's Kunstverlag in **Florenz**, 1 Via Tornabuoni.

W. Franke, Naumburg a. d. Saale

Anstalt für Glasmalerei, gegr. 1859.

Hoflieferant.

Glasmalereien jeden Stiles zu **Kirchenfenstern.**

Feinste Referenzen. Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an, von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Ausgegeben am 1. Februar 1898. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

Anzeigen-Beilage.

Zur Konfirmation.

Gotteshilfe. 1.—3. Band. Gesammelte Andachten aus den Jahren 1895—97 von **Friedrich Naumann.** Fein geb. je Mk. 1,70; kart. je Mk. 1,35.

Der Ruf dieser zunächst in der Hilfe veröffentlichten Andachten ist bereits in weiten Kreisen fest begründet.

Hiob. Deutsch mit Einleitung und kurzen Anmerkungen für Ungelehrte. Von Prof. D. **Frdr. Baethgen.** 1898. Preis fein kart. Mk. 1,80.

Warum wird gerade der Fromme so oft von den schwersten Leiden heimgesucht, während der Gottlose gedeiht und ihm alles gelingt? Dies Problem, das im Hiob seine klassische Darstellung gefunden hat, bewegt den modernen Menschen nicht weniger, als die alten Völker.

Daher wendet sich diese Verdeutschung **an alle Gebildeten,** die für ernste, erhabene Poesie Verständnis haben. Die dichterische Form des Originals ist in ungemein glücklicher freier Form nachgebildet. Die Anmerkungen entsprechen dem Kalendedürfnis.

Feierstunden. Von Prof. D. **Julius Smend.** Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. 2. Aufl. Lwbd. 4 Mk.; mit Goldschn. Mk. 4,50.

Reden über die Korintherbriefe. Von **Fr. W. Robertson.** Deutsch nach der 11. engl. Aufl. Mit Einleitung von Prof. D. Drews. Lwbd. Mk. 5,80.

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium u. Genuß von **M. von Boecker.** 3. verm. Aufl. mit 71 vorzügl. Abbildungen. 1898. Gediegenste Ausstattung. 4.—6. Tausend. In Geschenkband 4 Mk.

„Einzigkeit der Auffassung, Frische der Darstellung und verständnisvolle Würdigung auch der religiösen Kunst." (Theol. Lit.-Bl.)

Feldbriefe 1870/71 von **Heinrich Rindfleisch,** weiland preuß. Unterstaatssekretär. 5. Aufl. mit Bildnis des Verf. und 1 Karte. 1898. In Geschenkband 4 Mk.

Die 1. Aufl. kostete s. Zt. 6 Mark!

„Auf diesen Feldbriefen ruht ein Segen. Wir wünschen, daß immer mehr Tausende an diesem Segen teilnehmen und dem herrl. Buch zu noch weiterer Verbreitung helfen." (Das Volk.)

Lebenserinnerungen von **Thomas Carlyle.** Deutsch von P. Jäger. 1897. Mit Bildnis Carlyles. Geh. 4 Mk., geb. Mk. 4,80.

Aus Ch. Kingsleys Schriften. Eine Auswahl aus sein. Reden, Predigten u. s. w. Deutsch von M. Baumann. Mit Bild Kingsleys, seines Hauses und seines Grabes. 1897. Geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,60.

Tägliche Gedanken aus d. Schriften **Ch. Kingsleys** gewählt von seiner Frau. Deutsch von M. Baumann. Lwbd. Mk. 4,50; mit Goldschn. Mk. 4,80.

Römer und Germanen. Von **Charles Kingsley.** Nach der 9. englisch. Aufl. deutsch von M. Baumann. Lwbd. 5 Mk.

Eine schottische Mutter. Von ihrem Sohne **J. H. Barrie.** Deutsch von Ina Bock. 1898. Lwbd. Mk. 2,60.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Nr. 1 des neuen Jahrganges wird wieder als Werbenummer in erhöhter Auflage gedruckt. Adressen für die Versendung sind uns schon jetzt willkommen. U. & R.

Digitized by Google

Gegründet 1859.
Anstalt für Glasmalerei.
Auf Wunsch Skizzen und Anschläge.

W. Franke, Naumburg a. S.
Inhaber: Dusberger & Hartung, Franke's Sohn.
Hoflieferanten.

Gegründet 1859.
Glasmalereien jed. Stiles zu Kirchenfenstern.
Feinste Referenzen.

Soeben erscheinen:

30 Konfirmations-Gedenkblätter

2 Sorten:

in 2 farbigem Druck . . Mk. 1.20;
in mehrfarbigem Druck . Mk. 2.—.

in je 2 Ausgaben:

A. mit Raum für handschriftliche Eintragung des Bibelspruches.
B. mit eingedruckten Bibelsprüchen.

2 Probeblätter mit Übersicht der Sprüche 15 Pfg. postfrei.

Die Fertigstellung der neuen **Pfannschmidt**'schen **Konfirmations-Gedenkblätter** hat sich bei den Schwierigkeiten der Herstellung leider bis in diese Tage verzögert. Wir bitten die geehrten Herren Besteller, dies gütigst entschuldigen zu wollen, und hoffen, nunmehr in den nächsten Tagen alle eingelaufenen Bestellungen erledigen zu können.

Göttingen, 4. März 1898.

Vandenhoeck & Ruprecht.

J. W. Jul. Aßmann

Kunstanstalt für Kirchenschmuck und Fabrik für Prediger-Ornate

errichtet 1860

empfiehlt **Altar-, Kanzel-, Taufstein- 2c. Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Kron- und Wandleuchter, Altäre, Kanzeln und Taufsteine 2c. Altarbilder, Altar- und Leuchterkerzen, Hostien (1000 Stück 1,25 M.), ferner Talare, Baretts und Bäffchen 2c.**

Zahlreiche glänzende Zeugnisse vom Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin, von Königlichen Konsistorien, von siebzehn Herren General-Superintendenten und zahlreichen Herren Pastoren.

Katalog, Stoffmuster und Kostenanschläge gratis und franko.

Lüdenscheid und Berlin SW. 12, Schützenstr. 46/47.

Die Berliner Stadtmission hat den Verkauf meiner Fabrikate gegen ihr von mir gewährten Rabatt übernommen und nimmt ebenfalls Aufträge — unter der Adresse ihrer Buchhandlung (Abteilung Paramente), **Berlin SW. 61, Johannistisch 6** — entgegen, die zu Original-Fabrikpreisen ausgeführt werden.

**** **Neue Florentiner Kunstblätter!** ****

Fra Angelico's Engel-Gruppen

Farbenholzschnitte auf Goldgrund von H. und R. KNÖFLER.

Ausgabe I: 26 cm Durchm. à M. 5.—. In schwarzem Passepartout à M. 10.—. In echtem Nussholz-Passepartout à M. 12.—. Ausgabe II: 18½ cm Durchm. à M. 1.20. In imitirtem Nussholz-Passepartout à M. 3.—.

A. della Robbia's 10 Wickel-Kinder

Terracotta-Medaillons am Florentiner Findelhaus.

Chromotypien auf blauem Grund, 12½ cm Durchm. Preis M. 4.— für alle 10 Blätter in elegantem Umschlag; halbe Serien 5 Kinder M. 2.—.

Verlangen Sie, bitte, den illustr. Katalog umsonst von Ihrer Buch- und Kunsthandlung oder direkt von

J. Schmidt's Kunstverlag in Florenz, 1 Via Tornabuoni.

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 12. März 1898.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis für den Jahrgang 4 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes
Anzeigenpreis: für die gespaltene Petitzeile 20 Pf., für 1 ganze Seite 20 M., für ½ Seite 11 M. 50 Pf.

Inhalt: Braun, Offene Kirchen und tägliche Gottesdienste auf dem Lande. — Bürckner, Ein neuer Konfirmationsschein. — Spitta, Die Lieder der Konstanzer Reformatoren. — Wolf, Die chromatische Alteration im liturgischen Gesange der abendländischen Kirche. — Smend, Ein Rundgang durch die Feste und Feiern an der Jahreswende. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Spitta, Smend, Zum Schluß des zweiten Jahrganges. — Inhaltsverzeichnis.

Offene Kirchen und tägliche Gottesdienste auf dem Lande

von Pfarrer Karl Braun in Berg bei Drulingen.

Die in der „Monatschrift“ veröffentlichten Erörterungen über die Zweckmäßigkeit einer täglichen Offenhaltung der evangelischen Kirchengebäude haben bisher, wie natürlich und herkömmlich, ausschließlich städtische Verhältnisse zur Voraussetzung gehabt. Es wird darum nicht überflüssig erscheinen, wenn ich von meinem Standpunkte als Dorfpfarrer aus die Angelegenheit in eine etwas anders geartete Beleuchtung zu rücken versuche. Der Umfang meines Erfahrungsgebietes beschränkt sich allerdings auf einige wenigen mir näher bekannten ländlichen Gemeinden meiner engeren Heimat. Aber ich gehe schwerlich fehl mit der Vermutung, daß die Verhältnisse in zahlreichen Landpfarreien wesentlich den hiesigen entsprechen werden. Wenn nun meine Stellung zu der von Sell und schon viel früher von Spitta erhobenen Forderung, die evangelischen Kirchengebäude auch an Wochentagen den Andächtigen zugänglich zu machen, eine ablehnende sein muß, so möchte ich nicht dahin mißverstanden werden, als ob etwa die Furcht vor romanisierenden Wirkungen dieser Neuerung mein Urteil beeinflußt hätte. Mit solchen kultischen Verirrungen hat es bei uns oberdeutschen Protestanten wenig Gefahr; es wäre uns sogar ein klein bißchen mehr Verständnis für den großen Vorzug katholischer Gläubigkeit hoch vonnöten, der in dem Gebetscharakter der katholischen Gottesdienste und Gotteshäuser begründet ist. Aber trotzdem, oder besser gerade deshalb, kann ich dem Vorschlage, die evangelischen Kirchen täglich aufzuschließen, nicht beistimmen. Bei den katholischen Christen mag durch das geöffnete „Gotteshaus“ das Gebetsbedürfnis geweckt werden; für den evangelischen Christen soll, soviel ich sehe, dem als vorhanden gedachten Gebetsbedürfnisse nur eine Möglichkeit geboten werden, sich auszuwirken. Nun wird aber auf dem Lande eine Aufschließung der evangelischen Kirchen durch die Wohnungsverhältnisse keineswegs gefordert. Wer beten

Digitized by Google

will, der findet auch zu Hause das dazu nötige stille Kämmerlein. Aber, so wendet man ein, es wird ja so verzweifelt wenig gebetet; lasset doch die Kirchen auf, damit Gebetsstimmung über die am Staube klebenden Seelen komme! Wenn dieses einfache Mittel helfen könnte, ich würde mit beiden Händen zugreifen. Aber wenn ich an den steifen, frostigen Kasten denke, der uns hier als Kultusstätte dient, wo soll da die Stimmung herkommen? Jedoch übersehe ich nicht die Pietät, welche der Gläubige seinem Gotteshause entgegenbringt in Erinnerung an den geistlichen Segen, der ihm hier zugeflossen ist? Zieht man nicht den Hut, dämpft man nicht die Stimme, auch wenn man außerhalb der Kultuszeit die Kirche betritt? Wenn Sie wüßten, wie solche verfeinerte Gemütsbildung selbst solchen Leuten auf unseren Dörfern abgeht, von denen man es nicht erwarten würde! Wenn Sie einmal mit anhören dürften, wie selbst bei währendem Gottesdienste die liebe männliche Jugend die Treppen zu den Emporen hinaufstürmt und — stolpert; und mit ansehen, wie keine Seele sich scheut, je nach Bedürfnis auf den Kirchenboden zu spucken! Derartiger Verwilderung soll nun freilich mit allem Nachdruck gesteuert werden. Aber vorläufig ist sie leider vorhanden und ein Maßstab für die pietätvolle Wertung, welcher unsere Kirchen sich vielerorts erfreuen.

Mir ist eine protestantische Dorfkirche bekannt, welche bis vor kurzem täglich offen gestanden hat, nicht zwar um zu stillem Gebete einzuladen, sondern infolge mangelhafter Verschlußvorrichtungen. Was geschah? Sie war der Schauplatz lärmender Belustigungen der Schulbuben, die das Läuten zu besorgen hatten. Solcher Unfug wäre meines Erachtens in einer katholischen Kirche schlechterdings undenkbar. Um das durch die offenen Thüren geschaffene Ärgernis los zu werden, mußte der Schlosser herbei; und ehe der Pfarrer nach beendigtem Gottesdienste die Kirche verläßt, revidiert er jetzt regelmäßig die sämtlichen Eingänge auf ihre Verschlußdichtigkeit hin.

Mag nun auch die Höhenlage kirchlicher Ungezogenheit bei Jung und Alt, wie ich sie soeben geschildert habe, nicht überall auf dem Lande erreicht werden, soviel weiß ich doch sicher, daß ausnahmslos auf dem Lande erst der Pfarrer im Ornate die Kirche macht, ja daß die gottesdienstliche, überhaupt andächtige Stimmung sogar oft erst dann anfängt, wenn das Orgelvorspiel aufhört, — allerdings manchmal auch für den Pfarrer. Ebenso gewiß bin ich, daß in unseren Gemeinden eine Offenhaltung der Kirchen vollständig zwecklos wäre, da auch das eifrigste Zureden des Pfarrers keinen Menschen dazu bewegen würde, die dadurch geschaffene Gebetsgelegenheit zu benützen.

Die Ursache daran liegt nun aber nicht bloß in dem Umstande, daß die Würdigung des Kirchengebäudes als einer heiligen Stätte infolge des würdelosen Charakters so vieler ländlicher Kirchen und wohl auch infolge einer alle praktischen Rücksichten vergessenden kirchlichen Belehrung auf dem Lande eine überaus seltene Tugend geworden ist; sondern auch darin, daß unsere Leute einfach ratlos wären, „was“ sie denn nun beten sollen. Der katholische Gläubige betet in seiner Kirche doch wohl in den meisten Fällen seinen Rosenkranz oder sonst ein von dem Priester ihm auferlegtes, also statutarisches Gebet. Bei unserer evangelischen Landbevölkerung ist das Vermögen, ein freies Gebet zu sprechen, ebenso selten und gilt als fast ausschließliches, wie selbstverständliches Charisma des Pfarrers, der das ja „gelernt“ hat. Ihr Gebetsbedürfnis befriedigt sich mit den festen Formen des Vaterunsers, des Apostolikums, einiger im Gedächtnis gebliebener Kirchenlieder und

Digitized by Google

dem Inhalte der bekannten Erbauungsbücher. Da nun aber die Kenntnis von Kirchenliedern aus leicht ersichtlichen Gründen auch auf dem Lande so selten ist, daß sie allgemeines Aufsehen erregt, wo sie offenbar wird, so bliebe unseren Betern nichts übrig, als ihren umfangreichen Johann Friedrich Stark oder ein anderes Andachtsbuch mit in die Kirche zu nehmen; — und dies wird eben nicht geschehen, wie jeder Kenner ländlicher Verhältnisse mir zugeben wird. Im Gebetbuch kann man auch zu Hause lesen.

Viel mehr findet der Vorschlag, tägliche kurze Andachten in der Kirche abzuhalten, meinen Beifall, da wenigstens die Schuljugend gezwungen werden könnte daran teilzunehmen. Wer wird aber diese Veranstaltung in den Kirchen der Filialdörfer in die Hand nehmen? Wer will es ferner den Kindern oder bejahrten Geistlichen zumuten, während der rauhen Jahreszeit in den ungeheizten Dorfkirchen sich einen Schnupfen zu holen? Was endlich die Beteiligung Erwachsener an solchen Andachten angeht, so wage ich es nicht einmal, mir die optimistische Meinung von Herrn Pfarrer Belin anzueignen, daß die Neugierde solche hinzuführen werde. Pahncke ist der Ansicht, daß kirchliche Andachten die häuslichen Andachten verdrängen würden. Ebenso wahr scheint es mir zu sein, daß an den ersteren nicht teilgenommen werden wird, wo ein Bedürfnis nach den letzteren nicht oder nicht mehr besteht, wie es leider in den meisten Gemeinden der Fall ist. Und nicht nur das. Auch diejenigen Familien, welche sich noch zu häuslichen Andachten zu versammeln pflegen, oder deren Glieder auch in der Woche mit mehr oder minder großer Regelmäßigkeit ein Erbauungsbuch zur Hand nehmen, würden in kirchlichen Tagesandachten katholisches Wesen wittern und darum fern bleiben. Man braucht es nur einmal erfahren zu haben, mit welcher sicheren Unbefangenheit auch fromme Gemeindeglieder ihrem Pfarrer gegenüber das tägliche Kirchenlaufen der Katholischen verspotten, um von vornherein die Lust und den Mut zu verlieren, sich mit der evangelischen Bevölkerung auf Experimente einzulassen, deren Mißerfolg der Autorität des Pfarrers unberechenbaren Schaden zufügen müßte.

Aber in diesem Stücke bin ich besserer Belehrung zugänglich. Hoffentlich giebt die „Monatschrift“ noch recht vielen Fachmännern und Laien Gelegenheit dazu, ihre Meinung zu der von Sell gegebenen Anregung zu äußern.

Ein neuer Konfirmationsschein

von Superintendent **Richard Bürkner** in Ostheim.

Aus meiner reichhaltigen Sammlung von Konfirmationsscheinen zeigte ich dieser Tage eine Auswahl meinen sechs obersten Konfirmandinnen, begabten und wohlunterrichteten Bürgerschülerinnen einer kleinen Stadt, mit der Aufforderung, mir das Blatt zu bezeichnen, das ihnen davon am besten gefiele. Nach kurzem Schwanken einigten sich die Mädchen mit wirklich verblüffender Übereinstimmung auf den Schein Nr. 13 aus dem Verlag von Ernst Kaufmann in Lahr. Ich glaube, der treffliche Mann würde selbst darüber erschrocken sein, daß unter seinen zahlreichen, zum Teil nach Kunstwert und Ausführung recht tüchtigen Blättern die Wahl gerade auf dieses fiel, das thatsächlich sehr wenig schön und künstlerisch fast wertlos ist. Ich versuchte, hinter den Grund dieser Geschmacksäußerung zu kommen, und fand, daß der Schein deshalb besonders gefiel, weil er nicht nur schön bunt

Digitized by Google

war, sondern auch die einzelnen Figuren (zu bekannten biblischen Geschichten) sehr deutlich ohne viel Schattengebung in kräftigen Lokaltönen zeigte. Und hierin hat auch, glaube ich, in der That jedes Erzeugnis der Kunst, welches in weite Kreise zu dringen bestimmt ist, dem herrschenden, sehr verständlichen Geschmacke Rechnung zu tragen: das Bild muß klar und übersichtlich sein und darf nicht durch einen Überreichtum an Inhalt das ungeübte Auge verwirren. Andererseits darf der ästhetischen Beurteilung der hierin urteils-, weil verständnislosen Menge kein wesentliches Zugeständnis gemacht werden. Denn so lange Kunstwerke geschaffen werden, so lange klafft zwischen dem Können des Künstlers und der Geschmacksrichtung des Publikums ein gähnender Abgrund. Nicht nur die brave Volksschülerin der kleinen Stadt, sondern auch die weltstädtische Menge, welche die Säle unserer großen Kunstausstellung füllt, sieht in erster Linie auf den dargestellten Gegenstand, während der Kenner fast ausschließlich sein Augenmerk auf die Kunst, d. h. das Können, die technische Darstellung des Gegenstandes richtet. Selten nur hat im Laufe der Kunstgeschichte bei lebenden Künstlern das lobpreisende Urteil der schauenden Menge mit dem Rühmen des prüfenden Kunstverständigen zusammengestimmt. In der Regel haben die Künstler von schöpferischer Eigenart darüber zu klagen, daß das Glatte und Oberflächliche den reichsten Beifall findet, während das wirklich Tüchtige, das mühevoll Ringende herb verurteilt wird.

Es ist schwer diesen Gegensatz überbrücken zu wollen. Zweifellos aber ist es notwendig, das Publikum künstlerisch zu erziehen und ihm gleichsam die Augen des Kenners aufzuzwingen. Das ist auch bei der Darstellung Jesu der Fall. Gewiß hat sich hierbei im Laufe der Jahrhunderte ein gewisser allgemeiner Typus herausgebildet, den kein Künstler grundlos verlassen sollte, der bewußt für die Gemeinde und deren liturgischen Gebrauch arbeitet. Aber innerhalb dieser allgemeinen Grundform herrscht wieder eine ungemein vielgestaltige Mannigfaltigkeit der Auffassung, und der Spielraum, der hier dem Künstler gewährt wird, ist thatsächlich viel größer, als man gemeinhin annimmt. Im Ganzen bevorzugt auch heute die Gemeinde jene süße, glatte Schönheit der Figur, die vor allem sanft duldende Anmut ausdrückt. Aber das ist doch durchaus nicht das Christusbild, das die Gegenwart sich sonst zurecht gelegt hat. Gerade heute liebt man es, in Wort und Schrift beim Heiland sowohl die schlichten, ich möchte sagen echt menschlichen Züge, wie die kräftigen, männlichen, heldenhaften Seiten seines Wesens hervorzuheben, mehr als das in den letzten Zeiten geschah. Wenn wir aber so der Gemeinde ihren Erlöser als den liebesstarken Helden predigen, so muß er auch so abgemalt werden dürfen. Und keinesfalls ist die sanfte und selige Schönheit der Gestalt der einzige Ausdruck, den der Künstler anwenden darf. Auch für den kirchlich-liturgischen Gebrauch wird der Maler und Bildhauer gut thun, darnach zu streben, dem überkommenen Christusbild ernste und kräftige Züge zugleich zu leihen.

Ein solcher Versuch, Jesus in feierlicher Kraft darzustellen, ohne seine Würde durch sanfte Weichheit zu ersetzen, ist die Zeichnung Ernst Pfannschmidts zu dem neuen im Verlage dieser Zeitschrift erschienenen Konfirmations-Gedenkblatte (vergl. die Ankündigung auf der ersten Seite der Februar-Nr. der M.-Schr.)

Es war ursprünglich geplant, die gesamte Künstlerschaft durch ein Preisausschreiben zum Wettbewerb für ein solches Blatt einzuladen. Schon waren die nötigen Vorbereitungen getroffen, auch Sachverständige aus Theologen- und Künstler-

Digitized by Google

kreisen zur Preisrichterschaft gewählt, als von sehr schätzenswerter Seite das Bedenken laut wurde, daß allgemeine Konkurrenzen heutzutage gar so selten wirklich wertvolle Erfolge zu zeitigen pflegten, und daß es deshalb wohl richtiger sei, von vornherein einen bestimmten tüchtigen Künstler mit dem festen Auftrage zu betrauen. Man konnte sich dem Gewicht der vorgetragenen Einwände nicht verschließen, und so fiel nach etlichem Suchen die Wahl auf den jungen Maler Ernst Pfannschmidt, einen Sohn des unlängst verstorbenen Berliner Meisters und einen Schüler Eduard von Gebhardts in Düsseldorf. Der ging unter dem prüfenden Auge seines Lehrers mit Lust und Liebe an die Ausführung der schönen Aufgabe, und lieferte dann das Blatt, das nun der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Der erste Blick zeigt, daß der junge Künstler wenig von der Neigung seines Vaters für den schönen Fluß klassizistischer Formen, aber viel von der Vorliebe seines Lehrmeisters für etwas strenge, fast altertümelnde Gestaltung angenommen hat: das Blatt kann nirgend anders herstammen, als aus der Werkstatt von Gebhardts. Und daß das kein Nachteil ist, versteht sich von selbst. Auch das ist unstreitig ein Vorzug des Blattes, daß es in kraftvoller Linienmanier klar und übersichtlich hervortretend die Gestalten und das Beiwerk hinstellt, daß es also nicht an jener Überfülle von Gedanken und Symbolen leidet, die sonst so oft auf solchen Scheinen die schlichte Klarheit durch sinnreichen Wirrwarr ersetzt. Der Heiland, ernst und kraftvoll in feierlicher Würde dastehend, in der einen Hand den Kelch haltend, die andere segnend erhoben, bildet den künstlerischen Mittelpunkt der Zeichnung, die mit den oben schwebenden, die Lebenskrone tragenden Engelsgestalten nichts darstellen will, als eine Verbildlichung der Sprache von dem Gotteslohn für Treue bis an den Tod.

Und so mag das Blatt in die evangelische Gemeinde hinausgehen. Ob es bereits das zu erstrebende Ideal eines solchen Scheines darstellt, steht dahin. Aber eine wertvolle Bereicherung der vorhandenen Blätter ist es ohne Zweifel; denn es steht hoch über aller Dutzendware und bietet etwas Eigenartiges von wirklich künstlerischem und religiösem Wert. Möchte es sich viele Freunde gewinnen! Aber möchten auch diejenigen, zumal unter den Freunden dieser Zeitschrift, die an ihm Ausstellungen zu machen haben, sich offen und rückhaltlos darüber aussprechen. Die ganze Frage ist schon wert, daß sie ernstlich besprochen werde; denn es handelt sich dabei um die Pflege der kirchlichen Kunst im Volksleben. Nur aus dem Widerstreit der Meinungen wird Tüchtiges geboren. Eine ernste künstlerische Grundlage ist geboten: der Streit kann beginnen.

Die Lieder der Konstanzer Reformatoren

von **Friedrich Spitta.**

II. Ambrosius Blaurer.

Der älteste der Konstanzer Reformatoren und zugleich die eigentlich leitende Persönlichkeit, Ambrosius Blaurer, nimmt auch als Dichter unter ihnen die erste Stelle ein. Daß es bisher noch nicht zu einer klaren Erkenntnis seiner dichterischen Eigentümlichkeit, speziell des Unterschiedes von der Art seines Freundes Zwick, gekommen ist, hat zum Teil seinen Grund darin, daß man dafür keine kritisch genügende litterarische Unterlage benutzt hat. Unter den 14 Nummern, die Wackernagel III, S. 583—599 als Dichtungen A. Blaurers mitgeteilt hat, fehlen mehrere der charakteristischsten, und von den 28 Strophen des Klagelieds über den Tod

Digitized by Google

der Margaretha Blaurer sind nur die vier ersten und zwei letzten gegeben worden. Um so reichlicher bedenkt uns Pressel in seiner Blaurerbiographie, die einen Anhang von 30 angeblich von Bl. stammenden Gedichten enthält; dazu kommen noch vier längere, im Verlaufe der Biographie mitgeteilte und ein paar Verse.[1]) Allein es wird sich zeigen, daß man hier in ganz unkritischer Weise alles mögliche dem Bl. zugeschrieben hat, was ihm gar nicht gehört, und daneben Wichtiges unerwähnt gelassen. Auf eine vollständige Sammlung werden wir leider wohl ein für allemal verzichten müssen, nachdem der in des Dichters letzten Lebensjahren erwogene Plan, seine deutschen Lieder zu Straßburg in Druck zu geben, nicht zur Ausführung gekommen zu sein scheint.[2]) Immerhin ist es möglich, schon jetzt, ohne die in Aussicht stehende Auffindung weiterer Stücke abzuwarten, für eine Beurteilung der dichterischen Eigenart Bl.s eine breitere und sichrere Basis zu schaffen, als Wackernagel und Pressel sie gegeben.

Die wichtigste Quelle ist die im ersten Aufsatz wiederholt genannte Sammlung von Gregorius Mangolt aus dem Jahre 1562. Sie enthält neben zwei Dichtungen von Thomas Blaurer 17 von Ambrosius in folgender Ordnung: 1) **Vermanung an die Christlichen Jugent zum gesang: Woluff, du junges fröhliches piut!** 2) **Ein christlich Epitalamion oder hochzytlied an Doctor Wolffgang Mangolt geschrieben im 1524 Jar: Wir singent unsrem bruder.** 3) **Ein christlicher bulbrieff an frow Cathrinen Wälterin, domals Chorfrowen zu Munsterlingen, welche er Im zum Wib erwelt vnd mit Gotts hilff erlanget hat: Al zytlich gut vff erden.** 4) **Ein lied vom Eelichen stand vnd glübd Bäpstischer kunschheit: Ich bin schabab.** 5) **Ein schön lied wider weltliches geschmuck vnd watheit geschriben an sin schwester Barbaren: Der vnsal rit mich gantz vnd gar.** 6) **Ein schön lied von onkamlicheit des fürstlichen Hofstands: Wiewol vyl herter orden sind.** 7) **Ein Christlich lied, darinnen er all sachen dem gnedigen Willen Gottes beſicht: Wieß Gottt geseit, so geselts mir auch.** 8) **Ein schön claglied über den tod seiner lieben schwöster Jungfrow Margareten Biaurerin: In angst vnd not bin ich versenckt.** 9) **Ein lied wider die von Costantz durch Doctor Hansen Botzheim, eim Domherrn daselbst, vff welches Ambrosius antwurtet** (Die Antwort Bl.s lautet): **Costantz, du bist wol dran mit Christ.** 10) **Der CXXIX psalm: Sag Jsrael, min lib vnd seel.** 11) **Das Veni sancte vertütschet für die kinder: Komm mit güte.** 12) **Ein schön gsang von der himmelfart Christi: Fröw dich mit wonn fromme Christenhait.** 13) **Ein gsang vff den pfingstag: Juchtz erd vnd himel dich ergell.** 14) **Ein spruch oder gsang vff 16 Januarij im 1561 jar: Wach vff wach vff es ist groß zyt.** 15) **Ein Christlich gebet zu Got sampt einer erinnerung gemeiner Eidgenoßschaft. Jm jar 1561. XVI Aprilis: O Got von großer gnad vnd güt.** (Jetzt folgt ein Reigenlied von Thomas Blaurer; vgl. Wackernagel III, No. 671.) 16, 17) **Hier nach volgent Zwei Christliche lieder das erst vom onerschrocknem absterben des gläubigen, das Andre von offersteung der doten vnd ewigem leben. Das erst: Mag ich dem tod nit widerston. Das ander lied: Ein fröud ists dem gloubigen mann.** (Es folgt zum Schluß ein längeres Gedicht von Thomas Blaurer.)

Die Autorschaft A. Blaurers steht bei diesen 17 Liedern durch G. Mangolts Namen fest. Trotzdem ist sie, so viel ich sehe, bei dreien bestritten worden. Daß das bei No. 7: „Wie's Gott gefällt" ohne jeden Grund geschehen ist, habe ich in meinem ersten Aufsatz nachgewiesen. Daß es bei No. 16 und 17 nicht anders steht, muß ich noch mit ein paar Worten zeigen. Hier ist es unter den neueren Hymnologen wieder Fischer, der Blaurern sein Eigentum nicht zuerkennen will. Daraus, daß das Lied „Mag ich dem Tod nit widerstan" bereits 1550 namenlos in Nürnberg erscheint, und zwar mit nur drei Strophen statt fünf, schließt er flugs: „Offenbar hat Blaurer den älteren Text nur überarbeitet." Man mag doch ein Beispiel nennen, wo Bl. als Bearbeiter älterer Texte erscheint! Daß sich in der Tradition nur

[1]) Vgl. S. 5. 61. 149. 298. 439. 453. 462. 498. 584—611.

[2]) Vgl. Th. Keim, Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. S. 145.

Digitized by Google

drei Strophen erhalten haben, erklärt sich vielleicht aus dem Verhältnis zu dem dreistrophigen Liede der Königin Maria von Ungarn „Mag ich Unglück nicht widerstan." Außerdem ist die Annahme möglich, daß die beiden Schlußstrophen später hinzugefügt worden seien, wie z. B. bei Botzheims Liede „Costantz, o weh, am Bodensee" sehr bald eine das Akrostichon ignorierende fünfte Strophe in Konstanzer Kreisen erscheint.[3]) Während Fischer bei „Mag ich dem Tod" dem Bl. wenigstens einige Varianten und die beiden Schlußstrophen zubilligt, so weist er No. 17 ganz dem Kaspar Creutziger zu, der zum ersten Male im Gesangbuche der böhmischen Brüder von 1566 als Verfasser genannt wird, während das Lied in Augsburg 1550 namenlos erscheint. Der Mut, mit dem hier das Zeugnis Mangolts einem späteren geopfert wird, ist für mich nur begreiflich unter der S. 354 besprochenen Voraussetzung Fischers, Mangolt wolle eben nur Lieder, die Blaurer früher einmal abgeschrieben habe, wieder abschreiben. Für einen jeden, der sich eine etwas genauere Kenntnis der Gedanken und Ausdrucksweise Blaurers verschafft hat, tragen beide Lieder die unverkennbaren Züge dieses Dichters. Der Eindruck verstärkt sich noch, wenn man der Entstehungszeit nachforscht. Da beide bereits 1550 in Augsburg gedruckt erscheinen, so können sie nicht kurz vor dem Tode Bl.s verfaßt sein. Andererseits werden wir unter die Pestjahre 1541 und 42 nicht hinabgehen dürfen, da die Lieder im Gesangbuche von 1540 noch nicht stehen. Am 30. Oktober 1541 hielt Bl. eine gewaltige Predigt über die Bedingungen für ein seliges Sterben, die Zwick wie Fünckelin Anlaß zu geistlichen Liedern gegeben hat. Als siebenten Punkt führte Bl. dort aus, daß man sich auf den Tod rüsten solle mit feinen, tröstlichen Sprüchen; diese sollten sich vornehmlich beziehen auf die Glaubensartikel „von der Verzeihung der Sünde, vom Tod Christi und dem nachfolgenden ewigen Leben."[4]) Hier sind offenbar die Grundgedanken des Liedes No. 16 ausgesprochen. Weiter heißt es dann[5]): „Sölcher trostsprüchen ist nun die gantze heilge Göttliche gschrifft voll, on not, sie zu erzellen. Der Christ soll jrer warnemen, so oft er einen sölchen an der predigen hört oder selbs list vnnd sy als einen köstlichen schatz zusamen behalten in das trostlädlein seines gloubigen hertzens, so wirt in Gottes guter vnd heiliger geist daran manen vnnd daran zu der zeyt der not erinnern." Und beachtet man nun, daß Blaurer's Lied „Ein Trost ists dem gläubigen Mann" 16 Sprüche aus allen Teilen der Schrift, die ausdrücklich über die einzelnen Strophen gesetzt sind, in Reimform bietet, so wird man wohl der Ansicht sein, daß unser Lied jener Predigt näher steht als dem Kaspar Creutziger. Die Eingangsstrophe aber hat wiederholt bis auf den Wortlaut ihre Parallelen in Bl.s Predigten.[6]) Von anderer Seite wird Wackernagels Urteil, daß beide Lieder von Blaurer stammen, angefochten durch Th. Odinga.[7]) Daraus, daß sie zwischen zwei Gedichten von Thomas Blaurer stehen, schließt er, sie befänden sich mit diesen in einer Art Anhang, den Mangolt seiner Sammlung der Lieder von Ambrosius hinzugefügt habe. Diese Voraussetzung ist falsch. Daß er auf das Lied No. 15 Thomas Blaurers **geistlich Reigenlied in der person der stat Zürich, zu lob vnd wolfart gmeiner Eidgnossenschaft** folgen läßt, ist ja offenbar nur dadurch bedingt, daß sich auch jenes an die Eidgenossen wendet. Als Anhang erscheint höchstens die am Ende stehende Dichtung von Thomas Bl. Zusammengefaßt aber werden die Lieder No. 16 und 17 unter Einen Titel nicht, weil beide einem unbekannten Verfasser angehören, sondern, wie die Überschrift deutlich genug ausspricht, weil sie nahe verwandte Gegenstände zum Inhalte haben. Wäre die Sache anders gemeint, so würde Mangolt die beiden Lieder des Thomas, neben einander gestellt, auf die des Ambrosius haben folgen lassen. — Somit läßt sich kein

---

[3]) Vgl. Pressel a. a. O. S. 148. Winterthurer Mscr. 5. 26 Blareri Predigen S. 169.
[4]) Vgl. Mstr. 5. 26 auf der Winterthurer Stadtbibliothek S. 25 ff.
[5]) Vgl. Fünckelins Aufzeichnung dieser Predigt in dem von ihm 1561 herausgegebenen Buche: Der geistlich Schatz Christenlicher vorbereitung vnd gloubigs trosts wider tod vnnd sterben. Bl. 84 b.
[6]) Vgl. bei Fünckelin Bl. 11 b. 18 b. 30 b. 31 b.
[7]) Das deutsche Kirchenlied der Schweiz im Reformationszeitalter S. 40.

Digitized by Google

Grund erkennen, weshalb eines der 17 von Mangolt überlieferten Lieder unserem Dichter abgesprochen werden könnte.

Die zweite Hauptquelle für die Lieder Blarers ist eine bis jetzt nur sehr oberflächlich untersuchte Winterthurer Handschrift[8]), die eine bunte Fülle wichtiger Aktenstücke aus der Konstanzer Gemeinde enthält. Neben Predigtexzerpten, Gebeten u. dergl. von A. Blarer, Zwick, Bartholomäus Metzler, Jakob Fünckelin finden sich 29 größere und kleinere Gedichte. Von diesen entsprechen zwei, **De Regula Aulica** S. 163 und **Costanz du bist wol dran mit Christ** S. 171 der No. 6 u. 9 der Mangoltschen Sammlung. Außerdem druckt Pressel 17 Lieder als Blarer angehörig ab.[9]) Von diesen trägt ein einziges: **Abschid zu Hagnouw so küniglicher Maestatt sampt den stenden geben**[10]), des Dichters Anfangsbuchstaben. Bei allen anderen läßt sich irgend ein haltbarer Grund für die Autorschaft A. Blarers nicht erbringen; sie gehören sämtlich anderen Dichtern an[11]). Man versteht nicht, weshalb sich Pressel auf den Abdruck dieser Lieder beschränkt hat; ebensogut hätte er die auf S. 196: **Von den fischen Sant Petters**, und S. 201: eine verfifizierte alttestamentliche Geschichte, dem Ambrosius zuschreiben können; nur bei dem Akrostichon auf S. 199 ist das unmöglich, da dort bereits seines Todes gedacht wird. Ein größeres Maß der Kritiklosigkeit offenbart sich nun aber darin, daß Pressel das Gedicht auf S. 185 nicht abdruckt, das doch Blarers Zeichen trägt. Es hat die Überschrift: **Ain Ander lied vmb die Christenlich Jungfrouw Margrett Blaurerin**, scheint also ein Gegenstück zu No. 8 in Mangolts Sammlung zu sein. Wie erstaunte ich, als ich beim Lesen der 18 Strophen sah, daß sich durch Gedankenlosigkeit des Abschreibers hier Blarers Klagelied um Johannes Zwick versteckt hat! Man urteile selbst auf Grund folgender Strophen:

Da gilts ouch mir, das Leben schier
min Glück hatt sich verkeret
Da gilt es recht mir armem knecht
min trost hatt sich verkeret.
Er ist dahin, das ist die pin,
die mich so ser thut krenken
so offt ich dran thun denken.

Der ser dultig, darzu willig
in all deinem anliegen
Der gar liebreich, deß ia nit gleich,
dem du nichts durfst verschwigen
Hast funden rat, trüw früe vnd spatt,
Vorstand in allen sachen,
Wie wilt dus fürhin machen?

Es ist nit schimpff drumb ich mich krümpff
den liebsten fründ verlieren
den du hast fein all note din
klaget on alles hofieren,
Vnd hast darby, sicher vnd fry
allzeit ain trost erworben.
Ach Gott der ist iez gstorben.

Für war es sind die rechten fründ
nit vil vff diser erden
In dem sich dlieb so treffenlich üb
in worten vnd geberden
Vnd die vß grund mit hertz vnd mund
Auch dir din mengel sagind
Vnd doch din schwacheit tragind.

Daß der Dichter des Klageliedes auf seine Schwester Margarethe bei dem Tode des liebsten Freundes andere Töne müsse gehabt haben, als die Verse, welche Pressel S. 462 aus dem Winterthurer Manuskripte mitteilt, konnte man auch schon vor der Entdeckung des wirklichen Klageliedes Blarers auf Zwick bestimmt behaupten, und es ist nur ein Zeichen, wie wenig man seine dichterische Eigenart verstanden hat, wenn einer dem anderen nachschrieb, in jenen Versen, welche das nahe persönliche Verhältnis zwischen den beiden Reformatoren mit keiner Wendung berühren, hätte Blarer um seinen liebsten Freund getrauert.[12]) — An neuen Liedern Blarers gewinnen wir also aus dem Winterthurer Manuskript zu den

[8]) Mscr. 5. 26. Blareri Predigen.
[9]) A. a. O. S. 462. 602—611.
[10]) Vgl. Pressel S. 610 No. 28.
[11]) Für den Nachweis der Richtigkeit dieser Behauptung fehlt es hier an Raum. Ich hoffe, ihn bei anderer Gelegenheit geben zu können, um so mehr, als damit eine Reihe der interessantesten hymnologischen Fragen zusammenhängt.
[12]) Vgl. Koch a. a. O. II, S. 81; Odinga S. 36.

Digitized by Google

17 Nummern der Mangoltſchen Sammlung zwei hinzu: 18) Das Klagelied auf Zwick: **Nun kum mir ztrost der mich erlöst**; 19) **Abſchied zu Hagnouw: Richts iſt ghandiet noch bißher.**[18])

Noch ein Lied dürfte uns von Blaurer erhalten ſein, das längſte von allen. Es iſt das von Wackernagel unter Zwicks Liedern angeführte, **Klag vnd troſt deß flaiſchs vnd bluts an die seel deſs menſchen: Jch armes flaiſch bekenn vnd ſag.** Dieſes Urteil bedarf des Beweiſes. — Jm Jahr 1545 gab A. Blaurer die Schrift heraus: **Chriſtenlicher ganz troſtlicher vnderricht, wie man ſich zu ainem ſäligen ſtärben bereiten ſölle, Mit ainer gar ſchönen außlegung des Vatter vnſers, auch der Siben letſten wort Chriſti durch D. Hans Zwicken.** Den hinterlaſſenen Betrachtungen ſeines Herzensfreundes ſchickte er eine Vorrede voraus, die uns die erſte Biographie Zwicks giebt. Jn der Schrift ſelbſt ſteht an erſter Stelle die Betrachtung der ſieben Worte, ſodann folgt der Unterricht, wie man ſich täglich zu einem ſeligen Leben und Sterben bereiten ſoll; darauf das Vaterunſer zum Gebrauch bei Kranken und Sterbenden. Der vierte Abſchnitt hat folgenden Titel: **Nun Volgend etliche Gaiſtliche geſang, Welche zu der gedächtnuß aller oberzelten puncten jn den Siben worten vnd anderem vaſt nutz vnd fürderlich ſind.** Dazu gehören vier Lieder. Nur dieſe Abſchnitte werden durch Titel und Vorrede des Buches ausdrücklich für Zwick in Anſpruch genommen. Und wenn man bei den Liedern einen Augenblick zweifeln könnte, ob Zwick ſeine eigene Betrachtung hinterher in Reime gefaßt habe, ſo wird dieſes bezüglich des dritten und vierten Liedes durch das Winterthurer Manuſkript S. 24. 38 ausdrücklich beſtätigt. Als ein von dem Herausgeber urſprünglich nicht vorgeſehener Anhang wird dann durch den nicht, wie bei den vorhergehenden Abteilungen, auf einem beſonderen Blatte ſtehenden Titel: **Nun Volgend Drü ſchöne Morgen geſang,** ein Trifolium von Morgenliedern angezeigt. Ein Vergleich der beiden erſten mit dem Gebete auf Bl. 10 des von Lohrs in Ms. 11 der M.-Schr. beſchriebenen Gebetsbuches zeigt, daß wir es auch hier wohl mit Zwickſchen Dichtungen zu thun haben. Anders ſteht es mit dem Liede: **Klag vnd troſt deß flaiſchs vnd bluts,** das, einen Abſchnitt für ſich bildend, die letzten 12 Seiten des Buches füllt. Die Entſcheidung, ob wir es hier mit einem Werke Zwicks zu thun haben, oder ob der Herausgeber, um den Raum zu füllen, noch ein Gedicht von ſich ſelbſt beigegeben, kann nur nach inneren Gründen entſchieden werden; und dieſe ſprechen entſchieden gegen Zwick.[14])

[18]) Keiner derjenigen, die über Blaurers Lieder geſchrieben haben, hat es für der Mühe wert geachtet, zu einer kritiſch ſicheren Unterlage für ſeine Beurteilung zu kommen. Mit unglaublicher Flüchtigkeit ſchreibt einer dem anderen nach und macht neue Fehler dazu. Koch a. a. O. II, S. 75 verwechſelt den Gregorius Mangolt mit dem Eßlinger Stadtſchreiber Johann Machtolff; des erſteren Sammlung der Lieder A. Blaurers ſoll 14 Nummern enthalten, während es 17 ſind; das Winterthurer Mſſkr. ſoll 16 enthalten, während Preſſel deren 19 unſerm Dichter zuſchreibt; thatſächlich ſind es freilich, wie oben gezeigt, nur vier, die dem Ambroſius angehören. Keines der von Koch angeführten Lieder hat Blaurer zum Verfaſſer. Seine Behauptung, die Winterthurer Lieder ſtammten aus Bl.s letzten Lebensjahren, iſt reine Phantaſie. Das ſpäteſte Lied, die Klage über Zwick, gehört in das Jahr 1542, während Mangolts Sammlung noch ein Gedicht vom 16. April 1561 hat. Daß jene angeblichen Blaurerſchen Lieder in keine Kirchengeſangbücher aufgenommen ſeien, iſt gleichfalls verkehrt, da „Dieweil uns nichts will ſchwerer ſin" und „Jch armer Sünder klag mich ſehr" mit den richtigen Autorennamen Jakob Fünckelin und Petrus Schär in den Züricher Geſangbüchern von 1560 und 1570 ſtehen. Jn der That ein wahrer Rattenkönig von Fehlern! — Jn den neueſten Veröffentlichungen fehlt es nicht an neuen Verſehen. So berichtet J. Laible, Geſchichte der Stadt Konſtanz S. 113. 275, Ambroſius habe 30 geiſtliche Lieder hinterlaſſen — offenbar in Anſchluß an Preſſel, deſſen Anhang 30 Nummern zählt. E. Jſſel, Die Reformation in Konſtanz, macht aus den 17 Liedern bei Mangolt 30 und aus den 14 bei Wackernagel 16, letzteres, indem er die niederdeutſche Überſetzung eines Bl.ſchen Gedichtes und das nach „Der Unfall rydt mich" gedichtete „Der Glaub beſchützt mich" eines unbekannten Autors mitzählt.

[14]) J. G. Schelhorn, Sammlung für die Geſchichte, vornehmlich zur Kirchen- und Gelehrtengeſchichte I, S. 98 bemerkt freilich von den Liedern aus „Chriſtenlicher ganz troſtlicher Vnderricht": „Sie führen alle das Gepräge der Zwickiſchen Dichtkunſt und Singart mit ſich; und ich zweifle gar nicht, daß wir ſie ſeiner geiſtlichen Muſe zu danken haben." Einen Grund für dieſe ſummariſche Behauptung giebt er nicht an.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick schon zeigen sich zwei Eigentümlichkeiten, die sich bei keinem anderen der Zwickschen Lieder finden: große Breite der Form und leidenschaftlich bewegtes Empfinden. Daß wir damit so recht auf dem Gebiete Bl.s sind, wird sich nachher bei der Besprechung seiner Dichtungen zeigen. Auf ihn weisen auch die kräftigen Farbentöne in den Bildern und der selbst im höchsten Pathos dann und wann spürbare Humor. Man vergleiche Strophe 8 und 11:

Jetz mag so leicht ain vrsach sein,
Das flaisch zündt vff behende,
Da tobt vnd wüts vnd für schier hein
Mit dem kopff durch die wende,
Es wirt jm zeng jm weiten huß
Vnd schlacht jm sfür zunn ougen vß
Vor zorn vnd aignen willen,
Da laßt es sich nit stillen.

Dann kompt in allem meinem thain
Das aigen wolgefallen,
Ich bin mir selbs der spiegel rain,
Der finste mensch ob allen,
Vnd zärtlen mir, halt mich selbs schon,
Mag nit wol zucht vnd straffe han,
Thain mich darab krumb rencken
Vnd acht tag smüle hencken.

Die Eigenart von Ambrosius zeigt sich hier in schärfster Ausprägung. Man lese übrigens bei Keim a. a. O. S. 111 nach, wie Bl. noch in den Briefen des Jahres 1542 klagt: „O ich dreimal Unglücklicher, der ich täglich mit meinem Fleisch so kämpfen muß, daß ich noch gar den Mut verliere, wenn ich sehe, daß ich so weit entfernt bin von dem Geist und Fleiß und Eifer, der meiner Berufung würdig" u. s. w. Das ist genau die Stimmung, der unser Lied entstammt. Endlich ist ihm eine so starke Vermischung schwäbischer und schweizerischer Vokalisation eigen, daß sie wohl nur durch den Autor, nicht durch den Drucker oder Herausgeber erklärt werden kann[13]); auch dieses würde eher auf die Abfassung des Liedes durch Ambrosius deuten. Somit werden wir hier No. 20 der größeren Blaurerschen Dichtungen haben. Auf Grund dieser Liederreihe läßt sich ein sicheres Bild der dichterischen Eigenart des Reformators entwerfen, wenn auch zu hoffen ist, daß andre Lieder, von deren Existenz wir wissen, wieder auftauchen und das Bild vervollständigen werden. —

Übersieht man die ganze Reihe der Blaurerschen Lieder, so tritt uns die charakteristische Thatsache entgegen, daß sie ein deutliches Bild der Persönlichkeit und des Lebensganges des Dichters geben, und dieser Eindruck würde nach erhaltenen Notizen durch die bisher nicht wieder aufgefundenen Stücke nur verstärkt werden. Odinga meint: „Er dichtete nicht nur Psalmenlieder oder Lieder für den allgemeinen Gesang; oft veranlassen ihn rein persönliche Erlebnisse und Verhältnisse zum Dichten." Man wird vielmehr umgekehrt sagen müssen, daß bei ihm die rein persönliche Dichtung die Regel und das Zweckied die Ausnahme ist. Nicht das Bedürfnis der verneuerten Kirche nach Gemeindeliedern hat ihn, wie es bei so manchem anderen der Fall war, zum Dichter gemacht, sondern noch ehe ein evangelisches Gesangbuch da war, hat er sein persönliches Erleben mit wunderbarer Kraft in dichterische Form zu fassen gewußt. Später hat er dann auch seine Begabung in den Dienst der Gemeinde und des Kultus gestellt; daneben aber geht die rein subjektive Dichtung in ungeminderter Stärke her, und die eigentümliche Glut seiner Festlieder zeigt uns, daß auch seine Kultusgesänge weit entfernt sind von dem Typus des objektiven Bekenntnisliedes, das man gern als Charakteristikum der ersten Epoche des evangelischen Kirchenliedes hinstellt. Blaurer selbst war sich dieser Eigentümlichkeit, die ihn in vollen Gegensatz zu seinem Freunde Zwick, aber auch zu einem Luther, zu den Straßburgern, ja, den meisten geistlichen Dichtern jener Zeit stellt, wohl bewußt. In dem 1540 von ihm und seinen Genossen herausgegebenen Konstanzer Gesangbuche stehen von Zwick 16, von Thomas Blaurer 6, von ihm selbst nur 4 Gesänge, darunter sein einziges Psalmenlied. Das Meiste, was er geschaffen, war rein persönlicher Art und nicht für den Gebrauch der Kultusgemeinde bestimmt. Damit ist uns der Weg gewiesen, auf dem wir zum Verständnis dieser Dichternatur kommen können.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß Bl. nicht erst in späteren Jahren gedichtet hat, und wenn wir aus dem Anfang der zwanziger Jahre ein formell und inhaltlich so vollendetes

[13]) Vgl. die textkritischen Noten bei Wackernagel III, S. 612. 617.

Digitized by Google

Lied wie „Wie's Gott gefällt“ haben, ſo weiſt das auf längere Uebung während Bl.s Kloſterzeit zurück, wo er übrigens auch fleißig die Muſik pflegte[16]). Wir haben offenbar noch ein Lied aus jener Zeit, das oben unter No. 4 genannte vom ehelichen Stand und Gelübde päpſtlicher Keuſchheit: **Ich bin ſchabab, kein früd ich hab.** Urkundlich können wir das Lied allerdings nur bis 1525 hinauf verfolgen.[17]) Allein damals war Blaurer bereits ein freier Mann geworden, wenn er auch, bald nach ſeiner Rückkehr aus dem Kloſter von der Sache der Reformation ganz in Anſpruch genommen, erſt 1533 dazu kam, in den Stand der Ehe zu treten. Auch in ſeiner Verteidigungsſchrift aus dem Januar 1523 äußert er ſich in Betreff der Prieſterehe viel ruhiger als in unſerm Liede, das mitten aus der Qual fleiſchlicher Brunſt, verbunden mit der heiligſten Gewiſſenhaftigkeit gegen Gottes Geſetz geboren iſt. Hier redet der Mönch (Strophe 1, Zeile 6), den die Kolliſion zwiſchen der Forderung der Eheloſigkeit und der ſittlicher Reinheit faſt zur Verzweiflung bringt. Er gehört nicht zu den Naturen, denen das Gnadengeſchenk ewiger Jungfräulichkeit verliehen iſt (Str. 5), alle Mittel, ſeine Brunſt zu löſchen, ſind umſonſt, **als wenn man fewer mit ſtro vertuſt** (Str. 1, 14). Leicht wäre ja die Not gehoben, **wenn glawben wer für brinnen gut** (Str. 6, 3); auch Gelübde helfen nicht (Str. 7); wo nicht beſondere Gnadenerweiſungen Gottes ſind, ſoll man auf dem natürlichen Wege bleiben; wider den leiblichen Hunger hilft Himmelsbrot nicht (Str. 9). In gewaltiger Steigerung der Empfindung werden alle Scheingründe für die Eheloſigkeit weggefegt, und dann bricht die gequälte Seele in einen Schrei aus, den man nicht ohne Erſchütterung leſen kann:

Darumb ich klag
all ſtund vnd tag
ach Got, din troſt hab ich erkorn!
Brich diſe band
mit diner hand,
all menſchlich hilff iſt hie verlorn:
Es brindt gantz ſtarck
flayſch, pain vnd marck
natürlich prunſt,
bricht all min kunſt,
das nyemandts tracht,
bin gar verachț,
der gottloß hauff min nott verlachț,
mit dieſem mord ſterckt er ſein bracht.

Ob ich gleich wol
auch tragen ſol
min kreütz vnd din pfad ziehen nach,
Will ich gern thain,
bitt dich allain,
redt mich von flaiſch vnd pluttes ſchmach:
das ich beleyb
mitt ſeel vnd leib
auff rechter pan,
gib mir ain gſpann!
herr, es iſt zeyt,
du waißt, wies leyt,
eeliche hilff mach mir nit weytt,
das ich nit fall in diſem ſtreyt.

Wohl iſt ſeine Not auch die vieler anderer (Str. 12, 3. 13, 13 f.) und bedingt durch die Verkehrung der Kirche, für die das Gericht nicht ausbleiben wird (Str. 2. 3). Aber er redet doch vor allem aus ſeines eignen Lebens Qual heraus: **Er liegt manichmal in dem ſpital, erfarung macht im die ſach gantz war.** Das Lied giebt uns ein ſcharfes Bild ſeiner Individualität, das ſich in allem Weſentlichen bis in ſein Alter gleich bleibt.

Anfang Juli 1522 zerriß Bl. die kloſterlichen Bande, entwich nach Konſtanz und erregte darob in ſeiner Familie, bei ſeinen Freunden und Feinden großen Aufruhr. Auch ſeine eigene Seele war bis auf den Grund bewegt. Nach und nach aber ebneten ſich die Wogen in ſeinem Innern, und er ſang jenes wundervolle Lied **Wies Gott gefält**, das ich in der vorigen Nummer ganz mitgeteilt habe. Als eine durchaus perſönliche Dichtung hat er es von dem Konſtanzer Geſangbuch ausgeſchloſſen; um ſo notwendiger iſt es für das Verſtändnis und den Genuß dieſer Verſe, ihre Entſtehungszeit genau feſtzuſtellen. Daß wir mit der Abfaſſung nicht tiefer als bis zur erſten Hälfte von 1526 herabgehen dürfen, hat Wackernagel

[16]) Vgl. Iſſel a. a. O., S. 22.

[17]) Nur hierauf bezieht ſich die ungenaue Bemerkung in meinem erſten Aufſatze S. 355, Z. 20 v. u.: „Man leſe nur die 8. Strophe des aus dem Jahre 1525 ſtammenden Liede vom ehelichen Stande.“

Digitized by Google

bereits festgestellt. Bl. kam am 8. Juli 1522 von Alpirsbach nach Konstanz. Um nun in der Zeit von Juli 1522 bis April 1526 das genauere Datum der Abfassung zu gewinnen, ist zunächst zu beachten, daß die schwierige Lage, in der sich der Dichter befindet, keine solche ist, die lediglich Wünsche seines Privatlebens angeht, wie später seine Bemühungen um die Heirat. Andererseits ist es keine städtische Angelegenheit, etwa den Fortschritt des Evangeliums betreffend; denn darauf weist nicht eine Wendung des Liedes hin. Damit werden wir in den Anfang unsres Zeitabschnittes gewiesen, wo Ambrosius noch nicht an der evangelischen Bewegung beteiligt war. Später befand er sich übrigens gar nicht mehr in der geduldigen, abwartenden Stimmung, die unser Lied kennzeichnet, sondern in einem feurigen Thätigkeitsdrange, dessen Tempo dem Rate oft zu schnell vorkam. Wie der Rat seiner Zeit gar nicht einverstanden war mit dem Eintritt Bl.s ins Kloster, so hat er ihm gewiß bei seiner Rückkehr, wenigstens von seiten einiger Glieder, Verständnis entgegengebracht. Aber seine eigene Stimmung war damals zunächst, wie aus einem Briefe vom 6. August an Melanchthon hervorgeht, keineswegs eine klare und gefaßte. Auch der Brief, den ihm Fasius vom 14. Sept. schrieb, war nicht dazu geeignet, ihn in getroste Stimmung zu versetzen. Möglich ist, daß schon das letzte Viertel des Jahres 1522 ihn zu der klaren Stimmung des Liedes hatte gelangen lassen — ganz sicher ist es mir (auf Grund der Aktenstücke, die ich bis jetzt einsehen konnte) erst vom Januar 1523. Am ersten dieses Monats kam die lange in Aussicht stehende Beschwerde des Klosters Alpirsbach wegen Bl.s Entweichen an den Rat. Joh. Kingsbach forderte im Namen des Königs Ferdinand und der württembergischen Regierung Bl.s Rückkehr; dieser reichte eine später in Druck gegebene Verteidigungsschrift[18]) ein, welche am Mittwoch nach Pauli Bekehrung (25. Jan.) vor dem Rate verlesen und mit einem Begleitschreiben an die klagende Regierung in der Voraussetzung abgesandt wurde, daß damit die Sache abgethan sei. Und so geschah es denn auch. Spätere Bemühungen des Abtes Hamma (September 1523) waren rein persönlicher Art, machten wohl auf die weiblichen Glieder der ihm verwandten Familie Blarer momentan einen gewissen Eindruck, gaben aber Bl.s Freunden im Rat nur Anlaß, ihn zu warnen, sich auf irgend etwas einzulassen. Thatsächlich war damals Bl. längst von den städtischen Interessen in Anspruch genommen[19]) und damit mehr und mehr aus den Gedanken über seine persönliche Lage herausgekommen. Die oben genannte Verteidigungsschrift gab ihm nun Anlaß, sich in aller Ruhe zu prüfen; und, wie schon der Vers auf dem Titelblatte: **Erger dich nit ab meiner that die christlich grund vnd vrsach hat**, zeigt, kam jene Ruhe und Klarheit über ihn, von der er in der Schrift selbst das wundervolle Wort gebraucht[20]): . . . „daß durch keine Lehre unser Herz so tief und wunderſam in Gott gestillt und befriedet wird als durch ein stark Vertrauen in die überschwängliche Barmherzigkeit Gottes, uns in Christo erzeiget, welcher in der Abendrede zu seinen Jüngern sagt: Ich gebe euch meinen Frieden, nicht als die Welt in äußerlicher Ruhe und Stille, sondern in mir werdet ihr den Frieden inwendig im Herzen besitzen, also daß euch förderhin kein zeitlich Leiden und Widerwärtigkeit betrüben würde." Daß Bl. nach Abfassung einer solchen Schrift unser Lied dichten konnte, bedarf keines weiteren Beweises. Die Wichtigkeit der Behauptung, unser Lied sei älter als Luthers erstes, wird es rechtfertigen, daß ich mich über seine Entstehungszeit etwas genauer ausgelassen habe. Nun lese man aber noch einmal den Text durch und sehe, wie Alles persönlichstes Leben und Lokalfarbe gewinnt, bis zu dem Schlußruf **Ich gwinns, wer nun wölt wetten.** Hier läßt es der Raum nicht zu, weiter darauf einzugehen.[21])

Aus dem nächsten Jahre 1524 besitzen wir das christliche Epithalamion, das Bl. zur

---

[18]) Warhafft verantwortung Ambrosy Blaurer, an aynen ersamen wysen rat zu Costentz / anzaygend warumb er auß dem kloster gewichen / vnd mit was geding er sich wiederumb hynein begeben wöl. 1523.

[19]) Vgl. seinen Brief an Thomas Bl. vom März 1523, bei Pressel S. 45.

[20]) Bl. 12a; bei Pressel S. 13.

[21]) Weitere Forschungen über die im vorigen Aufsatz berührte Wendung „Laß Vöglin sorgen" werde ich geben, sobald mir der Raum dazu zur Verfügung steht.

Digitized by Google

Hochzeit des ihm befreundeten Dr. Wolfgang Mangolt auf die Weise „Wär ich ein edler Falke“ gedichtet hat: uns besonders wichtig als das liebliche Gegenstück zu seinem Notschrei aus der Klosterknechtschaft. Mit lichten Farben malt er das Bild einer evangelischen Ehe, nicht ohne scherzhafte Hindeutungen auf ihre mancherlei Beschwerden, besonders das Kindergeschrei: „Grell sind die kammergigen, Darnach sich jeder richt.“ Hat man den Schmerzensschrei aus Alpirsbach noch in den Ohren, so macht es einen überwältigenden Eindruck, wenn Bl. sein Lied mit folgenden Strophen schließt, deren hehrer Feierklang dem damals schon ausgesprochenen Bekenntnisse entspricht, daß dieser Stand rein sei und eine heilige Gottesordnung:

Nun schlafft in Christus huide,
der behüt üch für vnd für,
daß üch kein tödlich schulde
in sinem zorn berür.

Mit fröud laß er üch sehen
kindskind ins dritt geschlächt,
als vor ouch offt ist bschähen
den die jn liebtend recht.

Er geb üch sinen sägen,
daß üwer som sich meer
von sines nammens wägen
vnd jm werd ewig eer.

Wir bittend jn mit trüwen,
er send üch gnad behend,
laßt üch die sach nit grüwen,
helff üch zu sälgem end.

Mitten in seiner reformatorischen Thätigkeit zeigt uns den Bl. das Lied: Der Vnfall rydt mich gantz vnd gar, dessen ältester uns bekannter Druck in das Jahr 1526 fällt. Er wendet sich gegen Kleiderpracht und Schmuck, wie sie auch noch in den Kreisen herrschen, die sich der evangelischen Sache zugewandt haben. Aber mit welcher Kunst und Grazie weiß er den Standpunkt zu vertreten, den man sich nur zu leicht als die Domäne eines finsteren, jeder Kunst abholden Puritanismus denkt. Nicht der Bußprediger redet auf die Putzsüchtigen ein, sondern einer von diesen ergeht sich in einer Selbstanklage, bei der nun auch alle Entschuldigungsgründe fein beseitigt werden, ohne jeden Doktrinarismus, mit immer neuen überraschenden Wendungen. Immer ernster wird die Rede, und als schließlich dem üppig Aufgeputzten das Bild des zerlumpten, frierenden und hungernden armen Mannes gegenüber tritt, da wird mit ergreifendem Pathos das Evangelium von der christlichen Bruderschaft ausgesprochen, und mit einem Gebet um Errettung von dem weltlichen Wesen und um ein seliges Ende schließt dieser Monolog ab. Dann aber tritt in den drei Schlußstrophen der Dichter selbst hervor, fröhlich, daß er ohne Gepränge in kurzem Haare und schwarzem Kleide daher gehen könne. Er schenkt das lied den frölin fin die sich als zierlich schmuckend Vnd wend doch Euangelisch sin, damit sys spil verruckend. Er bittet sie, zu bedenken, daß zu Christi Kreuz und Leiden verschwenderischer Putz nicht passe. Zierlicher und anmutiger hat wohl nicht leicht ein Prediger seiner Gemeinde eine herbe Forderung nahe zu bringen gewußt. Die von den Zeitgenossen so viel gerühmte Liebenswürdigkeit Blaurers und der Adel in seinem ganzen Auftreten zeigt sich hier in einer Weise, die an die Form der ritterlichen Minnesänger erinnert.

Dieser Haltung bleibt Bl. auch treu in der Polemik gegen seine kirchlichen Gegner. Als im Jahre 1528 der Konstanzer Domherr Joh. Botzheim, der ehedem Luther geneigt war, später sich aber auf erasmischen Standpunkt zurückzog, gegen die von Konstanz sein Lied Costantz, o we, am Bodensee losließ, mit der zum Akrostichon verwandten Drohung: Costantz sol gestrafft werden, und mit persönlichen Angriffen auf die Zwick, Hüttli und Vögelin, antwortete der nicht angegriffene Bl.[22]) mit: Costantz, du würst sigen. Nicht Ein Wort der Polemik gegen den Angreifer fällt.[23]) Begeistert wird die Stadt zu fröhlichem Gottvertrauen aufgerufen. Aber sittliche Entrüstung bricht heraus, wo er des nach Überlingen übergesiedelten sittenlosen bischöflichen Hofes gedenkt: Ach Ueberling, Gott wöl, dir gling,

[22]) Die 5. Strophe: Des Zellers rott und Plaurers gott, die thund vil vnrum machen, u. s. w., die sich im Winterthurer Mscr. findet, ist offenbar späterer Zusatz.

[23]) Gegen K. Walchner, Johann von Botzheim, Schaffhausen 1836. S. 74.

Digitized by Google

das du diß fůchs lernſt kennen. Wann man ſy meſt vnd thut in ebeſt, Darnach ſo freſſents dhennen.

Es wird nicht viel ſpäter geweſen ſein, daß ſich Bl.s adeliger Sinn nach einer ganz anderen Seite hin äußerte, ich meine in dem Gedichte **De regula Aulica, Von Onkamlichkeit des fürſtlichen Hofſtands.** Seltſamer Weiſe behauptet man, die Erfahrungen, die Bl. am Hofe zu Stuttgart gemacht, habe er in dieſem Gedichte ausgeſprochen.[24]) Aber er ſelbſt hat doch nie zu denen gehört, „die Tag und Nacht der Fürſten Höf beiwohnen", und während ſeiner aufreibenden Thätigkeit in Württemberg hatte er Anderes zu thun, als hierüber Beobachtungen anzuſtellen. Sein Gedicht erſcheint vielmehr als eine Variation des Themas, das Georg von Frundsberg in ſeinem nach der Pavier Schlacht (24. Febr. 1525) gedichteten Liede **Mein Fleiß und Rüh / ich nie / hab gſpart,** gegeben.[25]) Mit den Frundsbergiſchen Angelegenheiten waren die Konſtanzer durch mehr als eine Beziehung verknüpft. Wiederholt war Bl.s trefflicher Kollege, der Prediger Joh. Wanner, in Mindelheim, dem Sitze des Grafen, den er auch mit ſeiner frommen zweiten Gemahlin Anna, Gräfin von Lodron, dem Evangelium zuführte. Ein Blaurer von Konſtanz zog 1526 als Hauptmann mit Frundsberg nach Italien, und einer der Konſtanzer Dichter frohlockt darüber, daß Gott ſein Volk nach Rom hingeſandt habe zum Gericht über Papſt Clemens VII. Derſelbe ſcheint eine Klage der Frau von Frundsberg geſchrieben zu haben, als ihr Mann gebrochen an Leib und Seele im Auguſt 1528 nach Mindelheim zurückgekehrt war, nach acht Tagen ſtarb und ſie in größter Verlegenheit zurückließ. Frundsbergs Geſchichtsſchreiber, der bekannte Dichter A. Reißner, berichtet: „Er iſt auch alſo geſtorben, daß ſeine Güter den Kaufleuten verſetzt und er der Schuld halben angefochten ward, daß er nie kein Ergötzlichkeit für ſeine treue Dienſt in ſeinem Leben geſehen. Er pflag auf die letzt zu ſagen: Drey Dinge ſollen einen jeden vom Krieg abſchrecken, die Verderbung und Unterdruckung der armen unſchuldigen Leut, das unordentlich, unfräflich Leben der Kriegsleut und die Undankbarkeit der Fürſten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben." Das Schickſal dieſes den Evangeliſchen, beſonders den Konſtanzern, teuren Helden war wohl geeignet, Bl. zu einer Warnung vor dem Hofleben zu treiben, zumal wenn Landsleute in Verſuchung kamen, ſich ihm hinzugeben, was thatſächlich der Fall war. Es iſt das Geſchick Frundsbergs, das er in der 10. Strophe ſchildert:

Es hilfft auch nit, waßd lang haſt thon,
muß fürbaß gohn,
dich bruchen lon ohn thuren;
diner trüwen dienſt kein rechnung iſt,
Wild möglich biſt,
man ſpant dir dhut on truren,
Stirbſt ſchwach und alt,
dann biſt bezalt,
haſt lib vnd krafft vertheret
das iſt der lon
dend bringſt darum,
Wol dem, ders nit erferet.[26])

Auch Bl. hat ſpäter von ſeiten des Herzogs Ulrich von Württemberg ſolche fürſtliche Undankbarkeit erfahren, ſofern er ohne jeden Gehalt für ſeine anſtrengenden Dienſte 1538 entlaſſen wurde. Die Feinheit, mit der er dieſe Geldangelegenheit behandelte, macht es unmöglich, anzunehmen, er habe unſer Lied auf Grund ſeiner württembergiſchen Erfahrungen und etwa gar als Rache für die erlittene Behandlung gedichtet. Nein, es war Entrüſtung für die einem Edlen erwieſene Undankbarkeit und eigenes Unabhängigkeitsgefühl, das ihm zu Frommen ſeiner Landsleute die Feder reichte für eine bittere Satire über den Orden der Hofleute, der viel härter ſei als einer der geiſtlichen Orden, und das ihn in eleganter Schlußwendung das Sprüchwort zitieren ließ:

Das man den ſchönen frowen ganz dienen wol,
vnd Herren ſol daneben übel truwen.

[24]) So Preſſel S. 439: Odinga S. 36.
[25]) Vgl. Adam Reißner, Hiſtoria Herrn Georgen Vnd Herrn Casparn von Frundsberg. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1599. Bl. 173.
[26]) Die ſehr fehlerhafte Abſchrift Preſſels verdeckt, wie treffend das Bild der letzten Schickſale G. v. Frundsbergs gezeichnet iſt.

Digitized by Google

Im Jahre 1535 schlug endlich für Bl. die Stunde, daß er in den Stand der Ehe eintreten konnte. Sein poetischer Buhlbrief an seine nachmalige Frau bietet ein entzückendes Selbstporträt des nun schon in den Vierzigen stehenden und doch noch so jugendlich empfindenden und bei aller berechtigten männlichen Selbstschätzung so bescheiden auftretenden Liebhabers. Die ganze herzbezwingende Liebenswürdigkeit des seltenen Mannes leuchtet in frischestem Glanze aus diesen Versen hervor.

Aus der Zeit der reformatorischen Thätigkeit Bl.s in Württemberg sind bis jetzt keine Lieder zu Tage getreten, die seine eigenen Schicksale wiederspiegelten. Anders wird es in den vierziger Jahren. Von 1540 haben wir seine scharfe Kritik des Hagenauer Gesprächs. Und dann kamen die Pestjahre 1541 und 42, deren jedes ihm ein Stück von seinem Herzen riß. Am 15. November 1541 starb seine heißgeliebte Schwester Margarethe, die Archidiakonisse von Konstanz, auch durch ihre Geistesklarheit und Festigkeit eine ebenbürtige Mitarbeiterin der Reformatoren. In 28 elfzeiligen Strophen hat ihr der Bruder das Klagelied gesungen, nach meiner Empfindung das Schönste, was er je geschrieben. Ich fühle mich nicht im Stande, auch nur einigermaßen zureichend die Tiefe der Empfindung, den Reichtum der Gedanken, die Schönheit der Sprache, die psychologische Feinheit in der Konzeption des Ganzen zu charakterisieren. Man müßte es ganz abdrucken. An die dichterische Höhe dieses Klageliedes reicht das über den Tod Zwicks nicht heran. Aber doch ist es der treueste Spiegel eines bis auf den Tod verwundeten Freudesherzens, das keinen Lebensmut wieder gewinnen kann und sehnsüchtig denen nachblickt, die ihm in den ewigen Frieden vorangegangen sind. Beide Lieder würden genügen, Bl. den Platz zu sichern unter den ersten Dichtern und edelsten Persönlichkeiten der Reformationszeit. — Noch beherrscht von der Stimmung einer tiefen Todessehnsucht, daneben aber getragen von ungebrochener dichterischer Kraft ist das S. 374 f. besprochene Lied, in dem Bl. in Anschluß an eine dem Volksliede entnommene Form das Fleisch und Blut klagen läßt, wie es das Dienstverhältnis zur Seele in sein Gegenteil verkehre: eine mit Flammenzügen geschriebene Zustimmung zu Röm. 7, in der die Feinheit psychologischer Selbstanalyse mit der Pracht populärer Bildrede wetteifert.

In dem Klagelied über Zwick regen sich bereits die Ahnungen von dem tragischen Geschicke von Konstanz. Mitten hineingeführt in die Katastrophe werden wir durch das Lied **Wach off, wach off, es ist groß zyt**. Die Überschrift weist freilich auf den 16. Januar 1561. Aber schon Wackernagel fragte zweifelnd, was sich denn an diesem Datum ereignet habe.[27]) Von einem Anschlag der katholischen Mächte gegen die evangelischen, und nun gar gegen die Schweiz, wo sich Bl. damals aufhielt, ist in jener Zeit nichts bekannt. Unser Dichter war in Winterthur still mit der Ordnung seiner Briefschätze beschäftigt und rüstete sich auf den Heimgang. Ein Blick in unser Lied zeigt, daß es nur aus einer Zeit höchster Spannung stammen kann. Die Jahreszahl 1561 muß falsch sein; an ein Verschreiben ist um so leichter zu denken, als das folgende Lied der Mangoltschen Sammlung auch das Datum 1561 trägt. Bei unserm Liede ist sicher der 16. Januar 1547 zu lesen. Das ergiebt sich aus den genauen Berichten, die wir gerade über diese Zeit haben: Ulm hatte sich dem Kaiser unterworfen. Jetzt kommt Augsburg ins Wanken; am 2. Januar wendet es sich an Konstanz um Rat; am 9. antwortet Vögelin in einem Schreiben voll wunderbaren Glaubensidealismus; am 13. giebt das bereits zur Unterwerfung entschlossene Augsburg ausweichende Antwort; am 16., dem Datum unseres Liedes, warnt Konstanz dringend ab und Bl. bekennt in einem Briefe: „Der Welt Frieden wider Gott mag und will ich nicht." In diese Zeit, da den Leuten in Konstanz „das Wams eng zu werden" anfing, paßt Blaurers Lied, in dem er, wie die Jünger auf dem galiläischen Meere, zu Christus ruft, daß er aufwache und den Sturm bedrohe. Das ganze Lied mit seinem Bußbekenntnis, mit seiner brünstigen Bitte um Errettung des Evangeliums, mit seinem Vertrauen auf den Herren Zebaoth und Christum, der Hauptmann und Sieger in diesem Streite sein solle, ist ein erschütternder Notruf vor dem Untergange. Bl.s Bitte für Konstanz fand keine Erhörung. Sein Glaube ward dadurch nicht gebrochen. Kein volles Jahr

[27]) A. a. O. III, S. 598. Keiner seiner Nachfolger hat diesen Wink beachtet.

Digitized by Google

vor seinem Tode greift er, ein Verbannter im Schweizerlande, noch einmal in die Saiten. Wohl geht durch die Verse ein gewisser Zug von Lebensmüdigkeit. Aber doch spürt man den Meister, wenn er dem Volke der Eidgenossenschaft das Bild der eigenen Vergangenheit als Spiegel vorhält und warnend auf das Geschick von Konstanz zurückweist. Auch zuckt gelegentlich der alte Humor noch einmal durch: Doch by dem allen fürcht ich übel, Die ku stoß selb omm iren kübel Vnd sey nit vyl zu hoffen guts Dieryl all welt ist fröhliche muts.

Bei einem Dichter von so stark subjektiver Art, dem, wie wir aus den erhaltenen Resten seiner Werke sehen, alle wichtigeren Ereignisse seines Lebens sich poetisch gestalteten, werden auch die Kultuslieder ihr besonderes Kolorit haben. Das trifft denn auch in hohem Maße zu, wie man am deutlichsten bei seinem Himmelfahrtsliede und dem Gesang auf Pfingsten sehen kann. Beide sind im vollsten Sinne Gemeindelieder; die Persönlichkeit des Dichters tritt nirgends hervor. Aber bei einer solchen Dichterindividualität entwickelt sich naturnotwendig eine ungewöhnliche Frische der Färbung, ein eigener Schmelz und Glanz der Sprache, während sonst auf dem Kultusgebiete gedecktere Farben und ein gewisses stilisiertes Maßhalten herrscht. Es ist schwer, dem, der die betreffenden Lieder nicht vor Augen hat, eine deutliche Vorstellung davon zu schaffen. Wer aufmerksam Blaurers Himmelfahrtslied „Frew dich mit Wonn fromme Christenheit" mit dem Zwicks „Auf diesen Tag bedenken wir" vergleicht, wird sofort die eben charakterisierte Eigenart Bl.s erkennen. Die 3. und 5. Strophe will ich mitteilen, um dem Leser doch eine Ahnung zu geben von dem Tone dieses wahrhaft mit Zungen redenden Dichters:

Vff daz er yetz über alles wär
im himmel vnd vff erden,
das sünd, tod, hell wurd krafflos vnd lär
vnd dir sin rych möcht werden.
Des sing Ju Ju vnd ghab dich wol!
der himmel hanget rägens vol
der vilfaltigen gaben.

Wie möcht sölch hertz immer trurig syn,
daz dise ding kan fassen!
Trübsal vnd tod ist doch alls sin gwün,
diß läben wird es hassen
vnd schwingen sich hoch über sich,
da Christus sitzet ewiglich
zu sines vatters rechten.

An majestätischer Breite, schier erschöpfendem Reichtum der Gedanken und wunderbarer Plastik der Form wird das Himmelfahrtslied durch den Pfingstgesang überboten. Seitdem ich ihn näher kennen gelernt, habe ich oft unsere Pfingstlieder zur Hand genommen und mich gefragt, welches von ihnen es mit Bl. aufnehmen könne; und die Antwort war immer wieder: Nur Luthers meisterhafter Ausbau des vorreformatorischen „Komm, heiliger Geist, Herre Gott". Alle andern halten sich nicht vor dieser Pracht und Fülle, an die auch Luther nicht hinanreicht, während er Bl. andererseits an markiger Knappheit überlegen ist. Vielleicht wird es der Ml.-Schr. möglich sein, um die Pfingstzeit das ganze Lied mit seinen 10 zwölfzeiligen Strophen in Original und Übersetzung mitzuteilen. Jetzt müssen ein paar Proben genügen: Erd und Himmel werden zu jubelnder Verkündigung der Pfingstthatsache aufgefordert, die der Dichter in meisterhafter Neugestaltung des Berichts der Apostelgeschichte in den 3 ersten Strophen dargestellt. Auf diesem Hintergrunde flammt nun von der 4. Strophe an das Gebet der Gemeinde empor:

Ach Herr, nun gib, das vns auch find
im frid vnd bät diß sälger wind!
wäh hin der sünden stoube
von vnserm gmüt vnd füll das huß,
dinr heilgen gmeind, din werck mach uß,
das vfgang rechter gloube.

Vnd unser zung gantz fhüre werd,
red nichts dann din lob hie off erd
vnd was den nächsten buwet.
Brenn vß den rost der alten hut,
das wir werdind din nüwe brut,
irrt nichts, obs flaisch drab gruwet.

In diesem Tenor geht das Lied weiter. Alles, was die heilige Schrift vom Geiste aussagt, nimmt der Dichter auf, giebt es aber nicht in der steifen, buchstabierenden Weise wieder, mit der die evangelischen Dichter so oft die Psalmen und andere biblische Stücke in ihre Verse zwängen, sondern wie Edelmetall, das von seiner Glut geschmolzen und von seiner

Digitized by Google

bildnerischen Kraft neu geprägt ist. Man sehe sich einmal die wundervollen Zeilen 7—12 aus Str. 9 an:

Ein yrrdisch gschirrle sind wir weich,
brechend gar licht von yeden streich,
du selbs wölst vns bewaren,
vns brennen wol in dinem fhür,
das vns nit schad der find vnghür,
so wir von hinnen faren.

So kann nur ein Dichter von Gottes Gnaden schreiben. Was unter dessen Händen aus alten Vorlagen wird, das zeigt sein deutsches Veni sancte für die Kinder aufs deutlichste, bei dem nicht, wie Odinga meint, der kindliche Ton das Charakteristische ist (den trifft Zwick sicherer), sondern die Grazie der kunstreichen Form und die Fülle kurzer, wie Edelsteine funkelnder Gedanken. Auch sein einziges Psalmlied über Ps. 129 zeigt den frei gestaltenden Dichter, und man muß es nur beklagen, daß wir nicht wissen, zu welcher Zeit das Lied verfaßt ist, da von hier aus überhaupt erst das rechte Licht für sein Verständnis gewonnen würde. Neben die strahlende Schönheit dieser Kultuslieder, an deren Seite auch noch die ernsten Dichtungen aus der Pestzeit „Mag ich dem Tod nit widerstan“ und „Ein Frend ists dem gläubigen Mann“ treten, stelle ich zum Schluß seine Aufforderung an das junge Volk zum Gesang, die vielleicht einer bisher nicht wieder aufgefundenen Jugendliedersammlung als Vorwort gedient hat. Sie findet sich in ganzem Umfange erst bei Mangolt; aber in dem Vorwort zum Bonner Gesangbuch von 1561 hat man bereits einige Zeilen daraus verwandt. Aus welchem Buche hat man die genommen? Die Verwandtschaft mit Luthers Vorrede auf alle guten Gesangbücher ist unverkennbar. Aber daneben zeigen sich die charakteristischen Züge von Bl., vor allem sein hier besonders schalkhaft auftretender Humor, dem es doch so natürlich ist, gleich in die wärmsten Töne christlicher Frömmigkeit überzugehen.

Der Reichtum, der sich in den 20 Gedichten Bls entfaltet, ist so groß, daß ich davon abstehen muß, ihn weiter im einzelnen zu verfolgen. Doch kann ich wenigstens noch ein paar allgemeine und zusammenfassende Bemerkungen hinzufügen, deren Skizzenhaftigkeit durch die mir hier gesteckten und schon überschrittenen räumlichen Schranken entschuldigt werden wird. — Rein formell betrachtet, sind die meisten Bl.schen Dichtungen von großer Vollendung. Ein feines Gefühl für den Rhythmus der Sprache läßt ihn durchweg die Gefahren des Silbenzählens vermeiden. Metrisch so verunglückte Stücke wie Luthers „Nun kommt der Heiden Heiland“, von den Liedern des Augsburger Nachbars J. Dachser und anderer gar nicht zu reden, findet man bei ihm überhaupt nicht. Von den 20 Gedichten stehen etwa dreiviertel in verschiedenen strophischen Formen; auch die schwierigste von ihnen wird so sicher gehandhabt, daß man nicht den Eindruck der Künstlichkeit erhält. Mit welcher Virtuosität ist z. B. in seinem ältesten Liede der Reim gehandhabt, und in „Wies Gott gefällt“ der Refrain „Solls sein, so seis“! Selten nur begegnet man den beliebten meistersingerischen Flick-Reimen und -Sätzen. Diesen aristokratisch zu nennenden Fügen seiner Dichtungsart halten nun aber, wenn ich so sagen darf, ausgeprägt demokratische die Wage. Es ist an sich ganz richtig, wenn Goedeke sagt[28]), seine Lieder hielten sich durchaus in Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens; der unerschöpfliche Reichtum drastischer Bilder, die Fülle sprichwörtlicher Redewendungen ist deß Zeuge. Aber nach zwei Seiten hin muß dieses Wort doch vor falschen Folgerungen gesichert werden: diese populären Wendungen bedingen nicht den Grundton seiner Lieder, und sie haben keine pädagogischen Motive. Sie sind vielmehr natürliches Ausdrucksmaterial für eine jeder Abstraktion fern stehende, in der Anschauung lebende Dichternatur. Diese Mittel finden sich nicht seltener angewandt, wenn Bl. sich in die Tiefen seines Innenlebens versenkt, als wenn er in den Chor der singenden Gemeinde oder als Prediger vor sie tritt. Nur schwer kann ich auf die dankbare Aufgabe, dieses mit Beispielen zu belegen, verzichten. — Wie von der Form so erhalten wir auch von dem Inhalt der Bl.schen Dichtungen überall den Eindruck reifen Reichtums. In den häufig geradezu kindlich zu nennenden Rezensentenurteilen über diesen Dichter findet sich freilich auch von dieser Ansicht das gerade Gegenteil ausgesprochen. Ja, ein sonst

[28]) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl. II, 176.

Digitized by Google

so verständiger Beurteiler wie Paul Pressel[29]) meint, Ideenreichtum zeichne Bl.s Dichtungen nicht aus. Versteht er das von theologischen Gedanken, so stimme ich Keim[30]) zu: „Als Theolog hatte Bl. wohl keine originellen Ideen, aber schöne und verarbeitete, gleichsam aus dem Mittelpunkte seiner Persönlichkeit wiedergeborene Erkenntnisse und Anschauungen." Und nicht minder dürfte das Urteil dieses Theologen über Bl.s Predigten und Briefe von Wert für die Beurteilung seiner Lieder sein: „Das Geheimnis seiner Predigten war neben dem Anziehenden einer feinen und doch kräftigen Persönlichkeit und hervorragender, natürlicher, bilderreicher Wohlredenheit ein edler Ernst, eine ungemeine, von Liebe zu Gott und vom Wohl und Wehe des Mitmenschen tiefbewegte Herzlichkeit, ein unbestechlicher Wahrheitssinn, ein unerbittlicher Eifer wider die Entehrer Gottes durch Sünde und Laster und falsche Gottesdienste. Eine unendliche Anmut und Lieblichkeit lag auf seinen Predigten, auch in seinen Briefen. Die Freunde jubelten, wenn sie die Handschrift Bl.s sahen. Conssaint in Mömpelgard weinte, wenn er seine Briefe las ... In ähnlicher Weise war er Liederdichter." Ich hoffe, daß die Leser im stande sein werden, zu erkennen, daß Mangolts begeistertes Urteil über Bl.s Lieder („welche zwar geistricher und kunstlicher sind dann andre gsang, hab die gemacht, wer da wölle") bei aller Berücksichtigung des Freundesverhältnisses dieses Mannes zu dem Dichter den Thatsachen gerechter wird als das, was man in der evangelischen Kirche von heute über ihn zu sagen oder vielmehr nicht zu sagen weiß. Es ist ganz richtig, daß in der Schar unsrer Reformatoren gewaltigere Charaktere, gelehrtere und ideenreichere Theologen gestanden sind: Blarrer war, unbeschadet alles des Großen, was er sonst leistete, die eigentliche Dichternatur unter ihnen. Hieranf beruht wohl nicht zum wenigsten die Harmonie und bezaubernde Kraft dieses Mannes, den F. Baumgarten mit Recht den liebenswürdigsten der Reformatoren genannt hat[31]); aber auch sein „Dichterlos".

Vielleicht gehen dem Geschlechte unsrer Tage auch in dieser Beziehung die Augen wieder darüber auf, was der kurze Bestand einer evangelischen Gemeinde wie Konstanz für Blüten und Früchte gezeitigt hat, und welche wunderbare Fügung Gottes es war, daß neben Blaurer eine Dichternatur so anderer Art wirkte wie Johannes Zwick, der, jenen ergänzend, dessen eigentümliche Größe erst in volles Licht rückt.

Uber ihn wird ein dritter Aufsatz berichten.

Die chromatische Alteration im liturgischen Gesange der abendländischen Kirche[1])

von Dr. **Johannes Wolf** in Berlin.

Der gregorianische Choral ist besonders in den letzten Dezennien Gegenstand allgemeiner Forschung geworden, die gerade in der neusten Zeit zu positiven Resultaten geführt hat. Die Erforschung der Neumen, jener aus den Akzenten entstandenen Tonschrift, in der uns die ältesten Denkmäler der christlich-abendländischen Musik überliefert sind, ist durch die grundlegenden Untersuchungen von Oskar Fleischer[2]) in ein neues Licht gerückt. Ebenso versucht es das jüngst erschienene geistvolle Buch von G. Jacobsthal, das Dunkel zu durchdringen, welches trotz der vielen auf uns gekommenen theoretischen Abhandlungen über dem Tonsystem des frühen Mittelalters ruht.

---

[29]) Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock. S. 64.

[30]) A. a. O. S. 18.

[31]) Ambrosius Blaurer und das Kloster Alpirsbach; Schwäbische Kronik No. 81, 6. April 1892.

[1]) Nach dem Buche von G. Jacobsthal: Die chromatische Alteration im liturgischen Gesange der abendländischen Kirche. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1897. gr. 8°. XVI und 376 Seiten. (Preis 14 Mk.)

[2]) Neumenstudien, Teil I und II. Leipzig, Fleischer 1895/97.

Digitized by Google

Zum beſſeren Verſtändnis des Folgenden ſei geſagt, daß das mittelalterliche Conſyſtem die Reihe

Γ A B C D E F G a b ♮ c d e f g $\begin{matrix} a\,b\,♮\,c\,d \\ a\,b\,♮\,c\,d \end{matrix}\begin{pmatrix} e \\ e \end{pmatrix}$

umfaßt, in welcher auf den Endtönen (finales) D, E, F, G vier Haupttonarten: D—d (protus), E—e (deuterus), F—f (tritus), G—g (tetrardus) gebildet werden. Jede derſelben zerfällt in zwei Tonarten, und zwar ſo, daß, allgemein geſprochen, die eine (authentiſch) die ganze Oktave, die andere (plagaliſch) vom Endtone aus gerechnet die Töne der tieferen Quarte und höheren Quinte benutzt. Dieſe acht Tonarten werden modi genannt.

Nicht mühelos und unbeſchwerlich iſt der Weg, den der Leſer mit dem Verfaſſer gehen muß. Alle Erwägungen, die er angeſtellt hat, um zu einem Reſultat zu kommen, breitet er vor uns aus und erſpart uns in übergroßer Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt die nicht, welche zu nichts geführt haben. Wenn uns auch der Verfaſſer für die Mühen durch ſo manche treffende Bemerkung und treffliche Beobachtung entſchädigt und auch nicht verkannt werden ſoll, daß es ihm darauf ankommt, bei dieſen ganz neuen Unterſuchungen ſpäteren Forſchern die einzuſchlagenden Wege zu zeigen, ſo kann ihm doch der Vorwurf der Langatmigkeit nicht ganz erſpart bleiben.

Unter chromatiſcher Alteration will der Verfaſſer verſtanden wiſſen die Veränderung eines natürlichen Tones durch Erhöhung oder Erniedrigung um einen halben Ton. Ziel ſeiner Unterſuchung iſt der Nachweis einzelner alterierter Töne in dem gregorianiſchen Choral. Ausgang nimmt er von der Beobachtung, daß manche Geſänge in den liturgiſchen Handſchriften verſchiedener Zeiten und Gegenden verſchiedenen Tonarten angehören, womit er die Erörterungen in Beziehung bringt, welche ſich in muſiktheoretiſchen Traktaten des Mittelalters über gewiſſe Melodien fanden.

Der erſte Fall betrifft die Antiphone Urbs fortitudinis Sion, welche Regino von Prüm und der Verf. der älteren Teile der von Gerbert dem Hucbald zugeſchriebenen Alia musica unter dem erſten modus aufführt, wohingegen ſie nach ſpäteren liturgiſchen Handſchriften dem tetrardus angehört.

Die Zeit, in dem ſich der Tonartenwechſel vollzogen haben mag, giebt Jacobsthal nach einer Stelle des jüngeren Verf. der Alia musica als deſſen Lebzeit an. Derſelbe beſpricht nämlich darin die Ähnlichkeit des 1. und 8. modus und daß der Unwiſſende leicht aus dem einen Ton in den anderen geraten könne. Als Beiſpiel führt er die Antiphone Urbs fortitudinis an. Dieſe beginnt im erſten modus und hört im achten auf „wegen des Halbtons, den ein Unkluger nicht an richtiger Stelle mit dem Tone G in Verbindung gebracht hat, da wo er ihn in die Wendung aperite portas hineingebracht hat“ (propter semitonium, quod chordae quae est M (G), imprudens non suo loco subiunxit eo, ubi aperite portas intulit). Durch das Wort subiunxit hat ſich der Verf. ſcheinbar zu der Annahme des semitoniums fis verleiten laſſen. Dies kann aber nicht gemeint ſein, ſondern das semitonium b. Indem der Unkluge dieſes nicht ſetzte, ſondern h (♮), erweckte er den Eindruck des tetrardus. Zwar kann auch im erſten Tone neben b h gebraucht werden; doch iſt der Gebrauch ſo geregelt, daß, wenn eine Tonreihe nur um einen Ton über a hinausgeht und dann nach unten umbiegt, b, wenn ſie aber nach c weiter ſchreitet, h (♮) gewählt werden muß. Im erſteren Falle befinden wir uns bei der Stelle

$$\begin{matrix} & & &

auch irriger Weise, Anwendung gefunden haben und eben darum zu Änderungen der Gesänge Veranlassung gegeben haben mögen, denn bald sehen wir die Theoretiker gegen das Chroma als einen bösen Feind zu Felde ziehen.

Die Theorie des Mittelalters kennt allgemein ein b und ein h (♮). Versetzt man eine Leiter: C D E F G a b h c in die tiefere Quarte und Quinte, so erhält man Tonreihen, welche Fis und Es enthalten. Wir können also ein Fis oder Es bei Transposition in die obere Quarte oder Quinte durch das im Consystem des Mittelalters vorhandene b und ♮ ersetzen. Daß diese Methode praktisch ausgeübt wurde, zeigt sich nicht allein in überlieferten Melodien, sondern gelangt auch durch die theoretischen Schriften zu unserer Kenntnis. So lehrt Berno, ein Theoretiker aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, zur Beseitigung des systemwidrigen Halbtons die Transposition in Quarte und Quinte. Auch Cotto, welcher der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts angehört und dem es nicht gewiß ist, ob die Unregelmäßigkeiten, deren mehr seien, als man zählen könne, durch schlechte Sänger hineingetragen oder vom Verfasser der Melodien beabsichtigt seien, schlägt Transposition in die obere Quinte zur Beseitigung des Tones Es vor. Letzterer wird von ihm genau bezeichnet: sub parhypate meson (F) tonum. Ein Chroma in der G-Leiter schiebt er aber der Unkenntnis der Sänger zu und empfiehlt, es auszurotten. Dies thut er, wie Jacobsthal zeigt, indem er statt des chromatisch alterierten Tones den leitereigenen derselben Stufe setzt. Bei Guido in Caroli Loco tritt ein Ton einer anderen Stufe an die Stelle des chromatisch alterierten. Noch eine dritte Emendationsmethode lehrt Cotto an der Communio: Beatus servus, nämlich die, den Melodieausschnitt, in welchem sich der alterierte Ton befindet, um eine Stufe zu versetzen, so daß zum Beispiel die Reihe d e fis g a zu c d e f g wird.

Diese Emendationsversuche weist nun Jacobsthal an einigen praktischen Beispielen nach und zeigt, daß eine derartige Emendation unter Umständen einen Tonartenwechsel nach sich ziehen konnte. Besonders betont er, daß derartige Emendationsfassungen immer auf ältere zurückgehen, in denen die chromatischen Töne bewahrt wurden.

Der Umstand, daß sich in dem Antiphonar von Montpellier (10.—11. Jhrh.) G-Melodien finden, welche im Schluß b gebrauchen, also den Charakter des ersten Tones haben, neben solchen, in denen sich h (♮) am Schluß findet, welche also den Typus des vierten Tones tragen, führt den Verfasser zur Annahme einer Protus-Tonart auf G, der der Gebrauch von b und h innerhalb der Melodien frei steht, welche aber im Schluß nur b benutzen darf.

Das Vorhandensein anderer alterierter Töne als Fis und Es wird vermutungsweise ausgesprochen. Indes fehlt jeder Beweis, da die mittelalterlichen Theoretiker (mit Ausnahme der Musica enchiriadis) keine Mittel hatten, die Chromatik darzustellen, und durch Transposition nur die Halbtöne Es und Fis erhalten blieben, wie oben gezeigt ist. Jeder andere chromatische Ton mußte also emendiert werden. Hiermit schließt J. gleichsam den praktischen Teil, dem ein mehr geschichtlicher folgt.

In ihm kommt es dem Verfasser darauf an, zu zeigen, daß die chromatisch alterierten Töne nicht etwa erst durch schlechte Sänger oder andere Einflüsse in die Kirche hineingetragen seien, sondern ihr ursprünglich angehören. Noch der Verfasser der Musica enchiriadis sieht in dem Chroma nichts Feindliches. Nicht allein seine Tetrachordreihe hat fis und cis, er erörtert auch durch Beispiele in Dasian-Notation Tonfolgen, die es und fis enthalten und spricht darüber, daß durch diese Absonien ein Vertausch der modi stattfände, wie man in den Gesängen genugsam beobachten könne. Diese alterierten Töne will er nicht als eigentliche Fehler, sondern wie die Barbarismen und Soloecismen in der Dichtung aufgefaßt wissen. Zu Oddos Zeit hat man das Chroma gesungen. Ob rechtmäßig, bleibt dahingestellt. Oddo selbst tritt nach unserer Kenntnis demselben entgegen. Melodien, die das Chroma enthalten, bedürfen der Emendation. Doch warnt er, leichtsinnig zu verbessern, und rät nachzuforschen, ob sie sich vielleicht von einer anderen Stufe aus ohne Änderung singen läßt. Ist dies nicht der Fall, so schlägt er vor, die Verbesserung in der Lage vorzunehmen, in der die Melodie die geringste Änderung erleidet. Als Beispiel führt er die Antiphone: Domine qui operati sunt an. Ähnlich scheint sich die Antiphone: Turba multa zu verhalten, welche ein Traktat

Digitized by Google

des 11. Jahrh. bei Besprechung derselben Sache zusammen mit Domine qui operati erwähnt. Einen weiteren Gegner des Chromas finden wir im Verfasser der Alia musica, welcher behauptet, daß nach dem Urteil der erfahrensten Musiker und heiligsten Männer der kirchliche Gesang von alterierten Tönen frei sei. So habe Gregor seine Antiphonen abgefaßt und der Kirche überliefert, und auch der Gesang des heiligen Ambrosius weiche davon nicht ab. Auch der Verfasser des dem Guido zugeschriebenen Epilogus de modorum formulis giebt dem Gedanken Ausdruck, daß die Chromatik durch schlechte Tradition in die Kirche hineingetragen sei. Je weiter wir also vorschreiten, desto mehr finden wir das Chroma als eine Entartung aufgefaßt. Allmählich tauchen Methoden auf, dasselbe zu verwischen oder zu beseitigen.

Bei Berno findet sich die Transposition in die obere Quarte und Quinte, um Fis und Es durch einen im System vorhandenen Ton zu ersetzen. Cotto kennt nur die Transposition in die Quinte und verbessert ein Fis. Kurz, das Chroma verschwindet immer mehr, bis ihm im 14. Jahrhundert Marchettus von Padua im gregorianischen Gesange (cantus planus) die Existenzberechtigung abspricht. Zum Schluß seiner Schrift betont der Verfasser noch einmal, daß die chromatische Alteration durchaus nicht eine Erfindung des späteren Mittelalters sei, das ihrer für die mehrstimmige Musik bedurfte. Indessen ist es geboten, vor der Hand die Bedeutung des Chromas nicht zu überschätzen, da bis jetzt als Beweismaterial nur wenige Fälle vorliegen.

Ein Rundgang durch die Feste und Feiern an der Jahreswende

von **Julius Smend.**

Die Leser wollen sich für die übliche Reise durch den Bereich evangelischer Festfeiern der letzten Zeit einmal wieder meiner Führung vertrauen. Daß wir dabei vielerlei Wissenswertes erfahren werden, darf ich schon versprechen, weil wir allenthalben auf interessante Freunde stoßen und es überall wieder anders ist. Wenn ich aber hier und da ein zu scharfes oder zu günstiges Urteil fällen sollte, so steht ja dem, der mitfährt, frei, seine eigene Meinung zu hegen. Es ist vor allem um die Einsicht in den Lauf der Dinge zu thun; die Ansicht mag sich dann ein jeder selbst bilden.

1. Über **gottesdienstliche Feiern** sind wir diesmal weniger allseitig unterrichtet worden als in den Vorjahren. Das Bedürfnis unserer Leser, in dieser Hinsicht beraten und berichtigt zu werden, ist durch die früheren Mitteilungen und praktischen Winke vermutlich vielfach fürs erste befriedigt. Die vorliegenden Texte und Berichte beweisen denn auch einen entschiedenen Aufschwung des liturgischen Lebens in unseren Gemeinden, vor allem nach Seite der Bereicherung der verwendeten Mittel und des Strebens nach einem verständigen Plan und Aufbau. In letzterer Hinsicht ist z. B. sogleich die **Totenfestfeier** in der Marienkirche zu **Halle** lobenswert, in der, neben andern alten und neuen Sätzen, drei der Herzogenbergschen Chorsätze (Op. 92) zur Verwendung kamen, während das Gemeindelied da und dort aus etwas kräftigerem Ton hätte gewählt werden mögen. Weniger glücklich erscheint die Anlage der **Weihnachtsfeier** in derselben Gemeinde. Eccards „Ich lag in tiefer Todesnacht" konkurriert hier zudem mit Riedels böhmischen Liedern und Bortnianskys Doxologie. Bedenklicher ist, daß die Gemeinde die ersten Strophen des „Vom Himmel hoch" und dann die wenig weihnachtlichen Melodien „Warum sollt ich mich denn grämen" und „Erschienen ist der herrlich Tag" anstimmt. Wo man gedruckte Texte bieten kann, sollte man, gegebenenfalls gegen das Gesangbuch, unter Weglassung des Halleluja mit den Worten „Wir singen dir, Immanuel" die Weise „Vom Himmel hoch" verbinden. — Im **Straßburger** reformierten Jugendgottesdienst wurde diesmal die Weihnachtsfeier sinnig mit dem Gedächtnis Cersteegens vermählt. Ob der Versuch, die Kinder im Chore sprechen zu lassen, — bekanntlich ein von Zwingli benutztes Auskunftsmittel —, sich bewährt, muß man abwarten. Die Verteilung aller einzelnen **Zeilen** des „O du fröhliche" zwischen Gemeinde und Kinder scheint mir nicht nachahmenswert, weil sie das Lied zerstückelt; man sollte bei der entsprechenden Behandlung des Refrains stehen bleiben. — Besonders anmutig gestaltete sich die Kinderfeier im Schulhaus zu **Molsheim**, das zur Zeit noch die Stelle der Kirche vertritt. Der Plan ist der des Spittaschen Weihnachtspiels; die Verteilung der Gaben geschah unter Orgelklang. — In **Pisdorf** ist es bei der vorjährigen Anordnung geblieben. Die Christbäume wurden für

Digitized by Google

den Sylvesterabend zum zweiten Male angezündet und erst nach Neujahr entfernt. — Was selbst in kleinen Verhältnissen geleistet werden kann, zeigt der von Kinderhand geschriebene Plan der Christfeier in dem sothringischen Filial Schopperten. Der Gesangverein wechselt mit dem Kinderchor; das Ganze darf nach Wahl von Text und Weise noch weihnachtlicher werden. — Der Festgottesdienst in Seelscheid übertrifft in seiner sinnvollen und wirksamen Anlage die bei schlichtem Grundschema doch etwas unruhige liturgische Andacht von Körrach, in der neben einer Ansprache acht Lektionen und nicht genug echt weihnachtliche Melodien auftreten. — Bunter noch erscheint der Kindergottesdienst in Vegesack, der in 14 Deklamationen des Guten zu viel bietet und in der einleitenden Bitte um den heiligen Geist, die das „Schaffe in mir" begründen soll, etwas aus der Linie der Tages- und Kindergedanken weicht. Auch hier zeigt sich das Bestreben, durch Zersplitterung der Liederstrophen in Einzelzeilen eine Wechselwirkung zu erzielen, die nur Unruhe bringen kann. Nach dem „Ehre sei Gott in der Höhe" u. s. w. noch „Allein Gott in der Höh" singen zu lassen, ist nicht angebracht. Auch darf man im Blick auf mehrere der in Betracht kommenden Gottesdienstentwürfe daran erinnern, daß das genannte Lied sich in der Weihnachtsfeier wenigstens dort fremdartig ausnimmt, wo es als Bindeglied und nicht als abschließender Ruhepunkt auftritt. — In der entsprechenden Feier der Straßburger Militärgemeinde, die der von Vegesack ähnlich war, berührte eigentümlich der Gegensatz zwischen den strengen Formen des neuen Kirchenraums und dem zwanglosen Hin- und Herwandeln des Liturgen, der sich die Kinder zum Deklamieren aus allen Gegenden des Schiffs einzeln herbeiholte. — Recht kompliziert mußte die „Adventfeier" in Rorbas (Kanton Zürich) darum werden, weil in ihr am dritten Advent bereits Weihnacht und Epiphanias mit zu ihrem Rechte kommen sollten, letzteres offenbar aus Rücksicht auf die beabsichtigte Darbietung der Epiphaniasgesänge von P. Cornelius und Th. Goldschmid. Als letzter Ausklang einer doch wesentlich auf die Krippe sich richtenden Festfeier ist die Melodie „Lobe den Herren, den mächtigen König" wohl nicht ganz am Platze. — Die liturgische Weihnachtsandacht des Deutsch-evangelischen Vereins in Amsterdam bringt neben dem 23. Psalm von B. Klein und dem Gesang des Chores „Wie schön leuchtet der Morgenstern" sogleich nach dem Vaterunser die Bachsche Pfingstarie „Mein gläubiges Herze". — Am selben Ort wird in der Kinderfeier der deutschen Gemeinde ein beträmdlicher Wechselgesang zwischen den Kleinen und Großen in der Art herbeigeführt, daß diese Gruppen mit Strophen zweier verschiedenen Lieder alternieren. Kinder: „Macht hoch die Thür", Gemeinde: „Wie soll ich dich empfangen"; Kinder: „O wohl dem Land", Gemeinde: „Das schreib dir in dein Herze". Oder Kinder: „Tochter Zion", Gemeinde: „Hosianna, Davids Sohn" u. s. w. Auf die drei Teile des Evangeliums antwortet die Gemeinde mit den drei Strophen von „Stille Nacht", denen sich je eine Choralstrophe anschließt, z. B. „Allein Gott in der Höh sei Ehr". — Besonders merkwürdig sind die mancherlei Genfer Veranstaltungen, über die wir eingehenden Bericht empfingen. Ein Freund schreibt: „Ein Weihnachtsfest in der evangelischen italienischen Gemeinde hat mich sehr erfreut. Es geht etwas weltlich her. Am Ende, als die Kinder ihre Lieder, Dialoge u. s. w. hergesagt, wurde auch Beifall geklatscht. Viele Reden wurden gehalten, sogar eine vom italienischen Konsul. Der Tannenbaum fehlte auch nicht und war reich geschmückt." — „Die Société pour l'évangélisation populaire", so fährt unser Gewährsmann fort, „hielt wie seit einigen Jahren Weihnachtsfeiern in der Salle de la réformation. Da vier Abende hintereinander je 2500 Personen sich hier einfinden und sogar ganze ¾ Stunden auf einem mühsam eroberten Platze warten, bis die Feier endlich beginnt (ich habe es auch gethan), so ist es wohl der Mühe wert, diese Feier kurz zu skizzieren. Der äußerst schlichte Saal ist mit Kränzen, Fahnen und zwei nicht angezündeten Tannenbäumen geschmückt. Vorn ein großes weißes Tuch, 8 m hoch und breit; darüber: Un Sauveur vous est né, darunter: Une grande joie à tout le peuple. Man beginnt mit gemeinsamem Lobied, Gebet, Begrüßung. Frank Thomas weist schlicht auf die Bedeutung der Feier hin: es handelt sich um Realitäten, nicht um bloße Symbole! Der Saal wird ganz dunkel, und auf das Tuch wird mit riesiger Laterna magica das Bild „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an" projiziert, begleitet von einem Chorgesang (alles in völligem Dunkel). Es folgt, begleitet von der Lektüre des Weihnachtsevangeliums und von Chorgesängen, die Anbetung der Engel, der Maria, der Hirten, der Weisen und die Flucht nach Egypten. Mit Zündfäden werden die Tannenbäume angesteckt, und zwar ist es sehr gut vorbereitet. Eine Ansprache mehr moralisierenden Charakters folgt. Das Bewußtsein der Sünde wird an der Hand einer Kindergeschichte geweckt, und die vergebende Gnade verheißen (Herr v. Meuron, ein Ingenieur). Wieder wird es dunkel nach einem allgemeinen Liede. Daniel in der Löwengrube, begleitet vom französischen „Ein feste Burg", soll, glaube ich, das Vertrauen auf den lebendigen Gott darstellen. Die Danielgeschichte wird verlesen. Es folgt die Leidensgeschichte, begleitet von Stellen aus Johannes und den Korintherbriefen: Jesus vor Pilatus, Verurteilung, der tote Christus mit Maria und Johannes. Lektüre von Jesaja 53, und von verschiedenen Seiten des Saales erschallen Stimmen: „Christus ist für alle gestorben", „Also hat Gott die Welt geliebt" u. s. w. In großen Lettern wird nun der Spruch 1. Cor. 6, 20 projiziert, und eine Ansprache von Prof. Bande erklärt, warum auf jene erste Reihe ihrer Bilder die zweite gefolgt

Digitized by Google

ist. Er spricht einfach, scharf, edel. Bilder des Auferstandenen mit Chören (alle auswendig gesungen!), Gebet, Loblied enden das Ganze. Es war das erste Mal, daß die Veranstalter dieser Abende diese zweite Bilderreihe an die erste knüpften. Der pädagogische Zweck ist unverkennbar, wie er hier überhaupt in allen diesen Veranstaltungen und im Gottesdienst der Freikirche vorwaltet. Ich habe fünf bis sechs Abendversammlungen, für die Jugend veranstaltet, mitgemacht, in denen bedeutende Redner sprachen, u. a. ein Herr Martin aus Cannes, der eine hinreißende Beredsamkeit besaß. Es waren Erweckungsprediger. Ich bin sehr froh, solche Veranstaltungen mit eigenen Augen gesehen zu haben. Es ist sehr, sehr viel Gutes in diesem Pietismus, so daß man manches mit in den Kauf nehmen kann. Im Freigebet sind hier alle Leute Virtuosen; es wird überhaupt nur frei gebetet, und sogar das Vaterunser hört man nur sehr selten. An jenen sechs Abenden, von denen ich sprach, wo zwei Stunden lang gesprochen und gebetet wurde, hörte ich es nicht ein einziges mal." — Leider habe ich diesem lehrreichen Bericht etwas weniger Erfreuliches hinzuzufügen. Der vor mir liegenden Einladungskarte zu der Weihnachtsfeier, auf der der Inhaber gebeten wird, nur an einer der Veranstaltungen teil zu nehmen, ist eine gleichfarbige Broschüre beigegeben, deren erstes Blatt den gebundenen Jesus inmitten seiner Feinde zeigt. Es folgt aber eine Beschreibung der Verurteilung und der Degradation des seine Unschuld beteuernden — Dreyfus (ohne Namen!), über dessen Geschick die gesamte gebildete Welt entrüstet ist. Und daran schließt sich die Geschichte der Verwerfung des einzig Unschuldigen, die, mit Hinweis auf das Weihnachtsfest in dem Satze endet: Sa mort sera ton salut, si tu veux croire — même sans le comprendre — à l'amour, dont elle est la preuve. Die letzten Blätter des Büchleins enthalten die für die Abendfeier bestimmten Gesänge. — Von der ungemeinen Betriebsamkeit der Protestanten in Genf zeugen übrigens auch die Programme der Weihnachtsfeiern für männliche und für weibliche Hotelangestellte sowie für die Angehörigen aller möglichen Berufszweige im Saal der Union chrétienne de jeunes gens. Es handelt sich um deutsche Unternehmungen; gemeinsamer Gesang, Gebet, Ansprache wechseln mit Deklamationen, Pistonsoli, Melodramen (das Weihnachtsfest der Toten von Saphir). Dazwischen wird Thee verabreicht. Unser Freund schreibt von einer dieser Feiern: „Besuch gut. Verhalten der Gäste sehr gut." — Das Christfest der deutschen Sonntagsschule, eröffnet mit dem Liede „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude", endend in der Strophe „Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne", gruppierte sich um den größten Tannenbaum in Genf. Aus der übersichtlich und geschickt angelegten Feier hebe ich die bedeutsame Einzelheit hervor, daß die in zwei Serien von den Kindern aufgesagten Sprüche („Wie Gottes Liebe ruft", „Wie die dankbare Liebe antwortet") eine ganz kurze Erklärung erfuhren. — Eine deutsche Sylvesterfeier derselben Gemeinde hatte leider ihren Mittelpunkt in den fünf Strophen von „Wenn ich ihn nur habe". Gemeinde und Pfarrer beten das Vaterunser gemeinsam. — Mit der Kennzeichnung einer eigenartigen Veranstaltung mag dieser Abschnitt unserer Übersicht sein Ende finden. Das vierte Provinzialkirchengesangfest des westfälischen Vereins fand in Schwelm am 9. Januar dieses Jahres statt. Die vortrefflich angelegte liturgische Feier wurde durch ein Flugblatt von Dr. Hielscher vorbereitet, in welchem es mit Recht als wünschenswert bezeichnet wird, mit dem Termin der Provinzialfeste möglichst zu wechseln, damit für die musikalische Produktion alle die einzelnen Abschnitte des Kirchenjahres und jeder im rechten Augenblick an die Reihe kommen. Damit ist die unerfreuliche Tradition, in jeder solchen Feier, etwa zur Sommerzeit, einen Rundgang durch das ganze Kirchenjahr anzutreten, aufs glücklichste durchbrochen. In Westfalen wurde heuer zum erstenmal trotz der Ungunst der Jahreszeit der Versuch gemacht, mehrere Kirchenchöre bei nur einer Hauptprobe zu einem Ganzen zu vereinigen. In einer Abendversammlung wurde klassische und moderne Kirchenmusik mit instruktiven Programmnotizen dargeboten; Superintendent Nelle-Hamm sprach dabei über Philipp Nicolai und seine Zeit „zum 300jährigen Gedächtnis der Entstehung seiner Lieder (Unna 1598)".

2. **Die kirchlichen Musikaufführungen**, zu denen wir hiermit bereits übergegangen sind, geben zu mancherlei Überlegungen und Bedenken Anlaß. Es ist unverkennbar, daß die Nötigung, an allen möglichen Tagen vor und nach Weihnachten musikalische Christfeiern veranstalten zu sollen, auf das spezifisch weihnachtliche Empfinden vielfach verflachend wirkt. Praktische Rücksichten üben da naturgemäß einen oft unausweichlichen Zwang. Und die Chöre und Chormeister werden so zu einer gewissen liturgischen Selbstverleugnung veranlaßt. Aber man kann doch in gewissen Schranken bleiben, damit nicht eine Verkehrung der Verhältnisse in der Art eintritt, daß zuletzt nur noch die auf die bescheidensten gottesdienstlichen Mittel angewiesenen, schlichten Landgemeinden, in denen kein Chor singt und der Name „liturgische Andacht" unbekannt ist, den ganzen Reiz und die volle Poesie des wechselreichen Kirchenjahres genießen, weil sie die Feste feiern, wie sie fallen, während die mit Kunstsängern gesegneten Gemeinden samt diesen mit der Übersättigung des reichen Mannes gestraft werden. „Die Ersten werden die Letzten sein!" Auch unsere städtischen Pfarrer leiden schwer unter der Menge weihnachtlicher Redeverpflichtungen in der Adventzeit. Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht, haben sich in der Regel vor der Zeit ausgegeben und werden durch Fingerzeige wie nachfolgendes „Eingesandt" aus dem „Saalfelder Kreisblatt" vom 28. Dez.

Digitized by Google

leider nur selten auf den rechten Weg gewiesen: „An den unumehr verstoffenen Weihnachtsfeiertagen haben wohl die meisten wenigstens einmal die Kirche besucht. Vielen Einwohnern unserer Stadt ist es altes, liebes Bedürfnis, der Frühmette anzuwohnen, und so ist auch der Einsender dieses diesmal dem Glockenrufe in der Frühe gefolgt. Er muß jedoch gestehen, daß er eine gewisse Enttäuschung erlebt hat. Weder wurde eins der gewohnten, alten, schönen Weihnachtslieder gesungen, noch bekam man das Weihnachtsevangelium zu hören, vielmehr war der Predigttext: Evang. Johann. 3, 16—17. Möchten doch die Herren Geistlichen für künftig bedenken, daß diejenigen, die die Weihnachtsfrühmette noch fast in der Nacht besuchen, gleich den Hirten auf dem Felde die ersten sein wollen, die die Engelsbotschaft hören, und möchten sie deshalb den Weihnachtschoral und das Weihnachtsevangelium nicht erst und ausschließlich dem Vormittags- und Hauptgottesdienst vorbehalten. Andernfalls fehlte der Weihnachtsfrühmette der eigentliche Zweck." Schlimmer noch steht es naturgemäß mit unseren Weihnachtskonzerten, denen nicht selten jeder entsprechende Charakter abgeht. Zwar nicht dieser Vorwurf trifft eine Weihnachtsaufführung in Aarau, wohl aber der, daß, „weil die Glanznummern des Programms in Mr. Guilmants Kompositionen" bestehen und ein Konzertstück von Th. Dubois, ein Andante von Mozart, das Largo von Händel und zwei der Cornelius'schen Weihnachtslieder dagegen kaum aufkommen, der wesentlich evangelisch-kirchliche Charakter fehlt. — Noch toleranter gestaltete sich eine Aufführung, die am 25. Dezember (!) in der Genfer Kathedrale stattfand. „In einer stimmungsvollen Kirche ein stimmungsloses Konzert für ein echtes Konzertpublikum", so schreibt ein Ohrenzeuge. Nur solchem Volk können Saint-Saëns, César Franck und Tschaikowsky eine Christfreude bereiten, Künstler, die die Gedanken aus der Kirche hinausführen, in welcher Bach und F. Mendelssohn sie einen Augenblick gefesselt hatten. — Die Weihnachtsfeier des akademischen Kirchenchors in Straßburg brachte echte Advents- und Christfestklänge. Die Ordnung war diese: 1. Advent. Gemeinde: „Wie soll ich dich empfangen" und „Dein Zion streut dir Palmen". Joh. Taulers Adventlied für gemischten Chor („Es kommt ein Schiff geladen"). Männerchor von Wolfg. Frankk: „O du mein Trost". Altdeutsches Volkslied für gemischten Chor von Herzogenberg: „Es wollt gut Jäger jagen". „Meine Seele erhebt den Herrn", achtstimmig von Herzogenberg. — 2. Weihnachten. Orgelvorspiel aus der „Geburt Christi". Gemeinde: „Vom Himmel kam der Engel Schar"; „Zu Bethlehem in Davids Stadt"; „Des sollt ihr billig fröhlich sein". Drei Weihnachtschöre von Cornelius Freundt: „Was Gott aus Lieb im Paradies"; „Lobt Gott, ihr Christen"; „Joseph, lieber Joseph mein". Lied für eine Stimme von F. Mergner: „Wir singen dir, Immanuel". Lied der Hirten für gemischten Chor von A. Becker „Sel'ge Stunde". Kinderlied von E. Öchsler: „Halleluja, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren". Gespräch der Kinder mit dem Christkind, Frauenchor mit Solo von A. Becker. „Es führt drei König Gottes Hand", für gemischten Chor von Herzogenberg. „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freuden", für Solostimme von Hille. Das Magnifikat von Durante. Schlußgesang für Gemeinde und Chor „O du fröhliche". — Einen auffallenden Gegensatz zu dieser wohlüberlegten Aufstellung bildet ein acht Tage vor Weihnachten in der Thomaskirche zu Leipzig gegebenes Konzert des Riedelvereins. Neben einem Osteroffertorium von Stehle erscheinen hier nicht weniger als acht Nummern von Peter Cornelius, darunter sechs, die ihre Aufnahme nur dem Umstande verdanken konnten, — wie das Programm sagt, — für diesen Komponisten „Propaganda" zu machen. Schon die verwendeten Texte, wie der, daß „das Leben ein Schlummerlied" (Hebbel) und ähnliche, dürften doch bei gesund kirchlichem Empfinden eine energische Zurückweisung erfahren, und zwar nicht nur aus der gottesdienstlichen Versammlung. Wir teilen nicht die schroffe und gehässige Gesinnung, die ein Leipziger Rezensent des betreffenden Konzerts gegen den Dirigenten als Verfasser des Aufsatzes „Konzertkantoren" in dieser M.-Schr. (II, 9) an den Tag legt. Aber gegen Unternehmungen, wie sie jenes Programm bekundet, sollte zu weihnachtlicher Zeit die Leipziger Thomaskirche allein durch ihre Vergangenheit geschützt sein. — Am nämlichen Ort folgten einander in der Johanniskirche eine Neujahrs- und eine Epiphaniasfeier. Der ersteren lag als Leitgedanke der Jesusname zu Grunde; gleichwohl fehlte dem Ganzen eine planmäßige Gliederung. So begreift man nicht, wie Reimanns 126. Psalm und Herzogenbergs „Sei gesegnet, teures Reich" in diesen Zusammenhang gekommen sind. Gut gewählte Gemeindestrophen rahmten das Ganze ein. In der zweiten Aufführung kamen nur Werke von J. S. Bach zur Darbietung; befremdlich wird man die Aufeinanderfolge von „Mein gläubiges Herze" und „Sie werden aus Saba alle kommen" (Eingangschor der Kantate) finden. Aber an kirchlicher Haltung sind diese Feiern der zuvor genannten allerdings weit überlegen. — Darin wie in ihrem inneren Zusammenhange lassen auch die Konzerte des Karlsruher Vereins für evangelische Kirchenmusik zu wünschen, deren eines, am 28. März gehalten, Palmsonntags-, österliche und andere Stimmungsmomente vermengt, während ein zweites, auf den Buß- und Bettag berechnet, nur in seinem ersten Teile hält, was es versprochen. — In der Hallenser Marktkirche wurde am 1. Juli, übrigens wie in Karlsruhe unter Beifügung lehrreicher Notizen im Text, ein zwangloses Programm geboten, darunter am Anfang vier Stücke in fremder Sprache und am Ende die Motette von Brahms über das Adventlied „O Heiland, reiß die Himmel auf". — Weniger

Digitized by Google

löblich noch ist, daß man in der reformierten (!) Kirche in Marburg am 12. Dezember neben Advent- und Weihnachtklängen die Arien „Jerusalem" und „Es ist genug" sowie Gounods Bearbeitung des Bachschen Präludiums bot. Warum nicht lieber ein zusammenhängendes Ganze, wie es z. B. der vortreffliche Eßlinger Oratorienverein am 14. Januar in Gestalt von Mendelssohns „Athalia" aufführte? — In erfreulichster Weise erwirbt sich fort und fort Herzogenbergs „Geburt Christi" neue begeisterte Freunde zu den alten. Das Werk ist letzthin u. a. in Braunschweig (zweimal), Eckartsberga, Sondershausen, Schweinfurt, Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Neumünster, Posen, Minden gesungen worden. Von sechs anderen Orten können wir Genaueres angeben. Den Vortritt darf gewiß Buenos Aires beanspruchen, wo die Feier bereits im Oktober in der schottischen Kirche stattfand. Ein Zeitungsrezensent, der das Werk für würdig erklärt, „mit den besten Schöpfungen des großen Händel verglichen zu werden", rühmt die herrliche Wirkung der Adventschöre und der neu erstandenen kirchlichen Volksweisen, die schlicht biblische Haltung der Rezitative, die Verwendung der Kinderstimmen. Wenn er hinsichtlich der Aufführung bemerkt, daß „Chöre, Solisten, Orchester, Harmonium und Orgel die richtigen Einsätze meist nicht verfehlten", so klingt das zwar etwas verdächtig; doch ist es offenbar sehr gut gemeint. — Der St. Stephanuskirchenchor in Halle wagte, wiewohl eben neu gebildet, die Unternehmung mit gutem Gelingen; die Kirche war „gerappelt voll", die Aufführung mußte wiederholt werden. In der Essener Kreuzkirche war der Eindruck der vom evangelischen Kirchenchor dargebotenen Probe ebenfalls groß. Leider mußte wegen Mangels an Zeit von der Vorbereitung des gewaltigen Schlußchores abgesehen werden. — Besonders große Schwierigkeiten hatte der neu gegründete Münsterchor in Basel zu überwinden; u. a. verursachte der eigentümliche kirchliche und künstlerische Charakter der Stadt, für den die Weihnachtsmusik Herzogenbergs die Eröffnung eines ganz neuen kirchlichen Kunstgebiets bedeutete, mancherlei Voreingenommenheit. Man sagt indessen nicht zuviel, wenn man behauptet, daß das Tonwerk, in dem wundervollen Münster, das zum erstenmal mit Christbäumen geschmückt war, unter Leitung des Komponisten eine in jeder Beziehung glanzvolle Wiedergabe erfahren, daß es Tausende entzückt und erhoben hat. Zur Generalprobe war die Kirche gefüllt, bei der Aufführung waren über 5000 Menschen zugegen, und gewiß haben viele keinen Eingang mehr gefunden. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Gemeinde, der man das gewohnte Singen nach vierstimmigem Satz leider versagt hatte und die sich in das zu langsame Zeitmaß der Orgelbegleitung nicht finden konnte, die Hoffnung auf einen Volksgesang von elementarer Wucht unerfüllt ließ. Von der gleichwohl großen Wirkung des Oratoriums auf die Gemüter geben zwei verschiedene Aufsätze in dem „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" (1898, Nr. 2 und 4) beredtes Zeugnis. Der eine endet mit den Worten: „Könnte in Zürich oder Bern das gute Beispiel Basels auf Weihnachten dieses Jahres nicht nachgeahmt werden?" Lehrer Böpple in Basel hat für seinen Chor ohne Zweifel mit dieser ersten Großtat das volle Existenzrecht errungen. — Es war für den Referenten ein etwas beforglicher Gedanke, einige Wochen nach dem soeben beschriebenen Erlebnis dasselbe Werk, mit ungleich bescheideneren Mitteln dargestellt und obendrein in der abgeschwächten Stimmung der nachfestlichen Zeit hören zu sollen. Aber der kaum 40 Stimmen zählende, aus der kleinen evangelischen Gemeinde Schlettstadt gesammelte Chor hat unter der Führung seines energischen und begeisterten Dirigenten, Lehrers Hütt, unterstützt durch ein paar Straßburger Helfer, die Hindernisse mit Glanz genommen und in der Geburtsstadt Butzers das Evangelium mit feurigen Zungen verkündet. In einem Stück übertraf die altelsässische Stadt sogar das berühmtere Basel: die Kinder sangen frischer und herzhafter. — Einen kühnen Versuch, Herzogenbergs Werk, mit dessen Vorbereitung man nicht ganz fertig geworden war, in die Form eines liturgischen Gottesdienstes umzuprägen, hat Krefeld unternommen. Dem ersten Teil wurde Eingangsspruch und Gebet vorangeschickt, dem Schlußchoral des ersten Teils eine Lektion (Jes. 40). Die Weihnachtsgeschichte wurde verlesen, unter Einfügung von Bortniansky; Teil 2 fiel halb, der 3. Teil ganz. Eine Ansprache, die ihre Stelle vertrat, mmgab der Choral „Fröhlich soll mein Herze springen" und der Chor „Sei gesegnet, teures Reich". — Im nächsten Jahr früher anfangen!

3. Von **Festspielen** ist diesmal nur kurze Auskunft zu geben. In Beuel wurden zum Weihnachtsfest zwei Spiele von Kindern dargestellt, das eine von J. Theobald verfaßt, Musik von A. Reiser. Sie wurden verbunden durch Chorlieder und Soli weihnachtlichen Inhalts. Hier wie in Degesack fanden die Aufführungen im Gasthof statt; am letzteren Ort in dieser Ordnung: Allg. Gesang „Allein Gott in der Höh sei Ehr". Ansprache. Die „Christnacht" von M. Hennig. Zweite Ansprache. Allg. Gesang „O du fröhliche". — In Seelscheid und in Lörrach war der Kirchenraum in Anspruch genommen. Dort gab es zwei Weihnachtsspiele, eins für Erwachsene von Bauer, eins für Kinder von Lane (Nr. 2); eingelegt war im letzteren Falle und erwies sich „wie für diesen Zweck geschaffen" das Duett aus Herzogenbergs „Geburt Christi". Gerühmt wird der Eindruck des Schönherrschen Transparents von E. Kaufmann-Lahr. Das früher erwähnte Osterspiel des Pfarrers Kaz ist inzwischen in H. Sohneys Zeitschrift „Landjugend" (Berlin, bei Th. Schönfeldt, II. Jahrg., 1897) veröffentlicht worden. — In Lörrach erfreute man sich an Spittas Weihnachtsspiel, dem außer

Digitized by Google

einigen Änderungen in der Wahl der Lieder ein gottesdienstlicher Rahmen gegeben war. — In Spechtsbrunn bereitete am Sylvesterabend Hackenbergs Weihnachtsspiel Großen und Kleinen einen festlichen Jahresschluß; doch fand man den Inhalt des Stückes nicht ganz entsprechend der Gedanken- und Stimmungswelt der Dorfkinder in Thüringen. — Als ein reichhaltiger Katalog für Weihnachtsaufführungen sei hier derjenige von Ed. Bloch, Berlin W. 8, Leipziger Str. 34, I, genannt.

4. Unter der Rubrik „**Allerlei**“ mögen zum Schluß noch Mitteilungen Platz finden über Kirchenfeiern besonderer Art, sowie ein paar Notizen von allgemeinem Interesse. In Halle wurde die Renovation der mehrerwähnten spätgotischen Marktkirche und ihrer Orgel vollendet. Die Bemalung des Innern geschah nach den Intentionen des Erbauers Nikel Hoffmann (seit 1530), u. a. nach Maßgabe von leider nur dürftigen Resten der ursprünglich vorhanden gewesenen Wandmalerei und unter Einhaltung des Grundsatzes „jedem Material die ihm eigene Farbe zu geben“, diejenigen Flächen aber, die einer Belebung bedurften, mit frischem, fröhlichem Renaissance-Ornament zu schmücken, wie es Hoffmann gewollt. In Sachen des alten Orgelgehäuses, das im Barockstil gedacht ist, setzte es einen langen Streit, der mit dem Siege der Sachverständigen endete, d. h. mit Bemalung in Weiß und Gold. Der Schöpfer der hervorragend schönen neuen Orgel ist Meister Wilhelm Rühlmann in Förbig. — In Straßburg wurde die Orgel der St. Wilhelmer-Kirche durch Walcker herrlich erneuert und am 23. Januar durch die Vorführung erlesener Werke deutscher und französischer Tonkünstler zu erstmaliger künstlerischer Verwendung gebracht. Der höchst verdienstvolle Organist, E. Münch, vervollständigte die musikalische Weihe des Werkes durch die herrlich gelungene Aufführung der Bachschen H moll-Messe am 5. und 6. Februar. — Sommerfeld (Nbz. Frankfurt a. d. O.) erlebte zu Weihnachten die Weihe des Turmes und der Glocken seiner Nikolaikirche und führte damit unter festlichen Veranstaltungen aus, was seit 136 Jahren geplant gewesen war. — Nachdem das Zwingli-Lied in allen Landen eine dankbar freudige Wiederaufnahme erlebt hat, feiern auch die französischen Reformierten (Le Christianisme XXVI. 53) seinen neuen Einzug in die Kirchen in der Hoffnung einer baldigen Übertragung in ihre Sprache. Treffend ist die Charakteristik von Text und Melodie: Evidemment, ce chant ne supporte pas la comparaison avec le choral de Luther. Il n'en a pas l'ampleur triomphante et la joie enthousiaste. Mais cela ne diminue pas sa valeur propre. Il a vraiment les qualités d'un chant populaire, le rythme aisé, la forme concise, la pensée sobre et énergique. On se figure bien les rudes combattants de Cappel marchant contre les papistes au son de ses mâles accents. — Endlich ist uns in Sachen der Albert Beckerschen Komposition des Liedes „Mit Fried und Freud“ (II, 10, S. 330 f.) das Urteil eines sehr geschätzten Kenners zugegangen, das wir nicht verfehlen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. „Ich bin ein warmer Verehrer der Kirchenmusik Albert Beckers, will auch seiner neuen Melodie zu „Mit Fried und Freud' ihren Wert und ihre Schönheit nicht bestreiten. Aber ist sie so viel leichter als die Urmelodie des Liedes, daß man hoffen dürfte, sie gewinne Heimatsrecht in unseren Gemeinden? Ich muß es bezweifeln. Ich halte die Urmelodie für leichter, als man gewöhnlich annimmt. Zeile 2 und die beiden letzten schmeicheln sich dem Ohre förmlich ein! Und auch das Ganze der Melodie, wenn man den ungewöhnlichen Gang der 1. Zeile einmal glücklich bewältigt hat. Ich bitte also, so inständig ich kann: suchen wir den Gemeinden die wundervolle, reizvolle, ja in gewissem Sinne einschmeichelnde Urmelodie wieder zugänglich zu machen.“ — Mit derselben dankbaren Bereitwilligkeit, mit der wir dieser Stimme Gehör geben, werden wir auch im künftigen Jahrgang zu den mancherlei liturgischen Bedürfnissen, Vorschlägen und Anregungen Stellung nehmen, die zu unserer Kenntnis kommen. Indem der Referent seinen Festbericht beschließt, bittet er alle, die in der Arbeit am Aufbau des evangelischen Gottesdienstes und der Pflege kirchlicher Kunst stehen, uns fernerhin über ihr Thun auf dem Laufenden zu erhalten und jedes Wort der Kritik so aufzunehmen, wie es gemeint ist. Wir wollen alle noch viel zulernen.

Kleine Mitteilungen.

Die berühmte Hommelsche Sammlung von Gesangbüchern ist durch Kauf in den Besitz der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek übergegangen. Sp.

Nach jahrelangen Verhandlungen hat man Chor und Kreuzschiff der Stadtkirche in Friedberg niedergelegt und am 31. Oktober vorigen Jahres mit dem Wiederaufbau unter entsprechenden Feierlichkeiten begonnen. Der Kaiser ermöglichte durch Erlaubnis einer Lotterie, auch für Rheinland-Westfalen und Hessen-Nassau, die Inangriffnahme des großartigen Unternehmens, das ein Schüler von Cornelius Gurlitt leitet. Sm.

Herr Professor Dr. Max Bruch hat ein großes kirchliches Oratorium, Gustav Adolf, (Text von Pfarrer Hackenberg in Hottenbach) vollendet, das acht Tage vor Pfingsten, am 22. Mai, in der neuen städtischen Tonhalle zu Barmen seine erste Aufführung unter Leitung

Digitized by Google

des Komponisten erleben wird. Wie man hört, soll das Werk auch im Herbste in Magdeburg aufgeführt werden. Wir hoffen, bald Näheres über diese Komposition mitteilen zu können, der gewiß in den evangelischen Gemeinden überall die wärmsten Sympathien entgegenkommen werden. Sp.

Aus Rothenburg o. d. T. erhalten wir interessante Mitteilungen über die energische Thätigkeit des unter Leitung des Musikdirektor Schmidt stehenden evang. Kirchenchores. Trotz mancher Hemmungen hat der Chor im Jahre 1897 in Gottesdiensten und Kirchenkonzerten 50 Chöre und 12 Soli, bei besonderen Anlässen 18 weltliche Lieder und Gesänge dargeboten. Die vorzüglichen Orgelleistungen des Leiters haben auch bei den Kirchenfesten in Erlangen und Ansbach die verdiente Anerkennung gefunden. Sp.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß im ersten Jahrgange der „M.-Schr." eingehende Mitteilungen für die Gestaltung der Gottesdienste in der österlichen Zeit gegeben sind, auf die wir vorläufig noch zurückweisen müssen, da es uns an Raum fehlt, jetzt ähnliche praktische Winke zu geben. Unser Verleger teilt uns mit, daß von Jahrgang I noch eine Partie auf Lager ist, auf welche hiermit die erst mit dem 2. Jahrgang eingetretenen Abonnenten hingewiesen seien. — Die Musikbeigabe für Nr. 1 des 3. Jahrganges enthält einen Choralsatz von Herzogenberg „Christ ist erstanden von dem Tod" und eine Ostermotette von R. Bartmuß, die bereits vor Erscheinen der nächsten Nummer vom Verleger zu den bekannten niedrigen Preisen in Separatabdruck ausgegeben werden.

Die Liederhallenorgel zu Stuttgart. Nachdem die Frage der Hochdrucklustregister in früheren Nummern der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst Anregung und Besprechung fand, möge es auch mir gestattet sein, meine in dieser Hinsicht aus jüngster Zeit gesammelten Erfahrungen hier mitzuteilen. Vor einigen Wochen kam ich auf einer Ferienreise nach Stuttgart und gewann durch Vermittelung eines Freundes Gelegenheit, die dortige Liederhallenorgel zu hören und zu spielen. Mein Interesse war vor allem auf die sogenannten Hochdrucklustregister gerichtet, da der Erbauer der Orgel, Herr Carl G. Weigle in Stuttgart-Echterdingen, dieselben als eigenste Erfindung zum ersteumale hier verwendete und nunmehr auch in der Pfalz, woselbst ich als Orgelexperte aufgestellt bin, einführen will. In meinen Erwartungen sah ich mich bitter getäuscht. Nach kurzer Zeit hatte ich vom Spielen des vollen Werkes mehr wie genug, und es gehören stärkere Nerven dazu, als ich sie besitze, um die übermächtige Klangwirkung von 8 Hochdruck- mit 46 Normalstimmen und endlich 2 Oktavkoppelungen länger ertragen zu können. Nur zu wohl begriff ich jetzt, daß die mir wiederholt gegebene Versicherung, die Hochdruckstimmen der Liederhallenorgel würden allgemein nicht gefallen, keine Übertreibung der Thatsache gewesen sein mag. Im übrigen bin ich weit entfernt, die genannte Orgel durch eigenes Zuthun schlecht machen zu wollen, und nehme gerne Veranlassung, Anerkennung zu zollen, wo sie gerechtfertigt ist. Einzelne Hochdruckstimmen sind insoweit als gelungen zu betrachten, als sie sich unisono zur Melodienführung verwenden lassen; im Plenospiel aber wirken sie zu stark und rauh. Im merkwürdigen Gegensatze hierzu klingt Cor anglais 8', des dritten Manuals selbst bei geöffnetem Schweller und trotz des Hochdruckwindes verhältnismäßig schwach; gleiches gilt von Hochdruck-Subbaß 16' im Pedal. Wozu also Hochdruckwind, wenn der den beiden Stimmen entsprechende Tonecharakter durch normalen Wind sich viel schöner erreichen läßt? Die Intonation der 46 mit gewöhnlichem Winde gespeisten Normalstimmen muß im allgemeinen als vortrefflich anerkannt werden. Wenn ich dennoch einige Kleinigkeiten berühre, die in Wirklichkeit aber nur für den Laien und nicht für den Orgelkenner Kleinigkeiten sind, so geschieht dies aus dem Grunde, um zu beweisen, daß das Werk vom Spieltische aus so genau als möglich geprüft worden ist. Einwänden in dieser Beziehung möge darum von vornherein begegnet sein. In Bourdon 8' des Hauptmannals finden sich gegenwärtig einige Ungleichheiten der Intonation. Die Prinzipale klingen ziemlich stumpf und namentlich die Oktave 4' des Hauptmannals recht matt. Die Mixtur wirkt in ihrer fünf- und sechsfachen Kombination zu schreiend und erfährt durch die Grundstimmen wenig Deckung. Gemshorn 8' hat zu viel Strich und zu wenig hornartigen Charakter. Salicional 8' und Viola di Gamba 8' hingegen sind tadellos und besonders hübsch die Violine 4' des dritten Manuals. Harmonikabaß 16' klingt zu hell und verbindet sich am wenigsten gut mit der Aoline; das Register sollte mehr dolce als gambenartig intoniert sein. Viola 8' hat gleichen Tonecharakter mit der Aoline, klingt bloß etwas kräftiger als diese. Mit Ausnahme der Hochdruck-Solostöte 8' ist in der ganzen Orgel keine einzige starke Flöte vertreten; jene tönt nicht kräftiger als eine unter gewöhnlichem Winddruck stark intonierte Doppelflöte, verliert durch ihren provozierten Ton an Schmiegsamkeit und wirkt infolgedessen im Plenospiel nicht so bindend wie diese. Die Trompete 8' wird ebenfalls vermißt. In schön weicher Intonation ausgeführt, ist sie von ganz reizender Wirkung und sollte als Solostimme unter allen Umständen nicht in einer großen Konzertorgel fehlen. Tuba mirabilis 8' mit Hochdruckwind bietet keinen Ersatz dafür. Das Regierwerk der Orgel funktioniert tadellos; auch ist die Spielart sehr angenehm. Ob aber Weigles rein pneumatisches Orgelsystem auf die Dauer sich bewähren wird, bleibt abzuwarten. Mir wenigstens erscheinen die Kegelladen und die Röhrenpneumatik mit Einstromsystem auf alle Fälle bedeutend zuverlässiger.

Digitized by Google

Die Registratur ist in ihrer gesamten Anlage äußerst bequem und übersichtlich geordnet. Das durch einen Elektromotor betriebene Gebläse reicht zum vollen Werke gegenwärtig nicht aus und stößt zuweilen ganz empfindlich. Zum Schlusse noch einmal auf die sogen. Hochdruckluftregister zurückkommend, sehe ich mich veranlaßt, bezüglich der in Nr. 3 der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst niedergelegten Ausführungen eines Sachverständigen aus Bayern die gleiche Überzeugung auszusprechen, daß eine Umwälzung des Orgelbaues nach dieser Hinsicht niemals zu befürchten ist. Wer die Stuttgarter Liederhallenorgel gehört und tags darauf die majestätisch erschütternde Tonkraft der Ulmer Münsterorgel vernommen und empfunden hat, der mag von einer Schwärmerei für Hochdruckstimmen für alle Seiten gründlich kuriert sein und am allerwenigsten sich zu der Ansicht bekennen, daß eine Riesenorgel mit 110 und mehr Registern auch nur einigermaßen durch ein halb so großes Werk unter Zuhilfenahme sogenannter Hochdruckluftregister ersetzt werden könne. Eine kleine Bläserkapelle muß auch Kraftinstrumente besitzen, um ausreichend zu wirken; aber kein Mensch wird einen Vergleich anstreben wollen gegenüber dem vollendetsten Tonkörper, dem großen Orchester, in welchem die Vielseitigkeit der Nuancen durch die mit aller Feinheit unterschiedene Concharakteristik der einzelnen Instrumente zum Ausdruck gelangt.

Kaiserslautern im September 1897. Herm. Hahn, Organist und Orgelexperte.

Bücherschau.

W. Diehl, Lic. theol., Dr. phil., Pfarrassistent an der Johanneskirche zu Darmstadt. Zur Geschichte der Konfirmation. Beiträge aus der hessischen Kirchengeschichte. 134 S. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. Mk. 2.60.

Wenn diese Schrift wirklich die noch dunkle „Frage nach der vorpietistischen Konfirmation in den Fluß" brächte, es wäre ein großes Verdienst! Unendlich wichtig und das Bedeutsamste an Diehls Arbeit an sich ist wohl der darin aktenmäßig erbrachte Beweis, daß in hessischen Landesteilen offiziell, in manchen hessischen Gemeinden thatsächlich die Konfirmation „von der Reformationszeit bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in ununterbrochener Übung war" — eine meines Wissens bis heute nur für Hessen nachgewiesene Thatsache, zugleich aber auch ein neuer Beleg dafür, wie nachhaltig Martin Butzers Einfluß in Hessen war und blieb, nachhaltiger als leider an der Stätte seiner Hauptwirksamkeit, in Straßburg selber. Denn Diehl hat nur zu recht, wenn er, darin Caspari folgend, mit aller Energie unserm Martin Butzer den Titel „Vater der Konfirmation" zueignet. Nur scheint mir das, was in Hessen wohl Thatsache ist, aber bis jetzt nachgewiesenermaßen doch nur in Hessen, zu allgemein benützt, um „Speuer und seinen Leuten" in der Geschichte unserer Konfirmation eine zu kleine Rolle zu überweisen. Das Verdienst der Pietisten um Einführung oder Wiedereinführung der Konfirmation bleibt ungeschmälert, und ob sie auch, wie nach ihnen die Rationalisten, mit ihrer einseitigen Betonung der subjektiven Seite der Handlung, die eben vor ihnen zu wenig berücksichtigt war, den Charakter der Konfirmation zugeiten mächtig verändert haben. — Wenn Diehl nebenbei, aber ausdrücklich auf S. 10—13, wider Caspari, für Hessen die Ehre in Anspruch nimmt, zuerst die Konfirmation eingeführt zu haben, so darf ich vielleicht hier wiederholen, was ich in Bezug darauf an anderem Orte schon gesagt habe (vergl. „Katechetische Geschichte des Elsasses bis zur Revolution" von A. Ernst und J. Adam. Straßburg, F. Bull. 1897. S. 330): „Der Zeitpunkt der thatsächlichen Einführung (der Konfirmation) liegt wohl für Kassel und für Straßburg nicht zu weit auseinander, höchstens um Monate; denn wenn die Kasseler Kirchenordnung von 1539, fußend auf der von Butzer geleiteten Ziegenhainer Synode von 1538, die Konfirmation anordnet, so hat ein, leider verloren gegangener, Straßburger Katechismus von 1539 dieselbe auch schon gekannt und besprochen. So können wohl Kassel und Straßburg sich die Hand reichen, um dem Elsässer Butzer die Ehre zu geben."

Hürtigheim (Elsaß). A. Ernst.

M. G. Zimmermann, Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter. 208 S. 66 Abb. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1897. 30 Mk.

Der Verfasser von Tante Eulalias Romfahrt entwickelt hier seine sorgfältigen Studien und Beobachtungen über die oberitalienische Plastik von den ersten selbständigen Anfängen bis zur beginnenden Gotik. Und wie er als erster die Monumente der lombardischen und romanischen Zeit eingehend, zusammenhängend und stilkritisch untersucht und darstellt, so fallen ihm bedeutende Resultate und neue Gesichtspunkte zu. Die Blüte der Bildnerei ist mit den Namen Wilhelm v. Modena, Nikolaus v. Ferrara und Benedetto Antelami verknüpft, welche sich sehr im Gegensatz zu den verschwiegenen deutschen Meistern in selbstbewußten Inschriften preisen. Ihre Werke ringen sich in bedächtigem Fortschritt von ursprünglicher Roheit zu lebensvoller Schönheit durch, ziehen aber noch weit mehr durch ihren Gedankeninhalt und Ideenreichtum an: es ist eine Kunst, die etwas zu sagen hat; das Baptisterium zu Parma

Digitized by Google

mit seinen tiefsinnigen Skulpturen führt eine ganze Weltanschauung vor. Wenn ein so berühmtes Werk wie der Altar von S. Ambrogio in Mailand durch die Überlieferung, die lange, ausführliche Inschrift, die Technik des Emails in das 9. Jahrh. (835), durch den Verf. in das 13. Jahrh. versetzt wird, so hätte neben der Stilkritik auch die Epigraphik und Ikonographie verhört werden müssen: beide zeugen aber gegen das späte Datum. — Der Verf. irrt, wenn er die Tierfabel „nordisch" nennt, sich zuerst die Unterscheidung verschiedener Hände an den Bronzethüren von S. Zeno zuschreibt und die Legende von Barlaam am vollständigsten in der Legenda aurea finden will. Recht unglücklich sind die versuchten Übersetzungen der erklärenden Verse, deus trabeatus (S. 146) ist nicht „der Gott im Königsmantel", sondern der gekreuzigte, an S. Zeno in Verona kann doch kaum anders gelesen werden als:

qui legis ISTA PIE natum PLACATO marie (S. 93).

Man wird jeden Archäologen loben, der nach Didrons Grundsatz studiert les monuments sous les yeux; aber bei einem so reichhaltigen und verwickelten Gegenstande hätte doch über die vorhandene Litteratur besser berichtet werden sollen. Der nüchternen und an gesicherten Resultaten reichen Darstellung kann sonst alles Lob gespendet werden. Die Abbildungen sind Zink- und Kupferätzungen und meist wohl gelungen. Dr. Bergner.

Dr. C. A. von Drach, Das Hüttengeheimnis vom Gerechten Steinmetzen-Grund in seiner Entwickelung und Bedeutung für die kirchliche Baukunst des deutschen Mittelalters, dargelegt durch Triangulatur-Studien. 36 S. Fol., mit 28 autographierten Tafeln. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1897. 12 Mk.

Die von Debio nicht ohne Widerspruch veröffentlichten Untersuchungen über die Triangulatur an mittelalterlichen Bauwerken, welche derselbe dann als ein beherrschendes Kunstgesetz von der Antike bis zur Renaissance zu erweisen suchte, erfahren durch die oben genannte Arbeit eine bedeutsame Weiterbildung. Der Verf. zeigt, mit wohlthuender Zurückhaltung, an einigen Grund- und Aufrissen der bekannteren ältern Baudenkmale, daß in romanischer Zeit die Konstruktion aus dem gleichseitigen Dreieck, dem Quadrat und Achtort gelänfig war, in der Hochgotik aber die aus dem $\frac{\pi}{4}$ Dreieck aufkam und sich bis zum Ende der Periode als das eigentliche Konstruktionsgeheimnis der Meister erhielt. Als schlagende Beweisstücke dienen die Westfronten der Elisabethkirche in Marburg und der Pfarrkirche in Frankenberg i. H. Gewissermaßen das Siegel der neuen Theorie bietet der Nachweis, daß in den bisher unverstandenen Versen des Steinmetzbüchleins bei Heideloff die Konstruktion des $\frac{\pi}{4}$ Dreiecks verraten ist, wenn mit der sehr ansprechenden Textverbesserung gelesen wird:

Von der schnur richt ein Linial,
Durchzeug den Cirkel vberall,
So findst du Drei, in viere stehn
Vnd also, durch eins, ins Centrum gehn etc.

d. h. der Durchmesser des eingeschriebenen Quadrats ist die Grundlinie, Radius + Seite des Quadrats ist die Höhe des $\frac{\pi}{4}$ Dreiecks. Hauptsache bei der neuen Theorie ist freilich, nun die beherrschende Maßeinheit, den Durchmesser des Kreises zu finden. Denn nicht überall ist wie in Frankenberg dieselbe an die Außenwand der Kirche aufgerissen mit der Erklärung:

Aspice · qui · transis · virgam · quia · congrua · mansis ·
Hec · mensura · crucis · spacium · si · de · cruce · ducis ·

Dem Verf. ist nämlich mit dem durch zwei Kreuze bezeichneten Feldrutenmaß gelungen, in einfachster und überzeugender Weise den Aufbau der Westfront durch seine $\frac{\pi}{4}$ Dreiecke zu erklären.

Unser Wunsch ist, daß die Weiterverfolgung der verheißungsvollen Entdeckung nicht an alten, wie man weiß, oft so mangelhaften Rissen und Schnitten geschieht, sondern an den Monumenten selbst, für Architekten eine lehrreiche Aufgabe. So paßt schon v. Drachs Einzeichnung nicht völlig bei der Westfront von Steinbach in Adamys Original, nicht bei Limburg a. H. in Manchots Zeichnungen, nicht bei Paulinzelle im neuern Grundriß Timmlers. Und andre Inkongruenzen werden bei jeder bessern Aufnahme und Vergleichung hervortreten. Beim Autor des St. Galler Bauriſſes sollte man doch vorerst erwarten, daß er auch richtig zeichnete, wenn ihm wirklich die Triangulatur bewußt war; vielmehr scheint hier noch ein rein arithmetisches Verfahren vorzuliegen.

Eine ganze Reihe feiner Nebenbeobachtungen hat die Kunstarchäologie schon jetzt dem Verfasser zu danken und man muß auf die Weiterentwickelung dieser Forschungen, welche den innern Herzschlag der Gotik belauschen, sehr gespannt sein. Die Erkenntnis wird immer mehr durchbrechen, daß die alten Meister jene wunderbare Harmonie ihrer Bauten nicht durch Zahlenverhältnisse, sondern durch Raumkonstruktion, also geometrisch erreichten.

Dr. Bergner.

Digitized by Google

Wilhelm Weber, Beethovens Missa solemnis. 133 S., 41 Notenbeispiele. Augsburg, Schlosser, 1897. Mk. 2.—.

Ein großes Kunstwerk giebt durch den Reichtum seiner Beziehungen und durch die Fülle seiner Schönheiten immer von neuem Anlaß zu Interpretationen und Analysen. Beethovens Missa solemnis bedarf derselben um so mehr, als sie in der Messen-Litteratur eine sehr vereinzelte Stelle einnimmt und als für ihre Beurteilung in weiteren Kreisen der rechte Standpunkt fehlt. Das Hauptproblem dürfte in Beethovens Verhältnis zum Messetext zu suchen sein. Hier die Objektivität des durch die Tradition geheiligten Kirchenworts, dort die schrankenlose Subjektivität einer mächtigen Künstlerpersönlichkeit, die dieses Kirchenwort zur Grundlage eines Werkes macht, welches nicht für die Kirche bestimmt ist. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat das Verdienst, zur Lösung dieses Widerspruchs beigetragen und die Missa in engere Beziehung zum Charakter und zur Person ihres Schöpfers gebracht zu haben als bisher geschehen ist. Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß wir mit dem Vorhaben, das Wesen eines so rätselvollen und einsamen Menschen wie Beethoven zu ergründen und seinem Schaffen nachzugehen, uns auf schlüpfrigen Boden begeben. Und so scheint uns vieles von dem, was der beredte Autor sagt, lediglich auf Vermutung hinauszulaufen: es kann sich so verhalten, aber es kann sich auch anders verhalten. Indessen es genügt, daß er hier neue psychologische Gänge gegraben hat und daß seine Arbeit in hohem Maße geeignet ist, ein intimeres Verständnis der Missa, die bisher leider noch wenig Eingang gefunden hat und mehr angestaunt als geliebt wird, anzubahnen. — Die Studie ist eine willkommene Ergänzung zu den Ausführungen H. Kretzschmars im „Führer durch den Konzertsaal". Kretzschmar bietet in einfacher lichtvoller Darstellung eine formale und ästhetische Analyse der Missa, Weber kommt es vor allem auf die innere Geschichte des Werkes an. Nachdem er die äußeren Umstände, unter denen das Werk entstand, skizziert hat, schildert er ausführlich den Seelenzustand Beethovens, seine religionsphilosophischen Spekulationen, sein Verhältnis zum Messetext. Dieses alles, sowie das Kapitel über die Bedeutung der Missa in der allgemeinen Kunst und die Charakteristik der einzelnen Sätze ist mit ungewöhnlicher Hingebung geschrieben und zieht durch schwung- und schmuckreiche Darstellung an. — Ich citiere beiläufig eine feine Bemerkung, die sich auf das Benedictus bezieht. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen der Missa und der 9. Symphonie („die zusammen das Testament Beethovens bilden, aus dem die Nachwelt den Sinn des Meisters zu erkennen hat") und sagt: „Wie in der 9. Symphonie am Schluß des förmlich nach sprechendem Ausdruck ringenden 3. Satzes die menschliche Stimme sich hervordrängt, um das letzte erhabenste Wort zu sprechen, so greift der Meister hier, nachdem er die ganze Fülle menschlichen Wortausdrucks erschöpft zu haben scheint, nach dem Instrument (Sologeige), dem vergeistigten Träger des Empfindungsausdrucks." — — — Vielleicht hätte im 8. Abschnitt auf den Unterschied zwischen den Oratorienmessen des 18. Jahrhunderts und der Missa solemnis hingewiesen werden können. Beethoven prägt dieser den Stil und die Formen seiner Instrumentalmusik auf. Aus seiner Symphoniemusik taucht seine Messe hervor, wie 100 Jahre früher Bachs hohe Messe aus seiner Orgelmusik. — Wir hoffen, daß Webers Schrift dazu hilft, den Wunsch Beethovens, dem er in den über dem Anfang der Missa stehenden Worten Ausdruck lieh: „Vom Herzen! Möge es wieder zum Herzen gehen!", immer mehr in Erfüllung gehen zu lassen.

Dr. Kurt Benndorf.

Zum Schluß des zweiten Jahrganges.

Froh beschließen wir den 2. Jahrgang unsrer Monatschrift. Wir schulden großen Dank der bis zum letzten Monat hin kräftig gewachsenen Zahl unsrer Abonnenten; der unverdrossenen Gemeinde unsrer hochgeschätzten Mitarbeiter; den stets opferwilligen Verlegern, die nichts unterlassen haben, was dem Gedeihen unsres Unternehmens dienlich sein konnte. Mit besonderer Freude erfüllt uns die Thatsache, daß viele noch nicht zum Abschluß gebrachten Fragen auf dem Gebiete des Kultus und der Kunst von verschiedenen Seiten, in Rede und Gegenrede, haben beleuchtet werden können und daß dadurch der Beweis geführt worden ist, daß die M.-Schr. unbedingt jede begründete Ansicht, woher sie auch stamme, zu Worte kommen läßt. Für den neuen Jahrgang liegen bereits mehrere Aufsätze vor, welche die Lösung der bereits diskutierten Streitfragen weiter zu fördern imstande sind.

Digitized by Google

Überhaupt aber enthält unsre Mappe jetzt schon eine solche Fülle interessantesten Stoffes, darunter wichtige Entdeckungen auf historischem und Neuschöpfungen auf künstlerischem Gebiete, daß es kein Versprechen ins Blaue hinein ist, wenn wir die Versicherung geben, es werde uns möglich sein, den Inhalt unsrer Blätter immer vollkommener zu gestalten. Denn auch das bekennen wir offen, daß wir selbst mit unsern Leistungen noch keineswegs zufrieden sind und rastlos streben werden, Lücken und Unvollkommenheiten, über die wir uns nicht täuschen, zu beseitigen. Das uns in seltener Einmütigkeit gespendete Lob wird uns nicht selbstgenügsam machen, wie die hier und da versteckt verabreichten Nadelstiche, für die wir zum Schluß einmal dankend quittieren, uns nicht veranlassen werden, den von Anfang an mit Entschiedenheit vertretenen Standpunkt aufzugeben, in Frieden und zum Frieden das Haus Gottes zu bauen. Wer sich darin mit uns Eines Geistes weiß, der bleibe uns für die Zukunft treu und sorge dafür, daß das hier geschriebene Wort auch That werde. Spitta. Smend.

Inhaltsverzeichnis zum zweiten Jahrgang (Nr. 1—12).

Größere Aufsätze.

Geschichte des Gottesdienstes. v. Schubert, Eine anonyme deutsche Gottesdienstordnung aus der Reformationszeit. 110. — Ernst, Schleiermacher als Liturgiker. 112. — Luther, Eine Judentaufe i. J. 1744. 142. — Smend, Zu v. Schuberts anonymer Gottesdienstordnung. 150. — Smend, Butzers „Grund und Ursach“. 199. — Günther, Württemberg und die öffentliche Beichte auf luth. Boden während des 16. Jahrh. 248. — Bronisch, Ein Christnachtsformular aus dem 18. Jahrh. 292. — Köster, Die Kirchenordnung für die St. Wenzelkirche in Naumburg vom J. 1527. 361.

Gottesdienstliches Leben der Gegenwart. Sell, Offene Kirchen, tägliche Gottesdienst. S. 1. — Schubart, Alphabetglocken. 16. — Cienken, Pfingstliche Festsitten in der rechtsf. Unterweser-Marsch. 49. — Spitta, Feiern im ersten Drittel des J. 1897. 86. — Scheer, Liturgisches aus der luth. Kirche Frankreichs. 120. — Gallwitz, Sichtbare oder unsichtbare Kirche? 133. — Spitta, Der Eingang des evang. Hauptgottesdienstes. 183. — Steinhausen, Zur Frage: Sichtbare oder unsichtbare Kirche? 209. — Rieger, Offene Kirchen im Protestantismus? 271. — Belin, Tägliche Gottesdienste? 274. — Pahncke, Offene Kirchen? Tägliche Gottesdienste? 275. — Menegoz, Die neue Agende der reformierten Kirche Frankreichs. 306. 365. — Brann, Offene Kirchen und tägliche Gottesdienste auf dem Lande. 366. — Smend, Feste und Feiern an der Jahreswende. 386. —

Hymnologie. Nelle, Das Kirchenlied in der Konfirmationsfeier. 25. — Löw-Burckhardt, Annoni, Vom rechten Gebrauch und Singen geistlicher Lieder. 44. — Löw-Schäfer, Das neue Gesangbuch der reformierten Kirchen Frankreichs. 51. — Schultze, *Κύριε ἐλέησον.* 65. — Klingemann, Geschmacklosigkeiten. 75. — Nelle, Tersteegens Andacht bei nächtlichem Wachen. 77. — Ein geistliches Lied Härters aus der Zeit der Belagerung Straßburgs. 164. — Spitta, Zwinglis Reformationslied. 196. 320. — Spitta, Der Entwurf eines Liederbuchs für den evang. Bund. 224. — Erichson, Wolfgang Musculus. — Katharina Zell. 236. — Nelle, Zur Erinnerung an Tersteegen. 242. — Violet, Das Lied Simeonis im gottesdienstlichen Gebrauch. 257. — Ein Gesang Zwicks auf Weihnacht. 267. — Stoßseufzer eines Laien. 286. — Simons, Ein Herborner Gesangbuch vom J. 1654 und seine Verwandtschaft mit niederrheinischen und Straßburger Gesangbüchern. 311. — Rieger, Die Verwendung des Chors bei den Gemeindeliedern. 337. — Cohrs, Ein bisher

Digitized by Google

unbekanntes Liederbuch von Zwick. 346. — Spitta, Die Lieder der Konstanzer Reformatoren. I. Kenntnis und Gebrauch in der Gegenwart. 350. — Derſ., II. Ambroſius Blaurer. 370. —

Muſik. Ein Brief von F. Mendelsſohn-Bartholdy. 9. — v. Herzogenberg, Brahms in ſeinem Verhältnis zur evang. Kirchenmuſik. 68. — Hartter, Zur Sache des kirchlichen Vor- und Nachſpiels. 79. — Lindenborn, Wie groß iſt die Anzahl der durchweg in Übung ſtehenden Choralmelodien? 107. — Weizſaecker, Links „rein-pneumatiſche Windlade". 122. — Lang, Noch ein Wort über kirchliches Vor- und Nachſpiel. 152. — Hartter, Nach welcher Melodie? 165. — Hartter, In Sache des württemb. Orgelalbums. 226. — Bergner, Symphoniaci. 268. — Göhler, Konzertkantoren. 280. — Hartter, Erinnerung an Seyerlen. 290. — Benndorf, Luthers Lob der Muſik. 304. — Vollhardt, Noch einmal der Konzertkantor. 363. — Wolf, Die chromatiſche Alteration im liturg. Geſange der abendländiſchen Kirche. 385. — Hahn, Die Liederhallenorgel zu Stuttgart. 392. —

Baukunſt und bildende Kunſt. Franck, Unſere Kirchen und gruppierter Bau bei Kirchen. 11. 36. — Bürkner, Konfirmationsſcheine. 23. — Bergner, Die Anfänge kirchlicher Baukunſt in Thüringen. 53. — Weber, St. Peter zu Obertürkheim. 71. — Schultze, Zum Studium der kirchlichen Kunſt. 100. — Brion und Haug. Die Kirche in Plobsheim. 145. — Grotefend, Die Abtei-Kirche in Offenbach a. Gl. 147. — Brathe, Die Stellung der Orgel in der Kirche. 176. — Spitta, Die Prinzipien für die Aufſtellung der Orgel im evang. Gotteshauſe. 212. — Raſch, Die Katharinenkirche in Oppenheim. 217. 318. 339. — Weizſaecker, v. Broeckers Kunſtgeſchichte. 287. — v. Broecker, Eine Predigt über das erſte Kapitel der Bibel. 301. — Bürkner, Ceterum censeo. 333. — Derſ., Ein neuer Konfirmationsſchein. 368. —

Kleinere Mitteilungen.

Gottesdienſt. Günther, Hohenloheſche Gottesdienſtordnungen. 91. — Einweihung der evang. Garniſonkirche in Straßburg. 94. — M. Herold, Dekan. 94. — Neue ruſſiſch-luth. Agende. 94. — v. Schubert, Nürnberger Feremonienſtreit im 18. Jahrh. 125. — Datum des Erntefeſtes im Elſaß. 126. — Agendenfrage in Heſſen. 229. — Vierter Jahresbericht des deutſch-evang. Vereins, Amſterdam. 264. — Pfennigpredigten. 264. — Einweihung der deutſchen evang. Kapelle in Gardone Riviera. 294. 326. — Einweihung der Kirche in Landshut. 322. — Einweihung der evang. Kirche in Fabern. 325. — Verlegung des Reformationsfeſtes in Graubünden. 327. — Köſter, Naumburger Kirchenordnung von 1537. 365. — Sehling, evang. Kirchenordnungen des 16. Jahrh. 363.

Hymnologie. Konfirmationslied. 31. — Liederverz zu ſingen nach der Predigt? 91. — Trauergeſänge. 93. — Elſäſſiſche Geſangbuchfrage. 125. 159. — Geſangbuchfrage in Braunſchweig. 262. — Weihnachtsſpiele. 294. 390. — Hommelſche Sammlung. 391. —

Muſik. Evang. Kirchenmuſik in Rußland. 28. — Luth. Kirchenmuſiker Bayerns. 29. — Stadtſingechor in Halle. 65. — Reſponſorium in Polen. 67. — Breitkopf & Härtels Katalog „Das Kirchenjahr". 91. — Göhler, über Cornelius Freundt. 92. — Familienabend eines pfälziſchen Kirchenchors. 94. — Hochdruckluftpfeifen. 97. — Poſaunenvereine. 128. — Geiſtliche Texte zu weltlichen Melodien. 158. — Die Zahl der gebräuchlichen Choralmelodien. 158. — Kompoſition von Terſteegens Nachtlied. 159. — Locher von der Kaiſerin empfangen. 160. — Vierter Vereinstag des bayr. Kirchengeſangvereins. 160. — Programm kirchlicher Muſikaufführungen. 189. — Chorgeſang in der ſächſ. Gewerbeausſtellung. 189. — Konzertorgel für das Vereinshaus zu Dresden. 189. — Dritte Jahresverſammlung des weſtf. Kirchengeſangvereins. 190. — Kompoſitionen von Liedern Terſteegens. 230. — Achtes Landeskirchengeſangfeſt von Baden. 230. — Jahresfeſt des rheiniſchen Kirchengeſangvereins. 230. — Württemb. Landeskirchengeſangfeſt. 261. — Aus der Musica sacra. 263. — Verbreitung des Zwingli-Liedes. 263. 391. — Dispoſition der Orgel in der Friedrich III.-Gedächtniskirche zu Berlin. 265. — Achter Verbandstag der hannov. Kirchenchöre. 295. — Kirchengeſangverein für Pommern. 295. — Desgl. für die Pfalz. 294. — Zu Sachen der Appunſchen Viktoria-

Digitized by Google

glocke. 294. — Zwei Aktenstücke der preußischen Generalsynode. 324. — Bruch-Jubiläum. 365. — Bruchs Gustav Adolf. 391. — Kirchenchor zu Rothenburg o. T. 392. —

Baukunst und bildende Kunst. v. Gebhardts Christus am Kreuz. 66. — Wie eine Kirche „verschönert wurde". 93. — Kaiserl. Besuch der Wiesbadener Ringkirche. 160. — Neue Kirchen in Saarburg i. L., Mollstadt und Kaiserslautern. 160. — Archäologischer Katechismus von Otte, 3. Aufl. 188. — Neue reformierte Kirche auf Borkum. 188. — Illustrierte und kolorierte Bibelsprüche. 188. — Entwurf einer Kirche in Solingen. 264. — Akad. Verein f. christl. Archäologie in Berlin. 264. — Paramentenverein im Diakonissenhaus zu Altona. 264. — Weihnachtstransparente. 292. — Goldgrundengel. 293. — Zur Ausstellung von Christusbildern, die „Köln. Zeitung". 322. — Renovation der Marktkirche in Halle und der Stadtkirche in Friedberg. 391.

Nekrologe. Brahms. 66. — W. Baur. 66. — v. Riehl. 322. — Succo. 324.

Praktische Winke. Für die österliche Zeit. 27. — Für die Tersteegenfeier. 160. — Für das Erntefest. 160. — Für den Eingang des Hauptgottesdienstes. 183.

Bücherschau. Schäfer, Agende für innere Mission. 29. — Hatfield, Wesleys translations of German Hymns. 30. — Hohmann, Sechs Passionsgesänge. 30. — Riedel, Wie durch Kirchenmusik auf die Erbauung der Gemeinden einzuwirken? 66. — Frenzel, Die Orgel. 66. — K. Becker, Volkstümliche Lieder. 67. — Stein, Geistl. Volkslieder. 67. — Große Missionsharfe. 67. — Sickel, Geschichte d. Trinit.-Kirche zu Ferbst. 95. — Flügel, Psalm 126. 95. — Öchsler, Überleitungen zum Introitus. 95. — F. H. Eichhoff, Hauschoralbuch. 95. — Weber, Geistl. Volksschauspiel und kirchl. Kunst. 96. — Piutti, op. 26—28. 129. — A. Becker, Sechs geistl. Lieder. 130. — Heckner, Handbuch der kirchl. Baukunst. 130. — v. Mirbach, Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. 130. — Goldschmidt, Albanipsalter. 162. — Smend, Der erste evang. Gottesdienst in Straßburg. 163. — Witte, Aus Kirche und Kunst. 163. — Werckshagen, Tersteegens Lieder und Sprüche. 191. — Noack, Christi Geburt in der bildenden Kunst. 192. — Hillmann, Die evang. Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche. 193. — Öchsler, Drei geistl. Gesänge. 230. — Kyrie und Gloria. 231. — Simons, Der evang. Kirchenbau. 231. — Hasak, Magdeburger Dombau. 265. — Redlin, Geschichte der Marienkirche in Stargard. 265. — Einweihung der Kirche St. Lukas in München. 266. Nelle, Tersteegens geistl. Lieder. 266. — Gründler, Tersteegen. 266. — Zum 200. Geburtstage Tersteegens. 266. — Böhmer, 100 Grabinschriften. 295. — Vogel, Der Tod ist verschlungen in den Sieg. 295. — Derf., Auf dem Weg nach Emmaus. 295. — Waitz, Die kirchl. Begräbnisfeier. 295. — Goldschmid, Epiphanias. 296. — Zimmer-Habermas, Die Orgel. 296. — Psalmodie Schleswig-Holsteins. 297. — Bernstein, Neue Bahnen für den Nebengottesdienst. 327. — Kühler, Zur Reform der Konfirmation. 328. — v. Maltzew, Ritus der Vereinigung mit der orthod. Kirche. 328. — v. Herzogenberg, Liturg. Gesänge. 328. — Kleemeyer, Introiten und liturg. Chöre. 329. — Wolfrum, Der evang. Kirchenchor. 329. — Erinnerungen an Piper. 329. — Hermes, Der Dom zu Halberstadt. 330. — Diehl, Zur Geschichte der Konfirmation. 393. — Zimmermann, Oberitalische Plastik. 393. — v. Drach, Das Hüttengeheimnis vom Gerechten Steinmetzen-Grund. 394. — Weber, Beethovens Missa solemnis. 395.

Abbildungen. Reformierte Kirche in Osnabrück. 12. — Entwurf eines Gemeindehauses auf Eckgrundstück. 42. 43. 44. — Kirche in Plobsheim. 146. 147. — Katharinenkirche in Oppenheim. 219. 359. — W. Musculus. 256. — Aus v. Broeckers Kunstgesch. 288. 289. 302.

Musikbeigaben. Abel, Zur Konfirmation. 31. — Succo, Ich bin die Auferstehung. 32. — Seyerlen, Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ. 98. — Stein, Ich hebe meine Augen auf. 198. — v. Herzogenberg, Zwinglis Reformationslied. 232. — Bruch, Tersteegens Nachtlied. 234. — Öchsler, Ein Weihnachtsliedchen. 298. — A. Becker, Mit Fried und Freud ich fahr dahin. 331. — Wolfrum Im Frieden dein. 332.

Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die betreffenden Verfasser verantwortlich.

Digitized by Google

— **(Musik.)** Die entschieden preiswürdigste **Cottage-Orgel** bietet die Firma Wilh. Rudolph, Pianoforte- und Harmonium-Fabrik Lager in Gießen, mit ihrer Nr. 232; dieses 5octavige Harmonium hat 2 vollständige Zungenreihen und 8 Register, ist elegant gebaut und kostet brutto nur Mark 250.—; die billigste aller existirenden 2spieligen Cottage-Orgeln mit 4 Octaven ist die Nr. 229 zu brutto Mark 180.—, die billigste Cottage-Orgel überhaupt, mit schönem weichem Ton und elegantem Gehäuse, die Nr. 222 zu Mark 115.— brutto. — Der illustrirte Katalog, der bedeutendste seiner Art, wird gratis und frei versandt.

W. Ritmüller & Sohn, Göttingen

Gegründet 1795 — Inhaber: **Bernhard Schroeder,** — Gegründet 1795

Fabrik erstklassiger Flügel und Pianinos.

Empfohlen durch **Dr. Hans von Bülow, d'Albert, Sarasate, Dr. Weitzel u. a.**

Auf 13 Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet.

Pianinos von M. 650—1200; **Flügel** von M. 1350 an bis 2500.

Pressstimmen aus den letzten Wochen:

— (Ritmüller'sche Konzertflügel.) „Ein erst vor etwa 14 Tagen fertig gewordener Konzertflügel aus der Fabrik von W. Ritmüller & Sohn hierselbst macht auf seiner ersten Reise durch Mecklenburg und Holstein auf einer Konzerttournée von Amalie Joachim und Liebling ganz ungewöhnliches Furore: Herr Hofpianist L. schreibt darüber an die Fabrik: „Ich erinnere mich nicht, jemals einen grösseren Erfolg beim Publikum gehabt zu haben, wie in den letzten Tagen, und das habe ich zur Hälfte dem Ritmüllerflügel zu verdanken, der auf alle meine Intentionen einging, und mich glänzend assistierte. Ich möchte Ihrem Klavier in Bezug auf Tonschönheit und Ausgiebigkeit das Prädikat **„Deutscher Steinway"** beilegen, denn es kommt diesem vor allen deutschen Fabrikaten am nächsten. Publikum wie Kollegen waren einstimmig entzückt, und zweifle ich nicht, dass die Vorführung Früchte zeitigen wird." "

— Auch Frau Joachim teilt diese Ansicht: „Der Flügel, welchen Herr Hofpianist Liebling aus Ihrer Fabrik hatte, ist wunderschön, Herrn Lieblings Spiel kam auf demselben zu ganz besonderer Wirkung." " Ähnliches sagen auch sämtliche Kritiker in den dortigen Zeitungen. Diese Zeugnisse beweisen, dass die Ritmüller'schen Instrumente zu immer grösserer Vollkommenheit gelangen und den Vergleich mit denen der allerersten Firmen nicht zu scheuen brauchen."

— (Ritmüller'sche Pianinos.) Unser Vertreter in Nordhausen schreibt: Das Pianino hat der königl. Musikdirektor A. Trübe hier für seinen Neffen (Theologe) angekauft. Er war ganz entzückt über den Ton und sagte: „Hätte doch mein Blüthner'scher Flügel solchen schönen Ton." G. Bachmann.

Verlag von **J. Rieter-Biedermann** in **Leipzig.**

Begräbnissgesang

für Chor und Blasinstrumente

von

Johannes Brahms

Op. 13.

☞ Orgelauszug (mit Text) von F. E. Thiele 2 M. 30 Pf.

Sopran, Alt, Tenor, Bass je 15 Pf.

Durch die soeben erfolgte Herausgabe des Orgelauszuges ist die Aufführung des „Begräbnissgesanges" allen Kirchenchören ermöglicht, vornehmlich solchen, welche nicht in der Lage sind, über ein Blasorchester zu verfügen.

Verlag von **J. RIETER-BIEDERMANN** in **LEIPZIG.**

Die Passion.

Kirchen-Oratorium

für Gründonnerstag und Charfreitag.

Für Solostimmen, Chor, Streichorchester, Harmonium, Gemeindegesang und Orgel

von

Heinrich von Herzogenberg.

Op. 93.

Theil I: Gründonnerstag.

Part.	Cl.-Ausz.	Chorst.	Orch.-St.	Text
n. 10 M.	n. 3 M.	je n. 60 Pf.	n. 10.25 M.	n. 10 Pf.

Theil II: Charfreitag.

Part.	Cl.-Ausz.	Chorst.	Orch.-St.	Text.
n. 15 M.	n. 4.50 M.	je n. 1 M.	n. 15.25 M.	n. 10 Pf.

☞ **Unbemittelte Kirchenchöre erhalten das Material leihweise. Näheres auf Anfrage.**

Digitized by Google

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Anfang 1897 mehr als 3600 Kirchen- und 5000 Signal-Glocken geliefert. — Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochum in Westfalen

Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation.

Soeben erschien:

Lützel, J. Heinrich, Kgl. Professor der Musik. **Chorlieder** für Gymnasien, Realschulen und Lehrerbildungs-Anstalten. 5. **vermehrte** Aufl. Geb. ℳ 1,80.

Lützel, J. H., Chorgesangbuch für Kirchen-Gesangvereine und höhere Lehranstalten. 138 geistliche Chorgesänge für gemischten Chor (Chorlieder, Motetten und Psalmen) von den vorzüglichsten Kirchenkomponisten des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts. 3. Auflage. ℳ 2,60. Gebd. ℳ 3,20.

Lützel, J. H., Geistliche und weltliche Männerchöre. 8. Auflage. Gebd. ℳ 3,20.

Lützel, J. H., Lieder für gemischten Chor. 2. Aufl. kart. ℳ 1,20.

Lützel, J. H., Zwei- und dreistimmige leichte Chorgesänge mit Orgelbegleitung. 60 ₰.

Lützel, J. H., Der praktische Organist. Zum Gebrauche für Kirchen, Seminarien- und Präparandenschulen.

I. Teil, 3. Auflage. Choralvorspiele zu den vorzüglichsten Choräleu enthaltend. ℳ 5,50.

II. Teil, 3. Auflage. Eine reiche Auswahl von Vor- und Nachspielen in den gebräuchlichsten Tonarien u. verschiedensten Formen. ℳ 5,50. Beide Teile zus. ℳ 10,—.

Lützel, J. H., Chorgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch. Herausgegeben vom evangelischen Kirchengesangverein der Pfalz. I. Heft. Preis der Partitur (20 vierstimmige Chorgesänge enthaltend) ℳ 1,50. Einzelstimme 20 ₰. II. Heft. Partitur ℳ 2,—. Einzelstimme 20 ₰.

Helding und **Lützel, Chorgesänge,** herausg. im Auftrage der evangel. Kirchengesangvereine für Baden und die Pfalz. Partitur ℳ 2,50. Einzelstimme 25 ₰. Enthält 30 Chorgesänge älterer und neuer Meister.

Lützel, J. H., Der 24. Psalm für Männerchor mit Orchesterbegleitung. Partitur ℳ 4,—. Klavierauszug ℳ 1,50. Einzelstimmen (I. und II. Tenor, I. und II. Baß) à 10 ₰.

Name und Bedeutung Lützel's auf dem Gebiete des Kirchengesangs ist so bekannt, daß ich glaube, von besondren Empfehlungen absehen zu können.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hochachtungsvoll

Kaiserslautern. **J. J. Tascher's Buchhandlung (A. Gerle).**

Digitized by Google

Staatsmedaille 1879. ❋ I. Staatspreis 1881.

Altar-Decken,

Kanzel-, Taufstein-Bekleidungen, Leinentücher, Bahrtücher u. s. w.

von einfachster bis zu reichster Beschaffenheit.

Stoffe, Besätze, Stickereien.

Kirchenteppiche nach eigenen stilgemässen Mustern. Einrichtung von Kreuzstich-Teppichen.
Preise durchaus mässig und angemessen. Reichhaltige Mustersendungen zur Ansicht und Auswahl, Vorschläge und Kostenanschläge unentgeltlich und postfrei.

P. Bessert-Nettelbeck, Hof-Kunststickerei-Anstalt.

BERLIN S. W. 12., Markgrafenstrasse 27a. **DRESDEN-A.,** Victoria-Strasse 15.

Empfohlen von d. Kgl. Regierung, Konsist., Geistl. u. Patr. u. hervorragenden Kirchenbaumeistern.

Empfohlen vom Verein für religiöse Kunst in der evang. Kirche.

Silberne Staats-Medaille, Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

München 1888. **Höchste Auszeichnung.** *Bremen 1890.*

Henning & Andres, Glasmaler

Hannover.

Anfertigung von Kirchenfenstern in allen Stilarten in bester Ausführung. — Garantie für Wetterbeständigkeit. — Beste Empfehlung erster Architekten.

× × × × × × × × **Auf Wunsch Skizzen und Kostenanschläge.** × × × × × × × ×

Harmoniums

Grösste Auswahl! — Harmoniums — Preisliste Gratis!

für Kirche, Schule und Haus.

Oettingen, Bayern.

G. F. Steinmeyer & Co.,

Orgel- und Harmoniumfabrik.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vortheile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, d. grösste seiner Art, frco. Nichtgefall. Instr. auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen** 341.

Neuer Verlag von J. RIETER-BIEDERMANN in LEIPZIG.

Zwei Psalmen

für

vierstimmigen Chor a capella

von

Carl Piutti.

Op. 30.

No. I. **Das ist mir lieb** (Psalm 116). Partitur 3 M. Stimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 60 Pf.

No. II. **Jauchzet dem Herrn, alle Welt!** (Psalm 100). Partitur 2 M. Stimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 30 Pf.

Joh. Gg. Pfeiffer

Kaiserslautern

liefert Glocken in jeder Größe.

Geläute geliefert für die Christuskirche Köln, Lutherund Marienkirche Duisburg, Eusirchen, Honnef, Eschweiler, Kleinbremen, Rotthausen.

Garantie für reine Grund- und Nebentöne.

Hierzu 3 Beilagen: von **G. D. Baedeker** in **Essen, F. C. C. Leuckart** in **Leipzig** und **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen.**

Ausgegeben am 4. März 1898. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Schulstr. 4.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 418

Digitized by Google